720001

Kartei Nr. 72 **Inhalt - Brauchtum + Aberglaube**

720002

Wie's Wetter wird

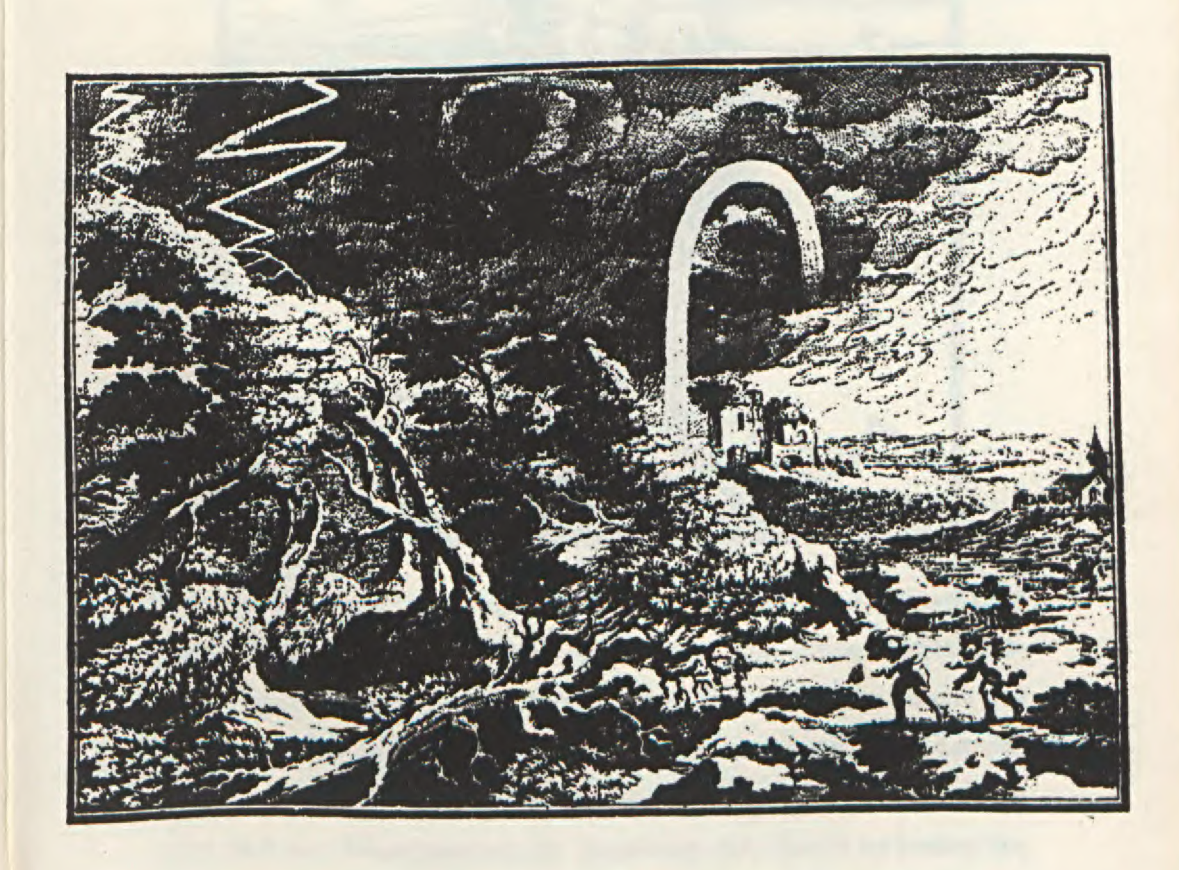


1

Roche

720003

Bauernregeln im Frühling



720004



720005

Vom Schatz der Bauernregeln

Ein Wetter für jeden gibt es nicht. Was dem Bauern gelegen kommt, muß nicht auch dem Fischer als Himmelsgeschenk erscheinen. Ein verregneter Sonntag ist dem Städter allemal ein Ärgernis, mag der Winzer noch so sehr über das langentbehrte Naß beglückt sein. „Gutes Wetter" kommt immer auf den Standpunkt an. Aber wie's Wetter wird, hat die Menschen zu allen Zeiten interessiert.

Aus Licht und Wolken, Wind und Vogelflug erspürte man Sonnenschein oder Regen. Mit „Wetternasen" begabte Wesen hatten



den anderen vieles voraus, denn es sah mancher gen Himmel und wußte doch nicht, was kommen würde. Die alten Wetterpropheten gaben bereitwillig weiter, was das Abendrot ihnen zuleuchtete, die Frösche ihnen entgegenquakten und die Lerche ihnen vom Himmel herabsang. In schriftloser Zeit hämmerte man sich das Wissenswerte in Versform ein, damit es besser im Gedächtnis haften bleibe. Was der Ur-Meteorologe beobachtete,

720006

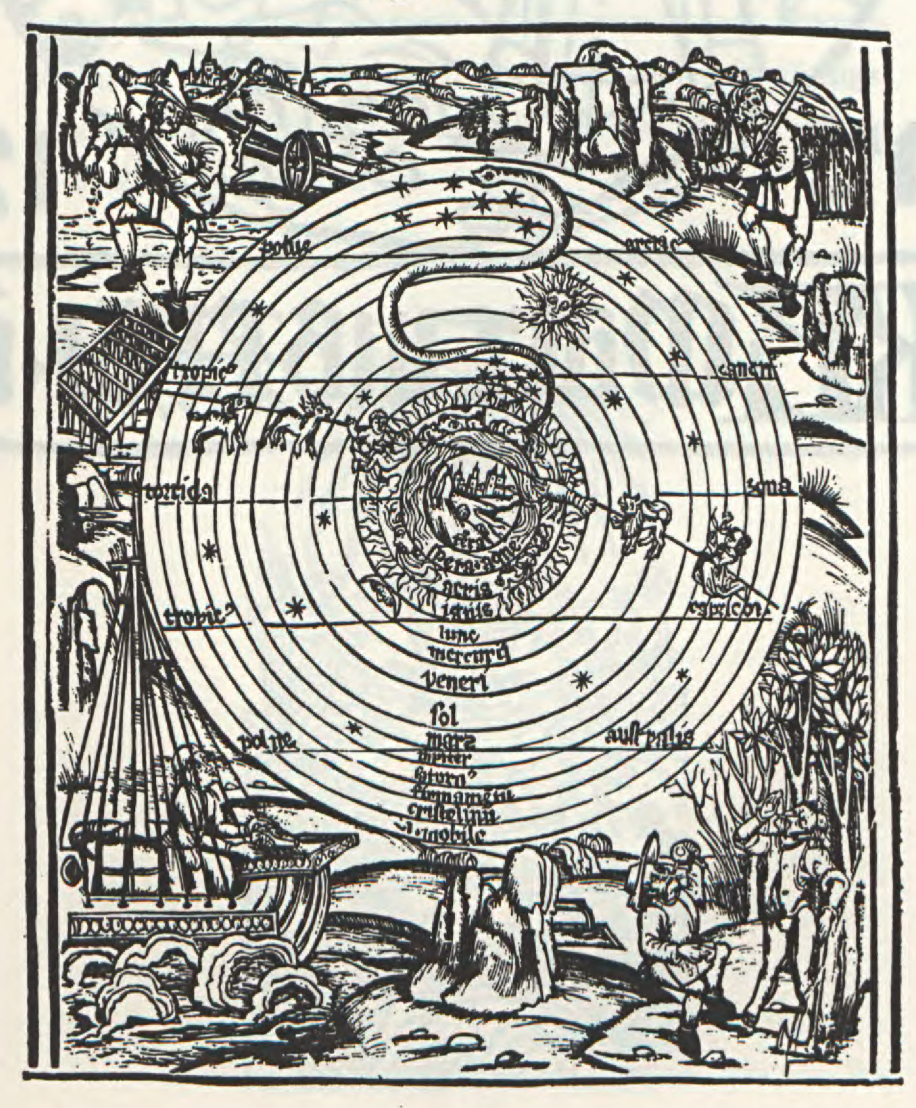
setzte der Ur-Dichter in klingende Reime, und viele Jahrhunderte hatten den Nutzen davon.
Als sich Ende des 18. Jahrhunderts die Wissenschaft mit diesen Wetterregeln zu beschäftigen begann, war ihre Zahl längst Legion geworden. Man hatte sie aufgeschrieben, gedruckt, aber auch als Aberglauben und Wetterhexenweisheit bekämpft. Diese Sprüche, die zu den ältesten deutschen Sprichwörtern gehören, riechen zwar alle nach Land, Luft, Wald und Acker, aber genaue Naturbeobachtung, astrologische Spekulation und eigenartige Zahlenmystik stehen einträchtig darin nebeneinander. Das verdanken sie der Antike, die sich mit Hingabe der Astrologie verschrieben hatte und auch vor Wetterzauber nicht zurückschreckte. Seneca erzählt, daß man zu Kleonai in Argolis gerichtlich gegen die „Hagelwächter" einschritt, wenn man glaubte, sie hätten sich Nachlässigkeiten im Amt zuschulden kommen lassen. Als in der christlichen konstantinischen Zeit alle Magie verboten wurde, war der Wetterzauber neben dem Heilzauber nach wie vor erlaubt. Die christliche Kirche brachte das antike astrologische Gedankengut in den Norden, und im 11. und 12. Jahrhundert stand es bei uns hoch im Kurs. Es fand fleißig Einlaß in die deutschen Wetterregeln, zumal sich auch literaturliebende Mönche dieser Reime annahmen, sie aufschrieben und mit den Versen der antiken Schriftsteller vermengten. Vergils »Georgica« mit ihrer Fülle von astrologischen Wetterregeln war besonders einflußreich. Woher die ersten Wettersprüche kommen, wer sie »erlebt«, durchdacht und weitergegeben hat, weiß heute niemand mehr. In ihnen beginnt recht eigentlich die Entdeckung der Naturgesetzlichkeit. Wetter, Witterungserscheinungen waren auch in Urzeiten die sichtbare blitzende, donnernde, strahlende Kette zwischen dem All und den Menschen. Man versuchte den Wechsel der Witterung mit anderen Erscheinungen am Himmel, in der Luft, an Pflanzen und Tieren in Einklang zu bringen. Die Erfahrungen daraus führte zu den Bauernregeln, wie man die Wettersprüche auch nennt, weil sie vor allem die Weisheit des Landmannes sind.
Manchmal scheinen die Regeln nicht übereinzustimmen, sich zu widersprechen. Das ist verständlich, denn sie waren bei ihrer Entstehung immer rein lokale Wettervorhersagen. Dann wanderten sie aus Ost, Süd, West und Nord durcheinander. Aber der Südwind hat im Norden eine andere Witterung im Gefolge als im Westen. »Anders im Tal, anders in den Bergen«, sagen die Tsche-

720007

chen. Die mundartlichen Sprüche bezeugen manchmal noch die örtliche Herkunft.

Die bäuerlichen Wetterregeln, auch wenn sie sich auf reine Naturbeobachtung beziehen, sind alles andere als unfehlbar. Zu viele Faktoren bestimmen das Wetter. Die moderne Meteorologie weiß immer noch ein schmerzliches Lied davon zu singen. Der Grieche Aratos schloß schon vor zweitausend Jahren sein Wetterbuch mit den Versen: »Alles bedenke zugleich, wenn den Jahreslauf du erforschst – Daß du leichtfertig nimmer die Wetterzeichen dir deutest«. Wieviel mehr weiß man heute von den Gesetzen der Natur, aber die Irrtümer sind geblieben. Es ist ein eigenartiger Reiz, in den kundigen Alltagspoetereien früherer Jahrhunderte zu blättern, sich in die ganz einfache Vorstellungswelt aus Sonne, Mond, Sternen, Regen und Wind zu versetzen, als man bescheidener Weise trotz allen »Regenriechenkönnens« noch skeptisch meinte: »De Kalender schröfft, on de lewe Gott göfft«. Oder anders ausgedrückt: »Der Kalendermacher macht den Kalender und der Herrgott das Wetter.«

Georgicorum



720008



720009

Märzwetter

»Unter dem Schnee im März schlägt ein warmes Herz«. Es pocht in allen kleinen bunten Blumenknospen, die auf den sanften Schlag des Frühlings warten. Gern noch warten, denn »Märzenschein läßt noch nichts gedeihn«. Ein schöner März macht dem Bauern Schmerz. »Jedes Maulvoll Gras im März kostet einen Schoppen Milch im Winter.« Ein dänischer Spruch warnt: Ein zänkischer Priester, eine Jungfrau ohne Tugend und eine Blume im März nehmen kein gutes Ende. Auf einen freundlichen März folgt meist ein freudloser April. »Märzengrön is nig schön«, und »Wenn der März nicht märzt, denkt der April arg«. Veränderlichkeit sagt man dem ersten Frühlingsmonat nach. »Frauengeschmack, Mädchenliebe und Märzwetter sind unbeständig«, behaupten die Polen. Wenn der März als Schaf kommt, geht er als Wolf und umgekehrt.



720010

»Märzenschnee tut den Saaten weh.« Sie mögen's jetzt nicht weiß. »Märzenschnee frißt – Aprilschnee mist't.« »Lang Schnee im März, bricht dem Korn das Herz.« Doch »Märzenschnee und Jungfernpracht dauern oft kaum über Nacht«. Auch der Regen ist jetzt kein gern gesehener Gast. »Viel Regen im März macht einen trockenen Sommer«, prophezeien die Deutschböhmen. »Wies im März regnet, wirds im Juni wiederregnen«, ist eine allgemein verbreitete Regel. Auch der Bauer mag keinen regenreichen März: »Ein feuchter, fauler März ist des Bauern Schmerz«. Überdies sind Tau und Nebel grämliche Nachbarn. »Soviel Tau im März, soviel Reif um Pfingsten«. »Tauts im März gar nach Sommerart, kriegt April sicher 'nen weißen Bart.« Der Nebel im März hat noch ganz besondere Mucken. Jeder Märznebel kommt nach hundert Tagen als Regen wieder, oder noch ärger: »Wenn Märzennebel hundert Tage vorüber sind, kommt Regen und Gewitterwind«. Am Lechrain schreibt man sich die Nebel im März auf. Regnen sie nicht binnen acht Tagen herunter, so bleiben sie so lange oben wie ein Schwein trägt, nämlich achtzehn Wochen und neun Tage – dann kommen sie auf den Tag genau mit einem Donnerwetter herunter. Überhaupt: »Wenn im März viel Nebel fallen, im Sommer viele Gewitter schallen.« Auch »Soviel Nebel im März – soviel Frost im Mai«.

Trocken soll der dritte Monat sein, dann füllt er die Keller. »Läßt der März sich trocken an – bringt er Brot für jedermann.« Das ideale Frühlingswetter stellt sich der Rheinländer so vor: »Drüge März, nasse Abrel, köhle Mai – föllt Schüer on Keller, brengt got Heu«. Vom März erwartet man außerdem, daß er viel Wind mitbringt. »Ein Lot Märzenstaub ist einen Dukaten wert.« Einem anderen ist ein »Scheffel Märzenstaub gar eine Krone wert«. Jedenfalls »Märzenstaub und Aprilenregen bringen dem Maimonat großen Segen«.

Sie hängen sehr aneinander, die Brüder Frühlingsmonate. »Was der März nicht will, holt sich der April, was der April nicht mag, steckt der Mai in den Sack.« Und »wenn der März mait, märzt der Mai«. Löst der April den März ab, gehts meist besonders kalt und naß zu. Darüber erzählt man sich in Andalusien, ein Schäfer habe einmal dem März ein Lämmchen versprochen, wenn er sich gut betragen wolle. Der März schlug ein und tat gewissenhaft, was er gelobt. Als er sich aber gegen Ende seiner Herrschaft

720011

das Lämmchen holen wollte, überlegte sich der Hirt, daß vom März nur noch drei Tage übrig seien; er wurde übermütig und weigerte sich, den versprochenen Lohn zu zahlen. Da sagte der März zornig: »Mit drei Tagen, die mir übrig und drein, die mir leiht mein Gevatter April, ich alle deine Schafe sterben lassen will« und tobte sechs Tage lang schrecklich mit Kälte und Regen. Und so ist's manchmal noch heute.



720012

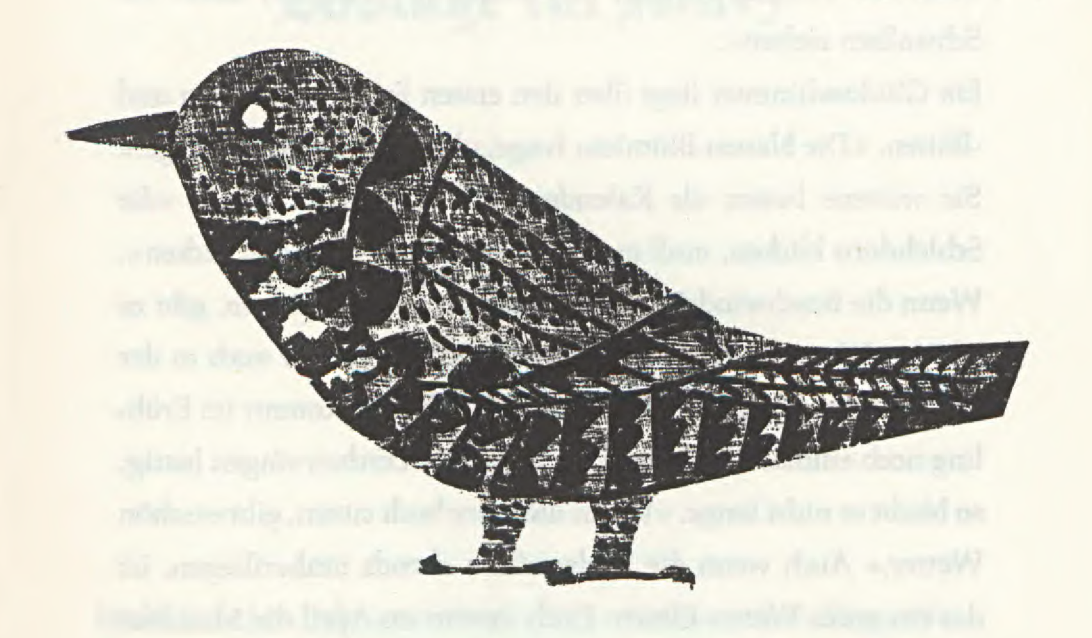
Frühlingsrufer

Ein Blick auf den Kalender kann im Frühling melancholisch stimmen. Laub, Gras und Sonnenstrahlen lassen sich oft Zeit und pfeifen auf den 21. März. Aber wenn der Frosch vom Frühling spricht, die Kraniche von Süden her aufziehen und die Eschen Knospen tragen, lacht der Lenz. »Kommt die wilde Ent', so hat der Winter ein End«. »Ich han den sumer vunden«, freuten sich unsere Vorfahren, wenn sie an aufblühenden Blumen oder heranziehenden Vögeln den Beginn der schönen Jahreszeit ablesen konnten.

»Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer«, heißt es schon in der 304. Fabel des Äsop, der um 600 v. Chr. gelebt und ein phrygischer Sklave gewesen sein soll. Die Fabel erzählt von einem jungen Mann aus reichem Hause, der all sein Gut verpraßte und endlich auch seinen Mantel verkaufte, als er eine Schwalbe sah und darum meinte, nun sei der Sommer da. Aber es kam noch einmal Kälte, die Schwalbe starb, und der frierende Jüngling sprach ärgerlich das Wort von der Schwalbe, die noch keinen Sommer mache. Die »Äsopischen Fabeln«, eine – allerdings erst spätantike – Sammlung von über dreihundert Fabeln, gehörte bis ins 19. Jahrhundert zum Schulpensum und war fast allen Gebildeten bekannt. Dem vielbesungenen Reineke Fuchs konnte man schon hier begegnen. Mochte also die Äsopsche Schwalbe noch keinen Sommer machen – die Primula veris, die Schlüsselblume, das Himmelsschlüsselchen, schließt endlich den Frühlingshimmel auf.

»Wenn die Drossel schreit, ist der Lenz nicht mehr weit«. Wer in Griechenland zuerst die Ankunft der Störche ansagte, bekam einen Botenlohn. Und noch vor zwei Jahrhunderten hielten die Türmer der deutschen Städte und Städtchen nicht nur Ausschau nach feindlichen Reisigen, sondern im Frühling war ihnen aufgetragen, die nahenden Störche, die Frühlingsherolde, anzublasen. Dafür wurde ihnen ein Ehrentrunk im Ratskeller kredenzt. Doch der eigentliche gefiederte Frühlingsbote ist der Kuckuck.

720013



Nach einer alten deutschen Rechtsformel begann der Lenz, »wann der gauch (Kuckuck) guket«. »Wenn die Kuckuck im März viel schrein, kann man sich auf einen nahen Frühling freuen«. Der April ist der eigentliche Kuckucks-Monat: »Avrel mott de Kukuk ropen oder et Herz muß em zersprengen«. In der Nähe von Büren geht der Kuckuck reichlich bürokratisch vor. Dort sagt er: »Jei (ihr) könnt räupen (rufen) wanneer (wenn ihr) dät jei willt, ik räupe nit eher bis den feifteinten (15.) April«. Seine Zeit ist erst da, wenn er sich im Laub verstecken kann, sonst wird es frühzeitig Winter, und er muß ebenso früh wieder schweigen. Ruft er vor dem 14. April, so muß er sich, wegen des schlechten Wetters, noch vierzehn Tage im hohlen Baum verstecken. Wie und wann er auch schreit, man notiert's und macht sich seine Gedanken. Ein früher Kuckucksruf bringt mancherorts sogar ein gutes Jahr. Doch er »verkündet teure Zeit, wenn er nach Johanni schreit«. Er ist ein berühmtes Orakel. Wer im Frühling zum erstenmal das Schreien des Kuckucks hört und seine Rufe zählt, kann die Zahl seiner übrigen Lebensjahre erfragen. »Gugger, wie lang lebi no?«, fragen die Kinder in der Schweiz. Von Ende April bis Anfang Juli ist das gefürchtete »Kuckucks-Vierteljahr«. »Solange der Kuckuck schreit, fürchte die Trockenheit.«

Mit dem Kuckuck zeigt das Windröschen, die Anemone nemorosa, den Frühling an. Sie heißt darum auch Kuckucks-Blume. Das kleine Veilchen soll ihr nicht zuvorkommen: »Wenn im

720014

März die Veilchen blühen, an Ludwig (25. August) schon die Schwalben ziehen«.

Ein Glücksschimmer liegt über den ersten Frühlingsblumen und -Blüten. »Die blauen Blümlein frage, ob nah die warmen Tage.« Sie wissens besser als Kalender und Wetterglas. Wenn »die Schlehdorn blicken, muß man die Handschuh noch mal flicken«. Wenn die Buschwindröschen ihre Blüten aufrecht tragen, gibt es schönes Wetter. »Wie in der Kirschblüt ist's Wetter auch in der Roggenblüt.« Auch die Vögel kennen sich aus: Kommt im Frühling noch einmal Schnee und die Stare und Lerchen singen lustig, so bleibt er nicht lange. »Wenn die Stare hoch sitzen, gibt es schön Wetter.« Auch wenn die Fledermäuse abends umherfliegen, ist das ein gutes Wetter-Omen. Doch »wenn im April die Maikäfer fliegen, bleiben sie meistens im Schmutze liegen«. »Fliegt der Maikäfer im April – dann sitzt er im Mai ganz still.« Die Käfer erscheinen neben den wissenden Vögeln und Blumen etwas töricht.

Am klügsten aber ist der Hahn. Er ist des Bauern Uhr und Kalender.



720015

Lostage im März

Im bäuerlichen Jahr ist nicht ein Tag wie der andere. Ein großer Kreis bedeutungsvoller Feste zieht sich durch Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Es sind die alten Lostage, im Volksmund die eigentlichen Wetterpropheten. Solche besonderen Tage beschreibt schon Hesiod im Griechenland des Jahres 700 v. Chr.:

»Dies sind also die Tage, den Menschen zum Heil geschaffen, schadlos treten dazwischen die anderen ohne Bedeutung.«

An den Lostagen wendet sich das Wetter. Man muß es genau beachten, damit man Rück- und Vorschlüsse auf die Ernte und die kommende Jahreszeit ziehen kann. Unsere Lostage wurden alle vor langer Zeit mit den Namen von Kalenderheiligen bedacht. Ihre rührende, ehrwürdige, großartige oder glänzende Legendengestalt überdeckte das Tagesdatum. Ihre Reihe ist zahllos, ihre Bedeutung unterschiedlich. Sie sind die Wetterheiligen, die man schon tief im 14. und 15. Jahrhundert mit Regen, Schnee, Sonne und Wind in Verbindung brachte. Die Bauernregeln haben ihnen einen Mantel voller Alltagspoesie umgehängt, in der Naturbeobachtung und Aberglaube, Erfahrung und analogisches Denken eine laienhafte Meteorologie zusammenmixten; sie überdauerte viele Jahrhunderte.

Die meisten Lostage mit ihren Wetterprophezeiungen stammen noch aus dem vorgregorianischen Kalender. Sie waren sogar ein Hauptargument gegen die Kalenderreform Papst Gregors XIII. im Jahre 1582. Um zwölf bis dreizehn Tage hinkten die Wetterheiligen fortan nach. Es gab aber auch schon damals Leute, die ihre Chancen schnell sahen. Als die große Kalenderreform nicht mehr aufzuhalten war, setzte sich ein heller Kopf namens Johann

720016
Rasch an einen Schreibsekretär und fertigte in aller Eile ein Büchlein, das er betitelte »New Lostäg. Nvtzliche bedencken vnd vnterscheidung der alten Lostäg, die feldregel vnd Bawrenpractic angehend, ob die in den Neucalender all vmb tag mussen mit umbesetzt werden, oder aber noch in iren vorigen terminis vnd statis diebus vnverruckt bleiben«. 1590 erschien das Bändchen in Rorschach, das den Bauern die »verruckten« Lostage an die richtige Stelle im neuen Kalender setzte. Das Büchlein soll ein großer Erfolg gewesen sein. Aber es »verruckte« viele Wetterheilige nur vorübergehend von ihrem alten Platz, aller Kalenderreform zum Trotz. So ganz genau nahm es auch der Landmann mit dem Tag nicht. Die Wetterregeln gelten nur ungefähr. Daher ähneln sich Wettersprüche zweier nahe beieinanderliegender Wetterheiliger. Manch Sprüche scheinen ihren alten Kalenderplatz geradezu noch ertrotzen zu wollen. So heißt es immer noch: »St. Lutzen macht den Tag stutzen«. Aber der 13. Dezember, der Luzientag nach dem neuen gregorianischen Kalender, ist längst nicht mehr der kürzeste Tag im Jahr. Man trennt sich schwer von liebgewordenen Dingen.

Hat der Winter seine volle Zeit ausgedient, dauert es bis zum März, ehe sich zarte Frühlingsschimmer hervorwagen. Jetzt muß der Himmel ein übriges tun und die Sonne antreiben. Nur eine »lachende Kunigunde (3. März) bringt frohe Kunde«. »Ist Kunigunde tränenschwer, dann bleibt gar oft die Scheune leer.« »Wenn es donnert um Kunigund und Cyprian (8. März), mußt oft noch ziehen die Handschuhe an.« »Wenn es gar Kunigunde friert, sie es noch vierzig Nächte spürt.« Auch am 9. März fürchtete man sich vor Frost, denn »Frierts am Vierzigrittertag, so kommen noch vierzig Fröste nach«. Den vierzig Rittern folgen die vierzig Märtyrer nach. Ihre Macht soll ebenfalls weit in den Frühling hineinreichen: »Regen, den die vierzig Märtyrer senden, wird nach vierzig Tagen erst enden«. Der März hat eine Vorliebe für die Zahl vierzig. Auch St. Gregorius kriegt das zu spüren. An seinem Tage, dem 12. März, schöpft der Wind einen gewaltigen Vorrat für 40 Tage: »Weht am Gregoriustage der Wind, noch vierzig Tage windig sind«. Nach anderer Lesart, im Etschlande, weht er dann »bis St. Jürgen (23. April) kimmt«. Mit oder ohne Windgebraus — am Gregorstag geht der Winter ins Meer. Und wenn die Sonne auch nur solange scheint, als man

720017



720018



braucht, um ein Pferd zu satteln, sie verspricht an Gregori ein fruchtbares Jahr.

Jetzt ist bald Gertrudstag (17. März), der allen fleißigen Gärtnern zum ersten Male den Spaten in die Hand drückt. »Gertrude nutzt dem Gärtner fein, wenn sie sich zeigt mit Sonnenschein.« Doch »frierts an Gertrud – der Winter noch vierzig Tage nicht ruht«. Darüber tröstet St. Joseph am 19. März. Er »macht oft behende dem Winter ein Ende«. Oft zeigt er sich gütig im Sonnenglanz. »Ein schöner Josefitag – das ganze Jahr gut werden mag.« Zwei Tage später steht der Frühling auch im Kalender. »Wie Wind und Wetter am Äquinoktium ist, so soll's ein Vierteljahr bleiben.« Am 21. März bekommt auch St. Benedikt ein wunderliches Lob. Eine alte Regel sagt: St. Benedikt macht Zwiebeln dick.

Jetzt ist es meist nicht mehr weit bis zum Osterfest, das alljährlich ein wenig anders im Kalender ausfällt, da es sich nach dem Monde richtet. Am Palmsonntag hat man gern Sonnenschein. »Wenns dö Buabn auf d'Palme regnet, regnets dö Madln auf'n Kranz« (dann ist Fronleichnam schlechtes Wetter). Man geht sogar noch weiter und behauptet: »Wenn't Palmsünndäg riägent, denn

720019



löppt' Water an'n Schnackenstock (Peitschenstiel) hiärunner« (d.h. dann wird die Ernte faul und naß). Von der Karwoche erzählt man sich: »Ist der grüne Donnerstag weiß, so wird der Sommer sicher heiß«. Karfreitag soll es hell bleiben, damit es einen guten Sommer gibt. Regen am Karfreitag nützt dem Boden nichts. An diesem Trauertage hält das Land die Feuchtigkeit nicht fest. Es soll sogar einen überaus trockenen Sommer im Gefolge haben, »wenn es dem Herrn Christus ins Grab regnet«. In Oldenburg kennt man allerdings auch die Wetter-Regel: »Warmer Regen am Karfreitag bringt einen warmen Frühling«. Sonst gilt es überall: »Wenn't an Stillen Fraidag rägent, gift dat en drögen Summer, denn drögt dat Nettel hinnern Tun (Zaun)«. Dabei gedeiht doch die Brennessel auch auf sehr trockenem Boden.
Zum Osterfest wünscht man sich einen blanken Himmel, denn »Regnets am Ostertag, so regnets alle Sonntag«. In Mecklenburg schränkt man die verregneten Sonntage wenigstens bis Pfingsten ein. Noch trüber ist die Aussicht bei dem Spruch »Regnets auf die Osterglocken, wird der ganze Sommer trocken«. Die Wetterpessimisten meinen, daß die Freude über „sonnige Ostern" ganz

720020

sicher mit kalten Pfingsttagen zu bezahlen ist: Gröne Poschen – witte Peisten. Die Optimisten glauben nicht daran, sie beachten höchstens den Wind, wie er zwischen Ostern und Pfingsten weht, denn »ein Wind, der von Ostern bis Pfingsten regiert, im ganzen Jahr sich wenig verliert«. Ostern im März verheißt ein gutes Brotjahr. Aber »ob Ostern früher oder später sei, es kommt mit Laub und Knospen herbei«.

Die Sonne ist fast unmerklich höher gestiegen, und die Tage sind länger geworden. Die Schwalben segeln plötzlich wieder durch die Luft. Es ist Maria Verkündigung (25. März). Da »pustet Mariekchen dat Licht uth« bis »et Michel am 29. September wedder ansteckt«. In Brackel behauptet man: »An'n 25. März steit de Erber (Storch) op'n Petersdom in Rom un kiekt roeber na Dütschland, wenn dor woll noch Snai ligt«. Auch in der Marien-Nacht kann es noch kalt sein: »Hats in Mariennacht gefroren, so werden noch vierzig Fröste geboren«. Aber an ihrem Verkündigungstage »geht Unsere Liebe Frau mit einem brennenden Scheit unter der Erde hin«. Es wird wärmer, und wenn am Merainsdag, wie die Leute aus der Heide den 25. März nennen, Sonnenschein lacht, bedeutet es ein gutes Jahr.

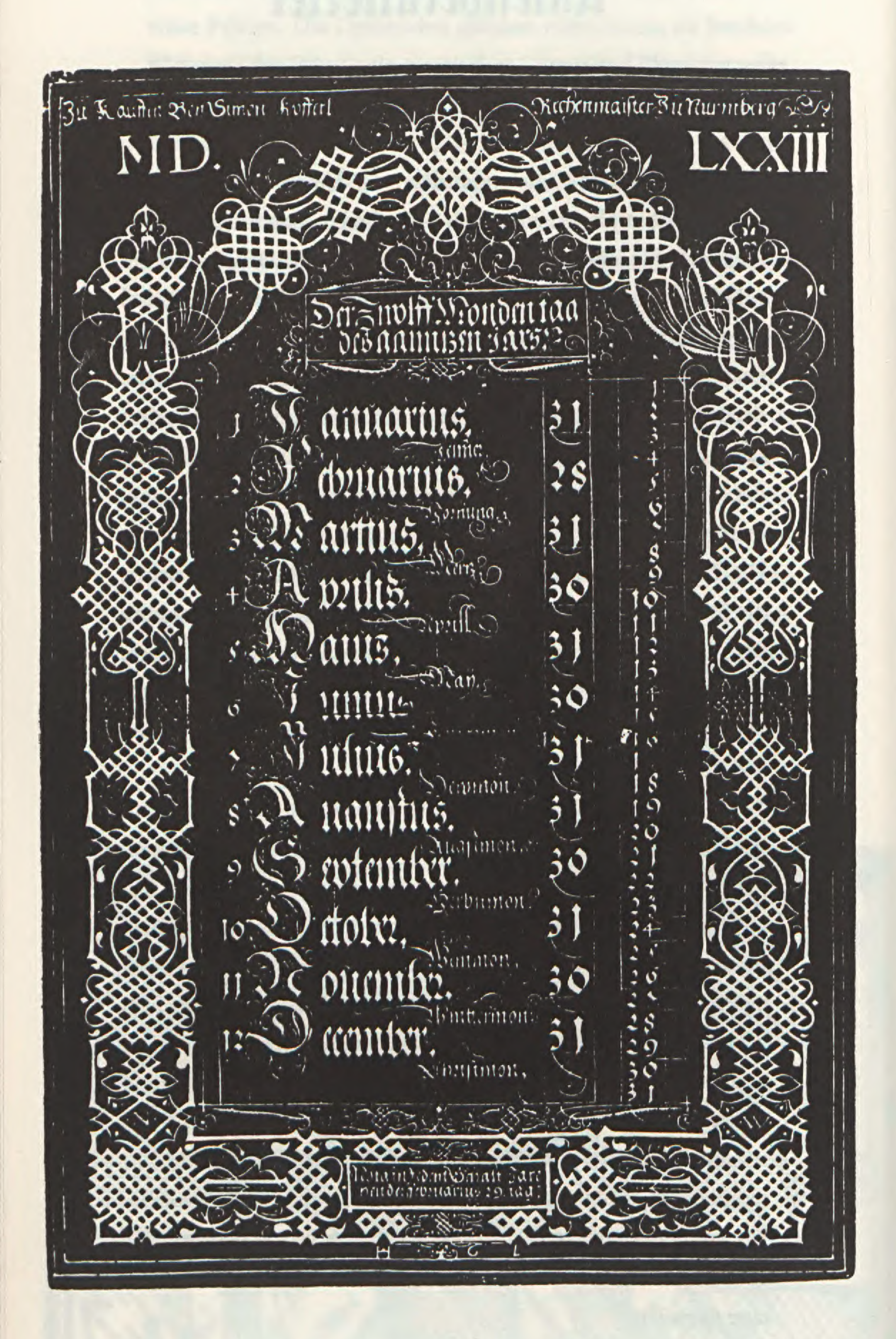


720021

Kalenderallerlei

Zeit ist das große Geheimnis, das jeder kennt, ausspricht, benutzt, beschimpft, erleidet. Zeit – Ewigkeit. Begreifen kann es niemand. Ein einfaches Volksmärchen, das die Brüder Grimm aufschrieben und in ihre Sammlung stellten, beschreibt das Rätsel in großartiger Anschaulichkeit: In Hinterpommern liegt der Demantberg, der hat eine Stunde in die Höhe, eine Stunde in die Breite und eine Stunde in die Tiefe. Dahin kommt alle hundert Jahre ein Vöglein und wetzt sein Schnäbelchen daran; und wenn der ganze Berg abgewetzt ist, dann ist eine Sekunde der Ewigkeit vorbei.
Die Zeit hat natürliche Zäsuren. Die Sonne geht auf und unter, die Sterne wandern, und der Mond nimmt zu und ab. Ordnung in der Zeit ist der Sockel, der die Weltgeschichte trägt. Die erste Wissenschaft war die Himmelskunde. Die Entdeckung des Jahres beanspruchen die Ägypter für sich. Sie teilten es in zwölf Zeiten ein, die sie aus den Sternen lasen.
Schon in vorgeschichtlicher Zeit fing man an, ein Sonnenjahr mit der Sonne selbst zu messen. Es drehte sich um die zwei Angelpunkte der Sonnenwenden und der Tag- und Nachtgleichen. Der altrömische Kalender war mondgebunden. Die Monate begannen immer mit Neumond. Der 1. Januar wurde am ersten Neumondtage nach Wintersonnenwende ausgerufen. Er war also nicht festgelegt und verschob sich ebenso, wie es jetzt bei uns das Osterfest noch tut, das am Sonntag nach dem ersten Frühlingsvollmond gefeiert wird und damit auch noch andere bewegliche Feste bestimmt. Der frühe römische Kalender war sehr umständlich. Er rechnete die Monatstage rückwärts. Man sagte z. B.: »Der dritte Tag vor dem ersten Februar«. Erst seit dem 6. Jahrhundert n. Chr. verließ man den mühsamen Krebsgang und zählte die Monatstage vorwärts.
Um die Zeitenwende war es Julius Cäsar unbequem geworden, sich mit einem unqualifizierten Mondjahr abzuplagen, das immerzu ganze Schaltmonate benötigte. So beauftragte er im Jahre 46 v. Chr. einen Mathematiker aus Alexandria, namens Sosigenes,

720022



MD.
LXXIII
Januarius. 31
Februarius. 28
Martius. 31
Aprilis. 30
Maius. 31
Junius. 30
Julius. 31
Augustus. 31
September. 30
October. 31
November. 30
December. 31

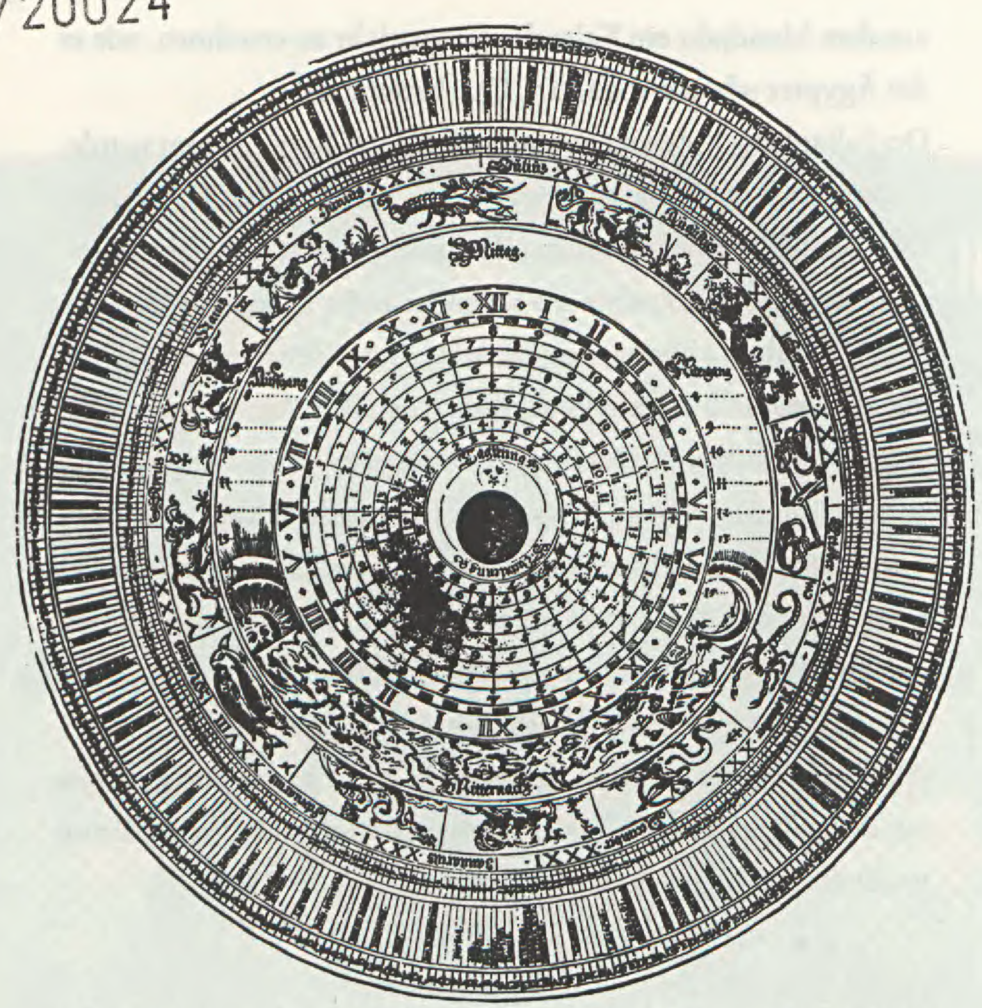
720023

aus dem Mondjahr ein Kalender-Sonnenjahr zu errechnen, wie es die Ägypter schon seit 4240 v. Chr. benutzten.
Der Julianische Kalender, wie er nach Julius Cäsar genannt wurde, eroberte sich die Welt, aber er hatte doch einen Schönheitsfehler. Ein Überbleibsel von jährlich elf Minuten, neun und sechs Zehntel Sekunden Zeit konnte im Kalender nicht untergebracht werden. Im Jahre 1582 waren diese kleinen Zeitspannen bereits auf zwölfeinhalb Tage angewachsen. Da nahm Papst Gregor XIII. sich des Kalenders an. Damit der Frühlingsanfang wieder wirklich auf den 21. März falle, ließ er den Julianischen Kalender reformieren durch eine kluge Schaltjahrrechnung. Dazu ordnete er in einer Bulle aus dem Jahre 1582 an, daß in diesem Jahr auf den 4. Oktober allsogleich der 15. Oktober zu folgen habe, damit der Kalender fortan besser und richtiger sei.
Aber nun stimmten die Bauernregeln nicht mehr, die sich alle auf den Julianischen Kalender bezogen hatten, und die Landleute grollten empört:

O Bapst, was hastu angericht
Mit deinem heillosen Gedicht,
Das du verkehrt hast die Zeit,
Dadurch jrr gemacht vns arme Leut,
Das wir nun mehr kein wissen haben,
Wenn man soll pflanzen, seen, graben.
Haben vns gericht inn das Jar
Nach vnser Bawren Regel zwar.
Das will jetzunder nimmer sein,
Vrsach weil du mit falschem Schein
Hast gemacht ein Newen Kolender,
Vnseres alten ein großer Schender.

Der Kalender war längst nicht mehr allein nur eine Aufzeichnung der Tage, Monate und Jahre. Der Kalender war ein Buch geworden, das den Kalendertagen allerhand nützliche Winke für Haus, Hof und Gesundheit anhing. Astronomen und Astrologen bearbeiteten diese Kalender mit großem Ernst. Und die ländlichen Wetterregeln nahmen darin den größten Teil ein. Eines der ältesten dieser Bücher ist die »Bauernpraktik« aus dem Jahre 1508, in der »wirt gefunden der bawren Lusen und Regel darauff sie das gantz jar auffmercken haben vnnd haltenn«. Von dieser Bauernpraktik, der man später als Autor einen Heiny von Uri

720024



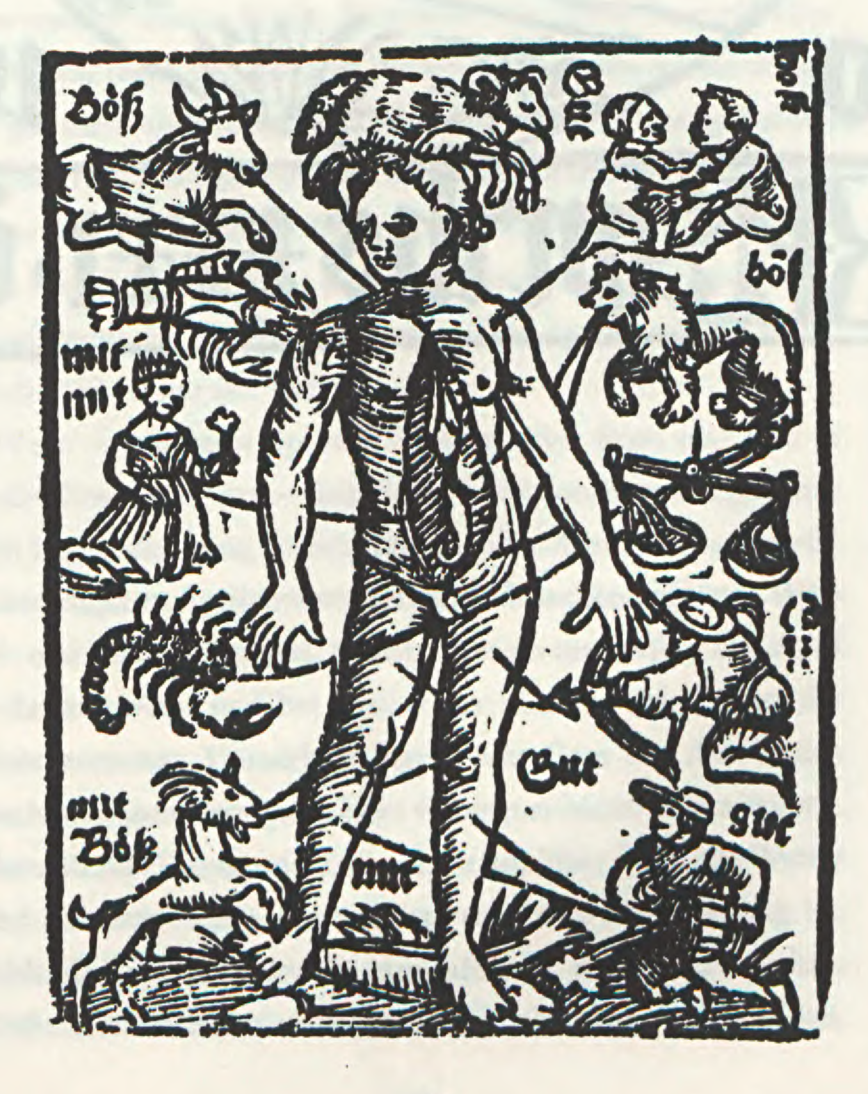
gab, sind – vor allem im 16. und 17. Jahrhundert – nicht weniger als 59 deutsche Auflagen erschienen. Er fand auch im Ausland Verbreitung und Nachahmung. Wenige Jahre vor der Bauernpraktik, im Jahre 1505, ließ Leonhard Reynmann sein »Wetterbüchlein« erscheinen. Es war ein wohldosiertes Mixtum compositum aus Schriften des italienischen Astrologen Guido Bonatti, die im 15. Jahrhundert gedruckt worden waren, und aus alten überlieferten Wetterregeln.

Die Bauernregeln überdauerten auch die Gregorianische Kalenderreform, obwohl man zu dem neuen Datum stets zwölf oder dreizehn Tage hinzuaddieren mußte, wenn St. Borromäus seine Wetterpflicht weiter am alten Tage erfüllen sollte.

Die Kalender, die vor allem seit Erfindung der Buchdruckerkunst ungemein verbreitet waren und neben der Bibel oft die ganze Bibliothek des einfachen Mannes bildeten, machten reichlich Gebrauch vom astrologischen ABC. Beliebt waren schon seit dem 13. Jahrhundert Darstellungen der Aderlaß- oder Tierkreismännchen. Man verteilte die Tierkreisbilder auf die Köperteile und beobachtete das Verweilen des Mondes darin und richtete sich mit Aderlassen, Schröpfen, Purgieren und Einreiben danach.

720025

Über die astrologischen Ausdeutungen der Kalendertage machten sich manche schon im 16. Jahrhundert lustig. So der größte deutsche Satiriker dieses Jahrhunderts Johann Fischart in seinem Büchlein »Aller Praktik Großmutter«. Aber die astrologischen Wetterprophezeiungen waren nicht unterzukriegen. Dem aufgeklärten Friedrich dem Großen war es ein Greuel, daß die Berliner Akademie der Wissenschaften, die in Preußen allein das Recht zur Herausgabe von Kalendern aller Art hatte, astrologische Wetterprophezeiungen darin aufführte. So ließ man denn im Jahre 1779 diesen »abergläubischen Krimskrams« weg und – blieb auf seinen Kalendern sitzen, denn kaum jemand wollte sie ohne die Würze der alten Regeln kaufen. Darum entschloß man sich widerwillig dazu, die Kalender auf das Jahr 1780 wieder mit den »unbegründeten Wetterprophezeiungen« auszuschmücken; und solange die wissenschaftliche meteorologische Wettervorhersage nicht unbedingt ins Schwarze trifft, muß man so und so die Feste feiern, wie sie fallen, und das Wetter nehmen, wie es ist.



720026



720027

Aprilwetter

Wenn das Hungertuch am Aschermittwoch auch längst den Fasching zugehängt hat – die Narren stehen doch noch einmal auf. Der April nimmt sie gleich bei seinem Einstand auf den Arm. »Heut ist der erste April, da schickt man die Narren hin, wo man will«, ereiferte sich schon Abraham a Santa Clara in einem weitverbreiteten Spottvers. Seit Urzeiten muß der April mit einem Narrentag begonnen haben, wenn dieser Spaß in Deutschland auch erst seit 1631 nachgewiesen ist.
Narren sind voller Launen, und das machte sie dem April wohl von Anbeginn sympathisch. Er spürte verwandte Seelen. Er ist ein Schalk und »hat sin egen Will«. »Wohl hundertmal schlägt das Wetter um, das ist des Aprils Privilegium«.
Ihm nimmt auch niemand etwas übel; nur maien darf er nicht, das muß er seinem Bruder überlassen, der später kommt. »Der April soll rasen, der Mai halt Maßen.« Selbst sein Schnee düngt. Er gilt mehr als Schafmist. Er schneit dem Hirten unangefochten auf den Hut und »göfft jedem Tunstaken (Zaunstecken) en witten Hot«. Man weiß, die weißen Aprilflöckchen bringen die duftenden Maiglöckchen. Nicht nur von Schnee, auch »von Regen im April zeugt der Mai seine Blumen«. »Der April macht die Blum, doch der Mai hat den Ruhm.«
»Wenn er nur recht Spektakel macht, gibts Korn und Heu in voller Pracht.« »April – dein Segen heißt Sonne und Regen; nur den Hagel, den häng an den Nagel.« Aber April, tut was er will. »Herrengunst, Aprilenwetter, Frauenlieb und Rosenblätter, Würfel- und auch Kartenspiel, ändern öfter als man will.« Der April lacht und weint und hat »selbst der Blumen viel.« Er ist der Knospenmonat. Unmerklich hat er das Gras aus dem Boden wachsen lassen. Sein gutes Herz verbirgt er hinter einem rauhen, übermütigen Faunsgesicht. Er purzelt kopfüber durch alle Wetter und Unwetter, denn er weiß, was er seinem Rufe schuldig ist. Schließlich ist er »fürwahr der Schlüssel zum ganzen Jahr«. Kräht dann der Hahn am ersten Mai, ist allemal der April vorbei.

720028

Der Hundertjährige Kalender

Von allen Kalendern für Haus, Hof, Garten, Acker und Gesundheit erreichte keiner die Berühmtheit und Verbreitung des »Hundertjährigen«. Er nistet heute noch zwischen Zeitschriftenspalten und Wettergesprächen. Dabei ist er ein einziges großes Mißverständnis und kann gar nichts dafür, daß die Leute aus den verschiedensten Himmelsrichtungen ihn »hundertjährig« nennen und bei aller Vorliebe für exakte nüchterne Berechnung auch heute noch in einem Winkel ihres Gemüts nach der Meinung dieses Kalenderveteranen fragen. Mit seinem vollen Namen hieß er: Calendarium oeconomicum practicum perpetuum, Dass ist Bestendiger Hauss Calender auss welchen jährlich die witterung zu erkennen und nach dero gestalt der Wein und Veldtbau mit frücht und nützen anzuordnen, die Miss Jahr zu erkennen und der bevorstehenden noth weisslich vorzukommen.

Der »Hundertjährige« entstand nach den Wirren des Dreißigjährigen Krieges im Kloster Langheim, das zum Bistum Bamberg gehörte. Sein Autor war ein Abt dieses Klosters, Dr. Mauritius Knauer, der achtzehnjährig als Zisterziensermönch von seinen Oberen zum Studium der Naturwissenschaften und Medizin nach Wien geschickt wurde. Die Not des großen Krieges ließ ihn vor der Zeit zurückkommen und autodidaktisch weiterstudieren. Endlich, im Friedensjahr 1648, erhielt er den Doktorhut und wurde ein Jahr später, sechsunddreißigjährig, zum Abte seines Klosters Langheim gewählt. Viele Jahre seines Wirkens lag der unerschrockene und streitlustige geistliche Herr in Kampf und Fehde mit den Bamberger Regierungsräten, um die während des

720029



720030

schrecklich langen Krieges verlorengegangenen Selbstverwaltungsrechte seines Klosters wiederherzustellen.

Der endlosen Intrigen müde, wandte er sich schließlich friedlicheren Dingen zu. Sonne, Mond und Sterne, das Wetter und seine Folgen für Staat und Ernte hatten ihn immer interessiert. Jetzt ließ er sich ein kleines Observatorium bauen, den »blauen Turm«, wie er im Kloster hieß, und begann mit genauen Wetter- und Gestirnsbeobachtungen, die er sorgfältig notierte, Tag für Tag, sieben Jahre lang.

Nach den damaligen astrologischen Vorstellungen glaubte er daran, daß sich das Wetter alle sieben Jahre wiederhole, denn es werde beeinflußt durch die sieben Planeten, die jeweils ein Jahr regierten. Sonne und Mond zählte man damals noch zu den Planeten, kannte jedoch weder Uranus noch Neptun noch Pluto, die erst 1781 bzw. 1846 und 1930 entdeckt wurden. So glaubte Knauer, daß das Wetter des 13. Dezember 1670 genau in die Fußstapfen des 13. Dezember 1663 treten werde. »Eine bessere Erklärung kann man auch nicht ausfindig machen«, meinte er und schrieb im ersten Kapitel seines mit Latein durchsetzten berühmten Büchleins: »Es ist aus der Heilwissenschaft bekannt, daß das Untergeordnete vom Einfluß des Übergeordneten bestimmt wird, das heißt, daß alles Leben und Wachstum von den Einflüssen und dem Walten des Himmels und der Gestirne abhängt ... «. Nach seiner Meinung übten die Planeten die größte Wirkung aus, »wenn sie nicht außer der Reihe durch eine Sonnenfinsternis oder durch die Erscheinung eines Kometen darin behindert werden«. Den Regierungsantritt der Planeten setzte Knauer auf den Tag der Frühlings Tag- und Nachtgleiche fest, weil, wie er treuherzig sagt, Gott nach der übereinstimmenden Meinung der Philosophen und Theologen die Welt zur Zeit der Frühlingsgleiche erschaffen hat, also auch die Weltenlenker, die Planeten, im gleichen Zeitraum ihre Herrschaft beginnen, da Gott sie an den Himmel setzte.

Knauer schrieb seinen siebenjährigen Kalender für die Mönche und Bauern seines Heimatkreises. Er wollte ihnen Ratschläge für Acker, Feld und Weingärten, bei Krankheiten und Katastrophen geben. Und da für ihn all dies vom Wetter abhängt, zeichnete er sieben Jahre lang seine Erfahrungen darüber auf und versuchte alles in ein System zu bringen nach seiner Vorstellung, das Wet-

720031

ter wiederhole sich in bestimmten Zeitabständen. Daß sehr bald auch Abschriften in ganz Deutschland, in Böhmen, Österreich-Ungarn und Rußland kursierten, war nicht seine Schuld. Am allerwenigsten konnte er voraussehen, daß eines schönen Tages ein Exemplar seiner Wettervoraussagen einem Erfurter Arzt namens Hellwig in die Hände geraten würde, der den Kalender verkürzte, vereinfachte und 1701 zum Druck beförderte. Den eindrucksvollen, aber unrichtigen Titel »Hundertjähriger« gab ihm der Erfurter Buchhändler Weinmann zwanzig Jahre später. Also herausgeputzt erlebte der »Hundertjährige« unzählige Jahrgänge und Auflagen. Noch 1929 erschien bei Ensslin und Laiblin ein gedruckter Hundertjähriger Kalender, und er erscheint noch immer.

So war aus Abt Knauers bescheidenem »Oeconomicum practicum perpetuum« (Beständiger Hauskalender), dem die Wissenschaft immerhin eine genaue Aufzeichnung des Wetters, der Unwetter- und Hochwasserkatastrophen aus den Jahren 1652 bis 1658 verdankt, der hochtrabende »Hundertjährige« geworden. Er hielt sich trotz aller Anfeindungen, trotz seines offenkundig falschen Systems, zäh am Leben. Wer immer rät: Trocken oder naß – der trifft zuweilen auch etwas. Nur nach dieser Regel hat auch der Hundertjährige manchmal recht. Wo nicht, tröstete man sich mit der Binsenwahrheit: Wenn der Hahn kräht auf dem Mist, ändert sichs Wetter oder es bleibt wie es ist. Schließlich sagt sogar ein afrikanisches Sprichwort: »Was kommen wird, kann selbst ein Vogel mit einem langen Hals nicht sehen, sondern nur Gott«.



720032

Lostage im April



Der wetterwendische April hat nur auf wenige Lostage Rücksicht zu nehmen. Und auch dann müssen die Wetterheiligen noch bitten, daß er ihre Regeln einhält. »Bringt Rosamunde (3. April) Sturm und Wind, so ist Sibylle (29. April) uns gelind«. Vor Georgi (23. April) gibt es keinen Sommer, und »wenn vor Georgi Regen fehlt, wird man nachher damit gequält«. »Auf St. Georgens Güte stehen alle Bäum in Blüte.« Wenn dazu die Sonne scheint, gibt es sehr viele Äpfel. Regnet es am Jörgentag, sieht es mit den Birnen jedoch mager aus. Aber St. Georg kommt nach alten Sitten, zumeist auf einem Schimmel geritten. Es schneit. In Ostpreußen darf der gute Heilige an seinem Tage noch einmal

720033

»kräftig den Bart schütteln«, nachher hat es dann mit dem anhaltenden Schnee ein End, und ein gutes Frühjahr wartet vor der Tür.

Das Korn soll jetzt schon so hoch stehen, daß sich eine Krähe darin verstecken kann. »Hohes Korn zu St. Gürgen wird Gutes verbürgen«, glauben die Österreicher. Auch der Buchenwald ist ein beliebtes Orakel: So lange er vor oder nach Georgi grün wird, so lange vor oder nach Jacobi (25. Juli) fällt die Ernte.

Zwei Tage später steht Markus im Kalender. »An St. Marks droht viel Args.« Vor Markustag der Bauer sich hüten mag, denn wenns vor Markus warm ist, wirds nachher kalt. Und ist's Markus kalt, ist auch die Bittwoch kalt, ja »was St. Markus für Wetter hält — so ist's auch in der Ernte bestellt«. Selbst die Tiere müssen sich nach St. Markus richten. Im Rheinland weiß man lange: »So viel Tage die Frösche vor Markus schreien, müssen sie nachher stille sein«.

Der April birgt bis zuletzt unliebsame Überraschungen. Frierts auf St. Fidel (24. April) oder St. Vital (28. April), so geschieht es noch fünfzehn Mal. Für die letzte Nacht, die Walpurgisnacht, bittet man um Regen, dann gibt es ein gutes Jahr, und der Mai erscheint bei seinem Einzuge nicht als durstiger Geselle.



720034

Morgen und Abend

Beim Anblick des aufgehenden Tagesscheins nahm der oberpfälzische Bauer seinen Hut ab und sagte: Guten Morgen, liebe Frau Sonne. Dann besah er sich Himmel und Wolken, denn »was ein guter Tag werden will, zeigt sich schon früh«. Gar so hell soll die Sonne ihren Lauf nicht beginnen. »Grauer Morgen — Schöner Tag« und »Brauner Morgen ist des Wandrers Wunsch und Sorgen«. »De düstere Morgens göwt de hellsten Daach«, heißt es im gemütlichen Plattdeutsch. In der antiken Dichtersprache eines Vergil funkeln die schlichten Wetterregeln in brillanten Hexametern: »Auch die Sonne dir Weisung gibt, nicht minder im Aufgang, wie wenn sie sinkt; stets hat im Gefolg sie sicherste Zeichen ... Brechen vor Aufgang sich bei dichtem Gewölke die Strahlen in vielfarbigem Licht, erhebt Aurora sich farblos und steigt bleich empor vom safranfarbenen Lager, kann kaum schützen dann noch die saftigen Trauben das Reblaub vor des Hagels Gewalt, der drauf sich prasselnd entladet ...«.

Verließ Aurora das Bett ihres Gemahls Tithonus und griff mit rosigen Fingern in die weiche Fülle der Wolken, daß deren Ränder sich röteten und auf Erden Morgenrot leuchtete, wurden die Wettergucker unruhig. Mag mancher meinen: »Der schönste Tag

720035



720036
beginnt mit einer stillen Morgenröte« – die Regel sagt »Morgenrot pladdert (plätschert) god«. Dem Morgenrot ist nicht zu trauen. Morgenröte bringt Abendregen. »Auf gut Wetter vertrau, beginnt der Tag nebelgrau«. Selbst den Regen sieht man am Morgen nicht ungern. »Die morgin Regen und die morgin Bettelleut, die springen nit weit«, sagt man im Böhmerwald. Die Engländer meinen dasselbe mit ihrem Spruch »if it rains before seven, it will clear up before eleven«. Frühmorgendliches Glück dauert nicht lange. »Morgensonne scheint nicht den ganzen Tag«, ja »die Sonne, die am Morgen lacht, sieht man am Abend weinen«. Langsam soll sich die Schönheit des Lichtes entfalten. Der Morgen ist verheißender Beginn, läßt vieles offen für den Tag, »wenn der Sonnenschein auf ist«.

Werden die Schatten wieder länger, ermüden die Strahlen der Sonne. Jetzt gönnt man den Wolken ein flammenfarbenes Kleid. »Abendröte – Morgenschöne.« »Abendrot – Gutwetter-Bot«. »Der Abend rot, der Morgen grau, gibt das schönste Tagesblau.« In Leonhard Reynmanns »Wetterbüchlein« aus dem 16. Jahrhundert konnte man diese Erfahrung schon nachlesen: »Item, wenn jm nydergang dere sonnenschein vor jr geen auf die nacht rot sein, bedeut den nächsten tag schön wetter«.

Morgen- und Abendröte stimmen in den Wetterfolgen nicht überein. Fast überall drücken sie Gegensätzliches aus. Die Dänen im Norden sagen: Morgenröte gibt Abendregen – Aber Abendröte gibt morgen Segen. Die Malteser im Süden behaupten dasselbe, wenn sie das Abendrot sprechen lassen: »Mach dein Pferd zurecht«, und das Morgenrot: »Hol es aus dem Felde«.

Ungewöhnlich rote Abendhimmel, wenn die Sonne »immer in Blaud« unterging, warfen früher Entsetzen über die Menschen. Man befürchtete kommendes Blutvergießen. Schiller läßt seinen Kapuziner in »Wallensteins Lager« beschwörend ausrufen: »Am Himmel geschehen Zeichen und Wunder, und aus den Wolken blutigrot, hängt der Herrgott den Kriegsmantel runter . . .«. Schon die babylonischen Astronomen und Meteorologen deuteten aus der Farbe des Sonnenauf- und Niedergangs politische Ereignisse.

Solcherlei schicksalsschwangere Motive schiebt man der Röte des abendlichen Himmels längst nicht mehr zu. Die Englein backen Plätzchen, erzählt man den Kindern in der Vorweihnachts-

720037

zeit. Man ist sogar ungehalten, wenn sich keine Abendröte zeigt. »Gait de Sünn ünner geel, gift et Regen heel veel.« Dann »fällt die Sönne in'n Sump und morgen regent', dat 't so plumpt«. Sieht das Tagesgestirn Abschied nehmend nur wenig zwischen den Wolken hervor, sind die Wetteraussichten schlecht, und selbst vor Gewitter ist man dann nicht sicher.

Allabendlich wird die Sonne in ihrem unablässigen Lauf durch den gewaltigen Himmelsraum für uns unsichtbar. Sie »hete ir liehten blic hinz ir gelesen«, wie es im Parzival heißt. Sie taucht ihr feuriges Haupt ins Meer, um die Strahlenglut zu löschen. Die Nacht sinkt unmerklich auf die Erde. Der Abendstern kommt herauf, zündet die vielen tausend Himmelslichter an. Der Tag ist zu Ende, schläft im kühlen Dunkel, bis die Sonne rein in frischer Pracht aus dem Meere aufsteigt und »sich fröin diu kleinen vogellinn, so si sehent den morgenschin«.



720038



720039

Maiwetter

»Man maut den Mai nöhmen, as hei kümmt«, philosophieren die Niedersachsen. Man hat ihn zwar zum Wonnemonat erkoren, aber er »hat den Reif noch hinter den Ohren«. »Der Mai ist so verweechen und setzt noch ein Schneechen.« Aber »die erste Liebe und der Mai gehen selten ohne Frost vorbei«; und »des Maien Mitte hat für den Winter noch eine Hütte«. Tröste man sich mit den Leuten der Grafschaft Mark, die aus alter Erfahrung wissen: »Wann de Mai den Mai brenget, dat is biäter, as wann he 'ne finnt«. Erst im Maimonat hängt Gott den Blütenkranz um Feld und Haus.

Der Mai ist natürlich für die Mailänder der schönste Monat im Jahr. In der Schweiz gibt es ein reizendes Sprichwort: »Du magst pressieren, wie de witt – vor em Mai chumeni nitt, sagt der Frühling«. Aber dann bringt er wahre Wunderkraft mit. Die Ostfriesländer haben sie ziemlich genau ausgerechnet: »Mai deit meer in eene Nacht, as de Februar in twintig un acht«.

Mag er sich noch so zieren, »es ist kein Mai ein solcher Wicht – er bringt uns Blüt und Licht«. Es soll ja nicht immerzu die Sonne vom wolkenlosen Himmel lachen. »Mai ohne Regen, fehlts allerwegen«. Im Mai regnet es Gras. Nicht nur die grünen Halme wachsen. »Bi Mairägen waßt de Hor«. Die kleinen Lüneburger

720040

Mädchen und Bübchen laufen lachend nach draußen, wenn die Maiwolken ihre Schleusen öffnen und rufen vergnügt: »Mairegen, mak mi grot — ick bin 'n lütten Stumpe!«
Ein trockener Mai verkündet ein dürres Jahr. Doch »Mairegen auf die Saaten, dann regnets Dukaten«. Dazu lockt ein nasser Mai einen trockenen Juni hervor. Nur die Winzer betteln um schönes Wetter: »Maiwasser trinkt den Wein aus«. »Ein kühler Mai schad't keinem Ei«. Wenn es gar zu warm ist, fürchtet man sich sogar: »Ein heißer Mai ist des Todes Kanzlei«. »May koolt un natt, füllt Huus, Keller, Schün un Fatt« ist die bekannteste Mai-Wetterregel. In jedem Jahr erhofft man sich erneut ihre Erfüllung. Blumen, Laub und Gras sind die Gratisdreingabe, die auch den kühlen, nassen Mai in ein frühlingsbuntes Seidenkleid hüllen.



720041

Regenbogen

»Nach den Wolken Phöbus«. Das sichtbare Zeichen, das die Sonne über den austropfenden Regen malt, ist die sechsfarbige Himmelsbrücke, der Regenbogen. Gießt Petrus trotz Sonnenlachen noch ein wenig nach, gibt es auf Erden Sonnenregen, der gewöhnlich nicht lange dauert und, besonders im Mai, herrliche Eigenschaften hat: »Jung, sett de Mütz af, waßt de Hor goud«. Man sieht es gern, wenn die Kinder ihn »sik up den Kopp plükern laten«. Wenn es bei Sonnenschein regnet, so ist in der Hölle Kirmes. Dabei schlägt, nach oberschlesischem Volksbrauch, der Teufel seine Großmutter. Er lacht, und sie weint. Andernorts hegt man freundlichere Phantasiebilder. Die Roydorfer (Lüneburger Heide) sagen: »De Düwel danzt mit sin Grotmudder«, und im Lüneburger Jelmstorf meint man bei Regentropfen und Sonnenschein: »Kummt 'n Eddelmann in'n Himmel«. Nach der Bibel hat es ein Reicher bekanntlich schwerer, in den Himmel zu kommen, daher freut man sich dort oben sehr, wenn einmal ein solcher doch den Weg dorthin findet.

Der Regenbogen hat viele Namen und viele hübsche Erzählungen um sich gesammelt. Wenn der fallende Wasserdunst »den Regenbogen strickt«, bewundern die Bayern den »Himmels- oder Sonnenring«, die Finnen den »himmlischen Bogen« und die Slowenen das »Götterstühlchen«. Bei den Griechen und Römern war die farbige Straße der Pfad der Götterbotin Iris. Spätere Zeiten ließen das Christkind darauf herabsteigen. In Schwaben ist es der Weg der Engel. Die Vorstellung eines Brückenbogens zwischen Himmel und Erde ist so naheliegend, daß sie von der nordischen »Edda« bis zu den japanischen Göttererzählungen nachzulesen ist.

Sehr reizend ist die Fabel, die in dem Regenbogen die angetrocknete Schale sieht, aus der Gott bei Erschaffung der Welt die Vögel und Tiere anmalte. Da der vielfarbige Bogen oft sehr bald wieder erlischt, meinen manche Leute auch, er sei ein Strahl des Lichts, das auf die Erde fällt, wenn Petrus die Himmelstüre öffnet. In Posen heißt der Regenbogen auch Wolkendeichsel. Man erzählt sich dort, daß alle Menschen, die ertrunken sind, die Wolken



ziehen müssen und der Regenbogen ihnen dabei als Deichsel dient. Eine andere recht groteske Vorstellung aus Posen hält den Sonnenbogen für die Peitsche des Luzifer, der damit seine kleinen Teufelchen züchtigt. Aber es heißt dort auch, der Regenbogen sei die Straße des Sterns, der einmal als feuriger Körper die Erde in Brand setzen und zerstören werde. Dabei dachte man wohl an den Vers aus der Apokalypse ». . . und es fiel ein großer Stern vom Himmel, der brannte wie eine Fackel und fiel auf den dritten Teil der Wasserströme und über die Wasserbrunnen . . .«. Nach einer schwäbischen Legende wandern am Tage des jüngsten Gerichts, wenn der Engel hoch oben die Posaune gellend ertönen läßt, die gerechten Toten über den Regenbogen in die ewige Seligkeit. Unter den Bösen aber bricht er zusammen.

Den Siamesen holt der Regenbogen das Wasser herauf. Sie nennen ihn »den das Wasser aus dem Meere Heraufpumpenden«. Daß ein Regenbogen das Wasser anziehe, ist ein weitverbreiteter Glaube. In einer Siebenbürger Sage ließ einmal ein Hirtenbub seine Herde an einem Berghang weiden, als ein Regenbogen über dem Flußtal aufstand. In frevelhafter Neugier wollte der Bub aus der Nähe sehen, wie der Regenbogen das Wasser anzieht. Er trieb also seine Herde eilends ins Tal und hinab an den Fluß. Da wurde er mitsamt seinen Tieren vom farbigen Sonnenbogen aufgesogen und muß nun ewig am Himmel seine Schafe weiden. Sieht man ihn an einem heiteren Frühlingstag dort oben, erzählen die Eltern ihren neugierigen Kindern warnend seine Geschichte.

720042

720043

Der Regenbogen ist ein Vorbote neuen Regens. Die Antike sprach vom »Trinken des Regenbogens«, und in Reynmanns Wetterbüchlein aus dem 16. Jahrhundert heißt es: »Wenn ein Regenbogen beim Sonnenuntergang sich zeigt, so donnert es und regnet leichtlich«. Der abendliche Regenbogen vor allem ist der Regenverkünder: »Regenbogen na veer (vier), gifft den andern Dag mehr«, oder »ränt et abends in'n Ra'nbogen, sau ra'nt et annern Dages we'er« (Braunschweig). Höher im Norden sagt man dasselbe: »Wenn't na klock söss noch 'n Rägenbogen gift, gift 'n annern Dag ok noch Rägen«. Das Gegenteil sagt der Spruch: »Regenbogen am Morgen, macht dem Schäfer Sorgen, Regenbogen am Abend, ist dem Schäfer labend«.

Der Platz, an dem das Regenbogenende den Boden berührt, ist von Geheimnis umgeben. Nach schwäbischer Meinung lassen die Engel dort goldene Schüsselchen fallen, die von der Größe eines Halblotgewichts sein sollen. Vielleicht hat man im Schwabenlande einmal unter dem Regenbogen Münzfunde gemacht und allzu gern dabei nach märchenhaften Motiven gesucht. Aber von den goldenen Schüsselchen erzählt man sich auch anderswo.

In den Tiefen des Allgäuer Schlosses Hohenschwangau soll ein Schatz verborgen sein, der zuweilen aufwärts steigt, wenn sich am Himmel ein Regenbogen zeigt. In Böhmen ist man sicher, daß dort ein Schatz vergraben liegt, wo ein Regenbogen drei Tage hintereinander aufliege. Wem es gelingt, einen Hut über einen Regenbogen zu werfen, dem fällt er mit Gold gefüllt wieder herab.

Manchmal soll der farbenprächtige Bogen Unglück gebracht haben. Luther hat mit dem Erscheinen eines Regenbogens den Tod des Kurfürsten Friedrich des Weisen in Verbindung gebracht: » . . . Das Zeichen seines Todes«, schreibt Luther in einem Briefe an Joh. Rühel unter dem 23. Mai 1525, »war ein Regenbogen, den wir, Philips und ich, sahen . . .«. In Byzanz gab es ganze Regenbogen-Listen, voller Deutungen dieses farbenprächtigen Naturschauspiels. Sie sind wohl im Zeichen der Astrologie im 15. und 16. Jahrhundert auch nach Deutschland gelangt.

Die erhabenste Deutung gab das Alte Testament dem mehrfarbigen Himmelsbogen. Danach setzte Gott den Regenbogen in die Wolken zum Zeichen des Bundes, den er nach der Sintflut mit Noah einging.

720044

Lostage im Mai

Im Volkslied ist der Mai lustig. Er »kommt herangerauschet«, und überall herrscht darin eitel Lust und Wonne. Aber der Wonnemonat hat seine Tücken. Zwar »gedeihen um Philipp und Jakobi (1. Mai) die besten Linsen«, doch gibt es dann »auch die größten Wetter«. Im übrigen ist jetzt die Scheune des Bauern leer, und seine Vorräte sind so ziemlich aufgegessen. Die neue Ernte liegt noch in der Zukunft, und die schwere Arbeit in Feld und Wiese hat schon ordentlich begonnen. Der knappe Spruch zu diesem leidigen Thema sagt genug:

Philippi, Jacobi,
viel freß i, wenig hob i.

Die schönen Tage im Mai sind auch noch recht ungewiß. »Der Florian, der Florian (4. Mai) noch einen Schneehut setzen kann«. Mitten hinein in die Obstblüte platzen besonders gern die drei gestrengen Herren Eisheiligen. An ihren Kalendertagen haben sie schon in alter Zeit unerbittlich geherrscht. Konrad Dankrotzheim schreibt in seinem »Heiligen Namenbuch« anno 1435:

»Pancratius und denn noch wol drie
Und die jungfrowe Sante Sophie —
Darnach let sich der sumer an«.

Die Tschechen modelten aus den Buchstabenanfängen von Pankratius (12. Mai), Servatius (13. Mai) und Bonifazius (14. Mai) spasses- oder bequemlichkeitshalber einen einzigen strengen

720045

Bonifacius



720046

Herrn, den Pan Serboni, der »die Bäume verbrennt«, da man tüchtig in der Stube heizen muß.

Die »drei Azius«, wie man die Eisheiligen bei uns gern zusammen nennt, »sind strenge Herrn und ärgern Gärtner und Winzer gern«. Nur »die drei Azius ohne Regen bringen dem Winzer reichen Segen«. Sonst sind Pankraz, Servaz und Bonifaz »drei echte Weindiebe«. Der »kalten Sophie« (15. Mai) sagt man ebenfalls nicht sehr viel Freundliches nach. In einem kleinen Reimgedicht zählt auch St. Mamertus (11. Mai) zu den eisigen blütenzerstörenden Wetterheiligen:

Der heilige Mamerz
hat von Eis ein Herz,
Pankratius hält den Nacken steif,
sein Harnisch klirrt von Frost und Reif;
Servatius' Hund der Ostwind ist,
hat schon manch Blümlein totgeküßt.

»Eh Pankraz und Servaz vorbei, ist nicht sicher vor Kälte der Mai«, ja, »auch St. Urbanus (25. Mai) – ist oft noch ein Grobianus«. »Urban gibt den Rest, wenn Servaz noch was übrig läßt.« »Wie sich das Wetter um St. Urban verhält, so ist's zwanzig Tage bestellt«, oder »Wies an St. Urban wittert, also witterts



720047



in der Weinlese«. St. Urban ist für den Wein in besonderem Maße verantwortlich. Wenn er lacht, »so tun die Trauben weinen«. Mehr gilt jedoch die Regel: Urbans Sonnenschein bringt einen guten Wein. Sein Festtag bedeutet das Ende der kalten Nächte. Für manche Leute ist auch schon vorher der Winter vorbei: »Nun Pelz und Muff verwahrt, der Herr hält seine Himmelfahrt«. »Es wird kein gut Wetter, bevor unser Herrgott nicht die Beine von der Erde hat«. Nun wäre es Zeit, meint man, daß der Mai seine Blumenseite hervorkehrt. Im hellen Blau des Himmelfahrts-Donnerstag aber lauern an allen Ecken Gewitter, um die gutgelaunten Spaziergänger und Ausflügler nicht übermütig zu machen. Blitz und Donner verabschieden sich jedoch schnell wieder, um das Wetter dieses Lostages nicht ernstlich zu gefährden,

720048

denn »wie das Wetter am Himmelfahrtstag, so auch der ganze Herbst sein mag«. In Schlesien ist man selbst an Himmelfahrt noch nicht sehr optimistisch:

Der Bauer nach der alten Art
trägt seinen Pelz bis Himmelfahrt,
Und tut ihm dann der Bauch noch weh,
so trägt er ihn bis Bartelme (24. August).

Doch zu Pfingsten kann er ihn sicher in den Schrank legen. Jetzt geht es nur noch um Regen oder Sonnenschein. »Pfingstregen kommt nie gelegen«, »Regnets am Pfingstsonntag, so regnets sieben Sonntag« und »bringt alle Plag«. Es heißt sogar »Wenns am Pfingstsonntag regnet, regnets die halbe Nahrung hin«. Aber was dem einen sin Uhl, ist dem andern sin Nachtigall. In Wetterbüchern ist auch zu lesen: »Pfingstregen heilt alles aus« und »nasse Pfingsten – fette Weihnachten; helle Pfingsten – dürre Weihnachten«.

Einigkeit herrscht in den Wünschen für das Fronleichnamswetter. Am Feste Corpus Christi soll die Sonne freundlich und hell am Himmel stehen, wenn die grünenden und blühenden Maigaben von Baum und Strauch gepflückt werden, um die Prozessionswege mit dicken Blütenteppichen zu schmücken. »Ist es Corpus Christi klar, wirds ein gutes Weinjahr.« Wenn es aber Fronleichnam auf die bestreuten Straßen regnet, wird in Schwaben jeder Tag in der Heuernte naß.

Mag der Mai Philippi mit schweren Wettern begonnen haben, beim Abschied sieht man ihn mit Felix (30. Mai), dem Glücklichen, gern heiter.

720049



720050

Titel: *Monatsbild aus dem Kalender für die Jahre 1439–1469 von Johannes von Gamundia. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg*

Seite 1: *Gewitter, Kupferstich 18. Jahrhundert, Privatbesitz*

Seite 2: *Der Kalenderschreiber. Holzschnitt aus einer alten »Bauernpraktik«*

Seite 3: *Illustration aus Thomas Murners »Schelmenzunft«, Augsburg Othmar 1513 von Hans Burgkmair*

Seite 5: *Aus Sebastian Brandts »Virgilius«*

Seite 6, 24, 36b: *Monatsbilder aus dem Kalender für die Jahre 1439–1469 von Johannes von Gamundia. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg*

Seite 7: *Aus einem Lübecker Bilderbogen*

Seite 9: *Hirte aus einem »Lübecker Bilderbogen« nach einem alten Holzschnitt*

Seite 12: *Sämann. Alter Holzschnitt*

Seite 15: *Hl. Kunigunde von Joh. P. Berkert um 1730 in St. Michael, Bamberg*

Seite 16: *Grabender Bauer aus einem »Lübecker Bilderbogen« nach einem alten Stich*

Seite 17: *Pflanzender Bauer aus einem »Lübecker Bilderbogen« nach einem alten Holzschnitt*

Seite 18: *Maria Verkündigung, alter Holzschnitt. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg*

Seite 20: *Mondkalender von 1573. Germanisches Nationalmuseum*

Seite 22: *Immerwährender Kalender von 1623. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg*

Seite 23: *Aderlaß- und Tierkreiskalender von 1548, gedruckt zu Nürnberg durch Christoff Gutknecht, Germanisches Nationalmuseum*

Seite 27: *Holzschnitt von Albrecht Dürer*

Seite 31: *Sämann aus Sebastian Brandts »Virgilius«*

Seite 33: *Aus Schedels »Weltchronik«*

Seite 35: *Aus den Münchner Bilderbogen*

Seite 36: *Himmelserscheinungen, Kupferstich 18. Jahrhundert*

Seite 38: *Aus einem Lübecker Bilderbogen nach einem alten Holzschnitt*

Seite 40: *Himmelserscheinung im April des Jahres 1583. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg*

Seite 43: *St. Bonifacius aus Schedels »Weltchronik«*

Seite 44: *Christi Himmelfahrt. Alter Holzschnitt. Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg*

Seite 45: *Aus Cherubino da Spoleto: Fior di virtù, Venedig 1487*

Seite 47: *Tanzende Bauern. Holzschnitt um 1600*

Idee: *Werbeagentur Selinka, Ravensburg*

Redaktion: *Dr. Hans und Hedi Lehmann, München*

Gestaltung: *Volkmar Kötter, Lörrach*

Herstellung: *W. F. Mayr, Miesbach/Obb.*

ROCHE

Deutsche Hoffmann-La Roche AG., 7887 Grenzach/Baden

720051

Wetterregeln im Herbst.



720052

Herbstliches

»Die Herbstnacht fährt mit neuen Pferden.« Sie hat viel Zeit und deckt immer mehr vom sanften Licht der Herbsttage zu. Zahllose Vögel suchen das Weite, und die Daheimgebliebenen rücken ihr Gefieder näher zueinander. Die Wiesen und Felder gähnen fahl und müde. Es wird Abend im Jahr. Aber gegen Wind und Regen und Herbst gibt es feste Häuser und frohe Feste; wir lächeln in den Herbst. Zwar hat alles Blühen ein Ende, aber »es kann im Herbst nicht mehr verwelken, als im Frühjahr gewachsen ist«.
Nur auf dem Meere sieht es anders aus. Das hat auch heute noch keine Balken, und der Fischer und Schiffer sah und sieht im Herbst mißtrauischer in die Windrichtung. Der Schiffer hat kaum literarische Wetterregeln. Er kennt sich ziemlich genau in der nüchternen Meteorologie aus. Jeder Fischerjunge kann Windrose und Wetterkarten lesen. Ihre Wetter-Voraussagen in Reimform sind fast immer kurzfristig und sehr wirklichkeitsnah: »Bi Südwest sünd de Fisch tau fuul«, heißt es in Mecklenburg, oder auch »Ostwind – is'n Königskind«. In Ostfriesland weiß man: »Westwind mit Mist (Nebel) – hat Ostwind in de Kist.« Die dortigen Fischer kennen seit langem den Spruch: Hof um de Maan (Mond), dat kann noch gahn, man (doch) Hof um de Sünn – dor schreien Schippers Froen (Frauen) un Kinner üm. Eine alte Regel:



720053

Mewen (Möwen) in't Land – Unweer (Unwetter) vor de Hand.
Wind ist den Schiffern heute nicht mehr so lebensnotwendig, seitdem sie mit Motorkraft fahren. Früher lockte man ihn durch sanftes Pfeifen oder freundliche Worte: kumm old Bröderken – kumm oll Jung. Aber heute wie zu aller Zeit sind Nebel und Sturm die tödliche Gefahr. Die großen Herbststürme erwartete man aus alter Erfahrung in der zweiten Oktoberhälfte. Dann war auch der Mondhof schon ein Sturmzeichen: »Hof üm den Maan, so'n Kreis as so'n Wagenrad, denn weeten wi Bescheid«, galt in Mecklenburg wie anderswo.

Aber Fischer und Schiffer sind harte Seelen. Sentimentalität gilt nicht. Wenn sie schon einmal Wetterdichter werden, tun sie es gern mit gemütlichem Spott. So lautet eine alte Rostocker Fischer-Regel über die Rostocker Wetterkrähe auf dem Rostocker Turmhahn:

Wenn de Kreih up den'n Nikolaitorm bi den Faut von 'n Hahn sitt,
denn ward't Unwäder erster Ordnung.
Sitt sei up'n Swanz von den'n Hahn,
ward't Unwäder zweiter Ordnung.
Sitt sei up den'n Kopp,
denn kümmt Storm.

Aber auch dem Schiffer kommt das berühmteste Herbstgewächs zugute. Der Wein kennt viele Wege in des Menschen Herz und Magen. Die goldenen Trauben überstrahlen alles Welken und Vergehen. Ist aus ihrem Saft ein Weinchen geworden, steht man da, hält sein Glas und sagt gegen alle Wetter: Prost!

720054



720055



720056

Septemberwetter

September hat keinen klangvollen Namen mehr. Er ist nur noch eine Zahl. Die Sonnenstrahlen haben ihre sengende Kraft verloren. Friedlich und sanft legen sie sich über Äste und Gittertore. »Septemberwärme dann und wann, zeigt einen harten Winter an.« »Ist der Sommer vorbei, ist's zu spät, Ähren sammeln zu gehen.« Aber es scheint doch ein wenig übertrieben, wenn man in einem alten Kalender liest: Wenn en r in den Monat kummt, wart et slecht Wedder. Schließlich hängen die Trauben am Rebenhang und brauchen alles andere als kühlen Regen.

Noch steht die Sonne im Zeichen der Jungfrau. An manchen Septembertagen ist die Luft so klar und blauseiden wie ein Frühlingshimmel. »September ist der Mai des Herbstes.«

Sonnenschein am ersten Tag des neunten Monats gilt als gutes Omen für die nächsten vier Wochen. Manche folgern daraus aber auch einen windigen Winter. Manchmal ist noch ein verspätetes Gewitter zu hören. »Wenn der September noch donnern kann, dann setzen die Bäume viel Blüten an.« Aber »Septembergewitter sind (auch) Vorboten von Sturm und Wind«. Die Mecklenburger deuten es anders: Dunnert dat in'n September, giwwt dat väl Snei in'n Dezember. Ein ähnlicher Spruch geht noch weiter: Wittert's im September noch, liegt im März der Schnee noch hoch. September und März sind verwandte Seelen wie der Juni und der Dezember. Sie entsprechen einander nach alter Volksweisheit.

720057



Ist die Sonne aus der Jungfrau in die Waage gewandert, herbstet es stärker. Weiße Schwaden liegen am Morgen über den Wiesen. »Wenn's im September viel Nebel geit (gibt), der Bauer sich auf den Hirast (Herbst) g'freut.« Acker und Feld können, abgeerntet, gelassen ins Wettertor sehen.

Nur der Weinbauer zittert vor frühen Frösten und sehnt sich nach Sonnenschein, der seinen Trauben die letzte Süße geben soll. Er hält nichts von moralisierenden Sprüchen, die da behaupten: Kühle Nächte bringen sauren Wein, aber die gesund sein, warme Nächte bringen süßen Wein, aber die ungesund sein. »Man kann alles übertreiben«, sagte der Fischer, als er sich selbst in der Angel verfing.

720058

Lostage im September

Im September ist nicht mehr Zeit, von Tulpen und Rosen zu träumen. Am Veronikatage, dem 1. September, beginnt unweigerlich der Herbst. »Wenn z'Vreneli z'Roggli wäscht«, folgt vierzig Tage Regen, sagt man in Sargans. In Luzern wünscht man: Sanct V'ron soll Vormittag 's Chrüegli löse und Nomittag 's Chitteli tröckne. Nachmittags soll jedenfalls die Sonne scheinen. Der 1. September ist ein bedeutender Lostag, der an einer Heiligen gar nicht genug hat. Deshalb tritt St. Veronika noch St. Ägidius an die Seite. »Gib auf Ägiditag wohl acht; er sagt dir, was der Monat macht.« »Ägidius Regen – kommt ungelegen.« Nach einer sehr alten Regel läßt sich auch die Hirschbrunft mit dem Wetter in Verbindung bringen: »Ägidi gaiht de Bock uppe Brunft, un gaiht de drög rup, so gaiht de ok drög'wedder raf.« Daneben steht die andere Behauptung: »Gaiht he drög up Brunft, so gaiht he natt raf« (Beginnt die Brunft bei trockenem Wetter, hört sie bei nassem auf). Vermutlich macht sich hier die fast vierzehntägige Verschiebung zwischen dem Julianischen und dem Gregorianischen Kalender bemerkbar.



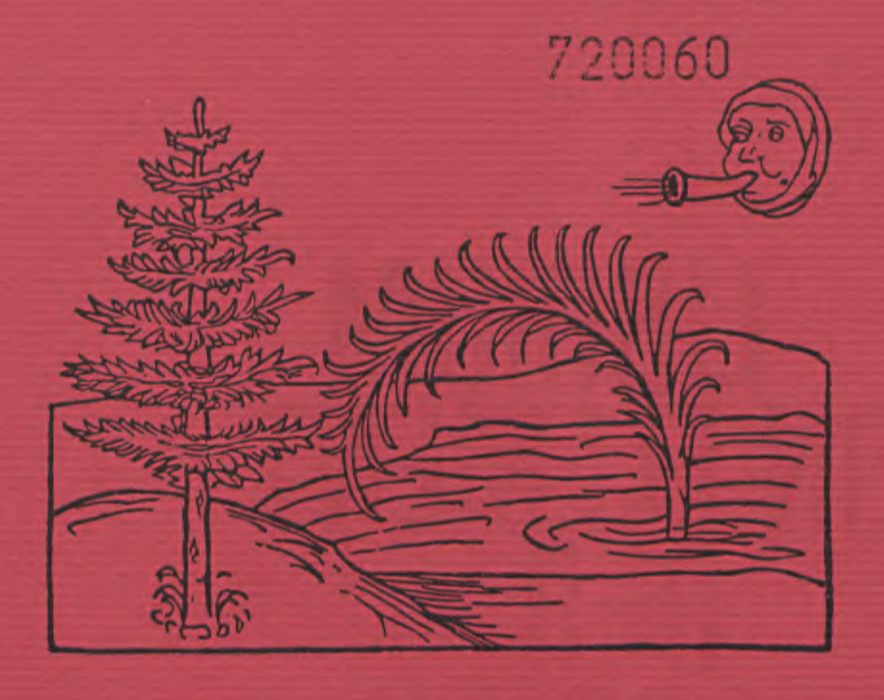
720059

Nach Ägiditag, das glaubt man fest, »ziehen die Gewitter ganz sicher heim«. Auch »die Schwalben ziehen furt an Maria Geburt« (am 8. September); bleiben sie da, ist der Winter nicht nah. »Bringt St. Gorgon (9. 9.) Regen, folgt ein Herbst mit bösen Wegen.« Auch »St. Ludmilla (16. 9.), das fromme Kind, bringet gerne Regen und Wind«. Aber »auf Lambert (17. 9.) hell und klar, folgt ein trocken Jahr«. Septembersonne ist meistens beständig.

Matthis (21. 9.) macht die Trauben süß. Aber »wenn Matthäus weint statt lacht, er aus dem Weine Essig macht«, denn »wie er's treibt, es vier Wochen bleibt«.

Mancherorts heißt es auch schon »an Matthäi die Mütz über die Ohren zieh«. Die Abende werden kürzer. Der Ofen rückt wieder in den Mittelpunkt, wenn zu St. Micheli der Winter die ersten Grüße schickt. St. Michael am 29. September überstrahlt an Wetterbedeutung alle übrigen Tage des Monats. Sogar die Honigernte des folgenden Jahres ist von ihm abhängig. Ein reizender Wetterglaube aus der Heide meint: »Wenn't Micheli gand Wär is, med de Immen de Hai'e wär« (wenn Michaelstag gutes Wetter ist, mieten die Bienen die Heide wieder, sie wissen dann, daß sie auch im nächsten Jahre wieder so schön blüht). Selbst an den späteren Kornpreisen ist St. Michael schuld: »Wat Megailsdag de Wind waiht, dana richt sik de Prisen«, sagten die Bauern. Der Schäfer steckte sich, wenn Michael das Wetter schön war, eine goldene Feder an den Hut. Aber »wenn's a der Nacht vor Michelstag warm isch, so bedeutet's e chalte Winter«, heißt es in Solothurn. Auch Hagel, Nord- und Ostwinde an diesem Tage bedeuten einen strengen Winter. Doch »wenn der Erzengel sich die Flügel badet, so regnets bis Weihnachten und man kann auf einen milden Winter hoffen«. Viel Michael-Eicheln bedeuten viel Schnee um Weihnachten. Aber »wenn die Vögel nicht ziehen vor Michaeli, wirds nicht Winter vor Christi Geburt«. Trotzdem: Michel heizen viele – Galle (St. Gallus am 16. 10.) alle.

720060



Wind

»Das Wetter kennt man am Winde – wie den Herrn am Gesinde.« Zu wissen, woher der Wind weht, ist schon halbe Wetterprophetie. Es weht nicht allezeit derselbe Wind, und »wenn der Hahn nach Abend sieht, kommt der Wind aus Morgen«. Ander Wind – ander Wetter. Derselbe Wind taugt nicht für alle: West – is de Hamborger eer best; Ost – is de Lübecker eer Trost. Wenn der bayerische Wind weht, gibt es im Böhmerwald Regen. Die Franken dagegen bitten: Böhmischer Wind, i bitt di schön, bitt di schön, laß mir mein Weizen am Berge stehn. Der böhmische Wind als Ostwind bringt oft scharfe Kälte. »Wenn Ostwind lange weht, ein teuer Jahr entsteht«, gilt sogar ganz allgemein. Südwind bringt Regen: Wenn de Wind kömmt ut Siede, ward et regne morge, vielleicht ok noch hiede.

In Westböhmen teilte man die Winde ganz einfach ein in: Ostwind bringt Heuwetter, Westwind Krautwetter, Südwind Hagelwetter, Nordwind Hundewetter. Dabei heißt es anderswo »Nordwinde bringen beständiges Wetter« oder »Der Nordwind ist ein rauher Vetter, aber er bringt beständig Wetter«. Auch »de Wind, dä sik met der Sünne hievet un liet (erhebt und legt), brenget selten Riägen«, aber »de Wind, de tegen de Sünn upgeit, 't is'n Wunner, dat he nich ewig steit«.

720061

»Vill Wind, wennig Braud« (wenig Brot), sagt ein altes Sprichwort. Aber der Wind weht nicht um nichts. War einmal ein Bauer im Lechrain, dem war die Sonne zu heiß, und der Regen kam ihm zu unrechter Zeit. Da gab Gott ihm schließlich Macht, das Wetter selbst zu machen. Da lachte der Bauer, ließ Sonne und Regen nach Herzenslust abwechseln. Die Saat grünte prächtig, aber als er sie schneiden wollte, sah er, daß all die schönen goldenen Ähren taub waren. Er hatte den Wind vergessen. Da schlich er beschämt ins Haus und überließ dem lieben Gott wieder das Wettermachen.

So etwas hätte einem Seemann nicht passieren können. Wind war in Jahrhunderten sein Lebenselement. Die alten Schiffer in Pommern standen mit ihm auf recht vertrautem Fuße. Hingen die Segel matt in flauer Luft, traten sie ans Steuer und redeten ihm halblaut zu: »Kuhl up, kuhl up, oll Vader« (frisch auf, alter Vater). Half das noch nichts, hämmerte man wütend an den Mast: Bries up, du Himmelhund, dat alle Telgen zittern! Manchmal verhalf auch ein alter Besen zu günstigem Wind, dessen Stiel man in der gewünschten Windrichtung ins Schiffsfeuer warf. »Will'n Besen verbrennen, dat wi Wind kriegen«, murmelte man dabei.

Hatte der Schiffer gern selbst den günstigen Wind, der das Schiff aus der Gegenrichtung flott vorwärtstrieb, ließ er den Schiffsjungen einen Besen ohne Stiel über Bord werfen: »Jung, smiet em (dem andern Schiff) 'n sturen Bessen vör de Bog, secht de Kaptain.« Der Wind läßt sich nicht auf Flaschen ziehen.

Nur Odysseus ward auf seinen Irrfahrten einmal das Glück zuteil, konservierten Wind im Gepäck zu haben. Als er das Zyklo-



720062



penabenteuer endlich hinter sich hatte, trug ihn das Schicksal zu einer schwimmenden Insel, die Aiolos beherrschte; Zeus hatte diesen zum Verwalter der Winde bestimmt. Als Abschiedsgeschenk erhielt der herumirrende König von Ithaka von Aiolos einen Sack, in dem alle widrigen Winde eingeschlossen waren, die ihm gefährlich werden konnten. Schon sah er die ersehnten Heimatfelsen auftauchen, da erlagen seine Gefährten der Neugier und öffneten den geheimnisvollen Sack, während Odysseus schlief. Die Winde fuhren wütend aus dem Sack heraus und warfen das kleine Schiff wieder zurück gegen die Insel des Aiolos. Der aber glaubte, die Götter hätten den Odysseus verworfen und weigerte ihm das Gastrecht, so daß der griechische Held sich wieder einschiffen mußte und durch die menschenfressende Hölle im Land der Lästrygonen pilgerte, ehe er auf die Insel Aiaia geriet, wo ihn die schöne Halbgöttin Circe mit Zauberarmen umfing.

720063



Hier schien dem guten Odysseus der Wind nicht mehr schrecklich. Streifte ein Luftzug das Eiland, so tönte es wie von Saiten der Äolsharfe. Vom leisesten Piano bis zum rauschenden Forte spielte der Wind seine Melodie auf dieser Wetter- oder Geisterharfe.

Die Griechen stellten sich die Winde als vier Brüder vor mit den Namen Zephyros, Hesperus, Boreas und Notus. Im alten deutschen Sachsenspiegel, auf frühen Holzschnitten und alten Bildern erscheinen die Winde als blasende Gesichter. »Der Wind ist Gottes Hauch«, sagt man in Galizien auch, wenn ein Sturmwind daherfährt. Gibt er sich wirbelig, heißt er bei uns Windsbraut. Nach einer märkischen Sage war die Windsbraut einmal ein Edelfräulein, das die Jagd über alles liebte und unbarmherzig die Saaten der Bauern verheerte. Dafür ward sie verdammt, mit dem Sturmwind in alle Ewigkeit dahinzufahren.

720064

Aber gottlob ist der Wind, wie die Perser sagen, ein guter Läufer, und Flüsse und Berge sind ihm nichts. Er schlägt nirgends sein ständiges Quartier auf. »Und was der Wind bringt, trägt er auch wieder fort.« »Wenn de Wind aewer'n Hawerstoppel (übers Haferstoppelfeld) waiht, kann't marken (kannst du merken), dat de Dag afnähmt.«



720065



720066

Nebel

Als zarter Schleier steigt er aus den Wiesen auf, ein luftiges Gebilde aus Märchenland, bis er gierig Straßen und Wälder verschluckt. Man geht durch ihn hindurch wie weiland der Prinz durch die Dornenhecke, nicht wissend, ob ein Untier oder Dornröschen dahinter schläft. Ein Nichts saugt die Schienenstränge und Häuserzeilen auf. Der Phantasie stehen alle Türen offen.

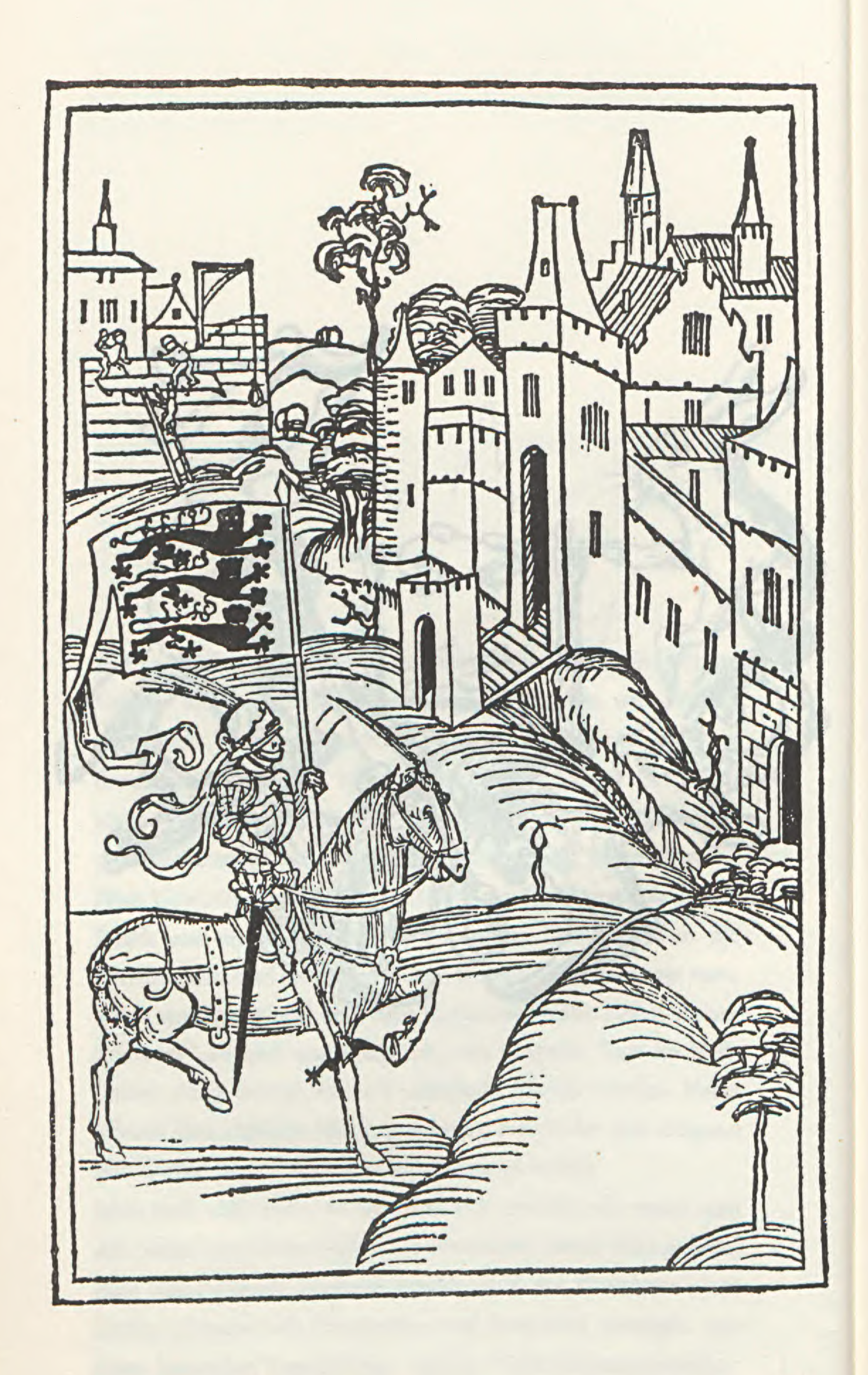
Nach Gewitterregen hängt der Nebel streifig überm Wald, wie Rauch aus einem Schornstein gequollen. Dann »kochen die Füchse Kaffee und die Hasen backen Kuchen«. Im Harz sagt man, wenn streifiger Nebel über dem Kyffhäuser steht: Hoho, Kaiser Friedrich (der nach einer Sage bis zum jüngsten Tage im Kyffhäuser sitzt), brauet, es wird schlackicht Wetter werden. Nebel erlaubt eine einfache Wetterprophetie: Nebel, der sich steigend hält, bringt Regen; doch klar Wetter, wenn er fällt.

Man weiß nicht recht, an wen man sich wenden soll, wenn man den Nebel vertreiben möchte. An Versuchen hat es nicht gefehlt. Eine Siebenbürger Legende erzählt, daß die Bewohner eines Dorfes allesamt mit Feuerhaken und Fangeisen auszogen, um einen besonders hartnäckigen dichten Nebel herunterzureißen. Sie sollen tatsächlich Erfolg damit gehabt haben. In kurzer Zeit

720067



720068



720069

habe die Sonne wieder frei vom Himmel geschienen. Ehrfürchtig und spöttisch zugleich soll man sie fortan Himmelshaken genannt haben.

Die Schweizer Hirtenbuben verscheuchen den Nebel nach einem anderen, aber auch etwas gewalttätigen Rezept: Zwischen Tür und Pfosten von Scheune oder Stall stecken sie ein rundes, beiderseits zugespitztes Holzstück. Mit Hilfe einer Schnur wird dieses Holzstück in rotierende Bewegung versetzt und fängt nach einiger Zeit infolge der Reibung an aufzuflammen und brennt ein Loch in Tür und Pfosten. Der dabei entstehende Rauch vertreibt oder »heilt« den Nebel jedoch nur, wenn man dazu spricht: »Nebel, Nebel, i heilet di.« Manchmal soll sich der Nebel auch schon von der bloßen Drohung »Bränte (Nebel), gang, oder i heilet di« verflüchtigt haben.

Im Nebel halten sich wehende Geister und Dämonen verborgen. Der Schimmelreiter ist so ein Nebelwesen, das in weißem fließendem Gewand, seinen Kopf unter dem Arm tragend, auf Wiesen und Feldern einhersprengt, die Leute ängstigt und sie in die Irre führt. In Oberschwaben ist es das Nebelfräulein Laura, das sich im weißen Schwaden verbirgt und während eines Gewitters zur Geisterstunde mit goldenen und silbernen Kugeln spielt.

Viele Legenden erzählen auch vom Nebelmännlein am Bodensee. Es wohnt im »Löchle«, einer Stelle des Sees, die nie zufriert. In stillen Nächten steigt es empor, führt die Schiffsleute an der Nase herum und tut den Weinreben mit kaltem Reif weh. Ein Ritter von Bodman ging einmal auf sieben Jahre von Hause fort, um die Welt zu bereisen. Wenn er in sieben Jahren nicht zurück sei, so sagte er seiner Gemahlin, dann könne sie annehmen, er sei tot. Wie er nun so über Straßen und Wege ferner Länder ritt, sah er nach Jahr und Tag auf einem nahen Berg ein Licht brennen. Er schickte seine Diener voraus, um Näheres zu erfahren, aber sie kamen nicht zurück. Da wollte er selbst nachsehen und traf unterwegs ein kleines Weiblein, das sich als Frau des Nebelmännleins zu erkennen gab und ihm zu schleuniger Flucht riet. Ihr Mann verschlänge Menschen und Tiere. Die beiden Diener seien ihm schon zum Opfer gefallen. Aber da stand das Nebelmännlein auch schon da. Doch es hatte keinen rechten Appetit auf den Herrn Ritter, es erklärte ihm vielmehr, seine Weltreise dauere schon viel zu lange, sieben Jahre wären längst

720070

ins Land gegangen und des Ritters Frau, in der Meinung, ihr Mann sei tot, werde morgen eines anderen Weib. Das Nebelmännlein war sogar bereit, ihn in Blitzesschnelle nach Hause zu bringen, wenn der Ritter ihm verspreche, das lästige Nebelläuten abzustellen und die Nebelglocke, die dort jeden Abend geläutet werde und ihm um den Kopf schlage, in den See zu versenken. Der erschrockene Ritter gab ihm sein Wort. Da setzte ihm das Nebelmännlein heimischen Bodensee-Wein vor und erklärte seinem darob erstaunten Gast, aller durch Nebel und Frost verursachte Schaden an den Reben käme ihm zugute, und er könne darum aus allen Teilen der Welt Wein anbieten. Am nächsten Morgen eilten beide mit Windeseile zum Bodensee, und der Ritter von Bodman kam gerade noch rechtzeitig genug, um die Hochzeit seiner Frau zu verhindern. Er soll sein Versprechen mit der Nebelglocke gehalten haben. Jedenfalls läutet sie dort nicht mehr, und vor Reif und Frost sind die Trauben dort sicher.

Im Nebel lauert nicht nur Gefahr, im Nebel soll auch die Krankheit hocken. Jahrhunderte glaubten, der Nebel verursache die Pest. In der Gegend von Halle wurde von einer Weißen Frau berichtet, die manchmal plötzlich auftauchte und um Erlösung flehte. Wer sie verspottete, dem trat sie unversehens nahe, hauchte ihn an, und der arme Spötter wurde von schwerer Krankheit befallen.

Im Neißetal erzählte man sich folgende Geschichte: An einer Stelle, die das »böse Ufer« heißt, sah ein Holzfäller eines Abends, als er nach Hause ging, einen langen Nebelstreifen über die Heide auf sich zukommen. Er lief schneller, aber der Nebel holte ihn ein und legte sich ihm gleich einer langen weißgekleideten Menschengestalt auf die Schultern. Da spürte der arme Mann, daß die Pest über ihn gekommen war. Er geriet in furchtbare Angst, eilte kreuz und quer in die Irre, denn er konnte nun nicht mehr nach Hause, wollte er nicht Frau und Kinder und das ganze Dorf mit der schrecklichen Krankheit anstecken. In seiner Verzweiflung wollte er sich am »bösen Ufer« in die Neiße stürzen, da plötzlich verließ ihn die Pest wieder und zog in Gestalt eines weißen Nebelstreifs davon.

Mag Nebel für müde Wanderer und schnelle Autofahrer ein Schrecknis sein – die Einnebelung, die Nebelkappe war zu allen Sagenzeiten ein legitimes und begehrtes Mittel der Helden, sich

720071



unliebsame Begegnungen vom Halse zu schaffen. Ein wunderbarer Nebel hat einmal Schloß Heidegg am Vierwaldstätter See so eingehüllt, daß die beutelüsternen Räuber es einfach nicht finden konnten. Nach drei Tagen mag er dann wohl zur Erde geregnet sein und das Schloß freigegeben haben, denn auch in der Schweiz und allerwärts gilt der westfälische Nebel-Spruch: Wann de Niewel den Biärch 'rop tüht, küemt he in drai Dagen as Riägen wi'er (Wenn der Nebel den Berg raufweht, kommt er in drei Tagen als Regen wieder herunter).

720072



720073

Oktoberwetter

»Durch Oktobermücken laß dich nicht berücken.« Oktoberhimmel voll Sterne hat warme Öfen gerne. Das Sommerhalbjahr geht in die letzte Runde. »Oktober, der fröhliche Wandersmann, pinselt noch schnell Wald, Heide und Hecken an.« Torschlußpanik der Sonnenliebhaber: Man möchte die Wärme in Truhen packen und den herbstlichen Farbenschimmer konservieren. Aber daß der Mond ab- und zunimmt, ist nun mal der Welten Lauf.

Im Oktober tritt die Sonne ins Zeichen des Skorpion. Der Hundertjährige Kalender des guten Abtes Mauritius Knauer warnte davor, im Oktober allzuviel neuen Most zu trinken, aber fand jetzt die Zeit gut für Essen und Trinken, für Arzneien, Purgieren, Aderlassen, Baden und Schröpfen.

Oktoberwetter bestimmt den Winterverlauf. Mengt sich Oktober gar schon hinein in den Winter, so ist dann dieser um so gelinder. Und nichts kann mehr vor Raupen schützen als Oktobereis in Pfützen. Sitzt jetzt das Laub noch fest auf den Bäumen, gibt's einen strengen und langen Winter: Will's Laub net abi – will's a net aufi. Wie's im Oktober wittert, so auch im März und April. »Warmer Oktober bringt fürwahr uns sehr kalten Februar.« Aber »wenn Frost und Schnee im Oktober war, so gibt's gelinden Januar«. »Oktober rauh – Januar flau.« Ist der Weinmonat warm und fein, kommt ein scharfer Winter hinterdrein.

Oktoberschnee tut Pflanzen und Tieren weh. Vor allem der Wein braucht noch Herbstsonnenschein und Herbstwärme. »Wenn der Oktober nicht hilft, ist dem Winzer nicht zu helfen.« Wer den Wein liebt, muß einen kalten Winter in Kauf nehmen. Auch die weiße Lilie wirft einen schwarzen Schatten. »Auf den Weinmonat folgt der Wintermonat«, aber dazwischen nebelt sich's erst noch durch den November.

720074



Regen

720075



»Mit di will 'k wol fertig werden, sä de Buur un keck tum Himmel up – lettst du regnen, föhr ick Mess« (Mit dir will ich wohl fertig werden, sagte der Bauer und guckte zum Himmel auf – läßt du regnen, fahr ich Mist). Aber das ist nicht jedermanns Sache. Eine endlose Kette von Regentagen ist schwer zu ertragen. Auch wenn das Sprichwort sagt: Auf Regen folgt Sonnenschein. Jede Gegend hat ihre Regenecke. Die Luzerner sagen: Wenn's vom Biswind regnet, wissen auch die Engel im Himmel nicht, wann's aufhört, und die Trierer seufzen: Wann ed räänd möd Onnerwand (wenn es mit Unterwind, moselaufwärts, regnet), da räänd ed möd Onverstand. Nun, es hat jedes Jahr geregnet, und es wird auch dieses Jahr regnen. Und regnet's nicht hier, so

720076

regnet's anderswo. Seit Jahrhunderten hat man sich seinen Vers darauf gemacht. Ein altes Wetterbüchlein sagt schon: »Wenn der Rauch nit aus dem haus will, so ist vor augen regens vil.«
Eine tropfende Wurst, ein nasser Speck, eine angelaufene Sense prophezeien Regen. Wenn die Wanduhr falsch anschlägt und die Taschenuhr nicht geht, wird's bald tröpfeln. Und auch der stärkste Regen fängt mit Tropfen an. In Oldenburg ist Regen zu befürchten, wenn der Küster das Gras auf dem Kirchhof mäht, und in der Schweiz sagt man: »Es gibt schlecht Wetter, wenn ein Geistlicher ausgeht.« Die Mecklenburger meinen: »Dat Borrebrod het up'n Gesicht fallen, ward rägen« (das Butterbrot ist auf die bestrichene Seite gefallen, es wird regnen).
Warum rutschende Strümpfe oder ein mit den Zinken nach oben liegender Rechen Regen anziehen sollen, ist nicht recht einzusehen. Da klingt die Schlechtwettervorhersage schon einleuchtender, die da besagt: Wenn sieben Frauen auf einem Kreuzweg stehen, gibt es bald Regen. Die professionellen Regenmacher sind nämlich nicht immer nur männlichen Geschlechtes. Alte Chroniken berichten, daß in den Donauniederungen bei anhaltender Dürre nackte Zigeunermädchen, nur mit einem Schurz aus Lattichblättern bekleidet, durchs Dorf geführt wurden. Von den Bäuerinnen mit Wasser begossen, zauberten diese »Paparuden«, tanzend und unaufhörlich Regenbitten murmelnd, die nassen Tropfen auf die Erde.
Der im Jahre 1024 verstorbene Burchard von Worms erzürnte sich in einem Konzilsbeschluß heftig darüber, daß im Rheingebiet bei langer Trockenheit junge Mädchen eine der ihren »entblößen«. Diese »Führerin« muß am Dorfrand ein Bilsenkraut samt der Wurzel mit dem kleinen Finger ausgraben und sie am kleinen Zeh des rechten Fußes festbinden; also wird sie zum nächsten Wasserlauf geführt und dort mit Wasser besprengt. Im Krebsgang wird die nackte Jungfer endlich ins Dorf zurückgeführt. Item, wenn's nur geholfen hat!
Die Pueblo-Indianer auf den Hochflächen von Arizona und Neumexiko rauchten heilige Pfeifen, um damit Wolken an den Himmel zu zaubern, und da sie oft beobachtet hatten, daß die Klapperschlangen vor dem Eintreten des Regens aus ihren Schlupfwinkeln krochen, tanzten die Rothäute Regen-Schlangentänze, bei denen sie lebende Klapperschlangen zwischen den Zähnen trugen.

720077



720078

Bei vielen Negerstämmen ist der Häuptling auch zugleich Regenmacher. In Trockenzeiten und Dürre hat er nichts zu lachen. Bei den Barea und Kunama im östlichen Sudan sind die Zauberer- und Priesterfamilien dafür zuständig. Dort ist das Regenmachenkönnen erblich. Je besser es die Ahnen verstanden, desto geachteter sind die Enkel. Die Zulus vertrauen ihrem Regendoktor, der einer gefährlichen langen Trockenheit mit geheimnisvollen Medizinen zu Leibe geht.

Aber es wäre töricht, wollte man solche Zeremonien belächeln. Schließlich hatten unsere alten Bitt- und Flurumgänge im Grunde auch keinen anderen Sinn. Und unser lustiger grüner Regenfrosch tut ganz dasselbe wie die Klapperschlange der Indianer.

Ein reizendes russisches Kinderlied läßt einen Regentropfen die anderen fragen: »Warum klopfen wir so laut an dieses Fenster?«, und sie antworteten ihm: »Hier wohnt ein fleißiger Bauer, dem wir Kunde von unserer Ankunft geben wollen, da nun das Brot wächst.«

Auch im Herbst sind in Regenangelegenheiten Bauer und Winzer nicht einer Meinung: Im September kommt der Regen wohl dem Bauern stets gelegen, doch wenn er den Winzer trifft, ist er grad so gut wie Gift. Aber der Winzer weiß auch: »Ließe der Himmel nicht Wasser regnen, so wäre kein Wein.« Der Regen fällt nicht so schwarz wie er aussieht.

720079

Lostage im Oktober

Oktoberlostage gehören dem Wein und dem kommenden Winter. »Regnets an St. Dyonys (9. 10.), regnets den ganzen Winter gewiß.« »Sankt Burkardi (11. 10.) Sonnenschein, schüttet Zucker in den Wein.« Er tut es noch schnell vor Toresschluß, denn jetzt muß die Traube vom Stock. »Hedwig und Galle (16. und 17. 10.) machen das schöne Wetter alle.« Zwar ein rauher Tag macht noch keinen Winter, doch St. Gallen läßt schon gern Schnee fallen. Er ist »voll Überdruß, wenn er die Weinbutten tragen muß«. Muß St. Gallus noch Butten tragen, wird der Wein dir nicht behagen. Ist St. Gallus trocken, folgt ein Sommer mit nassen Socken. Aber auch das Gegenteil ist richtig: Ein trockener St. Gallustag verkündet einen trockenen Sommer. Mancherorts darf man dann immerhin auf ein gutes Frühjahr hoffen. Gießt aber St. Gallus wie ein Faß, wird der nächste Sommer naß, und es regnet bis Weihnachten. Im rheinischen Aachen beginnt mit dem 16. Oktober augenscheinlich die kältere Jahreszeit, denn »Um St. Gilles (Gallus) geht Kaiser Karl nach dem Winterquartier, um Christi Himmelfahrt kommt er wieder heraus«.



720080



»St. Ursulas Beginn (am 21. Oktober) zeigt auf den Winter hin« und »wenns St. Severin (23. 10.) gefällt, bringt er mit die erste Kält«. Zum 28. Oktober, am Tage Simon und Judas, behaupten die Oberösterreicher:

Sima wirft ön Schnee a,
wirft'n da Sima nöd a,
sa helfant allö Heilign z'sam

(Simon wirft den Schnee herab, wirft er ihn nicht herab, so helfen alle Heiligen zusammen dazu).

Und wenn Simon und Judas vorbei, ist der Weg dem Winter frei. Es sitzen auch die heiligen Herrn am warmen Kachelofen gern. Aber noch immer ist Herbst, und »späte Rosen im Garten, läßt den Winter noch lange warten«. Oktobers Ende reicht Allerheiligen die Hände.

720081

Regenriecher in Gras und Himmel

Regenriecher unter uns sind selten geworden. Die Tiere sind bessere Wetterpropheten. Selbst Tiervater Brehm sagte, es sei »gar nicht unwichtig, wenigstens den Versuch zu machen, durch Beobachtung des Betragens der Tiere die kommende Witterung zu ergründen«. Dabei sind es nicht nur »die Frösche auf Stegen und Wegen, die deuten auf baldigen Regen« oder die tieffliegenden Schwalben, die nach Insekten haschen.

Abt Knauer schreibt in seinem berühmten Hundertjährigen Kalender: Es gibt Regen, wenn die Schafe springen, einander mit den Köpfen stoßen, sich früh auf die Weide machen, im Heimgehen oft Gras fressen und ungern in den Stall wollen. Solche »Schafs«-Erfahrung haben auch die Norddeutschen gemacht. De ull'n Schap hebbt sik so stött un springen, wi kriegt wer Rägen (Die alten Schafe sind so störrisch und springen, wir kriegen wieder Regen).

In einem Wetterbüchlein zu Anfang des 16. Jahrhunderts steht geschrieben: »so gänß, ennten und taucherlein vast (viel) baden, zu der frist nass wetter gewiss vor augen ist.« Späteren Zeiten genügte es, daß die Ente »nat, nat« sagte, um den Regenschirm mitzunehmen. Auch »wenn die Gänse auf einem Fuß stehen, die Hühner die Schwänze hängen lassen und die Taube badet, regnets den nächsten Tag«.

Selbst die toten Flügeltiere sind noch »wunderbare« Wetterpropheten. Von der gebratenen Martinsgans sagte Johannes Olorinus im Jahre 1609: »Ihr guten alten Mütterlein, ich verehre euch das Brustbein, daß ihr kalendermäßig daraus wahrsagen lernet und Wetterpropheten werdet . . .« Ein altes Apothekerbuch spottete schon: und was müssen nicht die Brustbeine der Kapphanen, Gänse und Enten vor Prognostica herlehnen? Sind dieselben rot,

720082



so urteilen sie eine anhaltende Kälte, sind sie aber weiß, klar und durchsichtig, so werde das Wetter im Winter leidlich sein.

Selbst die Mäuse verstehen etwas von der Witterung. Sie pfeifen laut, wenn der Regen vor der Türe steht. Theophrast, der Schüler des Aristoteles, behauptete schon im vierten Jahrhundert v. Chr., das Zischen der Mäuse bedeute schlechtes Wetter.

Sicheren Regen verspricht der Ruf des Brachvogels, den man darum auch Regenvogel nennt. Selten gelingt es jemandem, das Nest des scheuen Vogels ausfindig zu machen. Eine bretonische Legende hat dafür auch eine Erklärung: Brachvögel haben der heiligen Familie vor ihrer Flucht nach Ägypten Sturm vorausgesagt, und zur Belohnung erhielten sie von Gott die Vergünstigung, daß ihr Nest den mutwilligen Buben verborgen bleibt.

720083



Selbst der zärtliche Freund Adebar prophezeit Regen, wenn er schmutzig aussieht, »wenn dat witt von'n Erber swatt is«, wie man im Lüneburger Jelmsdorf sagt.

Der Schwarzspecht hat einen ausgesprochenen Regenwetterschnabel. Die Norweger nennen den Schwarzspecht mit der roten Haube Gertrudsvogel und erzählen dazu ein altes Märchen: Als unser Herrgott mit Petrus noch auf der Erde wandelte, kamen sie einmal am Haus einer Frau vorbei, die mit Backen beschäftigt war. Sie hieß Gertrud und trug eine rote Haube auf dem Kopf. Müde und hungrig vom langen Weg, bat sie der Herr um ein Stück Kuchen. Da nahm Frau Gertrud etwas Teig und setzte ihn aufs Blech, aber er wuchs so hoch, daß er die ganze Pfanne füllte. Da meinte sie, der Kuchen sei für ein Almosen zu groß, nahm

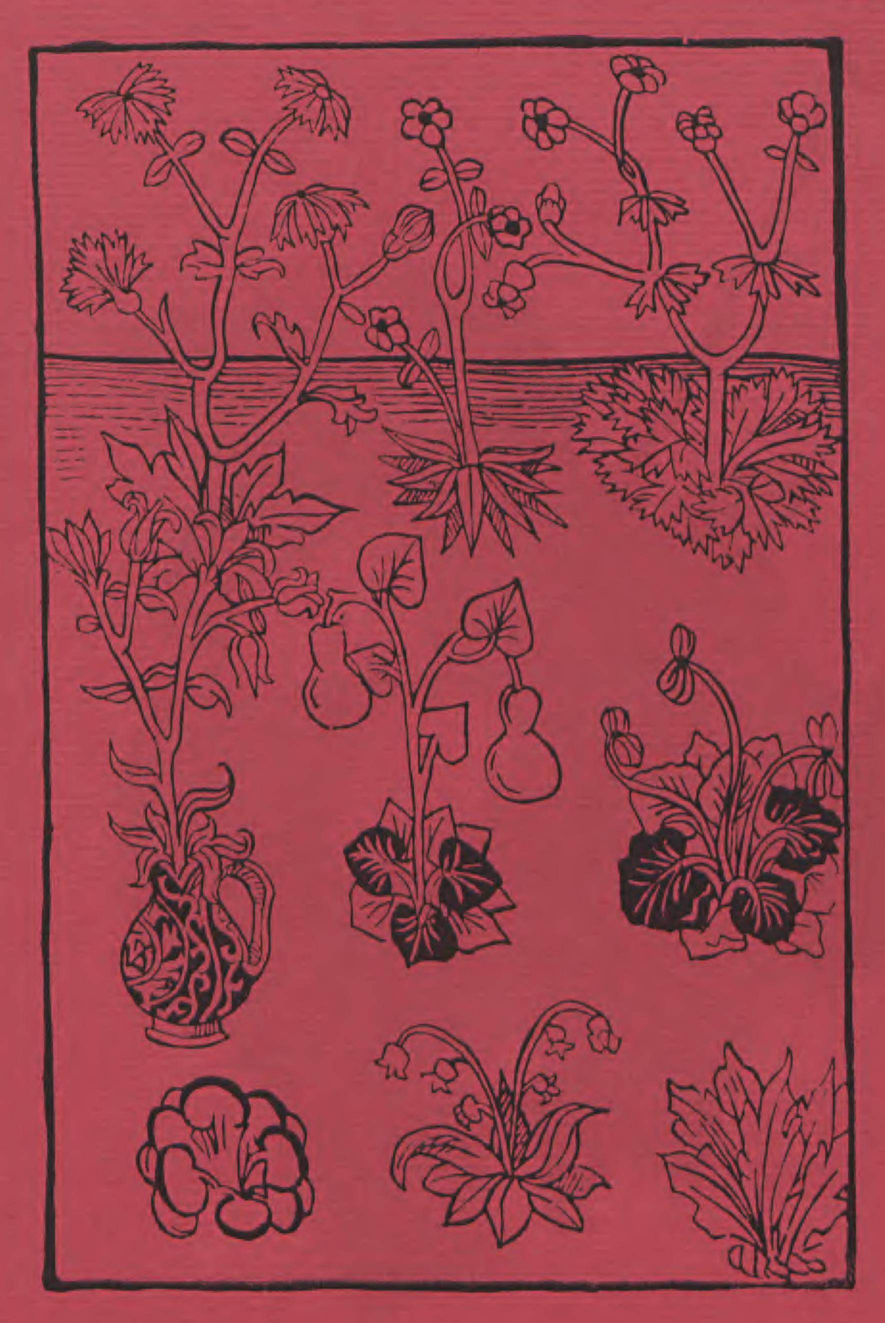
720084
weniger Teig und bereitete auch ihn vor, aber es entstand wieder ein Riesenkuchen. Da nahm sie ein winziges Fetzchen Teig, und es geschah mit ihm dasselbe. Befriedigt sagte sie: Ihr müßt ohne Almosen gehen, all mein Gebäck wird zu groß für euch. Da zürnte der Herr und sprach: Weil du uns nichts gönnst, sollst du zur Strafe ein kleiner Vogel werden, dein dürres Futter zwischen Holz und Rinde suchen und nicht öfter trinken, als wenn es regnet. Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, verwandelte sich die Frau in einen Vogel und flog zum Küchenschornstein hinaus. Noch heute sieht man sie mit ihrer roten Haube, am übrigen Leibe ganz schwarz, weil die Ofenröhre sie schwärzte. Ununterbrochen hackt sie in der Baumrinde nach Futter und pfeift dem Regenwetter entgegen, denn sie dürstet immer und hofft zu trinken.

Ihre regenschnabelbegabten Freunde sind die schwatzhaften Elstern, die kreisenden Dohlen, die Buchfinken, wenn sie früh vor Sonnenaufgang singen. Die Ameisen verkriechen sich vor Regenwolken und »wenn d' Hägäse (Eidechse) über de Weg springet, na regnets bald«, – jedenfalls in Schwaben. Ein Imker aus der Heide will beobachtet haben, daß die Bienen bei drohendem Regen mit zitternden Flügeln, den Kopf nach unten, reihenweise wie die Soldaten vor dem Flugloch sitzen. Aber die Bienen sind empfindsame Tiere mit einer großen Gefühlsscala. Man kann ihre Regungen nicht über einen Kamm scheren. Woanders schwärmen sie vor drohendem Regen aus.

Da ist das Verhalten der Krähe schon eindeutiger. »Wenn die Krähe schreit, ist Regen nicht weit.« Darauf kann man sich verlassen. Selbst die Ornithologen halten sie für ein ausgesprochen wetterkundiges Tier. Den weisen Indern war sie eine Inkarnation Indras, des Regengottes. Bei uns ist die Krähe der »Martinsvogel«, der den »kalten Winter« ins Land bringt.

Der ausgeprägten Wetterkunde-Begabung im Tierreich steht nur ein kleines »Blumenbarometer« gegenüber. Der Vogelmeyer (Alsine medica) öffnet nur bei heiterem Wetter seine Blütchen und richtet sie zum Himmel; ist die Luft regenschwanger, schläft er mit hängenden Blütenköpfchen. Auch Klee, Hahnenfuß und Sumpfdotterblume verschließen ihre Augen dem schlechten Wetter. Die Ackerwinde und das Ackergauchheil dagegen öffnen ihre Blumen weit gegen den drohenden Regen, und das gelbe Lab-

720085



kraut strömt ihm all seinen Geruch entgegen. Auch die Birken und die Nachtviolen duften stärker, wenn sie zu trinken hoffen. Die wunderschöne Sonnenscheibe auf den Halden und Matten der Hochgebirge, die Wetterdistel, ist ein todsicheres Barometer. Wenn Sturm und Regen heraufziehen, kriecht sie ganz ängstlich in sich zusammen. Der Regen könnte ihr Kleid zerzausen. So gesehen, läuft ihre Wetterweisheit auf pure Eitelkeit hinaus. Aber was tut's — »was man voraussieht, davor kann man sich schützen.«

720086



720087

Novemberwetter

Im November klappt der Herbst sein buntes Bühnenbild zusammen und zieht den grauen Vorhang zu. Die Sonne hat pflichtschuldigst bleiche Wangen, die Straßen glänzen von Nebel und Regen, es ist so recht von Herzen ungemütlich draußen.
Novemberwetter muß nieselig sein, denn »November warm und klar – wenig Segen fürs nächste Jahr«. Der Tegernseer Kalender aus dem 16. Jahrhundert nennt den November regelrecht Kotmonat. »Blühn (gar) im November die Bäume aufs neu, währet der Winter bis zum Mai«. Späte Rosen im Garten sollen jedoch einen milden Winter anzeigen.
Aber man sieht im elften Monat, wenn die Sonne ins Zeichen des Schützen tritt, weder Blatt noch Blüte gern mehr an Zweigen und Strauch. Lieber sieht man schon den Winter. »Novemberschnee tut der Saat nicht weh.« Und »Novemberdonner verspricht einen guten Sommer«. In Oberhessen behauptet man sogar: Wenn es im November schneit, hat der Winter verkalbt.
Bis ins goldene Venedig hinein spürt man die allmählich stärker stechenden Nadeln der Kälte. Dort liest man es auf launige Art den Mädchen von der Kleidung ab:

Totentag hüllen sich die Frost'gen ein,
An Marzini tut es Groß und Klein
schöne Mädchen tun's am Frauentag
und selbst die Stutzerin tut's am Katharinentag.

Der Hundertjährige Kalender empfiehlt jetzt warme Speisen, guten Wein und viel Bewegung. Das Unwetter ist an der Zeit, denn »wenn't Unweer in de November nich will, dan kumt et seker in de April«.

720088



720089

Altweibersommer

Wenn das Laub von den Bäumen blättert und die Parkbänke leer sind, wenn die Steinstatuen winterliche Holz-Schutzkleider tragen und die Zugvögel in ferne warme Länder fortgeflogen sind, scheint der Sommer noch einmal wiederzukommen. Hauchzarte Fäden wehen durch die Luft und legen sich über Sträucher und Gras. Marienfäden fliegen. Es ist Altweibersommer. Die Schweizer nennen die Rückkehr kurzer Sommertage Witwensömmerli, und die Bayern heißen sie zärtlich Änl-Sommer.

Melancholie liegt über dem letzten milden Spätherbstwetter, und man vergleicht es vielleicht darum mit einem alternden Weibe. Die gleitenden Fäden in der Luft, von zahllosen winzigen jungen Spinnen herrührend, sind der Scheidegruß des Herbstes. Mit ihnen fliegt der Sommer davon. Nach sehr altem Volksglauben stammen sie vom Kleide einer Göttin. In früheren christlichen Zeiten hielt man sie für Fäden aus dem Mantel Marias, den sie bei ihrer Himmelfahrt getragen. Darum heißen sie auch Marienseide oder, wie in Bayern, Unserer Lieben Frauen Gespinst. Holländisch klingt es Mariendraadjes.

Eine andere Legende erzählt, daß Maria mit den 11000 Jungfrauen im Herbst umherzieht und das Land mit Seide überspinnt. In Schlesien pilgerte Frau Holle als Spinnerin durch Dörfer und Städte, um den Fleiß der schlesischen Mädchen zu prüfen.

720090



Setzen sich die zarten Gespinste in Kleider und Mäntel, bringt es den Menschen Glück. Und wer sie eine Weile mit sich herumträgt, hat alle Chancen, berühmt zu werden. Die glitzernden Tautropfen, die sich im Gewebe fangen, sollen kranken Augen ein Labsal sein. Dem Wettergucker sind sie jedenfalls ein Trost: Aldewiwersommer — Herwst drög (Altweibersommer — dann wird der Herbst trocken). Dieses rheinische Sprichwort gilt allenthalben.

Der Altweibersommer kann sich zu den verschiedensten herbstlichen Lostagen einstellen, wie er danach auch ganz unterschiedliche Namen trägt. In Ungarn heißt er ganz einfach Nachsommer, in Schweden Brittasommer, die Franzosen sprechen von Mauritius-Sommer, die Tiroler von Gallus-Sommer, und in Deutschland erwartet man ihn sogar noch zu Allerheiligen.

Manche Leute kennen auch drei verschiedene Spätsommer. In Norddeutschland sagt man: Äirst kummt de Meckensomme, denn de Krounsomme (Kranichsommer), und denn kummt de Olenwiwesomme; denn is äwe käin Luft mehr (d. h. dann gibt es keine Pause mehr, und der Winter folgt auf dem Fuße). Der Met-

720091

tensommer (oder Meckensomme) läßt seine Fäden irgendwann im September schwirren. Sie bedeuten beständiges Wetter. Als Snäibloumen (Schneeblumen) sind sie ein Winterorakel: So lang dat noch vörn 1. Oktober is, wenn de Snäibloumen waiht, so lang durt noch naher, bit snai'n wad (so lange es vor dem 1. Oktober ist, wenn die Schneeblumen wehen, so lange dauert es hinterher, bis es schneien wird).

In der Lombardei rechnet man Mitte Oktober mit ein paar schönen Nachsommertagen und nennt sie darum termingerecht Sommer der hl. Theresa (15. 10.). Die Engländer sagen auch »St. Luke's little summer« (18. 10.) und die Franzosen »L'été de la Saint-Denis« nach dem Heiligen am 9. Oktober. Neben der Sonnenerwartung zu Allerheiligen kennen die Deutschen auch: »An St. Gallustag den Nachsommer man erwarten mag.«

Das kleine Abschiedsgeschenk des davoneilenden Herbstes hat nicht nur die einfältigen frommen Gemüter bewegt, die einen Marienlegendenkranz darum flochten; schon im 17. Jahrhundert sind drei Dissertationen über die »Sacra filamenta Divae virginis« erschienen. Ein heiteres Thema. Aber der Mariensommer währt nicht lange.



720092



720093

Lostage im November

Der erste Lostag im November gilt gleich allen Heiligen auf einmal. Er ist Abschied oder Willkomm. Manchmal bringt er noch »Sommer für alte Weiber und ist des Sommers letzter Vertreiber«, »Allerheiligen bringt den Nachsommer«, aber meistenteils »sehen sich Alle-Heiligen nach dem Winter um«. »Wenns zum Allerheiligen schneit, lege deinen Pelz bereit«, auch wenn »Schnee am Allerheiligentag selten lange liegen mag«. Die Holsteiner sprechen für alle: Allerhilgen, sitt de Winter up den Tilgen (Zweigen). »Snee't Aller Hilligen langen un lat, denn legg din Unnertüg parat« (Schneit es Allerheiligen, dann leg dein Unterzeug parat).

Man kann Allerheiligen auch selbst ein bißchen Wetterprophet spielen:

> Dazu geh in den Wald,
> nimm von der Birke einen Span,
> und da siehst du es ihm gleich an
> ob der Winter warm ist oder kalt:
> Ist der Span trucken,
> wird ein warmer Winter anrucken;
> aber ist er naß genommen,
> wird ein kalter Winter kommen.

Steckt Allerheiligen in der Pudelmütze, ist dem heiligen Martin (11. 11.) der Pelz nichts nütze. Aber »wenn der Winter Allerheiligen noch nicht kommen mag, dauert es gewiß nur noch bis Martinstag«. St. Martin setzt sich schon mit Dank am warmen Ofen auf die Bank. Er reitet gern auf einem weißen Roß. Hat er auch einen weißen Bart, dann wird der Winter weiß und hart, denn »Merten is ennen harden Mann«, wie es in Moers heißt. Wolken am Martinitag – der Winter unbeständig werden mag. Wenn Nebel sind, so wird der Winter gelind. St. Martin bestimmt den kommenden Winter nach seinem Belieben. An seiner Laune

720094

ist alles gelegen. »Ist Martins Laune trüb, wird der Winter auch nicht lieb«. Macht er gar ein bös Gesicht, taugt der ganze Winter nicht. Die Dahlenburger sagen dazu: Wenn de Martensgous up'n Ise staiht, Christkinken in'n Drecke gaiht.

In Vättis im Kanton Graubünden mag St. Martin wohl immer an seinem Tage trüb geschaut haben, denn da saß er aller Kleider bar auf seinem Pferd. Nach einer alten Überlieferung kleidete der Kirchenverwaltungsrat der kleinen Schweizer Gemeinde das Standbild St. Martins alle Frühjahr mit einem roten Reitermantel. Während des Sommers aber kamen die Älpler und schnitten ein Stück nach dem andern davon ab, denn es sollte vor Krankheiten und Viehseuchen schützen. Kam nun der 11. November heran, war von der ganzen Mantelherrlichkeit meist kein Fetzchen mehr übrig. Da galt dann wohl auch für den frierenden Heiligen: St. Martin macht Feuer im Kamin. Manche Leute glauben, daß am 11. November die Sonne scheinen muß, mag das Wetter auch vorher noch so getobt haben, denn St. Martin muß ja für seinen Schimmel einheuen. So ein kurzer warmer Nachsommertag heißt in England geradezu Martinssommer.

Auch »Der hl. Leopold (15. 11.) ist oft dem Altweibersommer hold«. Aber »St. Katharina (25. 11.) kommt weiß gekleidet«. »Käthrein laot da Winter ein.« In Siebenbürgen »kid de Katrenj aw em beschluberde Ruoss (kommt sie auf einem beschmutzten Roß)«. Ist an ihrem Tage das Wetter mild und trocken, gibt es bis Neujahr keinen Frost. In Österreich heißt das: Wie St. Kathrein wirds Neujahr sein. »Wäscht« Katharina, regnet es also, dann »trocknet« Andreas (30. 11.), er läßt dann alles gefrieren. Doch auch jetzt noch bettelt man: Leve Kathrine, lat de sünnen schinen. Der Winter kommt früh genug. »Uff Kattern (Katharina) kommt der Schnee geflattern – uff Andris (30. 11.) kommt er gewiß.« Andree bringt Schnee, er tut den Saaten weh und treibt dem Bauern die Preise in die Höh. »Andreasschnee bleibt hundert Tage liegen.« In Köln »bränkt Andrehs dä kahle Frehs« (die kalten Fröste).

»Dresmisse es de Winter gewisse – Kläsken derna süht me 'ne vör allen Düören stan.« Damit meinen die Leute aus der Mark: An St. Andreasmesse ist der Winter gewiß, an Nikolaus danach (6. 12.) sieht man ihn vor allen Türen stehn.

Adjes lewe Sunn!

720095



720096

Titel, Seiten 6, 24, 38: *Monatsbilder aus dem Kalender für die Jahre 1439–1469 von Johannes von Gamundia. Germanisches National-Museum, Nürnberg*

Seite 1: *»Bauerntanz« von Pieter Brueghel d. Ä., Kunsthistorisches Museum, Wien*

Seite 2: *Aus: Albert Schramm: »Der Bilderschmuck der Frühdrucke«, Leipzig 1921–1943*

Seiten 3 und 8: *Aus dem Reisebuch des Johannes de Montevilla, gedruckt bei Bernhard Richel, Basel, um 1481*

Seite 5: *Aus: Hortus sanitatis, gedruckt von Jakob Meydenbach, Mainz 1491*

Seite 9: *Silhouette eines anonymen Meisters aus dem XVIII. Jahrhundert*

Seiten 11 und 23: *Zeichnungen von Ludwig Richter*

Seite 12: *Aus: Franz von Retz O.P. (1343–1427): »Defensorium inviolatae virginitatis beatae Mariae«, gedruckt von Lienhart Ysenhut, Basel um 1490*

Seiten 12b und 44: *Aus: Aesop, Fabulae et vita, gedruckt von Johann Zainer in Ulm, um 1476/77*

Seite 13: *Aus: Lucidarius, gedruckt bei Johann Zainer, Ulm 1496*

Seite 14: *Illustration nach einem griechischen Vasenbild*

Seiten 15 und 31: *Aus: Teutsch kalender, gedruckt bei Johann Schäffler, Ulm 1498*

Seiten 16/17: *Aus: Francisci Petrarca: »Trostspiegel«, Frankfurt 1584*

Seiten 19, 29, 47: *Zeichnungen von Moritz von Schwind*

Seite 20: *Aus der Lirer-Chronik, Ulm 1486*

Seiten 26/27: *Aus den »Münchner Bilderbogen«*

Seite 32: *Lübecker Bilderbogen. Nach einem alten Holzschnitt*

Seite 34: *Aus: Speculum Humanae Salvationis. Gedruckt von Bernhard Richel, Basel 1476*

Seiten 35 und 36a: *Aus: Konrad von Megenbergs »Buch der Natur«. Gedruckt von Anton Sorg, Augsburg um 1480*

Seite 40: *Titelholzschnitt zu: Virdung, Practica. 1492*

Seite 42: *Aus: Defensorium Mariae. Gedruckt von den Gebrüdern Hist in Speyer um 1485*

Seite 43: *Lehrer mit Schüler. Aus: »Lucidarius«, gedruckt von Matthäus Brandis, Lübeck 1485*

Idee: *Werbeagentur Selinka, Ravensburg*

Redaktion: *Dr. Hans und Hedi Lehmann, 8031 Stockdorf/München*

Gestaltung: *Volkmar Kötter, Lörrach*

Herstellung: *W. F. Mayr, Miesbach/Obb.*

ROCHE

Deutsche Hoffmann-La Roche AG., 7887 Grenzach/Baden

720097

Wie's Wetter wird

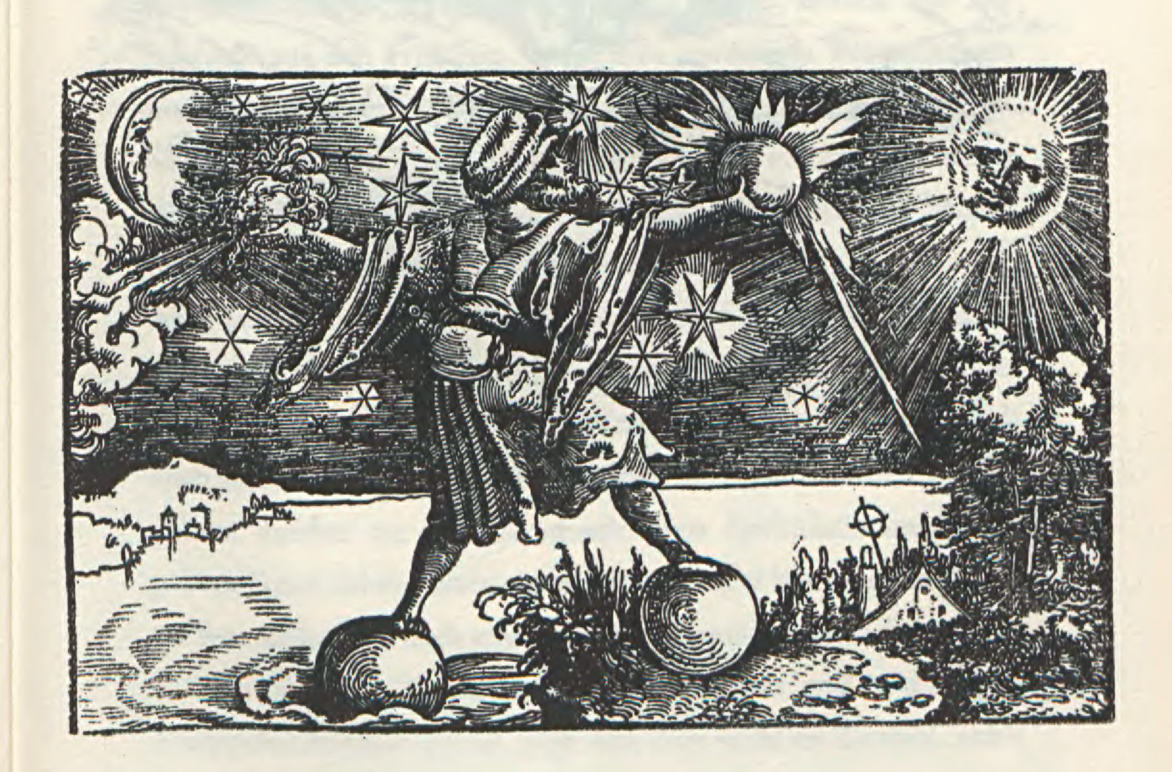


4

Roche

720098

Bauernregeln im Winter



720099



720100

Winter=Elegie

»Geleite einen Freund tausend Meilen weit, einmal mußt du Abschied nehmen.« Auf den Herbst folgt der Winter wie der Sommer auf den Frühling, wenn ihre jeweiligen Wetterlaunen manchmal auch etwas durcheinandergeraten; doch nicht erst seit heute. Vor langer, langer Zeit schrieb schon ein resignierender Wetterdichter: Seit die Bauern die zehn Gebote nimmer halten, hält Gott auch die Wetterregeln nimmer.

Aber Winter ist es immer noch geworden. Seine »harten Bande« prägten sich unseren Vorfahren besonders unangenehm und tief ein, so daß sie ihre Jahre nach Wintern rechneten. Daß sie sich auch selbst im Laufe der Jahrhunderte so oft den Namen Winter gaben, möchte zu den verschiedensten Spekulationen Anlaß geben. Ganz sicher haben sie es mit sich nicht bös gemeint. Winter war schließlich auch eine beliebte Heiratszeit; allerdings nicht in Württemberg. Da meinte man: Im Winter und in d'Stupfle (Stoppeln) heiratet ma nit. Man war dort wohl im Zweifel, »ob's die Liebe tut oder die Kälte«.

720101

Der Winter fegt mit hartem Besen und macht sich einen Spaß aus dem Zähneklappern der armen Kreatur. Wenn die griechische Göttermutter Cybele den Schlüssel holt und die Erde zuschließt, versinkt darum ein glücklicher Teil der Natur in tiefen Winterschlaf. Dann glitzern die kalten Flocken nur von fern in seine Träume. Die übrige Welt richtet sich ein, so gut es geht. Dem Unkraut und dem fleißigen Hamster schadet der Winter sowieso nicht — jedenfalls behauptet das ein Sprichwort.

Mitten in der großen Kälte beginnt das neue Jahr. Ist dann gerade Samstag, hat man noch lange nichts zu lachen. Schnee und Kälte fangen dann erst recht zu toben an. So glaubte es die Antike. Aber am 25. Januar, zu »Pauli Bekehrung«, wenn der Bauer die Hälfte seiner Futtervorräte aufgebraucht hatte, war für ihn auch schon die Hälfte des Winters vorbei:

Pauli Bekehrung
halbs hinum, halbs herum.

Und über ein kleines wird Cybele den Schlüssel hervorziehen und die Erde wieder aufschließen.



720102



720103



720104

Dezemberwetter

Wenn die Ameisen in der Erde verschwinden, wird's Winter. Er ist uns sicher wie der Durst unter der Augustsonne, denn »es hat noch kein Wolf den Winter gefressen«. Wenn er erst »Brücken ohne Holz« gebaut hat, beginnt die »schöne Zeit, in der Kohl und Schnupfen gedeiht«. Im Dezember hebt der Winter den Stock und läßt das Wetter tanzen, wie's ihm beliebt. Bringt der »Advent schon Kält, sie achtzehn Wochen hält«. Aber man tröstet sich mit der Regel: »Wintert's vor Weihnachten nicht, so wintert's nach.« »Je dunkler es überm Dezemberschnee war, je mehr leuchtet Segen im künftigen Jahr.«
Dezember hat alles Kalendarische seines Namens aus Italien. Der altrömische Kalender begann mit dem März, und der Dezember zählte als zehnter Monat. Ob aus Bequemlichkeit oder Anhänglichkeit – der Name blieb dem »Heilagmânoth«, wie er mit seinem ältesten deutschen Namen hieß, als Anachronismus anhaften. Man nannte ihn auch den Wintermonat und etwas streng Wolfsmonat. Bei den alten Römern war er dem Saturn geweiht, und im Kalender, den Julius Cäsar seinen Landsleuten ausrechnen ließ, fiel die Wintersonnenwende auf den 25. Dezember. Diesen Geburtstag der Sonne erkor das Christentum zum Geburtstag Christi und ließ es auch dabei, als in der Kalenderreform des Papstes Gregor XIII. die Wintersonnenwende ein paar Tage zurückgesetzt wurde.

720105

Der Hundertjährige Kalender empfiehlt für den Dezember, sich mit Kleidung, Speise und Trank warm zu halten und jeden Aderlaß zu vermeiden, denn der Mensch soll in diesem Monat »am wenigsten Geblüt haben«. Die Wetterwünsche bei Landwirt und Winzer gehen im Dezember auseinander. »Dezember kalt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Höh«, prophezeit man auf dem Bauernhofe. Jedoch »Wenn im Dezember der Weinstock trocken einfriert, so kann er mehr Kälte vertragen als ein Fichtenbaum«, ist die Meinung des Winzers. Einig sind sich beide, daß es im ersten Wintermonat nicht mild sein soll. »Winter weich – Kirchhof reich«, und »Kalter Dezember – zeitiger Frühling«. Aber »Winter und Sommer verlaufen nicht nach einem Muster, sondern nach Gottes Willen«, sagt ein frommer Spruch. Die Russen haben recht, wenn sie behaupten: »Der Winter baut den Sommer auf«, denn »Wie der Dezember pfeift, so tanzt der Juni«.
So nimmt man, eingehüllt in zentralgeheizte Räume und üppige Skiparadiese, die frostigen Eigenschaften des Winters in Kauf. Man sagt sich »gestrenge Herren regieren nicht lange, drum sei bei schnellem Frost nicht bange« und wünscht sich überlegen lächelnd: »Im Dezember sollen Eisblumen blühn, Weihnachten sei nur auf dem Tische grün.« Barometer und Thermometer – drinnen und draußen – werden plötzlich stark beachtet. Nur »der Greis braucht kein Wetterglas«. »Er hat den Kalender am Leibe.«



720106

Schnee

Als der Herr seinen Farbenvorrat über Gras, Bäume, Gestirne und Blumen ausgegossen hatte, meinte er zum erwartungsvollen Schnee, er solle sich seine Farbe nur selbst suchen, da er ja doch alles zu fressen pflege. Da ging der farblose Schnee zum Grashalm, zum Veilchen, zur Sonnenblume, zu Rose und Kaktus und bat freundlich um ein wenig Farbe. Aber er hatte kein Glück. Man wies ihn übermütig ab. Da wurde der Schnee zornig, seine Haut wurde eiskalt, und er schwur, sich an allem farbigen Grünen und Blühen zu rächen. Endlich bot ihm das Schneeglöckchen mitleidig sein weißes Mäntelchen an. So kommt es, daß der weiße Schnee für immer aller Blumen Feind ist, nur dem Schneeglöckchen krümmt er kein Haar. So erzählt eine Legende in der Oberpfalz.

Doch der Schnee ist nicht der Feind aller Kreatur. »Die Erde muß ihr Bettuch haben, soll sie der Winterschlummer laben.« Und selbst die Spanier sind der Ansicht »gut ist der Schnee, der zur Zeit kommt«. Schnee ist der Dünger des armen Mannes, denn »so hoch der Schnee – so hoch das Gras«. Und ordentlich dick soll er liegen. Er »muß die Zaunpfähle einschneien, sonst gibt es kein Heu«.

Es rührt kein Schneeflöckchen das andere an, bis es auf die Erde kommt. Kaum ein Bild ist so lieblich und unheimlich zugleich, wie lautlos fallende winzige Schneesterne, die sich auf der Erde zusammenfinden, sich auftürmen und zu einem kalten, dichten weißen Wall werden. Wie schwerelose Flaumfedern segeln sie zu Boden. Schon Herodot brauchte diesen Vergleich. Frau Holle schüttelt die Betten. In Oldenburg sagt man bei Schneefall: »De ollen Sillensteder Wiwer (Sillenstedter Weiber) sünd bit Göseplücken (sind beim Gänsefedern rupfen).« »Ein Winter ohne

720107

Schnee tut den Bäumen weh«, aber »es ist ja kein Winter sicher vor Schnee«. »Wie's den ersten Schnee wirft, so wirft's jeden.« »Fällt der erste Schnee in den Dreck, bleibt der ganze Winter ein Geck.« »Wenn die Forellen früh laichen, gibt es viel Schnee.« Auch »zeitig Gewitter, o weh, o weh, bringt viel Eis und noch mehr Schnee«. Und »liegt er erst drei Tage, dann liegt er auch drei Wochen«. Der »Treibeschnee ist der Bleibeschnee«. Aber auch »der Schnee, den die Sonne nimmt, kommt wieder«. Die Kirgisen prophezeien: »Wenn die Wolken im Winter gegen den Wind ziehen, wird's schneien.«

In Finnland ist der Schnee kein Flöckchenreigen, keine »Gans, die gut brütet«. Dort oben ist er ein lange regierender Herr. König Snear nennen ihn die Finnen. Er ist 300 Jahre alt. Sein Vater ist Jökull, der Eisberg oder Frosti, der Frost. Drei Töchter helfen ihm beim Flockentreiben: Fönn ist der dicke Watteschnee; Drifa sitzt im dichten pfeifenden Schneegestöber, und Mjöll ver-



720108

birgt sich hinter dem feinen silbrig glänzenden Schnee. Aber König Snear muß alle Jahre wieder mitsamt seinen drei fleißigen Töchtern zusehen, wie's bowedelt, wie die Kraichgauer sagen, wenn Regen sich unter den Schnee mischt. Leckt erst der ans Licht gehaltene zusammengedrückte Schnee, gibt's Tauwetter. »Wenn's regnet, ist der Schnee verdorben.« Schon im Februar ist die weiße Herrlichkeit vergängliche Ware, aber sie bedeutet viel Pilze und Obst, wenn sie sich an den letzten beiden Faschingstagen ausgiebig sehen läßt.

Glitzern endlich morgens die Baum- und Straucharme in einer Rauhreif-Haut, ist Tauwetter nicht mehr weit. »Rauhfrost auf der Flur – milder Witterung Spur.« Fällt gar der Rauhreif von den Bäumen, schmilzt nach drei Tagen die weiße Blume Schnee zu Wasser, zu schmutzigem, simplem Wasser, das in den Boden sickert, verdampfend wieder aufsteigt und auf das neue Schneekostüm wartet, denn »ein weißer Winter ist kein selten Ding«.



720109



720110

Lostage im Dezember

Winter ist es längst, wenn St. Elegius am 1. Dezember im Kalender steht. Aber es können noch milde Tage kommen. Doch »fällt zu Elegius ein starker Wintertag, die Kälte noch vier Monde dauern mag«. Dagegen »regnet's am Bibianaetag (2. Dezember), regnet's vierzig Tage und eine Woche danach«. Zahlen spielen in den Bauernregeln eine große Rolle. Vor allem sieben und vierzig sind beliebt. Aber das waren sie ja schon im Alten Testament. Auf Bibiana folgt am 4. Dezember Barbara. Man schneidet Kirschzweige und schaudert vor der Nacht: Barbaratag – Barbarafröste. Wenn es dann an St. Nikolaus regnet, ist es einem auch nicht recht; »regnets an St. Nikolaus, wird der Winter streng und kraus«. Und am 13. Dezember: »Kommt die heilige Lucia, findet sie schon Kälte da.« Das ist gut so, denn »wenn Lucia die Gans geht im Dreck, geht sie am Christtag auf Eis«. St. Thomas ist der Held des kürzesten Tages am 21. Dezember. »Thomas – kehr d'Stund omma«, oder »Heut dreht Thomas den Zeiger um«, heißt es in den Bauernregeln.

Im Dezember hat der Advent seine Wetterbedeutung. »Wenn es in der ersten Adventwoche gutes Wetter ist, bleibt es bis Weihnachten schön.« Wenn aber »Wind kommt im Advent und Regen, so wird er sich so bald nicht legen«, und »wenn's im Advent noch donnern kann, viel Winde soll das zeigen an«. »Wenn Reif an den Bäumen im Advent sich zeigt, wird uns ein fruchtbar Jahr bezeugt.«

720111

Wächst dann der Tag »so weit die Mücke gähnen mag«, ist Weihnachten da. Für die Mecklenburger ist »Wihnacht de rechte Tid – dat dat weiht un störmt und sniet«. Auch anderswo sagt man: »Besser die Weihnachten knistern, als daß sie flüstern«, denn »Weihnachten gefroren und klar, gibt ein gutes Weinjahr« und »windige Weihnachten verspricht reichen Obstsegen«. Aber »schneller Frost auf starken Regen kommt auf Weihnachten ungelegen«. Überhaupt: »Wenn Christkindlein Regen weint, vier Wochen keine Sonne scheint.« Watet gar »die Krähe Weihnachten im Klee, sitzt sie Ostern sicher im Schnee«. Was nichts anderes heißt als »Ist es grün zur Weihnachtsfeier, schneit es auf die Ostereier«. Also: »Je dicker das Eis um Weihnachten liegt, je zeitiger Bauer Frühling kriegt.« Nach dem Christfest soll sich der Wind eine Weile zurückziehen. Am 26. Dezember steht im Bauernkalender: »Bläst der Wind Stephani recht, wird der Wein aufs Jahr recht schlecht.« Zwei Tage später, am Fest der unschuldigen Kindlein, prophezeit man: »Haben's die unschuldigen Kindlein kalt, so weicht der Frost noch nicht so bald.«
Die wichtigsten Lostage des Jahres aber sind die »Zwölften«, jene Tage und Nächte zwischen Weihnachten und Dreikönig. Aus ihnen ist die Witterung des ganzen nächsten Jahres abzulesen. Jede Nacht prophezeit das Wetter für einen der zwölf Monate. »Wie's Wätter i de Loostage'n isch, so isch's ganze Jahr.« »Ist's in den zwölf Nächten mild, sind sie milden Winters Bild.« Man kann es aber noch genauer herausdestillieren. Wie das Wetter der ersten Nacht von Abend bis Mitternacht – so ist auch das erste Viertel vom Januar; wie es sich von Mitternacht bis zum Morgen zeigt – ereignet's sich auch im zweiten Januarviertel; von Morgen bis Mittag zeigt das dritte Januarviertel an, und die zweite Hälfte des Tages prophezeit das Wetter vom Januarrest. Die anderen Tage beziehen sich auf die folgenden Monate. Die ganz genaue Auskunft geben dann wieder die zuständigen Kalenderheiligen. Aber sie können auch keinen besseren Rat geben als jener weise anonyme Bauernregel-Schmied, der da behauptete: »Von Weihnachten bis Dreikönig – aufs Wetter man wohl achten mag. Ist's Regen, Nebel, Wolken wohl – viel Krankheit es erzeugen soll. Leb mit Vernunft und Mäßigkeit – bist du vor allem Wetter gefeit.«

720112



720113

Winterpropheten

Daß es bald regnen wird, spürt mancher schmerzlich am eigenen Leibe. Gicht, Rheuma, alte Wunden, Migräne machen sich vor Wetteränderungen bemerkbar. Aber niemand erspürt vorher, ob der kommende Winter kurz oder lang, weiß oder naß, kalt oder mild sein wird.

Da muß man schon bei den Tieren und Pflanzen anfragen. Ein gütiges Geschick sorgt dafür, daß sich Bär und Fuchs, Biene und Storch rechtzeitig und richtig auf die dunkle Jahreszeit einstellen können. Wer in ihrem Verhalten zu lesen versteht, bleibt meistens vor unliebsamen Überraschungen bewahrt.

Wenn die Mäuse sich tief eingraben und die Maulwurfshügel hoch sind, ist ein strenger Winter zu erwarten. Die Gänse hüllen sich in dicke Federn, und die Bienen verkitten früh ihren Einflug, wenn die Kälte arg werden wird. »Wenn im September viel Spinnen kriechen, sie einen kalten Winter riechen«, und »halten die Krähen Konzilium, dann sieh nach Feuerholz dich um.«

Damit manche Tiere die Kälte nicht nur spüren, sondern auch überstehen, tragen auch Bäume und Sträucher auf nahrhafte Weise ihren Teil zur Winterprophetie bei. »Wenn't val (viel) Eckern gift, gift'n harten Winter.« Auch Eicheln sind vor großer Kälte besonders reichlich. Sie stecken überdies noch recht tief im Fruchtbecher. Die Ebereschen leuchten mit zahllosen roten Beeren, und der Weißdorn trägt reiche Fruchtfülle, wenn ein heftiger Winter droht. Auch die Tannenzapfen hängen dann in ungewöhnlich großer Zahl bereit.

720114



720115
Vielleicht ist diese gebefreudige Geste der Bäume und Sträucher nur Elternliebe. Sie möchten in jedem Fall für Nachkommen sorgen. Je größer die Gefahr, die den Pflanzenkindern droht, desto mehr Pflanzenkinder setzen sie in die Welt. Die Weiden halten ihre Knospen bei drohender starker Winterkälte nur klein, die Korbweide dagegen legt sich eine Menge neuer Äste und Zweige zu. Vor einem kalten Winter hält der Birnbaum seine Früchte an sehr haltbaren Stielen fest.

Wie gescheit und wettervorauskundig selbst die winzigen Maden sind, beschreibt Konrad von Megenberg im 14. Jahrhundert beim Anblick eines Gallapfels, den er Laupapfel nennt:

> »in dem laupapfel wirt ain Würmel, dar an pruefent die luftsager oder die wettersager künftiger wetter, wan findent si daz Würmel mitten in dem laupapfel, so kümt ain scharpfer winter nach ir(e)r sag; wenn aber daz Würmel an dem end ist, so kümt ain sänfter winter.«

Das Entweder-Oder kann man auch am Kleid des flinken Wiesels ablesen: Behält es lange seinen braunen Pelz, steht ein milder Winter vor der Tür; färbt sich sein Fell aber schon früh weiß, ist viel und eine große Kälte zu erwarten. Es hat sein Hermelin-Cape dann selbst bitter nötig.

Noch größere unangenehme Überraschungen als ein strenger kann ein früher Winter bringen. Auch hier ist bei Tieren und Pflanzen Rat zu holen: Ziehen die Störche zeitig fort, folgt auch ein zeitiger Winter. Das Heidekraut spürt die baldige Ankunft des strengen Herrn bis in seine letzten Spitzen. Darum beginnen auch sie zu blühen. Die Forellen halten früher Hochzeit, und die Ameisen verkriechen sich gern sehr hoch im Heu. Wenn der Kuckuck noch lange nach Peter und Paul (29. Juni) ruft, so glauben die Steiermärker, daß ihr Land schon im Advent ganz zugeschneit ist. Den Schnee riechen die Krammetsvögel in der Oberpfalz schon im Herbst. Sie sitzen dann mit Vorliebe auf Vogelbeerbäumen. Der bittere Wermut trägt zur gleichen Zeit in weiser Schnee-Voraussicht ganz hohe Stengel.

Die schwarzen großen Wintervögel verstehen auch etwas von der winterlichen kurzfristigen Wettervorhersage. Läßt die Dohle ihren Ruf »Snei, Snei« erschallen – wenigstens glauben das die Braunschweiger – wird bald alles ganz weiß sein. Sieht man einen ganzen Dohlenverein mit gesträubtem Gefieder beieinan-

720116



der hocken, tanzen bald die wilden Flocken. Selbst die wetterharte Krähe sucht die Nähe der Häuser, wenn es mit dem Winter ernst wird. Steht aber Tauwetter bevor, flattert sie aus dem Walde und schreit: »Dra-ik, Dra-ik« (Dreck). Im Erzgebirge sehen die Leute den ziehenden Schneegänsen nach und wissen dann, in vierzehn Tagen fällt Schnee. Singt der Zaunkönig inmitten von Kälte und Eis, läßt das Tauwetter nicht lange auf sich warten.

Wenig Winterhärte verspricht ein glatter Pelz an Hirsch, Reh und Hase. Und »trägt's Häschen lang sein Sommerkleid, so ist der Winter auch noch weit«. Auch »bleiben die Schwalben lange, sei vor dem Winter nicht bange«. Gibt's keine Pilze, gibt's auch kein' Schnee. Gefällt es den Raupen auf den Bäumen und fallen sie erst spät im Jahr herab, wird der Winter milde sein. Wenn sich noch spät Mücken zeigen, folgt ein gelinder Winter.

Es ist immer dafür gesorgt, daß sich Kälte und Milde hübsch die Waage halten:

> Allzeit fröhlich ist gefährlich,
> allzeit traurig, ist beschwerlich,
> allzeit glücklich, ist betrüglich,
> eins ums andere ist vergnüglich.

720117



720118

Januarwetter

Der Winter hat einen großen Bauch. Im Januar, wenn die Sonne sich wieder lieber und ein bißchen länger am Himmel zeigt, ist er am dicksten: »Wächst der Tag, wächst die Kälte«, heißt es in Italien. Die deutschen Landleute sagen: »Wenn de Dag fangt an to längen – fangt de Winter an to strengen«. Das soll auch so sein. »Je frostiger der Januar, je freundlicher das ganze Jahr«, und »Januar muß krachen, soll der Frühling lachen«. »Im Januar sieht man lieber den Wolf als den Bauern ohne Jacke«, denn »Januar warm – daß Gott erbarm«. Nur der Winzer hat seine besonderen Januar-Wetterwünsche: »Ist der Januar gelind, die Trauben im Oktober trefflich sind.«

Der Januar ist der kälteste Monat. Er hat »viele Mützen auf seinem Kopf sitzen«, die Frau Holle fleißig mit ihrem Federgeflock aus dem Himmel formt. Der Winter ist ein böser Gast und der Januar sein bester Geselle. In einem slowakischen Märchen gab der Junker Januar seinen Stab einmal scherzhaft seinem Vetter März. Wie der ihn in der Hand drehte, schmolz der Schnee vor den verdutzten Augen des Januar dahin. Gras und Veilchen sprossen aus dem Boden, und die Bäume trugen dicke, pralle Knospen. Schnell nahm er den Stab zurück, schüttelte ihn wütend, und Schneegestöber hüllte alle Herrlichkeit wieder ein.

»Wintermonat« nannte Karl der Große den Januar. In einem Breslauer Monatsgedicht aus dem 15. Jahrhundert heißt er gar Wolfsmonat:

> Wolfmondin heyssin yn die leyen
> Dy Wolfe treten denne yn die reyen.

Die Ranzzeit der Wölfe ging von Ende Dezember bis Mitte Februar, und wahrscheinlich hat man sie mit Vorliebe in dieser Zeit gejagt.

Der Name Januar ist viel älter und ist ein Geschenk der Römer. Numa Pompilius, der von 715 bis 672 v. Chr. lebte und der Sage nach der zweite König von Rom war, hat den Monat Januar den schon bestehenden zehn Monaten des altrömischen Kalenders hinzugefügt und ihm seinen Namen nach dem Gotte Janus ge-

720119

geben. Dieser Gott hatte Tür und Torbogen der Häuser zu schützen, so daß er ein Doppelantlitz tragen mußte, das zur gleichen Zeit sah, was in und außer der Türe vor sich ging. So kam er zu seinem Januskopf. Als Gott des Eingangs entwickelte er sich zum Gott des Anfangs. Er wurde am Anfang jeden Gebets angerufen; die ersten Stunden des Tages, die ersten Tage des Monats und eben der erste Monat des Jahres, Januarius, wurden ihm geweiht. Anfang und Ende des Januar, zeigt das Wetter an fürs ganze Jahr. »Morgenrot am ersten Tag – Unwetter bringt und große Plag.« Aber »wenn es zu Neujahr schneit, gibt es viele Bienenschwärme«, meinen die Ostpreußen. Ob die Wetteranzeige für das kommende Jahr gültig ist, entscheidet der 6. Januar. Ist's an diesem Tage trocken, stimmt die Januar-Wetterregel; ist's naß, so braucht man sich nicht daran zu kehren. Will man ganz sicher gehen, so setzt man die Beobachtung noch sechs Tage fort, indem man immer von einem Tag auf zwei Monate des kommenden Jahres schließt. Dagegen: »Am 10. Januar Sonnenschein, bringt



720120

viel Korn und vielen Wein.« »Ist der Jänner naß, bleibt leer das Faß«, und »wächst das Gras im Januar, ist der Sommer in Gefahr«. »Ein Jahr, das fängt mit Regen an, bringt nicht viel Gutes auf den Plan.« Besonders gefürchtet ist es, »wenn im Januar der Südwind brüllt«, denn »dann werden die Kirchhöfe schnell gefüllt«. Nebel im Januar bringt ein nasses Frühjahr. Ein anderes Sprüchlein sagt: Januarnebel—Märzenschnee. Und bei »weißem Nebel im Winter ist Frost dahinter«.

Die 31 Tage des Januar reiten auch einmal vorbei und machen dem kurzen Februar Platz. Die beiden Monatsbrüder haben einmal bei ihrer Begegnung ein wenig miteinander geplaudert. Schließlich klopfte der Januar seinem Bruder auf die Schulter und meinte pfiffig: »Borge mir zwei Tage, die ich dir wiedergebe, wenn du einmal früher kommst als ich.« Ob der Februar noch nicht ausgeschlafen hatte oder aus anderen Gründen nicht bei der Sache war — kurz, er schlug ein und hat noch heute zwei Tage weniger, als er haben sollte.



720121

Mondgeschichten



Mond ist der einsame blasse goldene Schimmer unter einer Flut von silbernen Sternen. Fast allnächtlich verändert er seine Gestalt und breitet so sein Licht aus immer neuen Formen über Bäume und Wiesen, ein geheimnisvolles Sinnbild lebendigen Wechsels in unfaßbarer Dauer. Seine Strahlen sind unnahbar, man spürt sie nicht wie ihre Sonnengeschwister. Seine Schatten und Runzeln verkünden phantastische Geschichten, die den Menschen in den Ohren klingen, daß Märchen daraus werden vom Mann im Mond, der einstmals auf Erden verbotenerweise am Sonntag arbeitete und von Gott zur Strafe auf den Mond versetzt wurde, wo er sein Bündel Reisig beständig auf dem Rücken schleppen muß. Oder die Mär vom Mädchen, das seine Aussteuer in Mondnächten spann und eines Tages, da es im Hellen schlief, sich beim Erwachen auf dem nächtlichen Gestirn wiederfand. Es wurde zur Spinnerin im Monde. Bei Mondwechsel nimmt auch ihr Spinnrocken ab. Wenn der Rocken sehr dick ist und ihre Finger müde sind vom Spinnen, neigt sie ihr Köpfchen zur Seite, daß ihr langes Haar den Flachs streift und so den Mond verdunkelt. Dann ist auf Erden Mondfinsternis, bis das Mädchen erschrocken zurückfährt. Darum endet die Finsternis oft so plötzlich.

Auf Sylt erzählen die Leute, der Mann im Mond sei ein Riese, der zur Zeit der Ebbe gebückt stehe, um Wasser zu schöpfen, das er auf die Erde gießt. Zur Zeit der Flut aber steht er aufrecht und ruht von seiner Arbeit aus, so daß alles Wasser wieder zurückfließen kann. Die Seeleute meinen, der Mann im Mond sei einer von ihnen, der einmal auf einer großen Fahrt Schwierigkeiten gehabt habe, heil um Kap Horn herumzukommen. Da soll er

720122



720123

ingrimmig gefludht haben: »Verdammi, wenn ick nich baben Kap Horn kam, so will ick to'n ewigen Dag in'e Maand sitzen.« Das Schiff ging unter, und der Fluch des Schiffers erfüllte sich, so daß die Seeleute noch heute bei Vollmond angenehm gruselig sagen: »Da sitzt ein Schiffer im Mond, der nicht um Kap Horn kam.«

Das Unheimliche überirdischer Macht knüpfte sich am stärksten an das nächtliche Gestirn. Die Antike schrieb dem Monde starken Einfluß auf Gesundheit und Krankheit zu. Selbst an Sieg oder Niederlage war die Nachtsonne beteiligt. Die Spartaner weigerten sich, vor Neumond ins Feld zu ziehen, so daß sie in der Schlacht von Marathon im Jahre 490 v. Chr. als Retter in der Not zu spät kamen. Allerdings gelang den Athenern der Sieg über die Perser auch ohne Sparta.

Der alte römische Kalender richtete sich nach dem Monde. Die Iden waren Vollmondtage, und ein Monat begann stets mit Neumond. Auch die alten Deutschen zählten bis zum Ausgang des 3. Jahrhunderts n. Chr. ihre Zeit nach dem Mondwechsel. Und in christlicher Zeit wurde Maria, die Mutter Jesu, noch gern als Königin der Nacht auf einer Mondsichel dargestellt.

Dem Bauern ist der Mond noch lange Jahrhunderte Kalender geblieben und Wetterbild dazu:

»Blasser Mond bringt Regen, roter Wind und weißer Mond gibt helles, klares Wetter«, sagt man. Auch der abnehmende Mond soll Regen im Gefolge haben. Steht bei zunehmendem Mond ein Stern in seiner Nähe, so fürchtet man sich an der mecklenburgischen Ostseeküste vor Unwetter: »Wenn de grot stirn bi de mand (Mond) steiht, hat he sinen verklikker (Verräter) bi sik; denn ward't weihgen (unwettern), wo neger, wo arger (je näher beim Mond, desto ärger).« In der Winternacht zeigt der Mond zwar seine schönste Pracht, aber zu Weihnachten sieht man in Südtirol und einigen Gegenden Schlesiens den vollen Mondschein nicht gern:

»Is der Heligobend lichte, hon mer goar wull mundaschein, isz au ei a Scheun' ganz lichte, weil de Arnte schlecht ward sein.« Ein Hof um den Mond verheißt sicheren Regen. Das gilt für die Mailänder mit ihrem Spruch »Mond mit Ring — Wasser mit Eimern«, für die Tschechen, wenn sie sagen »Das Möndchen hat 'nen Brunnen«, wie für die Deutschen: »Wenn der Mond hat

720124

einen Ring, so folgt der Regen allerding.« Liegt die Mondsichel auf dem Rücken, sagen die Mecklenburger, sie »fährt zu Boot« und nehmen nach solchen Nächten einen Regenschirm mit. Steht der Mond steil, so »liegt er auf dem Trockenen«, und man hofft zuversichtlich, daß andern Tags die Sonne scheint.



Melancholisch stimmt es, wenn der Mond ganz wegbleibt, wenn er sich vom Erdschatten bei Opposition von Sonne und Mond verfinstern läßt. »Mondfinsternis bei Winterszeit im Norden, ist Ursach stets von großer Kält geworden.« Der Autor eines Prognostikheftchens warnte schon im 16. Jahrhundert: »jedoch ist zu besorgen, des Ungewitters halben, welches durch die Finsternussen auch boesen aspekt andeuten wirt, den fruechten an etlichen orthen ein ziemlich abbruch geschehen möchte . . .« Aber am nächsten Tag steckt Petrus das Abendlicht wieder an.

Ist die schimmernde Sichel schmaler und schmaler geworden und hat ihr Licht endlich ganz ausgehaucht, steht schon der Neumond vor der Türe am Firmament. »Ein neues klares Mondeslicht, gibt von sehr trock'ner Zeit Bericht; wenn aber solches gleichsam schwimmt, alsdann das Nass die Herrschaft nimmt.« Seit alter Zeit weiß man: Der Neumond macht's Wetter; und »bei Neumond ändert sich das Wetter gern«. Geschieht es nicht sofort, so ist sicher am dritten Tag damit zu rechnen, denn »de drüdde Dag is den Man sin Afkat, däi krigt em rüm, dat häi annern Sinns ward«. Das wußte auch schon das »Wetterbüchlein« von 1510, als es sein Kapitel über Mondbeobachtungen begann: »Item an dem dritten tag vor dem Neüen unnd Vol mon sich an den mon, wenn ein schöner liechter schein von im geet, bedeut schön wetter unnd wind.« Aber »Am jungen Licht ein schwarzes Horn – im alten wirds ein Regenborn«. Dunkle Flecken am Neumond sieht man also nicht gern. Auch »Neumond mit Wind, ist zu Regen

720125



oder Schnee gesinnt«. Und »Weht's bei Neumond her vom Pol, bringt es kühlen Regen wohl«. Bleibt das Wetter beim ersten Mondviertel schön, so kann man noch eine Zeitlang bei Sonnenschein spazieren gehn.

Wenn dann eines Nachts vom Horizont Wolken heraufziehen und den Mond für eine Weile zuhängen, haben die norddeutschen Küstenbewohner gleich eine plausible Erklärung bei der Hand: »De Mand geiht to Bier, seggen wir, wenn Volmand west is un he dann nich glik rutkömmt, dat dat ne Tid lang düster is«. Die Alemannen sind vorsichtiger und distanzierter. »Gott macht sein Fenster zu«, sagen sie, wenn der nächtliche Wolkenvorhang zugeschoben wird, denn den Mond nennen sie ehrfürchtig das »Fenster Gottes«.

In einer alten österreichischen Legende wird der gute Mond gar nicht alt. Bei jedem Neumond taucht ein wirklich neuer Mond aus dem schwarzen Firmament auf, wächst und wächst, bis er allmählich wieder verweht und aus seinen zerborstenen Lichtsplittern lauter kleine silberne Sterne springen.

720126

Lostage im Januar

Im Januar tritt die Sonne ins Zeichen des Wassermanns, der als Sternbild am südlichen Himmel steht. Das neue Jahr beginnt. Sein Anfang am 1. Januar ist eine römische Idee. Wenn im alten Rom die höchsten Beamten ernannt wurden, fing auch das neue Jahr an. Das geschah lange Zeit im März. Seit 153 v. Chr. wählte man plötzlich den Januar dazu. Der Historiker Mommsen macht ein Ereignis der römischen Geschichte dafür verantwortlich: Als die Römer im Verlauf ihrer spanischen Kämpfe im Jahre 154 v. Chr. in Bedrängnis gerieten, nahm man die Sache ernst genug, um die Absendung eines Konsuls nach Spanien zu beschließen, was lange nicht geschehen war, und ließ sogleich zur Beschleunigung der Hilfeleistung die neuen Konsuln vor der gesetzlichen Zeit, am 1. Januar, ihr Amt antreten – damit war auch ein neuer Jahresbeginn gegeben und ist es bis heute geblieben. Die alten Deutschen wußten lange nichts von einem festen Jahresanfang. Erst seitdem Papst Innozenz XII. 1691 den Jahreswechsel endgültig auf den 1. Januar festsetzte, werden im Abendland alle Neujahrsbräuche und alle Wetterorakel auf diesen Tag bezogen. »Die Neujahrsnacht still und klar, deutet auf ein gutes Jahr«, heißt es zu Beginn des Monats Januar. Auch »Neujahrs Sonnenschein – läßt das Jahr fruchtbar sein«. »Wenn an Neujahr die Sonne uns lacht, gibt es viel Fische in Fluß und Bach«, hoffen die Fischer. Ein besonderer Lostag ist Dreikönig am 6. Januar. Er ist sogar ein »Alloser«: Jede Stunde dieses Tages deutet für einen Monat des Jahres die Witterung an. »Wenn es an Dreikönigabend friert, so wird es noch sechs Wochen hintereinander frieren«, doch »Dreikönig ohne Eis – Pankratius weiß«. Pankratius ist einer der gestrengen Herren Eisheiligen. Die Winzer gucken am Dreikönigsabend durch den Rauchfang. Scheinen drei Sterne

720127



hinein, dann wird ein frischer Trank gezapft, denn es steht gut um die kommende Weinernte. In der Gegend von Büren traut man den drei weitgereisten Königen alles zu: »De hilgen drei Küenige bugget (bauen) 'ne Brügge, odder tebreaket (zerbrechen) eine.« Sie können eben Frost oder Tauwetter bringen, je nachdem. Tropft es aber vom Dache, so schüttelte man in Ungarn seufzend den Kopf und sagte, der Frühling ist noch weit, und man soll mit dem Viehfutter sparsam umgehen. Ganz große Optimisten meinen: »Wenn bis Dreikönig kein Winter ist, kommt keiner mehr.«

Lieber jedoch sieht man Schnee. Auch noch zu Habakuk am 15. Januar: »Spielt die Mück um Habakuk, der Bauer nach dem Futter guck«. Der Wintersturm wird den tanzenden Mücken noch um die Ohren sausen. Die Aachener sagen: »Zent Tönnes brengt Is of breckt Is« (St. Antonius bringt oder zerbricht Eis). Aber es ist erst der 17. Januar. »St. Antonius mit dem weißen Bart, wenn er nicht regnet, er doch mit dem Schnee nicht spart.« Und nach anderer Regel »macht St. Antonius die Brücke und St. Paulus (25. Januar) zerbricht sie erst«.

Im Januar zeigt sich der Winter oft von zwei extremen Seiten. Es geht zwar die Mär, die Kälte ginge mit dem Sebastianstage am 20. Januar fort, aber ein anderes Sprüchlein sagt aus bitterer Erfahrung: »Fabian, Sebastian – fängt der rechte Winter an.« Sehr beliebt ist »Fabian im Nebelhut, denn das tut den Früchten

720128



gut«. Ganz sicher aber läßt »Fabian, Sebastian dann Sap (Saft) in Böme gahn, dat se fangt te wassen an«. Jetzt soll man keine Bäume mehr schlagen.

Mitte des Winters ist am 25. Januar erreicht. »Paul Bekehr – der halbe Winter hin, der halbe her.« Ist es an St. Paulus auch nur so lange klar, als ein Reiter braucht, um sein Roß zu satteln, gibts ein gutes Jahr. St. Paulus ist ein so wichtiger Wetterpatron, daß eine Bauernregel sagen kann: »Um den Kalender kümmere ich mich nicht, ist nur St. Paulus dunkel nicht.« In alten Zeiten orakelten die Bauern: »Hat Pauli Bekehr Nebel in der Höh, so kommt über die Großen viel Weh; liegt unten die Wolk, so kommts übers Volk.« Genaueres dazu verkündet eine andere Wetterregel:

»An Pauli Bekehrungstag – Deß Wetters solche Rechnung trag; So die Sonne tut scheinen klar, das bedeutet ein gutes Jahr; Ein Nebel auch, groß oder klein, der bringt ein Sterben allgemein. Nimpt aber der Wind überhand, darauff ervolget krieg im land; Durch regen aber oder schnee soltu ein theure zeit versteh.«

Oft ist es nur ein frommer Wunsch: »An St. Paul bricht sich das Eis den Hals«, denn noch zwei Tage später heißt es: »Das Eis zerbricht St. Julian, wo nicht, so drückt er's fester an. Friert es gar auf St. Virgilius, im Märzen Kälte kommen muß.« Aber vorher schleicht noch der Februar auf weißen Socken. Meint's Petrus gut, setzt er ihm die Sonne als goldenen Hut auf den Kopf.

720129

Eine Woche lang

Am siebten Tage betrachtete Gott sein Schöpfungswerk und ruhte sich aus, erzählt das Alte Testament. Damit war den Hebräern der Rhythmus eines kleinen Zeitabschnittes bestimmt. Sechs Tage lang Arbeit – darauf ein Tag der Muße, der Betrachtung, der Ruhe, des Gebets. Das Christentum übernahm diese Wocheneinteilung, und Kaiser Konstantin führte durch einen Erlaß im Jahre 321 n. Chr. den Sonntag als religiösen und bürgerlichen Feiertag ein.

Die alten Römer kannten keine Sonntagsruhe. Ihr Kalender enthielt nur dies festi (religiöse Festtage) und dies nefasti (unheilige Tage), die aber beide nicht regelmäßig wiederkehrten. Die Sonntagsruhe des Abendlandes ist jüdischen Ursprungs. Dies dominicus, Tag des Herrn, nannten die Spätlateiner den ersten Tag der Woche, aber die alten Deutschen hielten an ihrem Sonntag fest, der noch die Sonne als ersten Planeten feierte. Ihre Nachfahren verspürten auch keine Lust, dies zu ändern.

Der erste Wochentag ist ein wichtiger Wettertag: Wie der Sonntag – so die Woche, und »wenns am Sonntag regnet, so regnets die ganze Woche«. Die Nassauer sagen dann gemütlich: »Reents dem Parre (Pastor) ufs Buch, reents die ganze Wuch.« Trägt der Geistliche an einem solchen Regensonntag ein grünes Meßgewand, so regnet es neun Sonntage hintereinander. Aber scheint ihm während der Predigt die Sonne auf die Kanzel, ist schönes Wetter für die ganze Woche gewiß; oder doch ziemlich gewiß. Die Dänen meinen: »Sonntagswetter bis Mittag, ist Wochenwetter bis Freitag.« Die Tiroler Optimisten versichern treuherzig: »Es ist kein Sonntag so keck, daß er die Sonn den ganzen Tag versteck.«

Der Montag wird nicht so wichtig genommen. »Mandag ward kein Wakenould (wochenalt)«, sagt man nicht nur beim Eintritt eines Dienstboten an diesem Tage. Auch schlechtes Wetter hält

720130



720131

sich nicht lange: Mandag slaker (mag schlackern), dai ganße Wak wacker (die ganze Woche kann doch schön werden). Die Tiroler sind mehr für Gegensätzlichkeit. Sie behaupten: »Dunkler Montag – helle Woche.« Am allerwenigsten nimmt die Wetterprophetie vom Dienstag Notiz. Ohne einen Spruch-Mantel steht der dritte Wochentag nackt und bloß im unbestimmten Wetter. Der Mittwoch ist auch kein vielbeachteter Herr. Aber »am Mittwoch in der zwölften Stund ändert sich gern das Wetter«. Darum ist der Spruch »Mittwoch ist gar kein Tag« auf den ersten Blick nicht recht einleuchtend.

Der Donnerstag »steigt der Woche aufs Dach«. »Wenn der Donnerstag kommt, ist die Woche vorbei.« Die Mitte ist überschritten. »Am Donnerstag trägt kein Vogel zu Neste«, heißt es. Eine glatte Sache war wohl auch der fünfte Wochentag nicht für die Wetter-Reimer. »Donnerstag haet sin aigen Wer (sein eigenes Wetter)«, was man andernorts auch vom Freitag behauptet. »Wenn de Woche is wunnerlich, is Dunnerstag affsunnerlich.« Doch »Nao Dunnerstag kimmt der Fridag«, und da heißt es noch gesteigert: »Der Donnerstag ist wunderlich – der Freitag gar absunderlich.« Er hat sein ganz besonderes Profil und würde lieber platzen als anderen Wochentagen gleichen. »Der Freitag ist's wert, daß sich's Wetter neunmal verkehrt«, meinen die Leute im Böhmerwald und führen es darauf zurück, daß Christus an einem Freitag gestorben ist. An diesem vorletzten Wochentag bereitet sich schon das Sonntagswetter vor. »Was der Suntig für Wetter wott ha, zeigt der Frytig z'abe scho a« – so klingts im Schweizerischen. Bei uns sagt man: »Wie der Freitag am Schwanz, so ist der Sonntag ganz.« Oder ein wenig despektierlich: »Sonntagswetter spuckt am Freitag vor.« Eine alte literarische Überlieferung, die der gelehrte Mönch Beda im 7. Jahrhundert niederschrieb, meint, daß es ein Jahr der Unwetter geben wird, wenn es zum erstenmal nach Neujahr an einem Freitag donnert. »Der Freitag hält es nicht mit der Woche«, und »wer freitags lacht, wird sonntags weinen«.

Dazwischen aber liegt – sozusagen als Happy-End – der Samstag, von dem die Sardinier sagen: »Kein Samstag ohne Sonne – keine Frau ohne Liebe.« Auch die Mecklenburger meinen: »Dor is kein Saterdog so dick, dat dei Sünn' nicht deit 'n Blick.« Mit ihrem Saterdag machen die Mecklenburger, unwissend, noch eine

720132

kleine Verbeugung vor dem Planetengott Saturn. Im Hochdeutschen hat das spätrömische Saturni schon lange dem hebräischen Schabbath, den die Juden von Freitagabend bis Sonnabend abend feiern, weichen müssen. Vielleicht ist der Sonnabend darum ein Sonnenkind. Aber es gibt auch noch andere Gründe für den Samstags-Sonnenschein: »De Moder Gotts drögt Soterdag ör Holl (Haube)« und der Pastor seine weiße Predigthalskrause. »Is geen Saterdag so nat, of dat Süntje schient noch wat.« Auch in der Schweiz »isch kei Samstag so höhn (zornig), es is e halbe Tag schön, ass die arme Lüt chönne d'Hemmeli tröhne (die Hemden trocknen)«. Und das Samstagabend-Wetter gab schon wieder Auskunft über Regen, Wind und Sonnenschein der kommenden Woche. Nur das neue Jahr durfte nicht an einem Samstag anfangen, denn dann gab's einen eisig-strengen Winter.



720133



720134

Februarwetter

Alle Monate im ganzen Jahr verwünschen den schönen Februar. Er darf nicht schön sein, nicht mild, nicht sanft. »Der Februar muß seine Pflicht tun.« »Wer Hornungs in der Sonne liegt, Lenzings hintern Ofen kriecht.« »Es ist besser, im Februar zu frieren, als draußen im Sonnenschein zu spazieren.« »In einem schneelosen Winter friert auch der Apfelbaum«, sagt ein russisches Sprichwort. Im Februar müssen die Stürme fackeln, daß dem Ochsen die Hörner wackeln. »Läßt der Februar Wasser fallen, läßt es der Lenz gefrieren«, und »Wenn's der Hornung gnädig macht, bringt der Lenz den Frost bei Nacht«.

»Der schlimmste Monat im ganzen Jahr noch meist der kleine Hornung war«, sagt man zwar mancherorts, aber im Wetterglauben fürchtet man den Februar nicht so sehr wie den Januar. »Het kort maandeken« nennen ihn die Flamen wegen seiner Kürze. Sein Name ist auch römischen Ursprungs. Wie sein Bruder Januar wurde er von Numa Pompilius an den bisherigen Zehnmonats-Kalender angehängt. Da das altrömische Jahr im März begann, wurde Februar der letzte im Monatsbogen. Er bekam den Schalttag zugesprochen und stellte als Jahresschluß einen Wendepunkt im Kalender dar. In ihm fand das alte Reinigungsfest statt. Die Römer nannten es Lupercalia zu Ehren des altrömischen Herdengottes Lupercus, der bei den Griechen Pan hieß. Seine Priester, die Luperci, schlugen mit Lederstreifen, die sie aus den Fellen der geopferten Ziegen geschnitten hatten, alle, die ihnen in den Weg kamen, mit Vorliebe Frauen.

720135

Diese »februa«, die mit Hunds- und Bocksopfern eingeleitet wurden, hat dem letzten altrömischen Monat den Namen gegeben. Fast 500 Jahre nach Christi Geburt, im Jahre 494, wandelte Bischof Gelasius das Luperkalienfest in ein christliches Andenken an die Darstellung Jesu im Tempel um. Er gab ihm den Namen »Mariä Reinigung«. Es wird vierzig Tage nach Weihnachten gefeiert. Ganz offiziell führte es erst Papst Sergius I. (687 bis 701 auf dem Stuhle Petri) in den römischen Kirchenkalender ein.

Neben »Februar« heißt bei uns der letzte Wintermonat seit alters Hornung. Man nannte ihn auch Kleines Horn im Gegensatz zum längeren Januar, der auch das Große Horn hieß. Im 15. Jahrhundert versuchte man den Namen schon zu erklären:

Von dem herten horne ist der Hornung genannt
Dy herteste Kelte kommet denne yn die lant.

Die Österreicher sagen zärtlich das »Herndl«. Aber das Herndl »hat einen großen Grimm«. Es sagt zum Januar: »Hätt ich das Recht wie du, ließ ich verfrieren das Kalb in der Kuh.« »Der Februar ist ein eigener Kauz, wenns nicht gefroren ist—so tauts.« »Obs warm, obs kalt, in jedem Fall, viel Narren gibts im Karneval.« Der Februar heißt nicht umsonst Narrenmond. Wenn es am Aschermittwoch schneit, schneit es im selben Jahr noch vierzig Mal. Aber Donner am Fastnachtsdienstag bedeutet Wind und Überfluß an Obst und Getreide.

Der Februar soll anfangen wie ein Bär und ausgehen wie ein Schmeer (Schmutz). Nicht nur »wer seinen Pelz im Leihhaus hat, bekommt gar leicht den Winter satt«. Klingen die Ohren, so deutet es Wärme an. Der »Winter scheidet zwar nicht, ohne noch einmal zurückzugucken« und »der Hornung muß seine Hörner abstoßen«; aber wenn es Ende Februar schneit, sagt man in Elberfeld: »De Schnea fällt op en heeten Steen.« Schnee im Februar ist vergängliche Ware.

720136

Nacht und Sternenzauber



Nach Nächten zählten die alten Deutschen die Zeit und nach Sternen das Jahr. Die Nacht erscheint im Glauben der Völker älter als der Tag. Nur in Brasilien erzählt eine alte Legende, daß es einmal in Urzeiten immerfort Tag war und die schlafende Nacht vom Grunde der Gewässer heraufgeholt werden mußte. Der lichte Tag gehört zu einem lichten und hellen Gott. In vielen Schöpfungssagen ist die Nacht ein Werk des Teufels. Der Mythos vom Kampf zwischen Licht und Dunkel beherrscht die Märchen aller Völker.

Aber die Nacht ist nicht nur der farblose, finstere Schleier, der sich kühl und furchteinflößend um Haus, Baum und Tier legt. Die Nacht zittert unter dem Schein Millionen glänzender Sterne, flattert in geheimnisvollen Nebelgebilden und schimmert manchmal im rätselhaften Eigenlicht winziger Johanniskäferchen und Glühwürmchen. Je dunkler die Nacht – desto schöner der Tag, heißt eine alte Bauernregel. »Funkeln die Sterne, kommt ander

720137



720138

Wetter gerne« und »flimmernde Sterne bringen Wind recht gerne«. Die Malteser sagen dann: »Die Sterne zittern, wir kriegen Wind.«

In klaren Nächten spannt sich ein helles schmales Band über das Firmament, eine bleiche Sternenstraße, die von den Menschen mit zahllosen Namen und Legenden behängt wurde. Wir nennen sie die Milchstraße nach einem griechischen Wort, das uns durch das lateinische via lactea vermittelt wurde. Die Griechen knüpfen ihre Phaetongeschichte an dieses Himmelszeichen. Danach ist das weiße Sternenband die Spur des Wagens, die bei Phaetons unglückseliger Fahrt über den Himmel zurückblieb. Phaeton, der »Leuchtende«, ein Sohn des Sonnengottes Helios, erbat sich vom Vater die Erlaubnis, den Sonnenwagen einen Tag lang zu lenken. Aber er war zu schwach, die feurigen Rosse zu zügeln, er kam auf seiner rasenden Fahrt der Erde zu nahe. Da entstand Feuer an manchen Gegenden der Erde, und die Menschen wurden dort schwarz gebrannt. In höchster Not schleuderte Zeus seinen Blitz gegen Phaeton, der diesen erschlug und in einen Strom stürzte. Die Flußnymphen am Ufer beweinten und begruben ihn. Aus ihren Tränen ward der Bernstein. Die Spur des Sonnenwagens blieb am Himmel stehen. – Die Babylonier nannten die Milchstraße ein Himmelsband und stellten sie dar als große Schlange, die sich um den Tierkreis windet oder auch als ein Seil, mit dem Erde und Himmel an Pflöcke gebunden sind. Für die Japaner ist die weiße Sternenstraße ein Himmelsfluß, der nach dem Vorbild japanischer Flüsse ein breites Bett voller Steingeröll hat und in dem die Götter auf großen Steinblöcken sitzen und ihre Versammlungen abhalten, um ihre Weltenpläne zu schmieden. »Wenn de Miälkstrate guet stet, blitt et Wiär ok guet«, sagt man dann in Westfalen und meint damit, daß eine gut zu sehende Milchstraße gutes Wetter verheißt.

In Siebenbürgen nennt man sie »Gottesfurche« und erzählt sich dazu eine alte Geschichte: Vor vielen tausend Jahren ist einmal die ganze Welt in Flammen geraten, und der Brand dauerte so lange, als das Feuer noch Nahrung fand. Dann schließlich kam Gott und schürte die Glut in einer Furche zusammen. Die Glut erlosch allmählich, und nur der weiße Glinster blieb übrig, den man noch sehen kann. Die sehr hellen Sterne sollen noch einige übrige leuchtende Kohlen sein, die am Himmel verstreut liegen.

720139



Manchmal sprüht noch ein verlorener Funke aus der Glut, dann schnuppen die Sterne tüchtig auf die Erde. Wenn die gleißenden Sterntrümmer auf ihrer blitzschnellen Bahn zu Boden gleiten, heißt es auf der Erde: »Sternschnuppen im Winter in heller Masse, melden uns Sturm und fallen ins Nasse«, aber wenn sich dann die »Sterne putzen«, wird »der ganze Himmel wieder rein«. Unter winterlich hellem Sterngeflimmer legt man noch ein paar dicke Brocken Holz in den Kamin und prophezeit: »Der Himmel ist voller Sterne, es wird sehr kalt werden.«

Aber keine Erscheinung des gestirnten Himmels hat auf das Menschengemüt aller Zeiten solch verwirrende Macht ausgeübt wie das Aufleuchten eines Kometen. Seine ungewöhnliche Gestalt, seine scheinbar willkürliche Bahn, seine Seltenheit und unterschiedliche Farbigkeit machten ihn zum Verkünder des Schreckens und aller Unglücksfälle, die eine Menschengemeinschaft treffen kann: Krieg, Hungersnot, Mißernte, Teuerung, Seuchen, Mäuseplage und Raupenfraß. Das griechische Wort Komet heißt der »Behaarte«. Kometen sind Haarsterne, meteorartige Körper, die sich meist in Ellipsen verschiedenster Neigung gegen die Ekliptik der Sonne bewegen. Nur, wenn sie für Augenblicke der Sonne nahekommen, leuchten sie auf. Nur wenige Kometen werden dem Auge sichtbar, und nur einzelne können ihren vielbewunderten Schweif zeigen. Alle fünf Jahre taucht durchschnittlich ein Komet auf, und so eindrucksvolle Exemplare wie der Halleysche Komet von 1910 sind sehr selten. Vielleicht können wir diesen Wunderkometen 1986 wieder erwarten.

720140

Wie die meisten Gestirne sind auch die Kometen zuerst von den Babyloniern beobachtet worden. In der Antike galten sie schon als Verkünder nahenden Unheils, zunächst meteorologischer Art. Sie brachten Stürme, Trockenheit, Erdbeben, mächtigen Regen und Springfluten. Aber bald sollten sie auch politisches Unheil im Gefolge haben. Der Komet des Jahres 372 v. Chr. verkündete den Spartanern ihre Niederlage bei Leuktra (im Jahre 371 v. Chr.), als sie ihre Herrschaft über Griechenland verloren. Die Römer brachten später den bitter beweinten Verlust der Varus-Schlacht mit einem Kometen in Verbindung. Am Ende sagten die Kometen gar den Tod der römischen Kaiser voraus, so den Tod von Augustus, Claudius, Nero. Um 100 v. Chr. begann man sich beim Anblick eines Kometen vor dem Weltuntergang zu fürchten.

Man kannte verschiedene Systeme, die Kometen-Folgen zu deuten. Ganz simple Erklärungen besagten einfach: Ein Komet im Osten bedroht Asien, ein Komet im Westen bedroht Europa. Oder auch: Ein östlicher Komet bedeutet Hungersnot, ein südlicher Stürme, ein nördlicher Trockenheit und so fort. Das 10. Jahrhundert brachte mit der Verbreitung der Astrologie auch die Kometenfurcht zu uns. Selbst berühmte Wissenschaftler gerieten in diesen Sog, wenn ihre Kometendeutung sich auch nicht gleich auf den Weltuntergang bezog. Es ist interessant, wie Johannes Kepler die Kriegsfurcht beim Aufleuchten eines Kometen an einem Beispiel zu erklären sucht: Der König Sebastian von Portugal habe 1577 einen zu schnell und hitzig eingeleiteten Krieg gegen die Mohren unternommen, der ihn das Leben gekostet habe. Dies Unglück sei ihm widerfahren, weil der Komet des Königs Natur verborgenermaßen so erhitzt habe, daß er auf seine Ratgeber nicht hörte. Aber solche Affektionen ließen sich überwinden, meint Kepler, wenn man die Kraft zur Einsicht aufbringt, denn solche Affektionen reizten wohl, zwängen aber nicht. Erst Ende des 16. Jahrhunderts beginnt mit Tycho de Brahe bei den Gelehrten der Zweifel an der bösen Vorbedeutung eines Kometen. Bald sagten die Weinbauern sogar mit ruhigem Herzen: »E Kumetstern zeigt es Wy-Johr a«, wie es in Solothurn heißt. Aber den Bauern blieb er doch unheimlich. Nur den Winzern ist bis heute eine ausgesprochen gute Botschaft beim Anblick eines Kometen gelungen.

720141



720142

Lostage im Februar

Mariä Lichtmeß am 2. Hornung hat die Phantasie der alten Wettergucker am stärksten beeindruckt. Die Sonne ist schon um eine ganze Stund gewachsen. Lichtmessen muß der Bauer bei Tage essen. »Mariä Lichtmeß, bei Tage zunacht eß.« Aber noch sieht man lieber den Wolf als die Sonne im Stall. Schönes Wetter ist trügerisch. »Wenn der Bär zu Lichtmeß seinen Schatten sieht, so kriecht er wieder auf sechs Wochen ins Loch«, sagt eine alte Bauernregel. In Ungarn kriecht er dann gar noch tiefer in seine Höhle und dreht sich auf die andere Seite. »Schaut zu Lichtmessen die Sonne dem Pfaffen auf den Altar, muß auch der Fuchs auf sechs Wochen wieder ins Loch.« Die Holsteiner sagen: Lichtmessen hell – schindt den Buuren dat Fell; Lichtmessen dunkel, makt den Buur tom Junker. Oder in Pommern heißt es: Lichtmeß hell un kloar, is dr Winter no doa; Lichtmeß trüb und dunkel, is de Winter versunke. »Dunkle Lichtmessen bringt reichlich essen.« Nur die Bienen mögen es Lichtmeß schön. In der Bienenbüttler Gegend in der Lüneburger Heide erzählt man sich: Lichtmeß, denn stigt de Imkes in 'n Bom un säikt tou, wenn kain wulk to saihn is; wenn kain to saihn is, denn ward se goud. (Wenn die Bienen vom Baum aus keine Wolke sehen am Lichtmeßtag, werden die Bienenvölker besonders gut.)

Nach Mariä Lichtmeß stellt sich am 3. Februar St. Blasius vor. Er soll nach mancherlei Regeln dem Winter die Hörner abstoßen. Man meint vertrauensselig: Der heilige Blasius macht den Winter us. Aber die heilige Dorothee am 6. Februar bringt erst den meisten Schnee. Doch man tröstet sich auch: Nach Dorotheentag kein Schnee mehr kommen mag. Doch schon am 14., »an St. Va-

720143

lentein, frierts Rad mitsamt der Mühle wieder ein«. Im Rheinland galt der Severinstag am 11. Februar als der kälteste Tag, und so folgerte man: St. Severin — wirft den kalten Stein in den Rhin; St. Gertraud (17. März) mit der Maus — holt ihn wieder raus. Am Aschermittwoch soll das Wetter schön sein, denn wie das Wetter am Aschermittwoch ist, »so wird die ganze Fasten sein«. Fasten ohne Regen verkündet ein Jahr mit viel Segen. »Wenn't Aschermittwoch regent, verdrögt de Brennett'l hinnern Tuun« (vertrocknet die Brennessel hinterm Zaun), weissagt man in der westfälischen Altmark. Regen am Aschermittwoch verheißt also Dürre im Sommer.

Bischof Felix am 21. und St. Petrus am 22. Februar zeigen an, »was wir vierzig Tage für Wetter han«. Wenn's friert zu Petri Stuhlfeier, friert es noch vierzig mal. Aber es gilt auch die alte Regel: Gefriert es an St. Peter, gefriert es nicht mehr später. Jeder suche sich das beste aus. Jedenfalls »Sünte Peiter — mot de Winter weiter«. Aber schließt Petrus auf, daß es taut, und Matthias schließt zwei Tage später wieder zu, »dann friert das Kalb noch in der Kuh«. Nach Matthias aber »geht kein Fuchs mehr übers Eis«. »Mattheis brichts Eis.«

Das soll er höchstpersönlich einmal getan haben. Am 24. Februar 1100, an seinem Namensfeste, trug man die Gebeine des Heiligen, wohlverschlossen in einem kostbaren silbernen Reliquienschrein, in feierlichem Zuge um eine Stadt des Harzes. Ein böser Schnapphahn, ein Spitzbube aus Wolfenbüttel, dachte dabei billige Beute zu machen und fiel über den kleinen Zug her. Geistesgegenwärtig warfen die Träger den Schrein rasch in den zugefrorenen Stadtgraben. Als sei glühendes Metall auf die Eisdecke gefallen, so schmolz sie auf der Stelle und ließ das Reliquienkästchen in die Tiefe gleiten, um sofort wieder zuzufrieren. Der Strauchdieb hatte das Nachsehen. In dieser Zeit soll die Bauernregel ins Volk gedrungen sein: Mattheis brichts Eis; find't er keins, so macht er eins.

An Matthäi soll man noch die Mützen über die Ohren ziehen, raten die Tschechen. »Tritt Mattheis stürmisch ein, wirds bis Ostern Winter sein.« Doch »Taut es vor und auf Mattheis — dann siehts schlecht aus mit dem Eis«. Die Erde reckt sich, der Winter wird hinausgekehrt. Matthias ist die erste Frühlingshoffnung.

720144



720145

Titel, Seiten 6, 20, 36 b: *Monatsbild aus dem Kalender für die Jahre 1439–1469 von Johannes von Gamundia. Germanisches National-Museum, Nürnberg*

Seite 1: *Aus Petrarca »Trostspiegel«, Frankfurt am Main 1584*

Seiten 2, 12: *Zeichnungen von Ludwig Richter*

Seite 4: *Allegorische Kalenderfigur für Dezember aus »Hausvater«, Anfang 18. Jahrhundert*

Seite 5: *Kalenderbild für Dezember von Jos. Friedr. Leopold. Germanisches National-Museum, Nürnberg*

Seite 8: *»Winter« aus einer Folge der vier Jahreszeiten in den Münchner Bilderbogen*

Seiten 10/11: *Schlittenfahren. Radierung von Daniel Chodowiecki aus dem Jahre 1779*

Seiten 12 b, 25: *Aus den Münchner Bilderbogen*

Seite 15: *Christi Geburt. Alter Holzschnitt. Germanisches National-Museum, Nürnberg*

Seite 17: *Aus »Buch der Weisheit«, gedruckt von Lienhart Holle, 1483*

Seite 19: *Aus »Herbarius«, gedruckt von Conrad Dinckmut, Ulm 1487*

Seiten 22/23: *»Wetterbauern« von Hans Sebald Beham, 1542*

Seite 24: *Zeichnung von Moritz von Schwind*

Seite 28: *Ausschnitt aus einer Kalenderumrahmung, ca. 1570–1580. Germanisches National-Museum, Nürnberg*

Seite 33: *Aus Konrad von Megenbergs »Buch der Natur«, gedruckt bei Anton Sorg, Augsburg 1480*

Seite 36: *»Winter« von Martin Engelbrecht aus »Die Lebensalter in Bildern der Jahreszeiten«, Augsburg um 1750. Germanisches National-Museum, Nürnberg*

Seite 40: *Titelblatt einer der ersten »Bauernpraktiken« zu Beginn des 16. Jahrhunderts*

Seite 42: *Komet zu Nürnberg 1744. Germanisches National-Museum, Nürnberg*

Seite 44: *Heilige Dorothea, aus einer Handschrift von 1410 aus St. Zeno bei Reichenhall*

Seite 47: *Aus der Folge »Herr Winter« von Moritz von Schwind*

Idee: *Werbeagentur Selinka, Ravensburg*

Redaktion: *Dr. Hans und Hedi Lehmann, 8031 Stockdorf/München*

Gestaltung: *Volkmar Kötter, Lörrach*

Herstellung: *W. F. Mayr, Miesbach/Obb.*

ROCHE

Deutsche Hoffmann-La Roche AG., 7887 Grenzach/Baden

720146

Das erste Quartal

Hornung – der Sporkelmonat

Januar, Februar, März, April, Mai, Juni, Juli, August, September, Oktober, November, Dezember: Diese Bezeichnung – oft klanglos und unbegreiflich für unser Ohr – gebrauchen wir Tag für Tag und denken uns nichts dabei.

Einst hatten wir aber Namen für die zwölf Monate, bei denen wir uns etwas vorstellen konnten. Sie hatten Leben und Farbe, sie blühten wie die Blumen am Rain und ragten wie die Eichen des Waldes... Namen, die Gestalt haben, Gesichter mit redenden Augen, wie Menschen unserer Art.

Das Christentum hat das Jahr, jeden Monat und viele einzelne Tage mit einem Netz lateinischer Namen überzogen, die dem einfachen Mann des Volkes fremdartig erscheinen und unverständlich sind. Unsere eigenen Monatsnamen entstammten allesamt der Naturverbundenheit unserer Vorfahren. Ihren tiefen Sinn und ihre Bedeutung müssen wir heute wieder zu ergründen suchen.

Der alte deutsche Name „Hornung" für Februar gibt noch immer der Volkskunde Rätsel auf. In den Listen mit den deuschen Monatsnamen zur Zeit Karls des Großen ist der „Hornung" bereits ein altüberlieferter Name gewesen.

Die Herkunft des Wortes hängt wahrscheinlich damit zusammen, daß in dieser Jahreszeit die Hirsche ihre Geweihe abwerfen und das neue Horn zu sprießen beginnt, den Bast der Geweihstangen schabt der Hirsch ab. Diese Schicht enthält ein Zeugungshormon (testosteron proprionat), dessen zur Paarung anregende Wirkung jedem Jäger wohlbekannt ist. In China ist dieser Bast einer der ältesten Bestandteile der Apotheken, in denen er sogar mit Gold aufgewogen wird. – Auch in der deutschen Volksheilkunde spielte früher das Horn eine gewichtige Role. Daß z. B. in unseren Alpen der Steinbock fast vom Aussterben bedroht ist, ist darauf zurückzuführen, daß diesen Tieren wegen der begehrten „Droge" unbarmherzig nachgestellt wurde.

Auch Jakob Grimm denkt bei dieser Namensdeutung an das Himmelszeichen des Widders (altnord.: Hyrningr), „in das aber die Sonne erst am 20. März tritt." Eilert Pastor („Volksweisheit in Wetterregeln und Bauernsprüchen". Berlin 1934; Seite 106 f.) gibt dem Altmeister der Deutschen Volkskunde ganz recht und meint nur, daß Grimm die Tatache der Rückwärtsbewegung des Frühlingspunktes, der alle 26 000 Jahre einmal durch alle Tierkreiszeichen geht, nicht beachtete, sonst hätte er gewußt, daß durch die Präzession bedingt die Sonne um 3000 vor unserer Zeitrechnung im Hornung im Widder stand. Abermals 2000 Jahre früher aber stand sie im Hartung im Widder. Hartmonat und Hornmonat geben die Hornhärte. Früher heiß der Hartung/Hartmond überhaupt „der große Horn" und der Hornung (Februar) war „der kleine Horn". Eigentlich und ursprünglich war also der Hartung der Hornmond.

Weil das Horn in den Bauernregeln so oft erscheint, vermutet Pastor sogar, daß früher die Monate mit einem Horn ausgeblasen wurden, so wie es von Juden bekannt ist, die jedes fünfzigstes Jahr mit einem Widderhorn (hebr.: jobel, das wieder mit unserem „Jubel" zusammenhängt) ankündigen. Diese Ansicht mag die folgende Wetterregel für den 1. September bestätigen:

„Wenn St. Ägidius bläst ins Horn,
So heißt es: Bauer, säe dein Korn!"

Zwischen Waldhorn und Tenorposaune hielten sich in ihrer Klangfarbe auch die bekannten Bronzeluren unserer nordischen Vorväter. Sie wurden paarweise geblasen. In Dänemark gehören sie noch heute zu den Nationalheiligtümern. Früher wurde mit ihnen in der Silvesternacht in Kopenhagen der Neujahrsgruß vom Turm geblasen, und im Jahre 1932 gaben diese kultischen Musikinstrumente aus der Bronzezeit das erste Rundfunkkonzert.

Jetzt wird auch die Bezeichnung „Lurtage" für die „Lotage" verständlich, da die alten Monate gerade mit den Lostagen begannen. Und so hätte der Hartung (Januar) seine frühere Bezeichnung „großer Horn" daher erhalten, weil er als der erste Monat mit einem besonders großen Horn ausgeblasen wurde.

Die Deutschen nannten den Februar, den Hornung, auch „Spörkelmonat", ein Name, den er noch heute in manchen Gegenden Niederdeutschlands führt. Nach Karl Simrock geht die Bezeichnung auf eine wenig bekannte Göttin „Spurke" zurück. Sie scheint in den Regenschauern des Februars zu walten, denn am Rhein heißt es von „Spörkels Kathrin", „sie schütele ihre 99 Röcke".

Ihr zu Ehren und zu Ehren des jetzt von Tag zu Tag höher steigenden Tageslichtes wurden als Vorläufer unserer heutigen Fasnacht die „Spurkalien" gefeiert, Opferfeste mit ausgelassener Lustbarkeit, bei denen der den Germanen heilige Eber und wilde Schweine geopfert wurden. Teile dieser Opfergaben wurden getrocknet und zerrieben und zur Erlangung der Fruchtbarkeit bei Tieren im Stall unter das Futter gemengt oder bei der nächsten Saatzeit mit dem Saatkorn über die Felder gestreut. (Philipp Schmidt: Volkskundliche Plaudereien. Bonn 1941). Das Konzil von Listine im Hennegau im Jahre 743 verbot die Spurkalien, an denen das Landvolk mit großer Zähigkeit hing, als heidnische Bräuche.

Der Monat „Februar" war in Rom der Reinigungs- und Sühnemonat. Aus dieser Funktion hat er seinen Namen erhalten, der vielleicht mit dem Wort „febris" = „Fieber" zusammenhängt. Reinigungszeremonien vielfacher Art wurden im Februar vollzogen; so fegte man z. B. die Häuser mit Salz und Brotgetreide.

720147 DR. MICHAEL DAMBÖCK

720148

Januar — Hartung — Wintermonat

Die Tageslänge erhält bereits einen Zuwachs von 79 Minuten

Der kälteste Monat des Jahres hat hierzulande eine Mitteltemperatur von Null Grad Celsius – Die Tageslänge erhält einen Zuwachs von 79 Minuten –

Der erste Monat des Jahres, der in den altdeutschen Kalendern unter den Namen Hartung und Wintermonat verzeichnet stand und der gewöhnlich der kälteste Monat des Jahres ist, hat hierzulande eine Mitteltemperatur von Null Grad Celsius. Es verdient angemerkt zu werden, daß von allen deutschen Großstädten nur München und Berlin unter dieser Null-Marke liegen. In München, der kältesten Großstadt Deutschlands, beträgt die Durchschnittstemperatur im Januar 2,6 Grad Minus Celsius. Die Durchschnittstemperatur Berlins liegt im Januar bei 0,5 Grad Minus Celsius.

Seinen Namen hat der Januar (Lat. Januarius) von dem altrömischen Licht- und Sonnengott Janus, dem Gott des Ursprungs und des Anfangs, der doppelgesichtig dargestellt wird. In einem alten Monument hielt dieser doppelgesichtige Gott – als Symbol der Jahreseinteilung – in seiner rechten Hand 300 Steinchen und in seiner linken Hand 65 Steinchen. Die Linke hielt auch mehrere Schlüssel als Symbolum der Aufschließung des Himmels, der Wolken, des Landes, der Meere und der Quellen. Dieser Bezug erklärt die Beinamen: „Claviger", „Clusius" und „Patulcius".

Der Gott Janus war der Schützer der Zeugung und der Geburt, der Erfinder des Ackerbaus, der bürgerlichen Gesetze, der Münzprägung, des Schiffbaues und der gottesdienstlichen Gebräuche. Nicht nur der Monat Januar, der Anfang des Jahres, sondern auch alle Monatsanfänge waren diesem Gott geweiht. Und aller öffentlicher Verkehr, alle Eingänge und Durchgänge, insonderheit alle Haustüren (ianuae) standen unter seinem Schutz. Zu den Sehenswürdigkeiten der „Ewigen Stadt" gehört der Doppeldurchgangsbogen des „Janus quadrifrons".

Zu Beginn der dritten Dekade des Januars tritt die Sonne aus dem Zeichen des Steinbocks in das des Wassermanns. Am Abendhimmel sind die Planeten Merkur, Venus und Jupiter und am Morgenhimmel die Planeten Mars, Jupiter, Saturn und Uranus sichtbar. Die Tage werden jetzt wieder merklich länger. Der Zuwachs beträgt vom 1. bis zum 31. Januar immerhin 79 Minuten. Nach dem Epiphaniastag, dem Tag der „Heiligen Drei Könige", der in der Ostkirche jahrhundertelang in höchster Geltung stand, hält hierzulande der Winter in der Regel seinen Einzug. Ein alter Spruch lautet: „Wenn die Tage anfangen zu langen, kommt der Winter gegangen!" In Bezug auf Ackerbau und Gartenbau steht der Januar im Zeichen der Vorbereitungsarbeit für die Frühjahrsbestellung. Die Fruchtfolge wird überprüft und das Saatgut wird bereitgestellt.

Der Januar ist reich an geschichtlichen und heimatgeschichtlichen Gedenktagen. Der Neujahrstag, der in diesem Jahre auf einen Sonntag fällt, ist der Geburtstag des Reformators Ulrich Zwingli (1484) und des Dichters Gottfried August Bürger (1748). Am 4. Januar 1526 wurde in Verden der Lutheraner Johannes Bornemacher als Ketzer verbrannt und am selben Tag des Jahres 1785 wurde der bekannte deutsche Sprachforscher Jakob Grimm geboren.

Unter dem 7. Januar des Jahres 785 steht die Taufe des Sachsenherzogs Widukind verzeichnet. Am 14. Januar 1875 wurde der Universalgelehrte und Philanthrop Albert Schweitzer geboren. Am 22. Januar 1729 erblickte der berühmte deutsche Dichter Gotthold Ephraim Lessing das Licht der Welt. Der Geburtstag Friedrichs des Großen ist der 24. Januar 1712. Die Geburtstage der berühmten deutschen Komponisten Mozart und Schubert stehen im Kalender unter dem 27. Januar 1756 und dem 31. Januar 1779 verzeichnet.

Erwähnenswert sind hier schließlich noch die Todestage von vier berühmten Deutschen: Am 9. Januar 1908 starb der Maler-Poet Wilhelm Busch aus Wiedensahl; am 19. Januar 1874 ging der Dichter des Deutschlandliedes, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, aus der Zeit; am 21. Januar 1815 segnete Matthias Claudius, der populäre „Wandsbecker Bote" das Zeitliche; und am 31. Januar 1866 starb Friedrich Rückert.

Kurt Asendorf

720149

Januar – Wintermonat – Hartung

Die Tage werden jetzt wieder merklich länger / Viele Erinnerungstage im ersten Monat

Der erste Monat des Jahres, welcher dem doppelköpfigen römischen Gott Janus, dem Sinnbild von Anfang und Ende, Zukunft und Vergangenheit geweiht ist, stand im altdeutschen Kalender unter dem Namen „Hartung" verzeichnet. In Süddeutschland und in Österreich führt er noch heute den Namen „Jenner".

Die Tage werden jetzt wieder merklich länger. Der letzte Januartag ist 79 Minuten länger als der Neujahrstag und 84 Minuten länger als der Tag der Wintersonnenwende am 22. Dezember. Die wenigen Bauernregeln, welche dem zweiten Monat der vierten Jahreszeit gewidmet sind, erflehen die gehörige Winterkälte und zielen in ihrer Prognose auf den zweiten Monat der zweiten Jahreszeit, das heißt auf den Monat Juli, den sogenannten Heumonat, der seit geraumer Zeit im Zeichen der Getreideernte (Gerste) steht. Die beiden bekanntesten Sprüche lauten: „Januar warm, daß Gott erbarm!" Und „Wie der Januar, so der Juli."

Der Januar ist wieder reich an Erinnerungstagen: Am 1. Januar 1748 wurde der Dichter Gottfried August Bürger geboren. Der Neujahrstag ist auch der Geburtstag des Reformators Ulrich Zwingli, der im Jahre 1884 das Licht der Welt erblickte. Am 3. Januar 1639 wurde die Herzogin Eleonore d'Olbreuse, die Mutter der Prinzessin von Ahlden und Urgroßmutter des Preußenkönigs Friedrich II. geboren. Am 4. Januar 1785 wurde der deutsche Sprachforscher und Märchen-Sammler Jakob Grimm geboren. Am 5. Januar 1828 erblickte der Theologe Emil Frommel das Licht der Welt.

Der 7. Januar des Jahres 785 war der Tauftag des Sachsen-Herzogs Widukind. Am 8. Januar 1794 starb der Schriftsteller Justus Möser. Am 9. Januar 1907 starb die letzte Königin von Hannover, Marie, Prinzessin vodn Altenburg, die ihren Gemahl, den König Georg V. fast dreißig Jahre überlebte. Am gleichen Tage des nächsten Jahres (1908) starb der berühmte Maler-Poet und Humorist Wilhelm Busch, der ein Sohn unserer engeren Heimat ist.

Am 10. Januar des Jahres 1514 wurde das Neue Testament zum ersten Male vollständig gedruckt. Am gleichen Tage des Jahres 1797 wurde die Dichterin Anette von Droste-Hülshoff geboren. Am 11. Januar 1546 starb der Welfenherzog Ernst der Bekenner, der den Konfessionswechsel in unserer Heimat entscheidend förderte. Ernst der Bekenner stand in engem Kontakt mit dem Hoyaer Grafen Jobst II. und mit dem Hoyaer Reformator Adrian Buxschott, der in Nienburg, Drakenburg und Hoya amtierte.

Am 12. Januar 1721 wurde der preußische Feldmarschall Ferdinand von Braunschweig, der Schwager Friedrichs des Großen, geboren. Am gleichen Tage des Jahres 1746 wurde der berühmte Pädagoge Johann Heinrich Pestalozzi geboren. Der Theologe Philipp Jakob Spener erblickte am 13. Januar 1635 das Licht der Welt. Am 16. Januar 1624 wurde der Welfenherzog Georg Wilhelm von Celle, der Gemahl der vorgenannten welfischen Herzogin Eleonore, geboren. Am 17. Januar 1812 erblickte der wortmächtige deutsche Zentrums-Politiker Ludwig Windhorst, der große Widersacher Bismarcks, das Licht der Welt.

Am 19. Januar 1576 starb der deutsche Poet Hans Sachs, und am gleichen Tage des Jahres 1874 starb der Dichter Heinrich Hoffmann von Fallersleben, der Verfasser der deutschen Nationalhymne, in Corvey, wo er zuletzt Bibliothekar war. Am 20. Januar 1529 – also vor nunmehr 450 Jahren – erschien Luthers Kleiner Katechismus, der seither das Standardwerk im Konfirmanden-Unterricht ist.

Am 21. Januar des Jahres 1002 wurde der deutsche Kaiser Otto III. geboren, und am gleichen Tage des Jahres 1800 erblickte der bekannte Theologe und Diakonie-Begründer Theodor Fliedner das Licht der Welt. Am 22. Januar 1729 – also vor nunmehr 250 Jahren – wurde der deutsche Dichter Gotthold Ephraim Lessing geboren. Am gleichen Tage des Jahres 1840 starb der Physiologe Johann Friedrich Blumenbach.

Der erste Kurfürst von Hannover, Ernst August, starb am 23. Januar 1698. Am 27. Januar 1756 wurde der Komponist Wolfgang Amadeus Mozart geboren.

Der Geburtstag Karls des Großen wird am 28. Januar gefeiert. Am gleichen Tage des Jahres 1948 starb der Heimatschriftsteller Heinrich Sohnrey. Am 29. Januar 1499 wurde die Gemahlin Luthers, Katharina von Bora, geboren, und am gleichen Tage des Jahres 1820 starb der letzte große Repräsentant der Personalunion England-Hannover, König Georg III.

Am 30. Januar 1815 wurde der geistliche Dichter Karl Gerok geboren. Am 31. Januar 1866 starb der Dichter Friedrich Rückert, der den Bremer Roland und den Staufer-Kaiser Barbarossa durch zwei seiner Gedichte populär gemacht hat – bis auf den heutigen Tag.

Kurt Asendorf

720150

Gottes Segen für das Haus



In Heft 52 ist HÖRZU auf Seite 93 ein (verzeihlicher) Fehler unterlaufen. Die Frage: Kennen Sie C + M + B? haben Sie mit der Feststellung beantwortet, daß dies ein alter Brauch in katholischen Gegenden zu Ehren der drei Weisen aus dem Morgenland – Caspar, Melchior und Balthasar – sei. Diese Definition der Initialen findet man weit verbreitet. Die wirkliche Deutung der Buchstaben C + M + B ist jedoch: Christus Mansionem Benedicat und bedeutet: Christus segne(t) die Wohnung. Die Buchstaben werden von der jeweiligen Jahreszahl eingerahmt.

Gerhard Curs, Weibersbrunn



Kennen Sie C+M+B?

Sehen Sie manchmal über Eingangstüren mit Kreide geschrieben die Zeichen C+M+B? Das ist kein Geheimkürzel, sondern überwiegend in katholischen Gegenden alter Brauch zu Ehren der drei Weisen aus dem Morgenlande: Caspar + Melchior + Balthasar. Am 6. Januar ist ihr Dreikönigsfest (Epiphanias), worüber sich besonders die Bayern und die Baden-Württemberger freuen: Feiertag!

Ein alter Brauch fand eine neue sinnvolle Betätigung

Caspar, Melchior und Balthasar – die heiligen drei „Könige" und ihre Geschichte

Bis zum Dreikönigsfest, dem 6. Januar, das das Ende der Weihnachtszeit verkündet, sind die Sternsinger der katholischen Kirchengemeinde noch in sieben Gruppen unterwegs: vier bis fünf in der Stadt Nienburg und die anderen in den Orten des Kreises diesseits der Weser, außer Rehburg und Loccum.

Der 6. Januar war einst der ursprüngliche Feiertag der Geburt Jesu, der Tag des ältesten Festis in der Kirche Christi, bis um die Mitte des 4. Jahrhunderts der 25. Dezember dafür festgelegt wurde. Der 6. Januar blieb dann das Fest der „Erscheinung", der Epiphanie, besser der Teophanie, d. h. der Offenbarung der Gottessohnschaft und im Wunder von Kana.

Während der 6. Januar in der Ostkirche zum Tauffest wurde, verband man ihm im christlichen Westen hauptsächlich mit der Anbetung durch die „Könige". Denn aus den Magiern oder Weisen des Matthäusevangeliums waren gegen Ende des ersten Jahrtausends „Könige" geworden. Ihre im Evangelium unbestimmte Zahl war, den drei Gaben von Weihrauch, Myrrhen und Gold entsprechend, auf drei festgelegt, und sie wurden ebenso unbedenklich auf die Namen Caspar, Melchior und Balthasar getauft.

Mit der Dreizahl läßt es sich so schön weiterfabulieren. Die Drei wurden zu Repräsentanten der drei von den Söhnen Noahs abstammenden Rassen der Semiten, Hamiten und Japhetiten oder auch der drei das Mittelmeer säumenden Weltteile, wobei Caspar afrikanisch eingefärbt zum Mohren wurde. Oder sie stellten auch die drei Lebensalter dar: Caspar den Jüngling, Balthasar den gereiften Mann, Melchior den Greis.

Als die großen Wanderer waren sie in die Heilsgeschichte eingegangen und empfahlen sich daher als Schutzpatrone den Reisenden, namentlich bei der Durchquerung von Steppen und Wüsten. Aber erst eine zweite, sehr viel spätere Wanderung hat ihnen zu ihrer hoch- und spätmittelalterlichen Volkstümlichkeit verholfen, bei der sie die Opfer einer Entführung, streng genommen eines Raubes, wurden.

Ihre angeblichen Reste wurden in der Kirche Sant'Eustorgio vor den Toren Mailands verehrt, bis Kaiser Friedrich Barbarossa im Jahre 1612 die Stadt belagerte, um die verhaßte Führerin der widerspenstigen lombardischen Städte zu vernichten.

Damals schenkte der Kaiser die Reliquien der heiligen drei Könige seinem Kanzler Reinald von Dassel, dem Erzbischof von Köln. Der ließ die unschätzbare Beute 1164 auf gesicherten Wegen über die Alpen nach Köln bringen, wo sie, in einem köstlichen Schrein, bald zum Ziel großer Pilgerscharen wurden. Fortan war Köln das „heilige Köln". In Ortschaften, die an den Pilgerstraßen lagen, nannte man die Wirtshäuser „Zu den Drei Königen", „Zum Mohren" oder „Zum Goldenen Stern".

Die große Aufgabe, welche die durch den folgenreichen Einfall Kaiser Friedrich Rotbarts zu solch hohem Ansehen gelangten heiligen Könige zu erfüllen hatten, war es, an die Stelle der zahllosen Spukgeister, die in vorchristlicher Zeit in den Zwölf Rauhnächten ihr Wesen trieben, zu treten. Statt des „Wütenden Heeres" unter Wotan oder dem „Wilden Jäger", unter Dietrich von Bern, Karl dem Großen oder König Artus zogen nun sie an ihrem Tag, der als besonders gefahrenvoll angesehen worden war, friedlich als Schutzgeister für Menschen und Vieh durch die Lande.

Ihre Anfangsbuchstaben K+M+B schrieb man mit geweihter Kreide auf die Sturmbalken von Haus- und Stalltüren, zur Abwehr aller bösen Mächte. Oder man räucherte in ihrem Namen, da sie in den Stall zu Bethlehem Weihrauch gebracht hatten, Stallungen und Häuser aus.

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts fingen die Könige an, sichtbar durch die Gassen zu ziehen. Der Brauch des „Sternsingens" am Dreikönigsabend mag von den Dom- und Stiftsschulen ausgegangen sein, deren Scholaren sich als die Könige aus dem Morgenland verkleideten und unter Vorantritt eines Sternsängers vor den Türen ihren Spruch aufsagten und sangen.

Wir glauben heute nicht mehr an böse Geister, die es auszutreiben gilt – aber Hunger und Elend in der Welt, sind nicht auch dies böse Geister, die es auszutreiben gilt? So erfüllen die modernen Sternsinger mit ihrem Bitten an den Türen die Maxime: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Hildegard Burwick

Ist nicht ganz richtig. – Nachlesen bei die „Heiligen Tage" – Sitten und Gebräuche.

Der Dreikönigsschrein wird wieder in Köln ausgestellt

Nach 12 Jahren Restaurierung jetzt fertig / Verschärfte Sicherheitsvorkehrungen im Dom

Von Hans Wüllenweber

Köln. Nach 12jähriger Arbeit in einer besonders gesicherten Kammer des „Tempels des heiligen Petrus und der Heiligen Drei Könige" im Kölner Dom haben Goldschmiede die Restaurierung der kostbarsten mittelalterlichen Totenlade des Abendlandes vollendet. Der Kölner Dreikönigsschrein wird zum Namensfest der drei Weisen aus dem Morgenland vor dem Hochaltar ausgestellt.

„Betriebsgeheimnis Nr. 1" des Domkustos' Dr. Walter Schulten sind die Sicherheitsvorkehrungen. Pures Gold und tausendfach blitzende Juwelen sind unsichtbar mit den raffiniertesten Alarmeinrichtungen geschützt. Unauffällig werden sich Wächter des Doms unter die Leute mischen und den Schrein nicht aus den Augen lassen. Auch die Nachtwache ist sichergestellt.

In Summen ist der Wert des Schreins kaum auszudrücken. Über die hohe Diebstahlsversicherung bewahrt das Domkapitel Stillschweigen. Internationalen Kirchendieben soll nicht gleich eine Wertangabe geliefert werden. Spitzbuben hatten im Laufe der Jahrhunderte den Schrein mit Gebeinen der Heiligen Drei Könige und dreier weiterer Heiligen oft genug gefleddert. Juwelen und Perlen, Köpfe oder Körper goldener Heiligenfiguren und während der französischen Zeit schließlich Beschläge, Emails, Edelsteine, Inschriften und Reliefs verschwanden. Damals, 1794, wurde der Schrein demontiert und in Sicherheit gebracht. Als man ihn wieder zusammensetzte, waren so viele Teile verschwunden, daß er 40 Zentimeter zu klein ausfiel.

Seit 1961 haben nun die Kölner Goldschmiede Fritz Zehgruber und sein Schüler Peter Bolg nach alten Plänen und Bildern das weltberühmte Werk des mittelalterlichen Goldschmieds Nikolaus von Verdun und seiner Nachfolger wieder in Originalgröße gebracht: 220 cm Länge, 110 cm Breite, 153 cm Höhe. Gewicht: sechs Zentner. Die einst gestohlenen Dachteile, heute in Wiener und New Yorker Museen, bekamen die Kölner nicht zurück. Man schickte ihnen nur Fotos davon, nach denen die Künstler jetzt arbeiteten.

Aus feuervergoldetem Silberblech mußten sie mit der Akribie ihres großen Vorbildes Nikolaus von Verdun neue Apostel- und Engelsfiguren treiben, fehlende Köpfe und Rümpfe ersetzen, über 1000 einst entwendete Edelsteine und viele Perlen neu einsetzen. Dafür spendeten Bürger rund 800 000 Mark. Die Restauratoren mußten 7000 Kupfernägel selbst schmieden, um Gold, Silber und Geschmeide an dem Holzkern des Schreins anzubringen.



Der Reliquienschrein der Heiligen Drei Könige im Kölner Dom. dpa

Alle Veränderungen, die vom rund 750 Jahre alten Original im Laufe der Zeit abgewichen waren, bügelten die Goldschmiede wieder aus. So wanderte das Haupt des Paulus auf den Rumpf des Philippus, während Paulus den Kopf des Johannes „zurückerhielt". In allem trafen Zehgruber und Bolg den Stil des Nikolaus von Verdun und seiner Schule, die gotische Modellierung, den Gewandstil mit den typischen Muldenfalten, die stark individualisierten Köpfe, die reich variierten „Bewegungen", die Architektur und filigrane Ornamentik.

Das Bildprogramm der umlaufenden Figurenreihen in zwei Geschossen umfaßt die Menschwerdung Christi und die Erlösung am Jüngsten Tage. Viele Propheten aus dem Alten Testament, zahlreiche christliche Märtyrer und Heilige, Engel und Tugenden, König David und der Weltenrichter Christus, natürlich auch die Anbetung der Heiligen Drei Könige, sind dargestellt.

Kaiser Friedrich I. Barbarossa und sein Kanzler, der Kölner Erzbischof Reinald von Dassel, hatten 1164 die Gebeine der drei Weisen aus dem Morgenland nach der Eroberung Mailands von dort nach Köln entführt, ebenso die Reliquien der heiligen Felix, Nabor und Gregor von Spoleto. 1181 begann Nikolaus von Verdun mit der Arbeit an dem Schrein, die seine Nachfolger 40 Jahre später beendeten.

720151

720152

Ein vergessenes Fest

Besinnung zum Epiphaniasfest von Superindendent v. Scheven, Stolzenau

Lange bevor die Christen am 25. und 26. Dezember den Geburtstag Christi feierten, begingen sie am 6. Januar das Fest der Erscheinung, das „Epiphaniasfest". Dieses Fest redet von der großen Sehnsucht der Völker nach dem hellen, großen Gotteslicht. Die Magier, von denen uns in der Bibel berichtet wird, daß sie der Wegweisung eines Sterns folgend kamen, um „den neugeborenen König" anzubeten, sind die ersten Vorboten jener Völker, die seither das Gotteslicht in Christus suchen. In ihrem Gefolge haben sich durch die Jahrhunderte hin Völker aus aller Welt auf die Suche nach dem Gotteslicht begeben. Die Legende hat so unrecht nicht, die den biblischen Bericht dahingehend ergänzt, daß die drei Magier ein Weißer, ein Brauner und ein Schwarzer gewesen seien.

Es muß uns erschrecken und bedrücken, daß wir ein Fest in Vergessenheit geraten ließen, daß uns an die Einheit aller Völker und Rassen unter der Lichtherrlichkeit Gottes erinnert. Es muß uns zutiefst beunruhigen, daß statt dessen der Haß der Völker in der Welt gegeneinander offenbar nicht auszulöschen ist und eine dauerhafte friedliche Koexistenz zwischen den Rassen und Völkern: den Weißen und Schwarzen, den Arabern und Juden, den kommunistisch Regierten und den nichtkommunistisch Regierten nicht möglich scheint. Vielleicht hängt das eben doch mit unserer Vergeßlichkeit zusammen. Wir bedürfen heute mehr denn je der Erinnerung daran, daß Gottes Liebe die ganze Welt umfassen, daß er uns alle in den Glanz seines Lichtes stellen will. Im Bannkreis dieser Liebe und im Schein dieses Lichtes ist es uns nicht gestattet, aufeinander einzuschlagen, uns zu hassen und uns gegenseitig von den Gütern der Erde, die Gott uns zur Verfügung gestellt hat, auszuschließen.

Hände, die sich zur Anbetung der Herrlichkeit Gottes falten, können sich nicht zur Faust ballen und zuschlagen. Menschen, die dankbar und ehrfürchtig ihre Knie beugen, werden keine Fußtritte austeilen. Es wäre so einfach, diese Welt für das Gotteslicht durchlässiger zu machen. Lassen Sie uns ein vergessenes Fest wiedergewinnen, damit wir an all dies kräftig erinnert werden.

720153



Nach dem katholischen Hochamt am Neujahrstag

startete die Nienburger St.-Bernward-Gemeinde ihre Aktion „Sternsingen 1980"

Alter Brauch: Die Sternsinger

Besondere Sitte wird auf der Insel Wangerooge gepflegt

Vielerorts ist oder war es Sitte, in irgendeiner Weise der Heiligen Drei Könige zu gedenken. Nach Neujahr bis hin zum 6. Januar wanderten vor allem die Kinder mit einem oder mehreren Sternen durch den Ort.

Eine besondere Sitte aber ist von der Nordseeinsel Wangerooge bekannt. Dort zog man am Abend vor dem 6. Januar, dem Dreikönigstag, mit einem „Herodeskasten" umher. Nicht Kinder, sondern fünf Männer hatten sich verkleidet. Drei in Weiß stellten die Weisen aus dem Morgenlande dar.

Der vierte Mann trug eine rote Schlafmütze auf dem Kopf. Er war Herodes. Der fünfte Mann war schwarz gemacht wie ein Mohr. Sein schwarzer Bart war aus Schiffswerg angefertigt.

Die Männer hatten einen Kasten bei sich, in dem fünf Puppen saßen. Diese waren genauso gekleidet wie die fünf Männer. Wurde der Kasten gedreht, kam Herodes an das Fenster und steckte seinen Kopf heraus.

Singend zogen die Männer bei den Wangerooger Häusern vorbei, zeigten ihre Puppen und den Herodes und wurden wegen dieser angebotenen Kurzweil bewirtet. Christel Looks-Theile

720154



Die Sternsinger mit ihren Insignien. Archiv Seiffert

Der Dreikönigstag war einst vor allem für Kinder bedeutungsvoll

Um 1700 stießen die „Sternsinger" auf den Widerstand der Obrigkeit

Weihnachten und Silvester mit ihrem mannigfachen alten Brauchtum unserer Vorfahren waren vorüber. Das neue Jahr hatte begonnen, und es ging auf den 6. Januar zu, in urältesten Zeiten die Beendigung der „twölf hilligen Nächte", im Christentum auf den „Dreikönigstag".

Auch diese Tage wußte man einst in unserer Heimat, vor allem die Kinder, mit einem nunmehr ausgestorbenen Brauch sinnvoll zu füllen, mit dem Sternsingen der Weisen aus dem Morgenland.

Phantasiebegabt hatten sich die Kinder in unseren Dörfern und Kleinstädten, kronenverziert als kleine Könige, die Heiligen Drei Könige, gewandet, wobei einer von ihnen zuweilen auch schwarzbemalt als Mohr mitging. An einer langen Stange trugen sie einen großen Silberstern, kunstvoll aus Pappe gefaltet als Stern von Bethlehem, der gelegentlich auch durch einen geschickten Bandzug drehbar war.

So zogen sie von Haus zu Haus, von Gehöft zu Gehöft, sagten ihre Verse auf oder trugen ihr „Sternsingerlied" vor, das mehr oder minder harmonisch in altheimischer Mundart als Neujahrsglückwunsch so erklang: „Wi gradeleert tau'n nee-en Johr! Un wat wi wünscht, ward allens wohr. Kennt ji üs nich? Wi sünd bekannt as Weisen wiet van'n Morgenland. Gesundheit un een langet Lewen, dat schall de lewe Gott ju gewen. Veel Glück darto, un ok väl Geld – dat is nicht slecht upp disse Welt. Wi lütten Jungs, wi sünd bekannt im ganzen Neddersassenland. Un wat wi seggt, ward allens wohr! – Wi gradeleert tau'n nee-en Johr!"

Nach diesen Versen wurden die Sternsinger überall stets mit kleinen Gaben, wie Süßigkeiten, Nüssen, Obst, Wurstkringel, ja selbst gelegentlich mit einigen kleinen Münzen freudig belohnt. Dafür bedankten sie sich dann meist mit den Versen:

720155

„Wi wünschen de Heern 'n güldenen Wagen, dormit kann he in'n Hemel woll jagen! Wi wünschen de Fruu 'n gülden Kron un tokomen Fröhjohr 'n heel dikken Soohn! Wi wünschen de Jungheern 'n breeden Hood un tokomen Fröhjohr 'ne hübsch Maid' to sien Bruud! Wi wünschen de Dochter 'n goldenen Kamm un öwers Johr 'n scheunen jungen Brüdigam!"

Sodann zog man zufrieden weiter, die Spenden wohlverwahrt in einem auf dem mitgeführten kleinen Holzschlitten gut gefüllten Sack. Da sich leider auch unlauteres Gesindel aufdringlich den Sternsingern anschloß oder auf eigene Faust herumzog, indem es ihrem Glückwunsch den frechen Betelvers hinzufügte: „Nu langt uns arme Lü-e 'n half Mengel Beer. Wi sünd tau dörstig un hebben nis mehr. Un is et keen Beer, so ist et ok Münz, ok gefft us 'n Mettwost, de jedder us günnt!", wurde der alte schöne Brauch des Sternsingens zwischen Neujahr und dem Dreikönigstag zur Unsitte.

So sah sich schon etwa um das Jahr 1700 und später die hohe Obrigkeit in den hannoversch-braunschweigisch-lüneburgischen Landen veranlaßt, durch strenge Verordnungen dagegen einzuschreiten: „. . . daß alle die unanständigen Dinge, mit Verkleidung, Herumtragen einiger Sterne, Betteln, Singen, Dantzen, Zechen, abzuschaffen. Das bei dem Brauch bezeigte unchristliche Verhalten sei wol jetzo, als ins Künftige zu verbieten."

Fortan scheint dann das Betteln, Singen, Tanzen und Zechen wie sonstiger allerlei Mutwillen bei dieser Gelegenheit aufgehört zu haben. Nur die Kinder pflegten diese schöne alte Sitte des Sternsingens bis etwa gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hie und da noch in unserer Heimat getreulich weiter, bis sie dann in jetzt so wenig brauchtumsbewußter Zeit allmählich zum Erliegen kam.

Gerhardt Seiffert



720156



Das erste Fest im neuen Jahr

Beim „Winter- oder Bauernbier" feierte das ganze Dorf

Zu den seit Generationen abgehaltenen Festen des bäuerlichen Lebens gehörte einst in den meisten Gegenden des niedersächsischen Landes das sogenannte „Winter- oder Bauernbier", das bis etwa gegen Ende des vorigen Jahrhunderts nach der Wintersonnenwende, also Anfang des neuen Jahres, von den Bauernschaften begangen wurde.

Schon wenn die Herbstbestellung beendet war, gingen die jungen Burschen zu dem Bauern, der „an de Rege" an der Reihe war und fragten: „Wüllt jü nich dat Winterbeier innehmen?" Meist lautete dann der Bescheid: „Wenn keener nöger is, möt wi dat woll maken. Denn könnt wi jo man dornach fuddern, dat use Kauh fett ward."

In der Regel einigte man sich auf die Woche nach Neujahr. Die jungen Burschen bestellten die Musik und Getränke, in alter Zeit Branntwein und Braunbier, suchten auf allen Speichern und Gesimsen nach Krügen und wählten endlich zwei aus ihrer Mitte, die die Getränke am Feste zu verwalten und auszuschenken hatten, die sogenannten „Schaffer".

Die Hauptvorbereitung traf jedoch den betreffenden Bauern, der das „Beier" auszurichten hatte. Er ließ schlachten und backen wie zu einer Hochzeit; aber auch die übrigen Dorfbewohner trafen Vorbereitungen. Überall roch es nach Braten und Kuchen; denn schon lange vorher, wenn die Bauern sich auf den Märkten oder an der Kirche trafen, wurde eingeladen: „Wi hett dütt Johr us'n Winterbeier, dortau kemmt ji doch!"

Morgens um 11 Uhr begann der Tanz; wiederum war es die Jugend, die das Fest „In'n Gang tau bringen" hatte. Strenge Regeln herrschten; der Bauernsohn tanzte den ersten Tanz mit der Großmagd; war kein Sohn im Haus, traf es den ersten Knecht. Der zweite Knecht mußte mit der Kleinmagd tanzen.

Um 13 Uhr war Essenpause. Mit Musik ging es von Haus zu Haus, überall wurde bewirtet, es galt als besondere Ehre, recht viel Gäste zu haben. „Sau veel Minsche harrn wi tau'n Middageten", verkündete die Bäuerin nachmittags strahlenden Gesichts.

Die Dienstboten, die dereinst noch ganz zur Familie gerechnet wurden, durften sich an dem Tage einladen, wo sie wollten. Sie waren Gäste und wurden als solche behandelt. Dienstleistungen wurden von ihnen nicht verlangt, nicht die kleinste Handreichung wurde angenommen. Als Ersatz sprangen der Häusling und die Häuslingsfrau ein.

Das Abendessen war dann der Höhepunkt des Tages. Sämtliche Fremden, die Alten, der Pfarrer, der Lehrer und alle Bauern wurden beim Festschmaus bewirtet. Bezahlt wurde nichts, doch erwarteten die „Schaffer" ein Trinkgeld, das der allgemeinen Kasse zugeführt wurde. Zank und Streit durfte nicht sein; wurden Stimmen laut und die Köpfe heiß, dann trat ein älterer Bauer dazwischen: „Wi giwt hü dat Fest gern, aber ji mütt jück or'n'lich bedrägen!"

Nach 20 Uhr mußten alle Kinder verschwinden, dafür waren aber nun alle Alten da: „Wenn de Olen lustig sünd, denn is't erst richtig schön!" Die Musik saß oben an der Deele in Fußsäcken bis unterm Arm und spielte einen „Bunten" nach dem andern. An der Seite der Deele lagen widerkäuend die Kühe, sie ließen sich selbst dann nicht stören, wenn ein Paar bis an sie herantanzte, weil „hei" nicht mehr fest auf den Beinen war, denn ununterbrochen kreiste unter den Männern der Krug oder die Buddel. Die Frauen saßen hinter Kuchenbergen bei dampfendem Kaffee, dem nur bisweilen „een Söten" hinzugefügt wurde. Je weiter der Morgen nahte, desto mehr fand der Kaffee Zuspruch; schließlich saß alt und jung um den Kaffeetisch und damit war Schluß.

Um 11 Uhr des folgenden Vormittags dröhnten die Instrumente, wenn auch etwas „verspakt", aufs neue durchs Dorf. Wer nicht kam, wurde abgeholt; sträubte er sich gar zu sehr, lud man ihn einfach auf einen Wagen oder auf „de Schubkarr". Und wieder gings „umme" bei Schmaus und Schluck und Tanz, einen Tag und eine Nacht bis in den Morgen.

Waren die letzten Gäste verschwunden, musterte die Hausfrau ihren Vorrat. Von den 30 bis 40 Butterkuchen war nicht viel nachgeblieben. „Vadder", verwunderte sie sich, „weier is dat taugahn; de ganze Kauh un dat halwe Swien!" Er nickt nur mit dem Kopf: „Nu sünd wi lange Tied nee mehr an de Rege — und wie künnt't jo!"

Den folgenden Sonntag war „lustiger Tag". Die Burschen hielten Abrechnung, Bier und Branntweinreste wurden verzehrt, aufgehobene Händel ausgetragen. Der Bauer bekam einen schönen Dank; damit war er abgefunden; mehr wurde auch nicht von ihm als Gastgeber erwartet.

Gerhardt Seiffert

720157

Erzmärtyrer Sankt Vinzenz wurde der Heilige der Ökumene

Der „Philosoph des Leidens" wurde Patron verschiedener Berufe

+22.1.304

Zu den ehrwürdigsten Märtyrergestalten der Kirche gehört der heilige Vinzenz (Vincentius), der im Mittelalter auch in unserer Heimat – in den Diözesen Bremen, Verden und Osnabrück – hochverehrt wurde. Zusammen mit den Heiligen Stephanus und Laurentius gehört dieser „Philosoph des Leidens" zu den Erzmärtyrern.

Kein Geringerer als der weltberühmte Kirchenlehrer Sankt Augustinus hat uns das Leben dieses „glorreichsten Blutzeugen Jesu aus der Frühzeit" überliefert. Augustinus identifiziert das Martyrium dieses Heiligen mit dem „Irrsal der Welt und des Lebens". Und der heilige Ambrosius schreibt: „Vincentius wurde gefoltert, gestoßen, gegeißelt und gebrannt, aber er blieb unbesiegt."

Der aus Saragossa in Spanien stammende Heilige, der im Jahre 304 in Valencia der Christenverfolgung Diokletians zum Opfer fiel, wurde zu einem Symbol der Ökumene. Seine Verehrung war in der Christenheit des Mittelalters so allumfassend, daß keine Spaltung der Konfession, kein Schisma den Heiligenglanz dieses Glaubenshelden verdunkeln konnte. Der grandiosen Heiligkeit dieses Erzmärtyrers hat im übrigen Mozart in seiner „Zauberflöte" ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

Zahlreiche Gotteshäuser wurden dem „Heiligen der Ökumene" in vielen Ländern der Erde geweiht. Seit 900 Jahren werden Sankt-Vinzenz-Reliquien in Breslau verehrt. Adrian de Vries schuf im Jahre 1614 ein schönes Relief, auf dem der Leidensweg des Heiligen dargestellt ist.

Die Legende erzählt, daß des Kaisers Diokletian Statthalter in Spanien, der Vinzenz-Henker Dacian, mit seiner ausgeklügelten Tortur der Standfestigkeit des Erzmärtyrers nichts anhaben konnte. In den Folter-Berichten heißt es zum Schluß: „Engel kamen und verwandelten seine Pein in Glorie; sie vertrieben die Finsternis und machten aus den spitzigen Scherben zarte Blumen; sie nahmen seine Bande von ihm und spendeten ihm Trost. Als er nun mit den Engeln über die Blumen schritt und Gott lobte, erscholl süßer Gesang weithin, und der Duft der Blumen verbreitete sich überall im Gefängnis."

Sankt Vinzenz wurde der Schutzheilige von Portugal. In unserer Heimat erkoren ihn die Dachdecker, die Töpfer und die Ziegelmacher zu ihrem Patron. Kurt Asendorf

720158

Ein Gedächtnis für Sankt Agnes

Schutzpatronin junger Mädchen wird seit 1600 Jahren verehrt

Zu den lieblichsten Heiligen der Kirche zählt seit nunmehr 1600 Jahren die frühchristliche Märtyrerin Agnes, die in den Werken von Ambrosius und Damasus ehrenvolle Erwähnung gefunden hat. Das Bild dieser jugendlichen Blutzeugin mit dem Opferlamm und der Siegespalme ist in der Ewigen Stadt allgegenwärtig. Jeder Rom-Fahrer wird mit dem Sankt-Agnes-Gedächtnis konfrontiert.

Ihre Gebeine ruhen bekanntlich in der „Sant' Agnese fuori le mura an der Via Nomentana",. einer altehrwürdigen Kirche, die aus der Zeit des Kaisers Konstantin stammt. Das Gotteshaus wurde vor nunmehr 1300 Jahren über dem Agnes-Grab errichtet. Dieses Grab lag im Garten der Eltern der jungen Märtyrerin, die im Stadion des Kaisers Domitian, der heutigen Piazza Navona in Rom, hingerichtet wurde. Sie war erst 13 Jahre alt.

Agnes war in Rom die jüngste Märtyrerin, die nach den Berichten des heiligen Ambrosius das Todesurteil „mit frohem Mut aufnahm, und dann so heiter zum Richtplatz schritt, als sei es zu ihrer Hochzeit". Über ihrem Sterbeort erhebt sich heute die Kirche Sant' Agnese in Agone, die Carlo Rainaldi begann und Borromi im Jahre 1653 weiterführte. Vollendet wurde dieser imposante Sakralbau, in dem das Martyrium der Heiligen auf einem großen Marmorrelief dargestellt ist, von Rainaldi dem Jüngeren.

Als die edle Jungfrau beigesetzt war, wachten der Legende nach die Freunde an ihrem Grabe und wurden der Verewigten ansichtig, die in einem goldenen Kleid stand und ein weißes Lämmlein führte. Sie sprach: „Weinet nicht, als wäre ich tot, sondern freuet euch mit mir und preiset mein Glück, denn ich wohne in einem lichten Reich mit allen diesen Jungfrauen." Kurt Asendorf

21. + 28. Jan.
hingerichtet
258 oder 304
unbekannt

720159

Glauben und Wissen sollten versöhnt werden

28. Jan. 01

Thomas v. Aquin – Heute Gedächtnistag mit kirchlichen Erinnerungen

Der heilige Thomas von Aquin, der vor 660 Jahren kanonisiert wurde und dem im Jahre 1567 der Ehrentitel „Kirchenlehrer" beigelegt wurde, gehört zu den bedeutendsten Gestalten der Kirchengeschichte. Seine Gelehrsamkeit war tief und universal. Sein Name wurde zu einem Glanzpunkt und Begriff der Scholastik, die ihre Blütezeit im 13. Jahrhundert hatte. Der „Thomismus" bildet das Kernstück dieser mittelalterlichen Theologie und Philosophie, die darauf angelegt war, Glauben und Wissen zu versöhnen.

Thomas von Aquin entstammte einem lombardischen Adelsgeschlecht. Er wurde von nunmehr 760 Jahren auf der Burg Roccasecca bei Aquino geboren. Sein Großonkel war der deutsche Kaiser Friedrich Rotbart (Barbarossa), sein Taufpate der Papst Honorius III. Seine Jugendzeit verbrachte Thomas von Aquin in dem berühmten Benediktiner-Kloster Monte Cassino. Den Wechsel zu den Dominikanern vollzog er aus ureigenstem Antrieb.

Sein großer Lehrer wurde Albertus Magnus von Köln, der ihn mit Aristoteles bekannt machte. Er folgte den Spuren des großen Albertus und studierte in Paris (1245) und Köln (1248–1252). Im Jahre 1248 wurde er zum Priester geweiht. Die Frucht seiner ersten akademischen Lehrtätigkeit war die Konzeption seines Meisterwerkes, die „Summa theologica", die das noch heute fortwirkende christliche Weltbild enthält.

In der kurzen Lebensfrist, die ihm beschieden war, schuf dieser Genius 17 hochbedeutsame Bände, die die Grundlage des Lehrgebäudes des „Thomismus" bilden. Im Jahre 1265, neun Jahre vor seinem frühen Lebensende, übernahm er in Rom die Leitung der Dominikaner-Schule. In seinen letzten Lebensjahren – er starb 50jährig am 7. März 1274 im Zisterzienserkloster Fossanova bei Terracina – lehrte er wieder in Paris und zuletzt in Neapel (1272–1274).

Thomas von Aquin war auch ein „unsterblicher" Hymnen-Verfasser. Seine Gebete und Gesänge stehen noch heute im Mittelpunkt der Fronleichnamsfeste. Seine letzte Mission war auf das Konzil zu Lyon gerichtet. Papst Urban IV. war er besonders eng verbunden.

Seine Gebeine ruhen in der berühmten Kirche S. Maria sopra Minerva in Rom, dort weilten auch Heimatfreunde aus dem Mittelwesergebiet und ehrten das Gedächtnis des „Fürsten der Scholastik". Der Schädel des Heiligen ruht in der altehrwürdigen Kirche Saint-Sernin in Toulouse (Frankreich).

Im Jahre 1880 hat Papst Leo XIII. ihn feierlich zum „Patron der Schulen und Studierenden" erhoben. In der Kunst wird er dargestellt als Dominikaner im weißen Habit mit Skapulier, Kapuze und schwarzem, offenem Mantel; mit strahlender Sonne oder Stern auf der Brust, mit Buch und Feder, mit Monstranz oder Kelch und einer Taube, die aus seinem Mund fliegt oder in sein Ohr spricht – seine Weisheit andeutend.

Kurt Asendorf

720160

Der Valentinstag und die Sponsalien

Jahrhundertealtes Brauchtum wieder in neuen Ehren

Zu den altbekannten Jahrestagen, die in jüngster Vergangenheit wieder zu Ehren gekommen sind und kommerziell sehr erfolgreich genutzt werden, gehört der Valentinstag, welcher am 14. Februar altes Brauchtum aufleben ließ.

In unserer niedersächsischen Heimat stand der Valentinstag bis zur Einführung der Reformation vor etwa vierhundert Jahren in hoher Geltung. Das gilt besonders für das Gebiet an der Mittelweser von Nienburg bis Bremen und in den alten Grafschaften Hoya und Diepholz. Die Feiern zu Sankt Valentin waren hierzulande einst weit größer und vielfältiger als beispielsweise in Süddeutschland, Ostdeutschland und im Rheingau.

Das wird verständlich, wenn man bedenkt, daß der Valentinstag noch heute ein echter Familien-Festtag in England ist. Alten Dokumenten ist zu entnehmen, daß der Valentinstag hierzulande wie ein Maitag gefeiert wurde. Es gab an diesem Tage sogar Mädchenversteigerungen wie bei den sogenannten Mailehen.

Die „Erwählung" fand durch Auslosung am Vorabend des 14. Februar und durch Begegnung am Morgen des Valentinstages statt. Die Ersteigerte und Erwählte hieß Valentine oder Vielliebchen. Bei der Erwählung waren beide Geschlechter gleichgestellt, das heißt, die Jungfrau durfte sich ihren „Valentino" erwählen. Die Ersteigerte oder Erwählte blieb dann oft mit ihrem Galan lebenslänglich zusammen.

Die sogenannten Sponsalien, die Verlöbnisgeschenke („valentines"), welche schon im hohen Mittelalter eine bedeutende gesellschaftliche Rolle spielten, waren jahrhundertelang in ganz besonderer Weise mit dem Valentinstag verbunden. Das alte Brauchtum, welches mit diesem Sankt-Valentinstag verknüpft war, geriet nach dem Konfessionswechsel, vor allem aber nach dem Dreißigjährigen Krieg, rasch in Vergessenheit, und es dauerte fast dreihundert Jahre, bis es wieder entdeckt und in Geltung gebracht wurde.

Die Grüße, Glückwünsche und Geschenke zum Valentinstag gehören seit etlichen Jahren wieder zu den schönsten Gepflogenheiten zwischenmenschlicher Beziehungen und zum edelsten Liebesspiel der Geschlechter. Dabei sollte freilich das Gedächtnis des Namenspatrons, des mildtätigen und grundgütigen römischen Priesters Valentino, der im Jahre 306 den Märtyrertod starb, ebenfalls geehrt werden, denn dieser Heilige ist der Schutzpatron der lebenslänglichen Freundschaft und Liebe.

K. A.

der Valentinstag.

Wer gab dem 14. Februar seinen Namen?

Daß der 14. Februar der Valentinstag ist, weiß so ziemlich ein jeder. Welche Geschichte dieser Tag hat, ist vielleicht doch nicht allerorts bekannt. Jedenfalls ist sie erzählenswert.

Es war zu Zeit der römischen Götter, als man dem Brauch der Blumen-„Valentinade" frönte. Juno, die höchste römische Himmelsgöttin – dem allschauenden Göttervater Jupiter angetraut –, wurde Ehrerbietung am 14. Februar entgegengebracht. Denn sie war die Ratgeberin aller Frauen, die sich zum Beispiel dann an sie wandten, wenn die Wahl des rechten Lebenspartners zur Qual wurde. Und so ward es am 14. Februar, dem Tag der Juno, eine bald nicht mehr wegzudenkende Gepflogenheit, sich durch eine Liebeslotterie einen Jahrespartner zu ziehen. Ob daraus dann auch immer ein Partner fürs Leben wurde, bleibt dahingestellt. Darüber sagt die Chronik nichts aus.

Mit der Ausbreitung des Christentums, von der selbst das Römische Reich nicht verschont blieb, vollzog sich nach und nach ein Wandel in der Kulturlandschaft. Zwar waren die Anhänger dieser neuen Glaubensidee vielen Verfolgungen ausgesetzt, jedoch traten sie trotz alledem unbeugsam dafür ein, überzeugten und gewannen immer neue Anhänger.

Einer dieser verfolgten Christen war auch Sankt Valentin, von dem es heißt, daß er am 14. Februar des Jahres 269 in einem Gefängnis wegen seiner Glaubensidee hingerichtet wurde. Von ihm wird gesagt, daß er heimlich Paare nach christlicher Sitte getraut habe, und zwar gegen das strikte Verbot des damaligen Kaisers Claudius I. Weiterhin soll ein Grund für Sankt Valentins Verurteilung seine tatkräftige Hilfe, die er verfolgten Christen gegenüber leistete, gewesen sein. Heute würde man das als „konspirative Tätigkeit" bezeichnen.

720161



Statue des Heiligen Valentin aus dem 15. Jahrhundert. Sie steht in der „Gruft", so wird die alte Kapelle genannt, in St. Valentin im Vinschgau a. d. Haide (Südtirol).

Schließlich wird dann auch noch berichtet, daß er der blinden Tochter seines Gefängniswärters das Augenlicht wiedergeschenkt habe, so daß sie eine Botschaft lesen konnte, die er ihr zukommen ließ. Unterschrieben soll sie gewesen sein mit „Dein Valentin". Dichtung oder Wahrheit, das ist auch hier die große Frage. Jedenfalls steht fest, daß sich Theologen in frühchristlicher Zeit bemühten, heidnische Bräuche in christliche umzuwandeln. Und so wurde aus dem einstigen Ehrentag der Göttin Juno der

VALENTINSTAG,

der jedes Jahr am 14. Februar auf dem Kalender steht.

An diesem Tag haben die Blumen das Wort. Blumen, die Dankbarkeit, Zuneigung, Verbundenheit, Freundschaft und Liebe ausdrücken können oder vielleicht ganz einfach nur eine Sympathiebezeugung sind, die man etwa dem Nachbarn entgegenbringt. Blumensträuße von Herz zu Herz, von Hand zu Hand sind es, die die Menschen innehalten lassen, freundliche Gedanken in die Gemüter bringen, ein Lächeln auf ein Gesicht zaubern.

Ein rotes Herz ist das Symbol dieses Tages. Ein allgemeingültiges Zeichen für die Liebe. Und es gibt so viele verschiedene Arten von Liebe, das es eigentlich nie falsch sein kann oder mißverständlich, wenn dem Blumenstrauß ein kleines rotes Holzherz als herzlicher Gruß anhängt.

AB

720162

„Matthias bricht Eis – findet er keins, macht er eins"

Einst gab es viele Volksbräuche in der Matthiasnacht

Unter denjenigen Kalenderheiligen, die selbst unter der evangelischen Bevölkerung eine gewisse Wertschätzung genossen, gehörte Matthias, der bekanntlich für Judas Ischarioth in den Apostelkreis gewählt wurde. Sein Tag, der 24. Februar, findet auch heute noch bei den Landleuten besondere Beachtung; denn Matthias gilt als Wetterkundiger: Bis dahin muß es wintern.

Mit diesem Tage hat aber auch die Herrschaft des Winters ihr Ende erreicht, denn „Matthias bricht das Eis". Ist bis dahin jedoch mildes Wetter gewesen, so steht noch ein Nachwinter bevor, denn findet hei kein Is, so makt hei eins!" Wenn es in der Matthiasnacht friert, so friert es noch 40 Nächte. Kommen diese nicht bis April, so muß der Mai oder gar der Juni sie bringen, aber voll werden muß die Zahl!

Noch größeren Einfluß besaß der Heilige einst auf die Enthüllung der Zukunft; daher war denn auch der 24. Februar ein sehr bedeutungsvoller Tag im Leben unserer Vorfahren, insbesondere auf dem Lande. In der Mitternachtsstunde holte man stillschweigend Wasser aus drei Brunnen, deren Besitzer den gleichen Vornamen hatten, goß dieses in den großen Kessel, der unter dem Krüsel stand, legte zwei Efeublätter auf das Wasser und schloß aus dem Verhalten der beiden schwimmenden Blätter, die irgend ein Liebespaar bezeichneten, auf das Verhältnis der beiden zueinander. Näherten sich die Blätter, so bedeutete das Zuneigung, Entfernung dagegen Abneigung. Kamen die Blätter zusammen, dann „kriegten sie sich"; auch konnte man so erfahren, welcher von beiden am begehrlichsten nach dem andern war.

Ein anderes Spiel war das Pfandsieben. Jedes Mädchen mußte ein Pfand in ein Sieb legen, das dann tüchtig geschüttelt wurde. Wessen Pfand hierbei zuerst herausflog, kam am ersten zur Hochzeit. Wollte man aber den Beruf des Zukünftigen erfahren, so wurde ein Tisch in die Mitte der Stube gezogen und auf die vier Ecken desselben je ein Kranz, eine Nachtmütze, ein Schlüssel und eine Bürste gelegt. Dann wurde ein Mädchen mit verbundenen Augen um den Tisch geführt und dabei aufgefordert, einen Gegenstand zu berühren. Der Kranz bedeutete Hochzeit in Ehren mit einem Begüterten, die Nachtmütze eine solche ohne Kranz mit armen Tropf, die Schlüssel verhießen einen Handwerksmann oder einen Gastwirt und wer die Bürste berührte, wurde Stiefmutter.

Um den Namen des Zukünftigen zu erfahren — denn die Mädchen wollten es ja immer recht genau wissen — schrieb man das Alphabet an die Stubentür. Dann wurden dem neugierigen Mädchen die Augen verbunden und ihm aufgetragen, mittels eines Stockes zwei Buchstaben zu bezeichnen. Diese bildeten die Anfangsbuchstaben vom Namen ihres Zukünftigen.

Obwohl die Gans wegen ihrer Dummheit sprichwörtlich ist, mußte sie in der Matthiasnacht doch dazu dienen, zu offenbaren, welches Mädchen als nächste einen Eheliebsten erhalten würde. Einem Gänserich wurde ein Strumpf über den Kopf gezogen und er dann in die Stube gesetzt. Die Mädchen bildeten einen Kreis und tanzten singend um ihn herum. Das geängstigte Tier suchte natürlich dem Getöse zu entgehen und rannte gegen die Tänzerinnen. Diejenige, die von ihm berührt wurde, heiratete zuerst.

In der Matthiasnacht konnte man auch erfahren, was sich im Laufe des Jahres in Haus und Hof ereignen würde, ob Freud oder Leid der Familie bevorstand. Der Betreffende mußte nachts heimlich in der groten Deele auf den offenen Herd steigen, den Kesselhaken mit der rechten Hand umklammern, sich so stellen, daß er die große Diele ganz überschauen konnte und dann rechtschaffen und ernstlich den Wunsch haben, zu erfahren, was sich dort zutragen würde. Was sich dann vor seiner Einbildung spiegelte, war das „Vorlat". Er mußte aber ruhig bleiben, durfte auch ja nicht seinen Posten früher verlassen, als bis er von jemandem angerufen wurde. Ließ er den Kesselhaken vorher los, so traf ihn das Unheil selbst, dessen „Vorlat" er auf der Diele erblickt hatte. Mancher behielt für sein Leben diese Fähigkeit, ein Vorlat oder Vorspuk zu sehen und wurde dann oftmals befragt.

Heute tut man all diese alten Volksbräuche als „faulen Zauber" ab; und doch waren sie einst der Lebensinhalt unserer Vorfahren in einer Zeit, da man noch mit dem Hausrat und den Tieren ein tief inniges Verhältnis der Zusammengehörigkeit hatte. Das sollte man auch in einer Zeit, da man in Horoskopen seine Zukunft zu ergründen und im Lotto- oder Toto-Spiel sein Glück zu machen sucht, nicht vergessen.

720163

24. Februar – Matthiastag

Der 24. Februar heißt nach dem Kalender „Matthiastag". Dieser „Matthiastag" spielte zu unserer Vorväter Zeiten in den niedersächsischen Landen eine recht bedeutsame Rolle: Er sollte Aufschluß geben können über mancherlei Wissenswertes, neben dem Wetter vor allen Dingen über Liebes- und Herzensangelegenheiten. So jedenfalls glaubten es, wie die Überlieferung zu berichten weiß, unsere Altvorderen.

Dafür einige Beispiele aus alter Zeit: Die Mädchen, die sich auf einem Bauernhof ihrer Ortschaft zum abendlichen „Spinntrop" zusammenfanden, ließen am Matthiastage ihre Spinnräder früher als sonst stillstehen und vergnügten sich mit allerlei Orakelspielen. So mußte eines der Mädchen sich die Augen verbinden lassen und hinausgehen. Inzwischen versteckten die anderen an verschiedenen Stellen mancherlei Gegenstände wie Ring, Stock, Puppe, Strohkranz, Bürste oder ähnliches. Auf ein Zeichen durfte dann die Mitspinnerin hereinkommen und sollte blindlings einen der Gegenstände ertasten. Fand sie einen Ring, so war der Jubel groß. Der Ring bedeutete baldige Verlobung, der Stock eine unglückliche Ehe, die Puppe baldigen Besuch des Storches, die Bürste eine kratzbürstige Schwiegermutter.

Fest verwurzelt im Brauchtum war einst der Glaube, daß die jungen Mädchen in der Matthiasnacht den Zukünftigen sehen könnten. So sagten sie denn vor dem Schlafengehen in ihrer Kammer leise den Spruch her: „Matthias, du gepriesener Mann, zeig diese Nacht im Traum mir an, wer mein rechter Eh'mann soll sein, ob er groß ist oder klein, und ob ich's soll haben bei ihm gut."

Dieses und jenes Mädchen hatte sich wohl auch eine Handvoll Leinsamen mit in die Kammer gebracht. Beim Schlafengehen streute es die Leinsaat vor das Bett und sprach den Vers: „Ich säe meinen Samen in Matthis seinem Namen und möchte, daß in dieser Nacht mir mein Schatz erscheinen mag." Oder auch: „Leinsamen, ich säe dich. Komm mein Schatz und zeige dich!" Da mag denn wohl zuweilen der Wunsch des Mädchens in Erfüllung gegangen sein, und es träumte von dem jungen Burschen, auf den es schon lange ein Auge geworfen hatte.

In den bach- und flußreichen Gegenden unserer niedersächsischen Heimat pflegte man auch hie und da am Matthiastage zwei Efeublätter in das fließende Wasser zu werfen. Näherten und trafen sich die Blätter, so kam die gewünschte Verlobung zustande, schwammen sie jedoch auseinander, so kam man nicht zusammen.

All diese Bräuche stammen aus der Zeit, da die Bevölkerung und insbesondere die ländliche, in ihrem schlicht-einfältigen Sinne noch an „Vorlate", an übersinnliche Vorschauen, glaubte. Sie waren ihnen Lebensinhalt, als dieses noch in natürlichen, unverbildeten Bahnen ohne Hektik verlief.

Gerhardt Seiffert

Vor 380 Jahren war Fastnacht zugleich Zahltag

Amt Stolzenau mußte „Freuchenstüer" aufbringen / „Karnevals-Umzug" in Nienburg anläßlich des Eisenbahnbau

Im Jahre 1206 singt Wolfram von Eschenbach, einer der Minnesänger, von der „Vasnaht" und gibt uns damit das älteste schriftliche Zeugnis unserer Literatur über Fastnacht in Deutschland. Wie in diesem Falle, so benennen wir unsere alten Feste ja oft mit dem Worte „Nacht"; man denke an die Weihnacht, die Walpurgisnacht, die Johannisnacht.

Oft findet man, soweit uns alte Schriften etwas aus dem Leben unserer Voreltern berichten, die Fastnacht als wichtigen Rechtstermin. So beschloß der Hoyaische Landtag im Jahre 1605, daß in der Obergrafschaft z. B. das Amt Stolzenau „zu kommender Fastnacht" eine „Freuchenstüer" von 3000 Thalern aufbringen mußte, d. h. die Bauern mußten das nötige Geld zur Hochzeitsfeier und zur Aussteuer einer der Welfenprinzessinnen aufbringen.

Die Bedeutung des Tages als Zinstermin hat sich Jahrhunderte hindurch erhalten in der Bezeichnung des „Vastelabenshon" (-huhn); an das Amt zu liefern, später in Münze zu zahlen.

Das Letztere deutet schon auf die Sinngebung des Wortes hin. Huhn und Hahn,

Zeichen der Fruchtbarkeit – und Faseln heißt im mittelalterlichen Deutsch: fruchten, wachsen. Man findet das Wort noch heute im bäuerlichen Wort für das heranwachsende, das Faselschwein. Verdreht steckt es im Worte ‚fasernackt', ursprünglich faselnackt, d. h. nackt von Geburt.

Das Faseln ist aber weiterhin das närrische Benehmen und Reden, das nicht ernst genommen wird. Man denke hier an das närrische Treiben der jungen Tiere, der Fasel-Schweine z. B. Und damit kommt man zwangsläufig zu tieferen Bedeutung der Fastnachten, des Festes des jungen Wachstums im neuen Jahre, auch Beginn des jährlichen religiösen, mythischen Frühjahrsfastens, das wohl einst nur der Gesundheitsförderung dienen sollte.

Zur alten Bauern-Faslam fanden sich unsere Väter in Bauernschaften, in Bruderschaften, in Genossenschaften zu ernster Beratung zusammen, der sich die gemeinsame Vesper anschloß, bei der es dann feucht und fröhlich zuging. Die jüngere Generation nahm zu den Fastnachten die vorjährigen Konfirmanden auf als vollgültige Burschen in ihre Reihen.

Mädchen-Versteigerung

Es fand wohl auch die „Versteigerung" der Mädchen statt, d. h. jeder Bursche sicherte sich durch einen gesteigerten Betrag in die gemeinsame Kasse seinen „Danze-Schatz" für das kommende Jahr. Auswärtige Bewerber mußten besonders hoch zahlen, wenn sie nicht immer wieder anecken wollten; denn es ging oft derb her nach der alten Regel: „Wi trampet use Hoiner sülben!"

Auch ein Fastnachtskönig wurde früher ermittelt. Geschicklichkeit und Glück brachten ihn in sein Amt. Dabei wurde ein Hahn in einen oben durchlöcherten Bienenkorb gesteckt, so daß der Kopf herausgucken konnte. Dann gingen die Burschen nacheinander mit verbundenen Augen heran, ihm mit einem Säbel den Kopf abzuschlagen. – Rest eines uralten Fruchtbarkeitsopfers an die Gottheit. – Wem nun der entscheidende Hieb glückte, der führte die jugendliche Gemeinschaft an und war damit auch für das Jahr „Hahn im Korb".

Wie es in einer Reihe unserer Orte im Kreisgebiet noch heute Brauch ist, folgte nun der Umzug durch das Dorf, um von Haus zu Haus mit Singen und Scherzen die nötigen Gaben zur Vesper zu heischen, neben den auf einer langen Stange zu sammelnden Würsten auch Speck, Schinken, Eier, Schluck oder bare Münze. „Unsere lieben Alten", klang es dann wohl, „haben es so gehalten – und es uns befohlen, die Faslamswurst zu holen – auch düchtig Schinken und ein Stück Speck – wie ein Arm so lang – das macht die Panne noch mal so blank!"

Vorläufer von Buntpapier

Zum närrischen Treiben gehörten auch die Ruten, die Pritschen. Denken wir an die Finnen in ihrer Sauna; auch sie schlagen sich zur Förderung der Gesundheit mit Birkenruten. In den „Fuhbusch" oder „Faselbusch" aus Birken mischten die Burschen auch wohl ein paar Hülsen (Stechpalmen) hinein, um die Angelegenheit reizvoller zu machen. Oder man nahm Machangel-Wutschen, denn der Wacholder hat ja auch etwas Mythisch-Symbolisches an sich. – Heute ersetzt die Industrie mittels Pappe und Buntpapier die alte natürliche Rute.

Der hannoversche Pastor M. Ludolf Lange berichtet 1617 davon: Die Brauerknechte haben in Heinrich Spechts Hause gezehret und Fastnacht gehalten. Sie haben aus dem Garten „Rauchelbüsche" von vielerlei Blumen gehabt. (Der Winter war auffallend mild gewesen.) Auch haben sie Gras mähen lassen und auf die Diele gestreut. –

Gras oder Häcksel wurden gestreut, um die Lehmdiele zum Tanz zu glätten, auch den Staub zu binden. Übermaß und Übertreibung suchte die Behörde zu steuern: Man sollte die Frauenspersonen nicht leichtfertig verdreien oder werfen! Die Gelage sollten nicht mehr bis zum neuen Tage ausgedehnt werden, sondern nur noch drei Tage überhaupt geduldet werden.

Landesherr als Vorbild

Doch was tut der einfache Mann, wenn der Landesherr mit anderem Beispiel vorangeht? Aus der Zeit des Herzogs und ersten Kurfürsten Ernst August und seiner Gattin Sophie wird berichtet, daß von Neujahr bis zur Karwoche täglich Komödien im Schloß und Maskenbälle im Rathaus zu Hannover abwechselten. Und sehr hoch ging es dabei her.

Auch Herrenhausen und das Jagdschloß in Linsburg haben derartige Festlichkeiten gesehen, die der „Hof" abhielt. Die Maskierung erfolgte oft nach einem festgesetzten Gesichtspunkt. So wurde die Hochzeit des Prinzen Friedrich Ludwig am 31. Januar 1725 als Bauernhochzeit aufgezogen, wobei die 41 fürstlichen Paare durch das Los zusammengebracht wurden.

1730 sah Hannover einen großen Karnevalsumzug, bei dem achtzig Mann zu Pferde, alle weiblich verkleidet, durch die Straßen ritten. Bei ihnen war eine Kapelle mit Beyern (Glockenspiel), Hackbrett und Triangeln, auf Put-Hahnen reitend, denen wiederum eine Schwadron auf Hahnen folgte, einen Pauker in der Mitte. – Die Reittiere waren aus Stoff und besaßen Menschenbeine – wie heute in manchen Karnevalszügen.

Karneval in Nienburg

Nienburg erlebte einen derartigen symbolisierten Karnevalszug, als die erste Eisenbahn erbaut werden sollte. Da wurde, wie W. Siebert berichtet, auf der Langen Straße vermessen, Signale wurden aufund abgebaut und anderes mehr; alles mit Scherz und Mummerei.

Die Bürger von Erichshagen hatten um 1600 zu Faslam ihren besten Tag. Sie waren verpflichtet, den Winter über den Wölper Burggraben eisfrei zu halten. „Dargegen giebet man ihnen uff Fastelabent alter Gerechtigkeit nach, vier Gericht zu eßen, undt drey Tonnen Biers." Die Bürgerschaft zählte im Jahre 1585 insgesamt 35 Mann.

Noch im vergangenen Jahrhundert wurde bis in die kleinsten Dörfer hinein auf der Bauerndiele gefeiert. Gastwirtschaften mit entsprechenden Sälen gab es ja nicht. Gemeindeakten aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts weisen z. B. aus, daß der eine oder andere namentlich genannte Bauer Tanzscheine für zwei Tage zu Fastelabend gezahlt hat, daß 1848 die Jungen zwei Tage (22. Januar) und die alten Leute nur einen Tag feierten. So heißt es u. a. wörtlich: „Zum Faslabenbier den 23. und 24. Januar 1851 von den jungen Leuten ein Tanzschein bezahlt von 1 Thlr. 8 Gr."

Beliebtes Getränk, besonders für die Mädchen, war die „Brannewiens-Kolschale". Branntwein auf Rosinen angesetzt in einer Sette. Das Getränk wurde mit dem Löffel genossen, wozu der Witzbold sich, wie auch zum Essen, seinen „Sleef" (großen Holzlöffel für das Schweinefutter) mitgebracht hatte und sagte: „Manierlich is gaut, aber düt schafft mehr!" -stg-

720164

„Fastlam-Beier" so wichtig wie Scheibenschießen

Ein Zeitbild aus dem altniedersächsischen Dorfleben mit Frohsinn für alt und jung

Eine eigentliche Fastnachts- oder Karnevalsfeier mit ausgelassenem Mummenschanz und kostümierten Umzügen kannte man zu ältesten Zeiten bei uns auf dem flachen Lande kaum. Eines aber hatte der niedersächsische Bauer sich bis etwa zum Anfang unseres Jahrhunderts nicht nehmen lassen, das Abhalten des sogenannten „Fastlam-beiers", des Fastnachtsbieres.

Es war dies eine von den drei großen gemeinschaftlichen „Danzen", dem „Schieben-beier", Scheibenschießen im Sommer, dem „Arnte-beier" zum Erntefest und dem „Fastlam-beier", das vom Sonntag nach dem Gottesdienst bis zum Montag um Mitternacht, oft sogar bis zum Dienstag hinein dauerte.

Einen Tanzsaal oder ein Zelt hatte man zu Urgroßväterzeiten noch nicht, es wurde daher die „grote Deele", die Lehmdiele eines Bauernhauses, zum Tanzen benutzt. Die Bauernburschen hatten sie vorher schon zum „danzen" gut vorbereitet; sie war sauber gefegt und mit Wasser eingesprengt, derweilen die „Fruenslüd un Mäkens" eifrig am Backen der „Zukkerkauken", „Prilleken" und „Hede Wecken", heiße Wecken, „tau gange" waren.

Selbst die Kinder blieben bei diesen Fastnachtvorbereitungen nicht ausgeschlossen. Sie zogen mit „Fue-büschen", Fichten- oder Wacholderzweigen, „dörchs Dörp van Hus to Hus" mit dem Heischespruch „Ick bring taun Fasel-Awend 'nen grönen Busch. Hebbt jü nich Eier, sau gewet mi Wost! Fue, fue, eren, wat will ju mik bescheren? Appel oder Beren? Ok Geld nehm ik ganz geren. Lat üs nich tau lang 'n stahn, wi moet' noch een Hus wiere gahn!" Und man gab freudig und reichlich, um auch die ärmeren Dorfbewohner am Fastlam-beier teilnehmen zu lassen.

Getanzt wurde in Holschen, Schlappen oder „op Strümp", vor allem bunte und runde Tänze. Für die ersteren, die dem altdeutschen Reihentanz entsprachen, gab es auch die Gesamtbezeichnung „Kuntra", Contretanz, zu dem man noch die besonderen Namen hinzufügte: Kuntra Tweetritt, Kuntra Dreetritt und Kuntra met de Windmoehl, der seinen Namen von einer sich mehrfach wiederholenden Tour hatte, bei der die Tanzenden eine Windmühle darstellten.

Sehr beliebt war, vor allem, wenn die Festesfreude ihren Höhepunkt erreicht hatte, der Reihentanz „Herr Schmidt, Herr Schmidt, wat kreeg de Julchen mit?" Neben dem hochdeutschen Text wurde auch ein derberer niederdeutscher gesungen. Bei diesem lustigen Gemeinschaftstanz pflegten alle ohne Ausnahme, Männer und Frauen, Burschen und Mädchen, auch die sich vom Platz erhebenden Musikanten, mitzusingen.

Tänzer und Tänzerinnen hatten sich untergefaßt. Der eine Fuß war vorgestellt: „Herr Schmidt", die Fußstellung wurde gewechselt, „Herr Schmidt", wieder Wechsel der Fußstellung, „was kreeg de Julchen mit", dreifacher Wechsel und so fort. Bei der zweiten Hälfte „'nen Schleier un 'n Federhoot, de steiht dem Julchen gar tau good", hüpfte man die grote Deele hinab und hinauf, bis die Tour aufs neue begann.

Alte Frauen erzählten später ihren Enkeln von diesem Tanz: „Wot würen we man vergnögt in uns' linnen drückten Röck, un de Jungens in öhr Hemmsmauken (Hemdsärmlen), ewenso vergnögt as nu up de groten Saalen in siden un halfsiden Kleeder!"

Ebenso beliebt waren die Singweisen „Lott 'is dot"; „O du lewer Augustin"; „As uns' Grodvater de Grodmudder nöhm"; „Gistern Awens wür Vedder Michel dor"; „Danz met mi, danz met mi, hew 'ne feine Schörte für"; „Mit den Fäusten trapp, trapp, trapp", und viele andere Volkslieder. Man umrahmte derzeit eben den Tanz gerne mit gemeinschaftlichem fröhlichen Gesang.

Während der Tanzpausen begaben sich die meisten jungen Burschen in die „grote Dönze", die zur Wirtsstube eingerichtet war und in der die Alten singend, rauchend, scherzend, spielend um Tische saßen. Hier stand in einer Ecke „de Dörpkräuger", der Dorfkrüger mit seinem großen Schanktisch. Paradeförmig hatte er auf ihm die Flaschen mit den nötigen Gläsern stehen, und unter dem Tisch lagen die Fässer mit Süßbier.

Gewöhnlich trank man einfachen Schnaps (Sluck), selten etwas Besseres wie Kümmel, Kirsch, „Blume der Liebe", „Sanften Heinrich". Die letztere Sorte wurde meist den „Damen" draußen gespendet. Je häufiger diese Schänke besucht wurde, desto angeregter wurde natürlich die Gesellschaft.

Schlimm hatten es die Musikanten. Ja, eine Musikantenkehle mußte Feuchtigkeit vertragen können. Ihr wurde viel geboten von den jungen Leuten, die „einen für sich", einen „Solo", aufspielen ließen. Das kam häufig vor und galt der angebeteten Schönen als Ehre. Wer konnte es da dem olen Brummbaßspieler übelnehmen, wenn er am Schluß des Festes beim Nachhausegehen die Beine verwechselte? Er stolperte oft, der Baß fiel brummend von seinem Rücken, und beim Be-

720165



Erinnerung an längst vergangene Zeiten: Fröhlicher Tanz auf der Diele beim traditionellen „Fastlam-Beier". Archiv Seiffert

720166

Das Agatha-Brot war ein Beitrag zur Fastenzeit

Gedächtnis der Schutzpatronin der Glockengießer und Bauernhäuser

Im denkwürdigen Lutherjahr 1983 soll auch daran erinnert werden, daß die Reformation viele alte Überlieferungen aus der Geschichte der Heiligen getilgt hat. Ein Hauptopfer dieser Tilgung war hierzulande das Gedächtnis der heiligen Agathe (Agatha), die in unserer Heimat bis zum Ende des 16. Jahrhunderts die Schutzpatronin der Glockengießer und, im Verein mit Sankt Florian, der Bauernhäuser war.

Die „sanfte“ Agathe wurde auch eine sehr beliebte Namensgeberin. Der weibliche Vorname Agathe, der hier heute sehr selten ist, war im 13. und 14. Jahrhundert recht häufig. Und das sogenannte Agatha-Brot, das an ihrem Gedächtnistag am 5. Februar geweiht wurde, lieferte einen bemerkenswerten Beitrag zur Fastenzeit.

Die aus Catania (Sizilien) stammende Heilige gehört zu den großen Märtyrerinnen der Kirche. Die großen Maler des Mittelalters, allen voran Tintoretto und dann Tiepolo, Veronese und van Dyck, haben das Martyrium dieser Heiligen, den Verlust ihrer Brüste, in eindrucksvoller Weise dargestellt. Ihr Schutzpatronat zugunsten der Glockengießer steht damit im Zusammenhang, denn die Form der amputierten Brüste der Agatha ist glockengleich.

Ihr Schutzpatronat umfaßt auch die Bauernhäuser, die den Wetterschlägen einst in furchtbarer Weise ausgesetzt waren. Im Mittelalter wurden hierzulande durch Feuer und Sturm die meisten Gebäude zerstört.

Die Leidensgeschichte der heiligen Agathe hat Jacobus da Voragine in seiner berühmten „Legende aurea“ sehr anschaulich beschrieben. Eine markante Passage soll hier – zur Erneuerung des Gedächtnisses dieser Heiligen – zitiert werden: „Agatha war edel von Geschlecht, schön von Angesicht und heilig im Gottesdienst. Ihr Peiniger, der Landpfleger Quintianus, war unedel, wollüstig, habgierig und ungläubig. Er wollte die Edle in seine Gunst zwingen. Ihr Adel sollte seinen geringen Stand erhöhen. Ihre Schönheit sollte seine Wollust und ihre Schätze seine Habgier befriedigen. Als er sie unwandelbar fand, übergab er sie einer Kupplerin und ihren Töchtern, die in der Sünde lebten. Die Kupplerin „Aphrodisia“ vermochte den edlen Willen der Agatha nicht zu brechen. Und auch die Torturen, welche Quintianus ersann, blieben erfolglos. Das letzte Gebet der edlen Märtyrerin lautete: „Herr Jesu Christ, du hast mich erschaffen, du hast meinen Leib in Reinheit bewahrt und hast die Liebe zur Welt von mir genommen, du hast mir Kraft und Geduld gegeben, daß ich alle Martern überwinden konnte, so nimm meinen Geist auf und laß mich zu deiner Barmherzigkeit eingehen.“

Das geschah um das Jahr 253. Die Reliquien und der Schleier der Heiligen werden in einem kostbaren Schrein in einer Chorkapelle der Domkirche zu Catania aufbewahrt, und die Stationen ihres Leidens und Sterbens sind durch kunstvolle Holzschnitzereien an den Rückwänden des Chorgestühls dargestellt – wie jedermann sehen kann, der das altehrwürdige Gotteshaus unweit des Aetnas besucht.

Kurt Asendorf

Februar – Hornung – Schaltmonat

Die Tage werden jetzt merklich länger / Vorbereitung auf die Frühjahrsbestellung

Der zweite Monat unseres Kalenders und der letzte der winterlichen Jahreszeit, der im altdeutschen Kalender unter dem Namen „Hornung" oder „Kleiner Horn" verzeichnet stand, war der Versöhnungsmonat der alten Römer, die am 21. Februar ihr Totenfest feierten. Dieses Fest der Feralien oder Parentalien stand im Zeichen der geweihten Flamme.

Der große römische Kalenderreformer Numa Pompilius, der die monatliche Zwölfteilung einführte, setzte den Schaltmonat zunächst ans Ende seines Kalenders, der mit dem Monat März begann. In diesem Jahre ist der Februar wieder Schaltmonat, das heißt, er ist einen Tag länger als seine drei Vorgänger in den Jahren 1979, 1978 und 1977 und als seine drei Nachfolger in den Jahren 1981, 1982 und 1983.

Bei der Berechnung des Jahres hat es viele große Unterschiede, Unstimmigkeiten und Verwirrungen gegeben. Als der Imperator Gajus Julius Cäsar im Jahre 46 vor Christi (zwei Jahre vor seiner Ermordung) das Bürgerliche Jahr einführte, welches sich von dem sogenannten Sonnenjahr dadurch unterschied, daß es eine ganze Zahl von Tagen fixierte, erreichte die kalendarische Verwirrung ihren ersten Höhepunkt in Europa. Demgemäß heißt noch heute das Jahr 46 vor Christi „Annus confusionis", das heißt: „Jahr der Konfusion (Verwirrung)".

Die Tage werden jetzt wieder merklich länger. Der Zugewinn beträgt im Februar 108 Minuten. Der diesjährige Schalttag ist exakt drei Stunden und dreizehn Minuten länger als der kürzeste Tag des Jahres zu Beginn der dritten Dezember-Dekade.

In der Landwirtschaft richtet sich der Blick jetzt auf die Frühjahrsbestellung, die im März beginnt. Das Saatgut wird in bester Qualität bereitgestellt. Wintergetreide und Grünland erhalten jetzt die ersten Düngergaben im neuen Jahr. Dieser Kopfdünger ist der sogenannte Grunddünger und besteht aus Kali und Phosphat. Ein wichtiger Stichtag ist seit altersher der 2. Februar, der sogenannte Lichtmeßtag. An diesem Tage soll die Hälfte der Futtervorräte noch vorhanden sein.

Im Gartenbau beginnt jetzt die Aussaat von Schwarzwurzeln, Sellerie, Karotten, Puffbohnen, Spinat und Zwiebeln in Handkästen. Die Frühkartoffeln werden jetzt zum Vorkeimen angesetzt.

Die Bauernregeln, welche dem Februar gewidmet sind, sind beziehungsreich und von großer Vorbedeutung: „Lichtmeß im Schnee, Ostern im Klee". – „Scheint Lichtmeß die Sonne heiß, gibt's noch sehr viel Schnee und Eis". – „Sonnt sich der Dachs in der Lichtmeßwoche, geht er auf vier Wochen wieder zu Loche". – „Wenn es zu Lichtmeß stürmt und tobt, der Bauer sich das Wetter lobt." – „Tritt Mathias (24.) stürmisch ein, wird's bis Ostern Winter sein.". – „Ist Mathias kalt, hat die Kälte Halt". – „Romanus (28.) hell und klar, bedeutet gutes Jahr." –

In diesem Jahr hat der Februar vier Sonntage. Der erste Sonntag „Septuagesimä" fällt auf den 3. Februar. Der zweite Sonntag „Sexagesimä" fällt auf den 10. Februar. Der darauffolgende Donnerstag (14.) ist der Valentinstag, der in jüngster Zeit wieder als Blumen-Tag und Tag des Schenkens in Geltung gekommen ist. Der dritte Sonntag „Estomihi", der den Höhepunkt der sogenannten Fastellage, des Faschings oder des Karnevals einleitet, fällt auf den 17. Februar. Der 18. Februar ist der populäre „Rosenmontag", der Vorgänger von „Fastnacht". Der dann folgende Aschermittwoch fällt auf den 20. Februar. Der vierte Sonntag im Februar ist der Sonntag „Invokavit", der auf den 24. Monatstag fällt und der die Oster-Vorzeit eröffnet.

In der katholischen Kirche und neuerdings auch in der evangelischen werden im Februar große Gedächtnisse gefeiert. Der 2. Februar (Lichtmeß) ist der Erinnerungstag an die Darstellung Jesu im Tempel. Der 3. Februar ist der Gedächtnistag der großen Bischöfe Sankt Blasius und Sankt Ansgar.

Viele Gedenktage

Unter heimatgeschichtlichen Aspekten sollen hier folgende Gedenktage in Erinnerung gebracht werden: Am 1. Februar 1705, also vor nunmehr 175 Jahren starb die pfälzische Königin Sophie Charlotte, die Wegbereiterin der Personalunion Hannover-England (1714-1837). Am gleichen Tage des Jahres 1855 starb der hannoversche Erweckungsprediger Klaus Harms.

Am 4. Februar des Jahres 1300 wurde der deutsche Mystiker Johann Tauler, der Schüler Meister Eckards, geboren. Am gleichen Tage des Jahres 1704 starb die Welfenherzogin Elisabeth Juliane. Am 5. Februar 1705, also vor nunmehr 175 Jahren starb der berühmte Theologe und Vater des Pietismus, Philipp Jakob Spener.

Am 8. Februar 1880, also vor nunmehr hundert Jahren wurde der Maler Franz Marc geboren. Marc ist der Begründer der Gruppe „Der blaue Reiter". Seine kubistischen Tierbilder und seine abstrakten Kompositionen leiteten in unserem Jahrhundert eine neue Epoche in der Geschichte der Malerei ein. Hier sei angemerkt, daß der Geburtstag von Franz Marc noch eine andere kalendarische Bedeutung hat: An diesem Tage konnte der zugefrorene Bodensee zu Fuß überquert werden.

Am 9. Februar 1771 wurde der Welfenherzog Friedrich Wilhelm mit dem Beinamen „der schwarze Herzog" geboren. Dieser kühne Krieger und große Widersacher des Franzosenkaisers Napoleon Bonaparte wurde in unserer engeren Heimat hochverehrt. Im Jahre 1909 wurde dem Freiheitshelden in Syke ein Denkstein errichtet.

Am 11. Februar 1780, also vor nunmehr zweihundert Jahren wurde die deutsche „Dichterin der Romantik", Karoline von Günderode geboren. Am gleichen Tage des Jahres 1813 erblickte der Romancier Otto Ludwig das Licht der Welt. Der 11. Februar 1821 ist der Geburtstag des Marschendichters Hermann Allmers aus Rechtenfleth.

Am 12. Februar 1872 wurde unser Heimatdichter Diedrich Speckmann geboren. Der 13. Februar 1643 ist der Geburtstag des hannoverschen Plattdeutsch-Predigers Jobst Sackmann, dessen Postillen viele Auflagen erlebten.

Am 14. Februar 1468 starb Johannes Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckkunst. Der 15. Februar ist der 300. Todestag des holländischen Arztes und Zoologen Jan Swammerdam, der am 12. Februar 1637 in Amsterdam geboren wurde. Swammerdam ist der Vater der Mikroskopie und der Entdecker der roten Blutkörperchen sowie der Lymphgefäßklappen.

Der 18. Februar 1546 ist der Todestag Martin Luthers. Am 19. Februar 1473 wurde in Thorn der Astronom Nikolaus Kopernikus geboren. Der 20. Februar 1751 ist der Geburtstag des Dichters und Übersetzers Johann Heinrich Voß.

Am 23. Februar 1865 wurde der Komponist Georg Friedrich Händel geboren. Am gleichen Tage des Jahres 1855 starb der Mathematiker Carl Friedrich Gauß. Am 24. Februar 1719 starb der erste deutsche Indien-Missionar Bartholomäus Ziegenbalg. Am gleichen Tage des Jahres 1774 wurde der hannoversche Vizekönig Adolph Friedrich, Herzog von Cambrigde, in London geboren. Dieser jüngere Bruder des Welfenkönigs Ernst August von Hannover gehörte zu den populärsten Landesherrn unserer Heimat.

Kurt Asendorf.

720167

720168

Februar – Hornung – Schaltmonat –

Der zweite Monat unseres Kalenders und der letzte Monat des Winters stand im altrömischen Kalender ursprünglich an letzter Stelle. Im Hinblick auf seine Länge war der Monat schon zur Zeit Cäsars ein kalendarisches Unikum. Alle vier Jahre wird der Kurzmonat um einen Tag , den sogenannten Schalttag, verlängert. Der römische König Numa Pompilius (715-673 vor Christi) soll diesen Monat eingeführt und ans Ende des Kalenders gesetzt haben. Im altdeutschen Kalender stand der Februar jahrhundertelang unter dem Namen „Hornung" verzeichnet.

Die Tage werden jetzt wieder merklich länger: Der letzte Februartag ist 108 Minuten länger als der erste Tag dieses Monats und sogar drei Stunden und zwölf Minuten länger als der kürzeste Tag des Jahres im Dezember.

Die alten Bauernregeln, welche dem Februar gewidmet sind, sind besonders zahlreich und von großer Vorbedeutung. Der sogenannte Lichtmeßtag, der 2. Februar, spielt in der alten Wettervorhersage eine große Rolle: „Ist's an Lichtmeß hell und rein, wird's ein langer Winter sein". – „Wenn es Lichtmeß stürmt und tobt, der Bauer sich das Wetter lobt". –

In der Landwirtschaft laufen die Vorbereitungsarbeiten für die Frühjahrsbestellung jetzt auf Hochtouren. Das Saatgut wird bereitgestellt. Stallmist wird ausgefahren, und das Wintergetreide erhält jetzt den ersten Kopfdünger. Auch das Grünland wird jetzt mit Handelsdünger versorgt.

Der diesjährige Februar hat vier Sonntage, die optimal über den ganzen Monat verteilt sind. Die drei letzten Februartage stehen in diesem Jahre als „Rosenmontag" (26. 2.), „Fastnacht" (27. 2.) und „Aschermittwoch" (28. 2.) im Kalender verzeichnet.

Die zahlreichen Erinnerungstage im Monat Februar haben große heimatgeschichtliche Bedeutung: Am 1. Februar 1705 starb die Königin Sophie Charlotte. Am 2. Februar 1802 wurde das Kurfürstentum Hannover, das durch eine Personalunion mit England verbunden war, von Preußen besetzt. Am 3. Februar 1899 starb der Begründer des Stephanstiftes in Hannover, der Theologe Ludwig Fricke.

Am 5. Februar 1722 starb in Celle die Herzogin Eleonore d'Olbreuse, die Mutter der „Prinzessin von Ahlden" und Großmutter des zweiten Repräsentanten der Personalunion Hannover-England: Georg II. – Eleonore d'Olbreuse war die Urgroßmutter des Preußenkönigs Friedrich II.

Am 9. Februar 1771 wurde der Welfenherzog Friedrich Wilhelm, der „schwarze Herzog", geboren. Dieser kühne Krieger war ein großer Widersacher Napoleon Bonapartes. Am 12. Februar 1872 wurde der Heimatschriftsteller Diedrich Speckmann geboren. Am 14. Februar 1468 starb der Erfinder der Buchdruckerkunst, Johannes Gutenberg. Am 16. Februar 1497 wurde der Luther-Schüler und Humanist Philipp Melanchthon geboren. Am 18. Februar 1546 starb Dr. Martin Luther. Am 19. Februar 1473 wurde der Astronom Nikolaus Kopernikus geboren.

Am 23. Februar 1685 wurde der deutsche Komponist Friedrich Händel geboren, und am gleichen Tage des Jahres 1855 erblickte der Mathematiker Carl Friedrich Gauß das Licht der Welt. Der erste deutsche Indien-Missionar, Bartholomäus Ziegenbalg, starb am 24. Februar 1719 – also vor nunmehr 260 Jahren. Und am gleichen Tage des Jahres 1774 wurde der populäre hannoversche Vizekönig Adolph Friedrich, Herzog von Cambridge, der Bruder des hannoverschen Königs Ernst August, geboren.

Der Februar 1979 ist besonders reich an „runden" Gedenktagen. Erinnert sei hier nur an den 150. Geburtstag des deutschen Zoologen Alfred Brehm am 2. Februar, an den 175. Todestag des deutschen Philosophen Immanuel Kant am 12. Februar und an den 200. Geburtstag des deutschen Rechtsgelehrten Karl von Savigny am 21. Februar. Am 22. Februar 1788 wurde der deutsche Philosoph Arthur Schopenhauer in Danzig geboren.

Kurt Asendorf

Hedwige am Hedwigstag

720169

Nach der Ausgelassenheit war Schmalhans Küchenmeister

Während im Rheinland und in Bayern zur Faschingszeit die Wellen karnevalistischer Fröhlichkeit hoch schlagen, bringen die Tage in norddeutschen Breiten, zum Beispiel am Sternwederberg, den „Hedwigs-Tag". Die Bäcker haben an dem alten Brauch festgehalten und backen die beliebten „Heißen Wecken" mit Korinthen. Nur am Rosenmontag und am Fastnachtsdienstag gibt es dieses würzige Gebäck, das auch die Schulkinder statt des Frühstücksbrotes mit zur Schule nehmen.

Der Hedwigs-Tag geht auf folgende Sage zurück: Karneval feierte man hier angeblich schon zur Zeit des katholischen Nonnenklosters. Zu der Zeit gab es am Sternwederberg auch eine Bierbrauerei, die das sogenannte „Mindener Bier" produzierte. Alkohol war also genügend vorhanden.

In einem Jahr waren die zum Stift Querheim eigengehörigen Kötter der umliegenden Bauernschaften dem Alkohol im besonderen Maße verfallen. Die Stiftsbrauerei hatte reißenden Absatz. Aber nach den tollen Tagen war Schmalhans Küchenmeister bei den Köttern und Bauern. Man verkaufte zwar nicht – wie es den Rheinländern nachgesagt wird – das letzte Bett – aber die letzten Groschen waren dahin. Die Familien darbten.

In dieser Situation erkannte eines der Stiftfräulein seine Aufgabe darin, dem Elend abzuhelfen und die Not, die Väter verschuldet hatten, zu lindern. Die Nonne mit dem Vornamen Hedwig besorgte Korinthenbrötchen und verteilte sie unter die Schulkinder. Ob diese Korinthenbrötchen bis zur Auflösung des Damenstiftes im Jahre 1810 verteilt wurden, ist nicht nachweisbar. Bekannt ist jedoch, daß im 18. Jahrhundert ein Stiftsfräulein mit Namen Hedwig im Stift Querheim wohnte. Nach einer Grabplatte im Innern der Kirche von Stift Querheim handelte es sich um „Hedwig Lucie Beate von Korff aus dem Hause Waghorst, Gemeinde Rödinghausen, geboren am 23. April 1697, aufgeschworen am 23. Februar 1713, gestorben am 11. Mai 1767."

Bis zur Renovierung der Stiftskirche, die im Frühjahr 1965 begann, hingen im sogenannten „Fräuleinchor" 15 Trauerwappen, darunter auch das von Hedwig Lucie Beate von Korff. Seit rund 200 Jahren werden im Stift Querheim die Hedwige gebacken. HB

720170

März – Lenzing – Monat des Feldbaues

Maximaler Zuwachs der Tageslänge / Viele Erinnerungstage

Der dritte Monat unseres Kalenders und der erste der ersten Jahreszeit, der im altdeutschen Kalender als „Lenzing" oder „Frühlingsmonat" verzeichnet steht, stand im altrömischen Kalender bis zum Jahre 154 vor Christi als „Mensis Martius" an erster Stelle und eröffnete somit das kalendarische Jahr. Der Name bekundet, daß dieser Monat dem römischen Kriegsgott Mars geweiht war.

Der Zuwachs der Tageslänge erreicht in diesem Monat mit 127 Minuten ein Maximum. Der letzte Märztag ist immerhin fünf Stunden und achtzehn Minuten länger als der kürzeste Tag des Jahres zu Beginn der dritten Dezember-Dekade (Winteranfang). Zu Beginn der dritten März-Dekade (21.) tritt die Sonne aus dem Zeichen der Fische in das des Widders.

Die großen Planeten in unserem Sonnensystem sind dem Erdenbewohner in diesem Monat besonders schön sichtbar. Am Abendhimmel erstrahlt die Venus im Westen und der Jupiter im Osten; und am Morgenhimmel leuchtet der Mars im Südosten, der Jupiter im Westen und der erdferne Saturn im Süden. Der letztere ist während der ganzen Nacht sichtbar.

Im März beginnt die Frühjahrsbestellung. Der „Lenzing" wurde schon im Mittelalter als „Monat des Feldbaues" bezeichnet. Nach der neuen Feldbau-Devise: „Im Frühjahr früh und im Herbst spät" – wird vielerorts schon Mitte März Sommergerste gesät. Eine Grundvoraussetzung ist allerdings, daß der Boden gut abgetrocknet ist. Bei der Aussaat folgen der Gerste: Hafer, Gemenge, Sommerweizen und Sommerroggen. Das Wintergetreide, welches dank der dicken Schneedecke die Kälte gut überstanden hat, erhält jetzt kräftige Kopfdüngergaben.

Im Gartenbau (Feldgemüseanbau) beginnt jetzt das Auspflanzen der Frühkartoffeln. In den Mistbeeten werden jetzt die Salate und die diversen Kohlarten ausgesät. Die Bauernregeln, welche dem März gewidmet sind, haben eine große Vorbedeutung. Die bekanntesten Sprüche lauten: Märzenschnee tut Saaten weh. – Langer Schnee im März, bricht dem Korn das Herz. – Märzenstaub bringt Gras und Laub. – Märzenferkel, Märzenfohlen alle Bauern haben wollen. – Wenn's donnert in den März hinein, wird der Roggen gut gedeihn!

In diesem Jahre hat der März vier Sonntage: es sind die ersten in der sogenannten Fastenzeit. Der letzte Sonntag im März 1979 steht im Kalender auch als Tag der „Mariä Verkündigung" verzeichnet. An diesem Tage wurde im Mittelalter jahrhundertelang das Neujahrsfest gefeiert.

Der März ist reich an heimatgeschichtlichen Erinnerungstagen: Am 1. März 1735 starb der Welfenherzog Rudolf zu Braunschweig und Lüneburg. Am 4. März 1798 wurde der hannoversche Staatsmann Karl Stüve geboren. Am 5. März 1674 erblickte die Welfenherzogin Sophie Eleonore das Licht der Welt. Am 6. März 1831 wurde der berühmte Philanthrop und Theologe Friedrich von Bodelschwingh, der Begründer von Bethel, geboren.

Am 7. März 1274 starb der Kirchenvater Thomas von Aquino, und am gleichen Tage des Jahres 1840 wurde der Schriftsteller Paul Ernst geboren. Am 8. März 1840 wurde der Theologe und Philanthrop Ludolf Fricke geboren. Am 9. März 1836 erblickte der Bremer Theologe und Erbauungsschriftsteller Otto Funke das Licht der Welt, und am gleichen Tage des Jahres 1929 – also vor nunmehr fünfzig Jahren – starb der bekannte Heimatschriftsteller Friedrich Freudenthal.

Am 10. März 1776 wurde die Preußenkönigin Luise geboren. Der 12. März 1607 ist der Geburtstag des berühmten geistlichen Liederdichters Paul Gerhardt. Am 14. März 1803 starb der deutsche Dichter Friedrich Gottlieb Klopstock. Am 16. März 1750 starb in Hannover die Astronomin Karoline Herschel, die Schwester und Mitarbeiterin des Astronomen Friedrich Wilhelm Herschel, der am 13. März 1781 den Planet Uranus entdeckte.

Am 18. März 1813 wurde in Wesselburen der Dichter Friedrich Hebbel geboren, und am gleichen Tage des Jahres 1914 erblickte der Herzog Ernst August von Hannover, der gegenwärtige Chef des Welfenhauses, das Licht der Welt. Am 19. März 1163 wurde das Kloster Loccum gegründet und am gleichen Tage des Jahres 1873 wurde der Komponist Max Reger geboren.

Am 20. März 1835 starb der hannoversche Wirtschaftsführer Johann Egestorff, dessen Name in der gleichen Stiftung fortlebt. Am 21. März 1685 wurde der berühmte Komponist Johann Sebastian Bach geboren. Der 22. März 1132 ist der Krönungstag des deutschen Kaisers Lothar von Supplinburg; am gleichen Tage des Jahres 1663 wurde der pietistische Theologe und Pädagoge Hermann August Francke geboren.

Am 24. März 1819 erblickte der bekannte niederdeutsche Dichter Klaus Groth das Licht der Welt. Am 26. März 1827 starb in Wien der weltberühmte deutsche Komponist Ludwig van Beethoven. Am 17. März 973 starb der berühmte Sachsenführer Hermann Billung, und am gleichen Tage des Jahres 1327 segnete der deutsche Mystiker Meister Eckardt das Zeitliche.

Am 29. März 1863 starb der hannoversche Gelehrte Georg von Ompteda, der einem alten Adelsgeschlecht entstammte, das im 17. und 18. Jahrhundert in der Grafschaft Hoya ansässig war. Am 30. März 1642 wurde der Welfenherzog Wilhelm von Harburg geboren, und am letzten Märztag des Jahres 1811 erblickte der deutsche Erfinder Robert Wilhelm Bunsen das Licht der Welt.

Die Zahl der „runden März-Gedenktage" ist in diesem Jahre verhältnismäßig klein. Am 2. März jährte sich der 150. Geburtstag des Deutsch-Amerikaners Carl Schurz, der aus Köln stammte und in New York gestorben ist. Am 8. März 1879 – also vor nunmehr hundert Jahren – wurde in Frankfurt am Main der berühmte Naturwissenschaftler und Entdecker der Uranspaltung, Otto Hahn, geboren. Am 14. März ist der 125. Geburtstag des deutschen Chemikers Paul Ehrlich. Der 14. März 1979 ist auch der hundertste Geburtstag des weltberühmten Physikers und Begründers der Relativitätstheorie, Albert Einstein, der in Ulm geboren wurde. Dieser Schöpfer eines neuen Weltbildes wurde von den Machthabern des Dritten Reiches aus Deutschland vertrieben und beschloß sein Leben in den USA.

Kurt Asendorf

720171

März – Lenzing – Frühlingsmonat

Die Tage werden jetzt um zwei Stunden länger

Der dritte Monat unseres Kalenders, der seinen deutschen Namen Lenzing vor nunmehr 1200 Jahren von Karl dem Großen erhielt, stand im altrömischen Kalender an erster Stelle und war dem alten Sonnengott der Italiener, Mars, gewidmet.

Seinem altdeutschen Namen Lenzing macht der März alle Ehre, denn jetzt erreicht die Tageslänge einen maximalen Zugewinn von 127 Minuten. Dieser Zugewinn übertrifft den des Vormonats um zwanzig Minuten und den des folgenden Monats um zehn Minuten. Der 31. März ist fünf Stunden und achtzehn Minuten länger als der kürzeste Tag des Jahres zu Beginn der dritten Dezember-Dekade (Winteranfang).

Im März beginnt die Frühjahrsbestellung. Ein altbekannter Bauernspruch, der auch heute noch gerne zitiert wird, lautet: „Im Märzen der Bauer die Rößlein einspannt." Pflug, Egge und Walze sowie Schleppe treten zuerst in Tätigkeit.

Der März ist reich an denkwürdigen Erinnerungstagen. Am 1. März 1735 starb der Welfenherzog Rudolf zu Braunschweig und Lüneburg. Am 2. März 1778 wurde die hannoversche Königin Friederike geboren. Der 6. März 1831 ist der Geburtstag des Philanthropen Friedrich von Bodelschwingh. Am 8. März 1840 erblickte der Theologe und hannoversche Diakonie-Begründer Ludwig Fricke das Licht der Welt.

Am 9. März 1929 starb der aus Fallingbostel stammende Heimatdichter Friedrich Freudenthal. Vor 130 Jahren, am 12. März 1850, wurde die Stadt Walsrode von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht. Am gleichen Tage des Jahres 1607 wurde der geistliche Liederdichter Paul Gerhardt geboren.

Am 16. März 1850, also vor nunmehr 150 Jahren, starb in Hannover die Astronomin Karoline Herschel, die zusammen mit ihrem Bruder Wilhelm, dem Entdekker des Planeten Uranus (am 13. März 1781), in England wirkte. Sie gehört zu den bedeutendsten Frauen unserer niedersächsischen Heimat. Am 18. März 1813 wurde der Dichter Friedrich Hebbel geboren. Am 19. März 1873 erblickte der Komponist Max Reger das Licht der Welt. Der 21. März 1685 ist der Geburtstag des Komponisten Johann Sebastian Bach.

Am 22. März 1832 segnete der deutsche Dichterfürst Johann Wolfgang von Goethe in Weimar das Zeitliche. Am 24. März 1819 wurde der plattdeutsche Dichter Klaus Groth geboren. Am 26. März 1827 starb der Komponist Ludwig van Beethoven in Wien. Der 27. März 937 ist der Todestag des Sachsenherzogs Hermann Billung, der eine frühzeitliche Hauptgestalt unserer Heimatgeschichte ist.

Kurt Asendorf

720172

Ein Gedächtnis für Gertrud

Ein Gedächtnistag, der den Konfessionswechsel in unserer Heimat lange überdauerte, ist der siebzehnte März. An diesem Tage wird hierzulande seit etwa tausend Jahren das Gedächtnis der heiligen Gertrud, einer Schutzpatronin der Reisenden, in besonderer Weise geehrt.

Die Tochter des fränkischen Majordomus Pippin von Landen, die im Jahre 626 das Licht der Welt erblickte und die als junge Äbtissin des Klosters Nyvel am 17. März 659 im Alter von 33 Jahren das Zeitliche segnete, stand im Volksglauben lange Zeit in der Nachfolge der Göttin Freya, die ebenfalls die Beschützerin aller Wanderer war.

Das Gedächtnis der heiligen Gertrud wurde in Deutschland jahrhundertelang durch die sogenannte Gertrudminne, das heißt durch den Brauch des Gesundheittrinkens geehrt. Das Trinken auf das Wohl der Freunde, Nachbarn und Gäste stand hier seit dem frühen Mittelalter im Zeichen der Huldigung an Gertrud. Schon Karl der Große, ein trinkfreudiger und trinkfester Monarch, pflegte die Gertrudminne mit kaiserlicher Geste.

Das wechselseitige Zutrinken artete aber oft in rauschhafte Gelage aus, welche kaiserliche, königliche und fürstliche Ukasse zur Folge hatten. Die Gertrudminne war in Norddeutschland, Holland und auch am Niederrhein sehr populär und vielgestaltig ausgebildet. Und es kann mit Fug und Recht behauptet werden, daß im Römischen Reich Deutscher Nation der Becher am häufigsten zur Minne (Gedächtnis) Gertruds geleert wurde.

Es gab hier einst zum Gedächtnis der frommen Frau, die das schönste Spiegelbild der Mutter Jesu gewesen sein soll, nicht nur den Freundschafts- und Ehrentrunk, sondern auch den Willkommens- und den Vallettrunk.

Die Trinkgefäße waren im Norden des alten Reiches besonders kunstvoll modelliert. Die Gertrudminne wurde sowohl aus den alten Trinkhörnern und den großen Humpen als auch aus den zierlichen und kostbaren Brautbechern getrunken.

Die Sankt Gertrudminne stand auch Pate bei der populären Johannisminne am Johannistage im Juni jeden Jahres und bei der nordischen Kanuts- und Eriksminne sowie bei dem Stephans-, Martins- und Michaelistrunk. Oft wurden geröstete Brotschnitte (toast) in den Becher geworfen. Von dieser eßbaren Zugabe ist das Wort Toast (Trinkspruch) abgeleitet.

Der alte deutsche Brauch, beim Zutrinken mit den Gläsern anzustoßen, wurde vor fünfhundert Jahren auch in Frankreich sehr populär und mit dem Wort „trinquer" besonders gekennzeichnet. Ein alter englischer Trinkspruch lautet: „I'll pledge you".

In Deutschland ist das Anstoßen und Toasten sehr populär geblieben, und im studentischen Komment hat es eine besondere Ausbildung erfahren. Das Gedächtnis der heiligen Gertrud, der grundgütigen Schutzpatronin aller Erdenpilger, sollte in hohen Ehren bleiben – allezeit!

Kurt Asendorf

720173

Im Mai – Ein Gedächtnis für zwei berühmte Heilige

Isidor und Nepomuk – Schutzpatrone der Bauern bzw. Schiffer

Der diesjährige Sonntag Rogate gibt Veranlassung zur Erneuerung zweier Gedächtnisse, die in unserer Heimat weitgehend in Vergessenheit geraten sind: Am heutigen Sonnabend feiert die Kirche das Gedächtnis eines Heiligen, der hierzulande jahrhundertelang sehr populär war: der heilige Isidor, der Schutzpatron des Bauernstandes.

Der berühmte Spanier, der im Jahre 1110 in ärmlichen Verhältnissen in Madrid geboren wurde, war ein frommer Bauer in des Wortes eigentlicher Bedeutung. Er war zeitlebens in Diensten des spanischen Edelmannes Johannes von Vergas, der zu den reich begütertsten seines Landes gehörte.

Der Hauptknecht Isidor, der nur gottgefällige Pflichterfüllung kannte, brachte das verlotterte Vergas-Gut wieder in den schönsten Flor. Gegen alle Schmähungen und Verleumdungen blieb er stumm. Nie hörte man aus seinem Munde ein Schimpfwort. In einer Biographie dieses Heiligen heißt es: „Isidors Liebe zu jeder Kreatur war so groß, daß er selbst gegen jene Tiere, die ihm keinen Nutzen schafften, Mitleid zeigte.

Nicht minder galt Isidors Nächstenliebe den Armen. Die Gebeine des Heiligen wirkten den Überlieferungen zufolge Wunder. König Philipp III. von Spanien erfuhr im Anblick des Heiligen-Leichnams vollständige und rasche Genesung von einem gefährlichen Leiden.

Der Heilige, der Madrids Schutzpatron ist, ruht in der Sankt-Andreas-Kirche. Papst Gregor XV. hat ihn zusammen mit seinen großen Landsleuten Ignatius von Loyola, Franz Xaver, Teresa von Avila und Philipp Neri am 12. März 1622 heilig gesprochen. – Isidors Attribut ist der Dreschflegel, das Hauptsymbol des Tagelöhners.

Am morgigen Sonntag feiert die Kirche das Gedächtnis des berühmtesten Heiligen aus Böhmen: Johannes Nepomuk. Auch dieser Heilige, der ein Schutzpatron der Schiffer, Flößer, Müller, Brükken und der Beichtväter ist, wurde in unserer Heimat jahrhundertelang hochverehrt. Er stammte aus dem Ort Pomuk bei Pilsen. Dort wurde er im Jahre 1345 geboren und erhielt in der Taufe den Namen Johannes Welflin. Seine innerste Neigung führte ihn in ein benachbartes Zisterzienserkloster.

Sein Theologie-Studium absolvierte er in Prag und Padua. Sein erstes Priesteramt übte er in der Prager Pfarrei von Sankt Gallus aus. Im Jahre 1387 erwarb er den Doktorhut der Theologie und der Rechtswissenschaft. Fleiß und Gelehrsamkeit zeichneten ihn ebenso aus wie Sanftmut und Bescheidenheit.

Er wurde zum Sekretär des Prager Erzbischofs ernannt, und im Jahre 1389 wurde er Domherr und Generalvikar des Erzbischofs Johann von Jenzenstein. Sein anfänglich gutes Verhältnis zu König Wenzel IV. verkehrte sich allerdings und er fiel in Ungnade, die furchtbare Folgen hatte. Der Monarch ließ ihn gefangensetzen und foltern. Johannes Nepomuk ertrug alle Pein in stiller Standhaftigkeit. So wurde er der Blutzeuge für die Unverletzlichkeit des Beichtgeheimnisses.

In einem Bericht des Prager Erzbischofs an Papst Bonifaz IX. heißt es: „Nachdem man ihm die Seiten so schwer verbrannt hatte, daß er auch ohne den gewaltsamen Tod hätte sterben müssen, wurde der ehrwürdige Doktor Johannes, mein geistlicher Vikar, in aller Öffentlichkeit durch die Straßen und Gassen der Stadt zur Moldau geschleppt und dort die Hände auf den Rücken gebunden, die Füße mit dem Kopf wie ein Rad verknüpft und den Mund mit einem Holzpflock auseinandergespreizt, von der Prager Brükke hinabgestürzt und ertränkt." Das geschah in der Nacht zum 20. März 1393.

Das Grab des Heiligen befindet sich im Prager Sankt-Veits-Dom. Als man seinen Sarkophag im Jahre 1719 öffnete, war seine Zunge unverwest. Sie wird in einem kostbaren Reliquiar in der Domschatzkammer aufbewahrt. Seine Gebeine ruhen in einem Kristallsarg unter einem Grabmal aus Marmor und Silber. Papst Benedikt XIII., der Vorgänger Clemens XII., hat ihn im Jahre 1729 – ein Jahr vor seinem Lebensende – heilig gesprochen.

Eine rote Marmorplatte an der Prager Karlsbrücke zeigt noch heute die Stelle an, wo der Heilige Nepomuk an das Ziel seines Martyriums gelangte. Das berühmte Nepomuk-Monument auf der Karlsbrücke in Prag wurde im Jahre 1693 errichtet. Er wird dargestellt mit dem Priester-Birett auf dem Kopf, das von fünf Sternen umgeben ist.

Kurt Asendorf

720174

Zwei große Gedächtnistage

Der heilige Erzengel Gabriel verkündete die Menschwerdung Gottes

Der letzte Wochenwechsel im Monat März ist in diesem Jahre mit zwei bedeutsamen Gedächtnissen der Kirche verbunden: Der 24. März ist der alte Gedächtnistag des heiligen Erzengels Gabriel, der der Jungfrau Maria, der Braut des Zimmermanns Joseph in Nazareth, die Geburt ihres Erstlings, des Weltheilandes, verkündigte. Und der 25. März ist seit dem Jahre 692 der Gedächtnistag dieser Verkündigung.

Papst Sergius I., der von 687 bis 701 die Tiara trug, hat das bedeutsamste Marienfest der Kirche in die rechtmäßige kalendarische Ordnung gebracht, denn die Konzeption des Weltheilandes mußte seiner Geburt in der Weihnachtszeit exakt neun Monate vorangehen.

Gabriel, der Engel des Anfangs, dem „im Ostchor der Kirche das Morgenlicht zuströmt", ist einer der großen Gottesboten, die den Heilsplan offenbaren. Mit den Erzengeln Michael (dem Engel des Endes), und Raphael bildet er das „Englische Triumvirat". Im Buche Daniel wird Gabriel als gewaltige Erscheinung, als ein Mann in Linnen (das heißt „licht") gekleidet und mit Gold und Ophir gegürtet, geschildert.

Seine Heilsbotschaft an die Jungfrau Maria ist, nach der Lehre der Kirche, das Weltereignis schlechthin! Denn die Menschwerdung der „zweiten göttlichen Person in der Dreifaltigkeit" bildet den Angelpunkt der ganzen Menschheitsgeschichte. Die Erbsünde aus Adam wird getilgt, und Maria, die zweite Eva, wird zur „Miterlöserin".

Die Verkündigung der Empfängnis und Geburt des Weltheilandes „Annuntio oder Conceptio Christi" fand statt in einer Grotte in Nazareth, wo heute die Verkündigungskirche steht; das Wallfahrtsziel der Pilger.

Dieser Gruß des Engels Gabriel wurde zum innigsten Muttergottesgebet der Kirche. Papst Urban II. ordnete diesen „Englischen Gruß" im Jahre 1095 dem täglich dreimaligen Glockengeläut zu. Seit dem Jahre 1650 ist dieser Gruß das Hauptstück des Rosenkranzgebetes und mit dem „Vaterunser" verbunden. Papst Innozenz X. (1644–1655), ein großer Marienverehrer, hat dem „Englischen Gruß" seine erhabene Bedeutung gegeben.

Das Hauptattribut des Erzengels Gabriel, der in unserer Heimat der Schutzpatron der Postbeamten, Briefträger und Zeitungsboten ist, ist der Lilienstab, welcher auf fast allen Verkündigungsbildern das Hauptsymbol ist. Eine der berühmtesten Darstellungen des heiligen Erzengels Gabriel stammt von dem deutschen Maler und Schöpfer des „Isenheimer Altars", Matthias Grünewald, der in der Zeit von 1503 bis 1529 seine Hauptwerke schuf.

Kurt Asendorf

720175

Streit um Palmsonntagsbrauch endete vor 470 Jahren beim Papst

Palm-Esel-Prozession wurde 1513 „weitläufig bekräftigt"

Palmsonntag heißt der Sonntag vor Ostern zum Andenken an den Einzug Christi in Jerusalem, auf einem Esel reitend, wobei ihm das jubelnde Volk Palmwedel auf den Weg streute. Noch heute werden in den katholischen Kirchen unserer Heimat „Palmenprozessionen" und „Palmweihen" vorgenommen. Dabei gelten dann die ersten Frühlingsblüher, die weißen Blütenknospen der Salweide oder die gelben Hängekätzchen des Haselnußstrauches, als „Palmen". Sie werden als Segensbringer und Glücksbewahrer im Hause das Jahr über aufbewahrt. Gebietsweise steckte man die geweihten Weidenkätzchenzweige in Kreuzform auch an den Rand der Äcker, sie sollten eine gute Ernte erbitten.

Einer der ältesten und längst vergessenen Palmsonntagsbräuche unserer niedersächsischen Heimat ist jedoch die „Palm-Esel-Prozession" in Northeim. Darüber berichtet eine alte Überlieferung, „daß der Abt des Blasiiklosters im Jahre 1510 viel Streithändel wegen des Palmesels mit dem Priester zu St. Sixti, den Kalandherren und Bürgern von Nordheim gehabt. Nemlich die Mönche aus dem Kloster hatten mit ihrem Abte vor langen Jahren eine Procession am Palm-Sonntage von ihrem Closter durch die Stadt angestellet, an welchem von vier Knaben mit Chorröckchen ein höltzener geschnitzter Esel, auff dessen Rücken der jüngste Pater mit sonderlicher Kleidung saß, und die Person Christi präsentiren mußte, in der Stadt herumgetragen wurde, wobey alle Glocken mußten geläutet werden.

Wenn nun solche Procession angehen solte, mußte die Priesterschaft von St. Sixti-Kirche und Calands-Herrn mit denen Schülern aus der Stadt auff das St. Blasi-Closter kommen, da ihnen denn die Mönche aus ihrer Kirche mit dem Palm-Esel entgegen gingen, und das Rex gloriae mit denen Schülern anstimmten, und dabey dem Esel-Reuter mit Palmenzweigen allerley Ehrenbezeigungen machten, auch in Procession durch die Stadt gingen, und nach dessen Erledigung im Closter die hohe Messe hielten, auch die Weihung der Taufe und des Feuers verrichteten. Weil aber dieser Festesel vor der Sixtuskirche sowohl als auch vor der den Calandherren gehörenden Sebastians-Capelle vorbey geführt worden, war dieser Umzug den Bürgern und Calandherren ein Grund zur Beschwerde geworden. Sie wandten sich an das Offizial zu Nörten und später an das Mayntzische geistliche Gericht in Heiligenstadt, auff dem Eichsfelde".

Aber dieses Gericht hielt die Angelegenheit für so wichtig, daß es dieselbe dem Kapitel zu Mainz überwies. Aber auch hier kam es trotz dreijährigen Verhandelns zu keiner Entscheidung. Selbst die allerletzte Instanz, der Papst Julius II., erkannte sich „hierbey vor incapable, darüber einen Ausspruch zu thun", und begnügte sich, an den Abt und den Konvent in Northeim den „Väterlichen Befehl" zu erlassen, sich mit den Priestern, Ratsherren und Bürgern der Stadt in diesem, nach unseren Begriffen kleinlichen Eselstreite zu vertragen.

Es wurde dann am Sonntage Invocavit, anno 1511, vergleichsweise festgesetzt, daß, wenn zu St. Sixti und St. Sebastian am Palmsonntag die Frühmesse beendet sei, aus beiden Kirchen die Geistlichen, danach das gemeine Volk bis auf den Klosterhof kommen müsse, um an der Palmweihe sowie an der Prozession teilzunehmen und die Messe singen zu helfen. Dieselben Verrichtungen sollten darauf auch in den Kirchen zu St. Sixtus, St. Fabianus und St. Sebastianus in Gemeinschaft vorgenommen werden. Andererseits wurde auch die Priesterschaft und Klerisei verpflichtet, nach stattgehabtem Umzuge die Klosterherren aus Northeim nach ihrem vor der Stadt belegenen Stiftshause zu begleiten. Im Jahre 1511 wurde die Palm-Esel-Prozession in dieser „neuen Auflage" herausgegeben, vollführt und anno 1513 in einer päpstlichen Bulle „weitleufig bekräftigt".

Nach Einführung der Reformation haben die Palm-Esel-Prozessionen allmählich ihr Ende gefunden. Doch soll eines anderen niedersächsischen Palmsonntagsbrauches abschließend noch gedacht werden, des „Palmstock-Gehens" im Oldenburgischen. Hier wurden weißgeschälte Weiden- oder Haselnußstöcke mit geweihtem Buchsbaum umwickelt und mit bunten Bändern, Schleifen und Papierblumen geschmückt. Auf der Spitze des Stabes steckte ein Paradiesapfel, eine Apfelsorte, die sich durch ihre rote Farbe und lange Haltbarkeit auszeichnete. Mit diesem „Palmstock" zogen dann hier die Kinder gabenheischend durch das Dorf und sangen dazu: „Palm, Palm, Paosken, hör den Kuckuck roasken, hör den Kiwitt singen, laot de Knöpkes springen! Laot mi nich tau lange staohn, ick mott noch'n Hüsken wieder gaohn. Väle Hüsken sünd noch wiet, giw mi wat, dan bist' mi quiet!"

Gerhardt Seiffert

720176



„Palm, Palm, Palm…“ Mit Weidenkätzchen-Palmsträußchen zogen die Kinder froh dem Frühling entgegen.
Archiv Seiffert

Frühling – in Glaube und Brauch

Erhaltene Begriffe unseres Brauchtums

720177

Am Vorabend der Tag-und-Nachtgleiche (21. 3.), wenn in der Dämmerung der goldene Frühlingsstern (Arctur im Bootes) aufgegangen ist, wenn sich vom Großen Wagen im Norden die Himmelsbrücke bis zum Frühlingsstern wieder wölbt, dann ist der Lenz gekommen, und die Lebensrune im Sternbild des „Siegfried" (Bootes) wird wieder sichtbar. Wieder tritt die Erde in ihrem Lauf um die Sonne in einen neuen, den wichtigsten Abschnitt im Jahr. Jetzt ist das Leben nicht mehr aufzuhalten! Überall draußen in Wald und Feld regen sich die jungen Knospen und Triebe.

Wenn es erst einmal mit dem Frühjahr vorwärts geht, dann gibt es immer mehr Kalenderregeln und Lostage, nach diesen der Bauer sich mit seinen Arbeiten in Haus und Feld einzurichten beliebt. Im Laufe der Zeit wurden diese Sprüche vielfach mit den Festen der Heiligen in Verbindung gebracht, die die Kirche dem Ur-Glauben entgegengestellt hatte. Diese alten „Heiligentage" sind heute noch immer von Bedeutung als Merk- und Gedenktage, in die viel alter Brauch und alte Sitte, oft noch aus vorchristlichen Tagen, verwoben sind.

So gehörte auch die heilige Gertrud zu den verehrten Frauen. Sie war nach der Legende die Tochter des mächtigen Pippin von Landen, des Hausmeiers der Könige von Austrasien, und soll von 626—659 gelebt haben. Statt einem adeligen Herrn die Hand zu geben, zog sie es vor, ins Kloster zu gehen. Selbst Äbtissin von Nivelle bei Brüssel, ließ sie zahlreiche Kirchen bauen und nahm sich der Armen, Kranken, Witwen und Waisen wie auch der Gefangenen an. Besondere Sorge widmete sie aber den Pilgern, und sie wurde daher im Mittelalter gerne auf Reisen als Schutzfrau angerufen. Man trank Sankt Gertruden Minne und hoffte dann auf gute Fahrt und frohe Heimkehr. — Nach frommem Kinderglauben gab sie den abgeschiedenen Seelen auf dem Wege zum Himmel in der ersten Nacht eine sanfte Herberge. Für die zweite Nacht war nach dieser Vorstellung der heilige Michael zuständig.

Der „Lenzmond" und sein Entstehen

Dem Landvolk ist die heilige Gertrud auch Schutzheilige bei Mäuseplagen, mit diesen Tieren man sie oft in alten Kalendern abgebildet sehen kann. Ihr eigentliches „Erkennungszeichen" aber ist der Spinnrocken; er deutet an, daß die Frauen am Gertrudentag (17. Lenzmond) mit der winterlichen Hausarbeit Schluß machen sollen, vor allem mit dem Spinnen. Gertrud galt namentlich als die erste Gärtnerin, weil an ihrem Tag seit eh und je die Garten- und Feldarbeit begonnen wurde: „Sankt Gertraud führt die Kuh ins Kraut, das Roß zum Zug, die Biene zum Flug."

Daß Gertrud verschiedene Pflanzen ihr eigen nennt, ist wohl selbstverständlich. So heißt die Raute (Ruta graveolens) in der Donaugegend um Ingolstadt „Gertrudenkraut" und wird in der Volksmedizin hochgeschätzt. Sie soll Kröten und sonstiges Ungeziefer vertreiben, man meint auch, sie schlage alle Unholde in die Flucht, und manch eine junge Braut pflückt am Hochzeitsmorgen ein zierliches Rautenblättlein und legt es in den linken Schuh. So ausgerüstet geht sie dann zur Kirche und hält sich für gefeit gegen alle bösen Einflüsse. Auch als ein Totenkraut gilt die Raute, denn gerne sieht man sie auf den Gräbern stehen.

Ein wichtiger Tag für den Landmann ist auch der Tag des Frühlingsbeginns selbst. Am 21. Lenzmond, auf den die Kirche das Fest des heiligen Benedikt gesetzt hat, heißt es: „Sankt Benedikt macht Zwiebeln dick." An diesen Heiligen erinnert auch die „Benediktenwurz" (Geum urbanum). Wer sie bei sich trägt, dem könne kein giftig Tier mehr schaden; auch gegen entzündliche Krankheiten wird ihre Hilfe benötigt.

Zum Namen „Lenzmond" sei noch hinzugefügt, daß das Wort im germanischen „langat tin" = „langer Tag" wurzelt. Tag hat hier noch den älteren Sinn „helle, lichte Zeit". Der Monat der Frühlingsgleiche, in dem vom 20. Lenz an die Tage länger als die Nächte sind, hat also wirklich einen trefflichen Namen. Erst im 15. Jh. löste der „Frühling" den „Lenz" ab.

MICHAEL DAMBÖCK

Die Frühlingsgöttin Ostara gab dem Fest seinen Namen

Vom österlichen Brauchtum unserer heidnischen Vorfahren

„Aus tausend Quellen strömt das Licht zur jungen, lenzesfrohen Erde; des Weltenherrschers Stimme spricht noch heut' das Schöpferwort: Es Werde!

Befreit vom winterlichen Bann regt's machtvoll sich an allen Enden, die Lerche jubelt himmelan dem Herrn der Welt ihr Lob zu spenden.

Die Blumen blicken schon empor, geblendet von des Lichtes Fülle, das frische Grün wagt sich hervor und sprengt die dunkle Winterhülle.

Im Schall der Glocken jauchzt es laut hin durch die österlichen Lande. Die Erde lacht wie eine Braut im hellen, festlichen Gewande. –

Und du, o Mensch, du Licht vom Licht, erwacht in dir kein süß Frohlocken? Regt sich die Kindersehnsucht nicht beim trauten Klang der Osterglocken?" –

Das ist eine poetische Empfindung zum Osterfest unserer christlichen Zeit um die Jahrhundertwende. Doch die Wurzel dieses Festes reicht viel tiefer in die Vergangenheit der Menschheit zurück. Unsere germanisch-nordischen Vorfahren hatten es Ostara, ihrer Frühlingsgöttin, geweiht.

Donar, der Donnerer, der Wettergott, auch Gott der Bauern, hatte mit dem ersten Frühlingsgewitter den Einzug Ostaras vorbereitet. Mit Miöfnir, seinem Wunderhammer, schleuderte er Donnerkeile auf die Erde nieder und verscheuchte so die feindlichen Unholde. Baldur, der Gott des Lichtes, des Edlen und des Reinen, spendete die belebende Kraft, ohne die alles Wirken der Frühlingsgöttin vergeblich gewesen wäre.

Der Hase galt als Symbol der Fruchtbarkeit, das Ei als Zeichen des keimenden Lebens, das Rot war die Farbe Thors, des Rotbärtigen. Milch und Honig wurde der Göttin Ostara in heiligen Hainen als Gruß und Dankopfer dargebracht. In den überall in unseren niedersächsischen Landen lodernden Flammen wurde symbolisch der vom Frühling getötete Winterriese verbrannt und neuem Grünen, Wachsen, Blühen zugejubelt. In unserer schönen heimischen Mundart wurde dies poetisch so dargestellt:

„Donar, wo brus't he hill dorch et Land, Miölhir, den bannigen Hammer to Hand: Wulken un Wedder, herup! herup! Minschen un Eer' wak't up! wak't up! Se kümt, Ostara!

Stormwind, de weiht, Regen, de gütt, dorch Wüschen un Feller et Water flutt, Sunne ward schinen – um un um Licht! Baldur makt' et Leege tonicht. Nu kumm Ostara!

Nu is se dar – wo geiht se so sacht! Lewen, wo drifft et tohögt ower Nacht! Kimen un spreiten, wassen un bläuhn, Gar'n un Wüsch un Woller so gräun! Dank ok Ostara!

Söwlkens, de fleiht, un de Lerk, de sleit, Adebar bowen to Dack wedder steiht, Hase, wo löppt he so hill, husch, husch, husch! Seuket de Eir, de ro'en im Busch! Bringt se Ostara!

Gau Melk un Honnig slepet heran! Jungens halloh! de Füer steckt an! Latet se lüchten von Gau to Gau! Lüchten un gräuten ümmertau Ostara! Ostara!" –

Ein tiefer Sinn liegt in dem alten Glauben und seinen Bräuchen unserer niedersächsischen Vorfahren. Man sollte sich ihrer auch heute noch einmal erinnern.

Gerhardt Seiffert

Frühlingsbräuche in Niedersachsen / Von Wilhelm Thies

Das Wiedererwachen der Natur nach langer, harter Winterszeit und die Freude darüber, daß endlich der langersehnte Frühling herannahte, führte zu besonders lauten Freudenäußerungen, von denen schon in grauester Vorzeit die Siedelungen unserer Vorfahren widerhallten.

Die Feste sind sehr verschieden in deutschen Landen, sie sind nicht mehr so zahlreich, so eigenartig und urwüchsig wie in früherer Zeit. Mühelos kann man aber feststellen, daß sie alle eines Ursprungs sind, und daß sie die Freude der Bevölkerung über den verflossenen Winter und über den Beginn des so heiß ersehnten Frühlings zum Ausdruck bringen.

Unsere Vorfahren waren mit der sie umgebenden Natur auf das innigste vertraut und verwachsen. In ihren Liedern spiegeln sich die Wildheit und der Schrecken der Umwelt wieder, wie sie im wilden Tann das Gezücht der Zwerge vernichtet und im öden Waldgeschröffe die Brut der Riesen erschlagen haben, aber auch die Schönheit der Natur kommt in ergreifenden Tönen in ihren tausendfachen Beziehungen zur Menschheit zum Ausdruck. Wald, Wiese, Feld und Flur, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, das Erwachen der Natur, Pflügen, Säen, Keimen, Grünen, das Wachsen, die Reife, die Ernte und das Vergehen, die Vögel in den Lüften, die Tiere im Dorfe, auf dem Felde und im Walde, die Fische in den Gewässern, Sonne, Mond und Sterne, die hochragenden Gebirgszüge mit ihren Schluchten und Tälern, mit ihren Hängen, Graden, Schrägen und Kuppen, von denen wild zu Tal eilende Gebirgsbäche herabstürzen, beeinflußten und bestimmten den Charakter unserer Altvorderen.

An jede Jahreszeit knüpften sich sinnige Bräuche und Feste.

Die bei allen Völkern Europas beliebten Frühlingsfeste spielten im Leben des deutschen Volkes bei seiner Liebe zur Natur und bei seiner Gemütstiefe eine besonders große Rolle.

Diese Feste fielen schon in die Mitfasten, auch in die Zeit vor Ostern, oder sie fanden erst dann statt, wenn der Kuckuck zum ersten Male ruft, die Lerche im Aether schwimmt, die Schwalbe durch ihr Erscheinen den Beginn des Lenzes verkündet, oder die Nachtigall durch ihren ersten Gesang klagend und sehnend die Liebste sucht.

In den noch heute in Niedersachsen lodernden Osterfeuern kommt die Freude der Bevölkerung über den vergangenen Winter und den beginnenden Frühling zum Ausdruck. Die heilige Kraft des Feuers war in dem Osterfeuer wirksam, das Feuer verzehrte alles Häßliche und Verbrauchte. Das alte Herdfeuer hatte seine Kraft eingebüßt, an einer neuen Flamme wurde das gelöschte Feuer wieder angezündet.

Alle noch heute im Dorfe bestehenden Sitten, Bräuche und Ueberlieferungen sind uralt und haben ihren Ursprung in altheidnischer Zeit.

Den alten germanischen Gottheiten Wodan, Tiu, Donar und Freya zu Ehren wurde das letzte Tier der Herden, das im Frühjahr die Festweide betrat, mit Blumen geschmückt und zum Opfertier bestimmt. Der Gemeindehirte eilte zu einem heiligen Baum, schnitt mehrere Ruten ab, die er durchflochten mit Feldblumen in Besen zusammenband und den Tieren der einzelnen Herden, die als die ersten die noch nicht benutzte Hutung betraten, an den Schwanz band. Der heilige Mitsonnentau, den der Besen aufnahm, half gegen alle Krankheiten. Den mit dem Besen auf den Rücken der Tiere geführten Schlägen haftete Zauberkraft an. Der Oberhirte übergab seinem Hofbesitzer einen solchen Besen für Haus und Hof. Er wurde als Schutzmittel auf dem Misthaufen aufgepflanzt oder über dem Hoftor befestigt. Die frisch gemolkene Milch, in die man heilige Kräuter warf, wurde zum Opfermahl für sämtliche Hirten hergerichtet.

Mit den geschmückten Opfertieren zog man, Götterbilder an der Spitze, durch die Ortschaft und dann um die ganze Feldmark. Auch die Landgrenzen der einzelnen Sippschaften und Gauverbände wurden durch die Umzüge immer wieder aufs neue festgelegt. Vier mal wurde halt gemacht, nach den vier Himmelsrichtungen ausgeschritten und Donar um Schutz vor Wetter und Hagel angefleht. Dann zog man zum Heiligenquell, meist in der Nähe des Berges, in dem die Göttin Freya, die der Erde Fruchtbarkeit verleiht, wohnt und waltet. Jeder warf ein mit Blumen geschmücktes Opfergebäck hinein. Trank man von dem Wasser oder nahm man sich ein Gefäß voll mit nach Hause, so schützte dieses heilige Wasser gegen alle Uebel, Krankheiten, gegen Hexen, Dämonen und böse Geister. Auch die Jugend war nicht müßig: Lieder singend zum Ruhme der Freigebigen und zum Spott der Geizigen, durchzog sie das Dorf. Mit brennenden Scheiten und mit Schellen, unter Peitschengeknalle suchte man die Dämonen abzuwehren.

Auf einem Scheiterhaufen, auf dessen oberster Spitze eine aus Stroh geflochtene Puppe als Sinnbild der bösen Mächte befestigt war, wurden die Tiere geopfert. Man sah nach dem Sternenhimmel, der Stand der Sterne war nicht ohne Bedeutung bei der Opferung. Hierauf wurde das Opfer zum Maitrank verzehrt, ein Teil fiel den Priestern zu. Keinem Fremden durfte die Teilnahme am Mahl verweigert werden. Der Pfingstochse erinnert noch heute an diese uralten Bräuche. Auch Prozessionen gegen Hagelschäden kennt man in unseren Tagen noch. Mühelos kann man feststellen, daß die noch heute bekannten Pfingst- und Maienbräuche ihren Ursprung aus grauester Vorzeit herleiten.

Die Frühlingsfeste waren früher in Deutschland und auch in unserer engen Heimat allgemein verbreitet. Es ist noch nicht so lange her, daß am ersten Ostersonntagnachmittag in Heidedörfern die Erwachsenen auf den Dorfanger zogen, um sich an Ball- und Schlagspielen wie in uralten Zeiten zu ergötzen.

Der buntgeschmückte „Pfingstkarr" in den Heidedörfern mit der peitschenknallenden halbwüchsigen Dorfjugend hinterdrein ist auch ein Ausdruck der Freude über den Einzug des Sommers und über den ersten Austrieb der Viehherden. Vermutlich hat dieser noch jetzt vereinzelt am ersten Pfingstsonntagnachmittag veranstaltete Umzug in ältesten Zeiten am 1. Mai stattgefunden. Lieder singend wie in ältester Zeit durchzieht die Jugend den Ort:

„Pingstkarr, Hawerkalw, Baukweitenstroh,
Tau'n (nächstes) Jahr, um düsse Tid noch mal wär so,
Didek, didik, didel didik.
O welke bunte Mütze häw ick.
Arwtenstroh und Bohnenstaken,
Morgen wütt wi'n Pingstkalw kaken!"

Fiel die Gabe zu dürftig aus, so hieß es:

„Rull, rull, rull.
Dat ole Wiw i's dull,
Witten Tweern, swarten Tweern,
Dat ole Wiw, dat giwt nich gern!"

Mit einem begehrlichen Blick in den vollen „Wiem" wurde gesungen:

„Hoch in de Höchle
Da hängt de langen Wöste,
Lat de korten hangen,
Gewt üsch man de langen!"

Schon Wochen vor Pfingsten nahm die Vorbereitung zu diesem alten schönen Festbrauch die halbwüchsige Dorfjugend in Anspruch. Es wurde ein Holzgestell in der Form eines Spitzkegels, ungefähr so groß, daß einer der Mitwirkenden darin stehen konnte, hergestellt und mit Birkenreisern, Tannengrün und Eichenlaub ausgeflochten und hierauf mit bunten Bildern und sonstigem recht in die Augen springenden Schmuck versehen. An Sonntagnachmittagen vor Pfingsten zog die Jugend in die Kiefernwaldungen, um Kräheneier zu suchen, die ausgepustet mit bunter Bemalung versehen als besondere Zierde des „Pfingstkarrs" galten. Gleich nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes versammelten sich die jungen, mit Peitschen versehenen Burschen. Einer von ihnen steigt in den geschmückten „Pfingstkarr", zwei gehen zur Seite, um tragen zu helfen. Unter lustigem Peitschengeknall, Gelächter, in froher Stimmung und lebhaftester Unterhaltung, gefolgt von der ganzen Dorfjugend und auch wohl einzelnen Erwachsenen, setzte sich der Zug in Bewegung. Es geht von Haus zu Haus, ein ungeheurer Lärm wird verursacht, die Bewohner erwarten den Zug schon vor ihren Wohnungen, und nach Maßgabe ihres Vermögens und Besitzes müssen sie steuern. Am liebsten wird Geld genommen, doch werden auch Lebensmittel, wie Schinken, Speck, Mettwürste und Eier nicht verschmäht. Das gesammelte Geld wird unter die Teilnehmer verteilt, oder vertrunken und die Naturalien am Abend in vergnügter Stimmung verzehrt.

Das Frühaufstehen am ersten Pfingstmorgen ist eine Ueberlieferung aus uralter Zeit, in der das Volk mit den ersten Lichtstrahlen der aufgehenden Sonne am 1. Mai das Erscheinen Wodans begrüßte.

Dieser Tag stand im Mittelpunkt der Freudenäußerungen. Der vom Volke so geliebte Wodan vollzog seine Vermählung mit Freya. Zwölf Tage und Nächte dauerte die Hochzeitsfeier. Das Volk beteiligte sich daran, und hoch in Ansehen stand diese Zeit bei unseren heidnischen Vorfahren. Später hat die christliche Kirche die alten heidnischen Feste mit den Pfingstfeiertagen in Verbindung gebracht.

720178

Es kommt noch in unseren Tagen vereinzelt vor, am Himmelfahrtstage Heilkräuter zu suchen, Blumensträuße zu binden und in Wohnräumen und Stallungen aufzubewahren. Sie sollen das Haus vor Blitzgefahr schützen und das Vieh vor bösen Seuchen bewahren. Schon früh um 2 Uhr zogen die Mädchen an den Ort, wo rote und weiße Blumen wuchsen, denen besondere heilkräftige Wirkungen nachgesagt wurden. Es war auch wohl Brauch, an einem bestimmten Ort eine ganz bestimmte Blume zu suchen. Wurde sie gefunden, so brachte sie dem Hause, in dem sie aufbewahrt wurde, besonderes Glück. Im Harz wurde das Allermannsherrenkraut gesucht, fast jede Provinz hatte ihre besondere Blume, deren Auffindung dem Hause und seinen Bewohnern Glück und Segen brachte.

720179

720180

24. März – Petritag

Zu den altniedersächsischen Volksbräuchen gehörte einstmals auch die Befragung des „Erbganters". Dieser Gänserich, der auf einem ererbten Hof großgezogen worden sein mußte, wurde am Petritag mit Bändern verziert, mit Branntwein „dune" gemacht und in diesem Zusatand als Orakel benutzt. Wenn sich am Abend die heiratsfähigen Mädchen auf der Tenne des Erbhofes versammelten, umstellten sie – brennende Lichter haltend – den Gänserich, der mit den Flügel schlagend aufgeregt zwischen den Mädchen umherwankte. Verlöschte aufgrund des Flügelschlags eines der Lichter, so würde das betreffende Mädchen im Laufe des Jahres sterben. Jene aber, deren Kerzen brennen blieben, sollten Bräute werden. So lautete der überlieferte Volksglaube. G.S.

Am 26. März 1971 starb Hermann Grote, der Komponist und Textautor des Niedersachsenliedes „Von der Weser bis zur Elbe, von dem Harz bis an das Meer stehen Niedersachsens Söhne, eine feste Burg und Wehr". Hermann Grote wurde am 29. Januar 1885 in Hohegeiß im Harz geboren. Er besuchte das Lehrerseminar in Wolfenbüttel und wirkte danach als Musiklehrer und Chorleiter in Braunschweig. Dort entstand auch die Niedersachsen-„Hymne" etwa in den Jahren 1926/27.

720181

Das zweite Quartal

720182

Dreikönigstag bildet Ende der 'hilligen' zwölf Nächte

Über Ursprung, Bedeutung und Brauchtum berichtet G. Seiffert

Die stille Zeit des Winters schließt allgemein mit dem 6. Januar, dem Tag, der der Christenheit als „Epiphanien", das heißt „Fest der Erscheinung", gilt.

Das Morgenland gedenkt dabei der Taufe des Heilands im Jordan, das Abendland hingegen der Offenbarung des Herrn vor den Heiden, versinnbildlicht durch die drei Weisen aus dem Morgenland, die der neu erschienene Stern nach Bethlehem zu Maria und ihrem Kinde geleitete. Eine spätere Überlieferung schuf aus den drei Weisen die sogenannten „heiligen drei Könige".

Wie also im ganzen Weihnachtszyklus Heidnisches und Christliches eng miteinander verbunden ist, so auch am Epiphanientag, dem Abschluß der „hilligen twölf Nächte" unserer niedersächsischen Vorfahren. Die Bohne, die in den verschiedensten Gegenden an diesem Tage eine Rolle spielte, weist auf die altheidnische Vergangenheit hin. Der Volksglaube verbot nämlich den Genuß der Bohne während der zwölf Nächte, da er prophetische Träume erzeuge, daher war es einst üblich, zwischen Weihnachten und Neujahr auch keine Hülsenfrüchte zu kochen. Dafür kam zum 6. Januar meist ein Bohnenkuchen auf den Tisch, er war der Abschiedsschmaus für das nunmehr geschiedene alte Jahr. Wer die in den Kuchen eingebackene Bohne fand, hatte Glück im neuen Jahr und war vor Unheil geschützt.

In fast allen katholischen Gegenden unserer Heimat wird den heiligen drei Königen noch immer ein besonderer Einfluß zugeschrieben. Man schreibt unter Gebet und Segenswunsch die Anfangsbuchstaben der Könige K+M+B (Kaspar, Melchior, Balthasar) über die Stall- und Wohnungstüren. Dieser Brauch soll im Hause Mensch und Vieh vor Krankheit schützen und den Feldern Fruchtbarkeit verleihen können.

Ähnlich den zum Nikolaus üblichen Umzügen der Kinder ist auch hie und da noch in unserer engeren Heimat das Umsingen der Kinder, das am 6. Januar stattfindet. An diesem Abend bedurfte es der Trachten der verschiedenen Könige mit Krone und Stern und besonders des geschwärzten Gesichts des Mohrenkönigs. So gekleidet marschierten die Kinder, Gaben heischend von Hof zu Hof, von Haus zu Haus, die alten Reime singend, die sich schon durch Jahrhunderte hindurch, von Generation auf Generation, durch mündliche Überlieferung vererbten wie: „Wir sind die drei Könige aus Mohrenland, uns hat die Sonne schwarz gebrannt" oder, wenn eine Krippe bei dem Umzug mitgeführt wurde „Wir sind die Könige wohlgesinnt, und bringen Maria mit dem Kind".

Immer aber war diesen Versen die Bitte um Gaben angeschlossen „Kauken, Appels, Beeren haben alle Lüttjen geeren" – oder für die Eltern – „Eier, Schinken, Kringel Wust, bringt de Groten beste Lust!" – „Dat is de hill'gen Könige frommer Gruß – wi wünschen Glück un Segen för dat ganze Hus!" Und man spendete dankbar für den Wunsch und den Besuch der hilligen Könige freudig und reichlich allerlei Süßigkeiten und Nahrungsmittel, zuweilen wurden auch einige Münzen hinzugefügt.

Leider arteten diese Umzüge und Heischegesänge gelegentlich auch zu allerlei Unarten und Mißhelligkeiten aus, die dann schon vor über 100 Jahren zu ladesherrlichen wie ratsmännischen Verboten führten, worüber alte Chroniken berichten; so heißt es zum Beispiel in der „Braunschweiger Volkskunde" des Jahres 1896:

„Actum den 6. Januarii anno 1637 durch Gerichtsherren und Voigte im Hagen. Heute am heil. Dreikönigstage abends um 7 Uhr haben etzliche Knaben, als Heinrich Gehren beide Söhne und sein Schaperjunge zusamt Heinrich Hoyers beiden Söhnen mit dem Stern auf der Wendenstraße umgesungen und indem sie vor Warners, des Riemenschneiders, Thür kommen und singen wollen, waren ihrer drei ziemlich starke Knechte zu ihnen eingefallen und geschlagen, also daß der Stern erloschen und sie von einander geflohen. Einer der Knaben war dabey erschlagen worden, deshalb die Untersuchung."

Es geht daraus hervor, daß die Knaben singend und mit einem erleuchteten Stern versehen, herumzogen und wohl Gaben heischten. Dieses „Singen mit dem Stern", wie man es nannte, scheint ausgeartet zu sein, denn am 27. Dezember 1673 sieht sich der Herzog genötigt, den Rat zu Braunschweig zu vermahnen und die alten Verordnungen zu erneuern, damit das wüste Geschrei, der Mutwille und die gefährlichen Schlägereien, die dabei vorfielen, endlich aufhörten. Im Hildesheimischen fand der Umzug der drei Könige aus Mohrenland noch bis etwa 1880 statt, wiewohl der Rat der Stadt Hildesheim schon 1594 den „Umzug mit dem Sterne" verboten hatte.

Es ist bezeichnend, daß sich dieser Brauch, der der Jugend so viele Freude bereitete, trotz aller Verbote doch nicht unterdrücken ließ. Immer wieder fand er in den einzelnen Gebieten unserer Heimat statt.

720183

Zwischen Dreekönigsdag un Lichtmeß

Altniedersächsische Zeitbestimmungen

Von Gerhardt Seiffert, Wolfsburg

In einer altniedersächsischen Bauernregel heißt es: „Twischen Dreekönigsdag un Lichtmeß werd de Dage enen Hahnentritt länger!" Was damit eigentlich über diese Tage zwischen dem 6. Januar und dem 2. Februar gemeint ist, weiß man nicht so recht. Die einen wollen damit den täglich vorrückenden Schatten an der Sonnenuhr messen und denken an einen ganz kleinen Schritt, andere wissen sich nichts anderes unter dem Hahnentritt vorzustellen, als die kurze Zeit, die der Hahn gebraucht, um eine seiner Hennen zu treten. Wenn nun aber nach einer Wetterregel der Tag gegenüber der kürzesten Tageslänge bei der Wintersonnenwende schon am Neujahrstag um neun Minuten zugenommen haben soll, so meinte een ohl Buer mit Recht: „Nägen Menut'n durt dat nich, bet de Hahn 'nen Hohn pärrt!"

In früherer Zeit waren Sonne und Uhr für den alten Niedersachsen auf dem Lande dasselbe. Der alte Schäfer zeigte den Hütejungs die unfehlbare Regel, um die Zeit an der Sonne abzumessen. Man mußte den Arm weit ausstrecken, so viel Finger breit die Sonne noch über dem Horizonte stand, so viele Viertelstunden waren es noch bis zum Untergange. Nur durfte man nicht Sonne und Mond verwechseln, wie es jenem Hütejunge erging, der seine Kühe bei Sonnenuntergang heimtreiben sollte. Er kam nicht und kam nicht. Da ging der Bauer hin: „Junge, wat kummst de nich!" Der Junge zeigte auf den Vollmond: „Is'n oll schnaksche Geschichte: is de eine Düwel weg, is de anner Satan da all wedder!"

Schlimmer war es mit der genauen Zeit früher, wenn die Sonne untergegangen war. Merkwürdig ist, daß unsere Bauern sich einst meist nach dem Aufgang der Planeten gerichtet haben sollen. Bei der Beurteilung eines Kalenders im Jahre 1796 heißt es: „Die neuerliche Weglassung der Planetenerscheinungen aus dem Kalender ist nicht so gleichgültig. Diese ist in der Tat dem Landmann sehr wichtig, und man muß sich wundern, wie man solche als unnütz hat weglassen können. Dem Bauern, welcher nur selten eine Stubenuhr und fast nie eine Taschenuhr besitzt, war die angeführte Planetenerscheinung die wichtigste Uhr."

Einfacher hatte es da jener alte Bauer in Behren bei Sprakensehl, zu dem der Überlieferung nach der letzte Herzog von Celle sich nachts nach einer Parforcejagd vom Jagdschloß Weyhausen aus verirrt hatte. Der Bauer stand gerade im Hemd vor der „Butendör", ließ den ihm unbekannten Jäger ein und steckte den Tranküsel an. „Wieviel ist denn die Uhr?" fragte der Herzog. „Och", meinte de Buer, „dat mut Klock twee wesen, ick mößt ton ersten Mal rut!" Da mußte der Herzog doch lachen und staunen zugleich, denn tatsächlich zeigte seine goldene Taschenuhr dieselbe Zeit, und so schenkte er zum Dank für die Aufnahme dem Bauern seine Uhr.

Nicht jeder aber konnte sich auf das Aufstehen wie jener Bauer verlassen, wenn er früh zur Stadt oder zum Herrendienst sollte. Da hatte man die Öluhren, wie sie hie und da noch in unseren niedersächsischen Heimatmuseen zu finden sind. An der Tranlampe waren auf dem durchsichtigen Ölbehälter Striche als Stundeneinteilung gezogen, an dem das immer tiefer sinkende Öl anzeigte, wie spät es war. Hatte der Bauer zur Winterszeit, als er zu Bett ging, die Tranlampe bis zur Ziffer 10 gefüllt und sie dann angebrannt, so konnte er, wenn das Öl bis vier Uhr herabgebrannt war, beruhigt sagen: „Hast woll noch 'ne Stunn Tied!" War aber alles Öl ausgebrannt und die Lampe erloschen, so hieß es: „Mudder, stah rasch upp un krieg de Grütt upp't Füer, wi hewwt de Tied verslapen, die Lampen ist dot!"

In der Kirche hängte man früher gern eine Sanduhr bei der Kanzel auf; danach sollte der Pastor die Länge der Predigt richten. Damit es ihm nicht so erginge, wie jenem Prediger in der kleinen Dorfkirche, der kein Ende finden konnte. Da hatte der Pastor schon eine ganze Gemeinde hinausgepredigt, nur der Küster war noch da. Aber auch dem kamen sündhafte Gedanken an Sonntagssuppe und fetten Braten. So stieg er denn leise die Kanzeltreppe hinauf, legte den Kirchenschlüssel auf die Kanzelbrüstung und meinte: „Herr Paster, wenn Sei farig sünd, denn schleiten Sei man sülvenst tau!"

Unsere altniedersächsischen Vorfahren sagten von der Zeit und damit auch von den Lebensjahren: „Irst krupt se – dann gaht se – dann lopt se – dann flegt se."

Lichtmeß – Ein Kirchenfest seit nun schon 1400 Jahren

Der 2. Februar war 80 Minuten länger als der Neujahrstag

Die alten Bauernregeln geben noch heute Kunde von der großen Bedeutung, die der Lichtmeßtag, der 2. Februar, in der Landwirtschaft hatte. Die langfristige Wettervorhersage im Volksmund war in ganz besonderer Weise mit dem Lichtmeßtag verbunden. Der bekannteste Wetterspruch lautet: „Lichtmeß im Klee, Ostern im Schnee!" Und auch in der landwirtschaftlichen Vorratshaltung setzte der Lichtmeßtag, der die Winterzeit halbierte, einen bedeutsamen Maßstab: Die Futtervorräte, vor allem Heu, Stroh und Rüben, durften an diesem Tage nur bis zur Hälfte aufgezehrt sein.

In der katholischen Kirche gehört der Lichtmeßtag seit altersher zu den großen Marienfesttagen. Das Fest Mariä Reinigung oder Fest der Darstellung Jesu im Tempel entstand vor nunmehr 1400 Jahren. An diesem Tage werden die zum kirchlichen Gebrauch für das nächste Jahr bestimmten Kerzen geweiht. Der Name Lichtmeßtag stammt daher und steht in enger Verbindung mit dem Schriftwort: „Ein Licht zu erleuchten die Heiden, und zum Preis deines Volkes Israel" (Lukas 2, 32).

Von allen Marienfesten hat sich in den Ländern des Luthertums nur Lichtmeß in profaner Form erhalten, weil es in uraltem (heidnischen) Brauchtum wurzelt. Dieses fünfte, älteste und traditionsreichste Marienfest wird in diesem Jahre zum 1400. Male gefeiert. Ein seltenes Lichtmeß-Jubiläum, das auch darauf hinweist, daß die Tage jetzt wieder merklich länger werden. Der Lichtmeßtag ist bereits achtzig Minuten länger als der Neujahrstag.

Kurt Asendorf

720184

...ein jeder züchtig tanzen und sich der Leichtfertigkeit enthalten

Alte Fastnachtsbräuche / Bevölkerung tanzte bis zum Umfallen

Was in anderen Gegenden Deutschlands Fasching oder Karneval heißt, war im alten Niedersachsen als Fastnacht wohlbekannt. Mit Masken und Lärm wollte man die bösen Geister der dunklen Winterzeit vertreiben.

Der Höhepunkt der „Faselzeit" war der Fastnachtsabend. Da wurde gewaltig getafelt. Die Dorfjugend mußte z.B. in Northen „geffeln", d.h. verkleidet z.B. als Hexen und wilde Tiere mit Musik durchs Dorf ziehen und Würste und Eier sammeln.

Im Einbeckschen zogen die Knechte in der Fastnachtszeit von Hof zu Hof mit dem Spruch: „Unsere lieben Alten haben es so gehalten, haben es uns befohlen, uns eine Fastnachtswurst zu holen."

In Diepenau ist noch heute ein Höhepunkt der Fastnachtszeit die Verbrennung des bösen „Faslemskerls", einer lebensgroßen, strohgefüllten Kleiderpuppe. Im Einbeckschen nannte man diesen Brauch „die Fastnacht begraben".

In dem Dörfchen Sattenhausen im südlichen Kreis Göttingen ist der Brauch des „Lazarusbegrabens" überkommen. Da tragen die Junggesellen des Dorfes eine Puppe zu Grabe. Offenbar ist hier im Mittelalter ein uralter Brauch am Winterende ein wenig verchristlicht worden.

In die gleiche Richtung geht das spätmittelalterliche „Schoduvellaufen", also das „Schauteufellaufen", mit dem in Hildesheim, Braunschweig, Göttingen, Goslar, Duderstadt und Hann. Münden dargestellt wurde, daß durch Christi Geburt der Teufel gedemütigt worden ist.

Von hier ist es nur ein Schritt zu Fastnachtsspielen, wie sie z.B. aus Hildesheim und Lüneburg bezeugt sind. 1555 ließ im Zeichen des Humanismus der Hildesheimer Rektor Lorenz Möller die Historia der tapferen Judith aufführen. Die beteiligten Oberschüler erhielten zur Belohnung ein „Comoediengeld".

Aus Lüneburg (1544) und Hann. Münden (1546) ist auch ein Moriskentanz (Mauritzdantzeren) bezeugt, ein aus Spanien importiertes Tanzspiel. In Hildesheim hören wir 1604 auch von einem Schwerttanz der Grobschmiede, für den die braven Männer lange geübt hatten. Im gleichen Jahr ist aus Rüthen ein Schwerttanz der Bauernknechte bezeugt, für den drei Reichstaler Strafe zu zahlen waren, weil dort dieser uralte Brauch bereits verboten war.

Die Bevölkerung tanzte in der Fastnachtszeit bis zum Umfallen. Ein Mandat der Fürstlichen Regierung zu Celle im Jahre 1567 gebot wenigstens, „daß keiner ohne Rock und Mantel in bloßen Hosen und Wams tanzen noch die Frauenspersonen leichtfertig verdreien oder werfen, sondern ein jeder züchtig tanzen und sich der Leichtfertigkeit enthalten" solle. Es sollte auch nicht durch die Straßen getanzt werden. Morgens um sechs hatte mit Tanzen und Trinken Schluß zu sein.

In Goslar wurde 1450 angeordnet, es solle kein Mann in Frauenkleidung und keine Frau in Männerkleidung tanzen. 1527 verbot die Stadt Hildesheim das Tragen von „Larven", also Masken.

In Lüneburg ging in der Mitte der Fastnachtszeit das laufende Geschäftsjahr zu Ende. Da erstatteten die Inhaber der Stadtämter ihren Jahresbericht. Dann wurde gewaltig getafelt.

Am 22. Februar, am Tage Petri Stuhlfeier, wurden unter großer Beteiligung der Bevölkerung die einzelnen Ratsämter neu vergeben. Dann wurde aus den kostbaren Ratssilbergefäßen, die heute noch besichtigt werden können, gegessen und getrunken.

Höhepunkt des Fastnachttreibens war im alten Lüneburg die „Kopefahrt" der wohlhabenden Sülfmeister, die das Salz aufbereiteten. Die Kopefahrt endete mit dem Verbrennen eines Fasses (Kope = Faß).

Der Niedersachse Hoffmann von Fallersleben besang den „Fastelabend" mit den Worten: „Und noch einmal zum Tanze flink wie ein Vogel schwirrt! Was stehst du an der Schwelle? Komm schnell! Eh's Aschermittwoch wird."

In einem anderen Gedicht schlug der gleiche Niedersachse den Bogen vom Aschermittwoch zum Frühling:

„Sie sind dahin, die Winterfeste,
dahin ist Ball, Musik und Tanz.
Sie kehren heim, die edlen Gäste,
und heim mit ihnen Freud und Glanz.
Und dir ward nicht das Glück beschieden,
du arme kleine Fledermaus!
Schliefst deinen Jugendrausch im Frieden
der alten Burgruinen aus.
Wohl ihm, der auch in seinem Neste
wie du, zu rechter Zeit erwacht!
Was sind doch alle Winterfeste
wohl gegen eine Frühlingsnacht!"

Dr. Dr. Nicolaus Heutger

Die Zeit der „Pent[illegible]“ war auch die Zeit des Orakels

720185

Glaube und Aberglaube waren oft eng miteinander verflochten

Die Zeit zwischen dem 6. Januar und dem 2. Februar spielte im Brauchtum und in der Mythologie im Leben der Alten eine gewichtige Rolle. Viele Dinge waren schon aus der vorangegangenen Zeit übernommen und konnten auch im Ablauf des gesamten Jahres in Anwendung gebracht werden, aber bestimmte Regularien waren nicht nur in alten Kalendern festgelegt, sondern als Erbe von Generation zu Generation weitergetragen.

Die Karnevalszeit war im Gange, die Veranstaltungen ruhten bis zum Anfang des neuen Jahres und fanden ihren Abschluß mit der Fastnacht. Die heiligen drei Könige, heute die Sternsinger, beendeten die Weihnachtszeit. Hier gab es den ersten guten Rat, wenn man dem Wünschelrutengänger empfahl, seine Rute am Dreikönigstag zu schneiden und auf ihren Namen zu taufen. Kaspar solle sie heißen, wenn der Wünschelrutengänger nach Gold suche, für Balthasar reichte eine Rute für die Silbersuche, und Melchior sollte man sie nennen, wenn man Wasser finden wollte.

Die Dreikönigsnacht gehörte wie die Thomas-, Andreas-, Christ- und Neujahrsnacht zu den Hauptlosnächten, von denen es zwölf gab. In der letzten verabschiedeten sich die bösen Mächte, denen die Menschen für ihre weite Reise noch Proviant vor die Tür und aufs Dach legten.

Die Jahreszeit ist kalt und dunkel, obwohl es zu Lichtmeß am 2. Februar schon 80 Minuten länger hell ist als am Neujahrstag. Die langen Abende reichen aus, um sich beim Punsch gegenseitig Geschichten fröhlicher und gruseliger Art aufzubinden. Der Punsch übrigens, den wir in der kalten Jahreszeit genüßlich einschlürfen, war ursprünglich ein Trankopfer, über dessen Entstehung wir zwar nichts mehr wissen, das uns aber heute noch ganz gut bekommt. Auch Goethe kannte es schon unter der Bezeichnung Krambambuli.

Damals wie heute wurde es aus den fünf Zutaten Wein, Tee, Honig, Weinbrand und Zitronen hergestellt. Wahrscheinlich läßt sich aus dieser Tatsache auch der Name herleiten. Im alten Griechenland erhielt der Sieger im Weihnachtswettlauf als ersten Preis den Fünftrank, die „pen[illegible]“, gereicht. Das Wort penta bedeutet fünf. Da der Punsch anscheinend international bekannt war, tritt in der indischen Sprache ein ähnliches Wort – „pantscha“ – auf, das ebenfalls fünf bedeutet. Böse Zungen leiten aber von diesem indischen Wort pantscha auch das Wort pantschen ab und beziehen es auf Vorgänge, die anscheinend ebenfalls international bekannt geworden sind.

Nach dieser kleinen Abschweifung jedoch zur Zeit zwischen Dreikönigstag und Lichtmeß zurück: Die Spinnstuben waren voll besetzt und erfreuten sich nicht immer behördlicher Gunst; die eine oder andere mußte sogar vorübergehend geschlossen werden. Trotzdem waren die Spinnstuben, die meist zu Lichtmeß ihre Tätigkeit einstellten, Pflegestätten für Kolportagen von Zauberformeln, Orakeln, tollen Sprüchen und vielen anderen Dingen.

Wenn es abends zu dunkeln beginnt, müssen Türen und Fenster geschlossen sein, „sonst kömmt de Langswanz in't Hus.“ Stiefel durften in der Zeit nicht geschmiert werden; man mußte sie wichsen. Gebacken werden durfte in dieser Zeit auch nicht. Das Butterfaß durfte nicht außer Hause gebracht werden. Das Spinnrad durfte nicht über die Straße getragen werden, d. h., es mußte schon im alten Jahr in der Spinnstube gestanden haben, und Haspel und Rad mußten zu Neujahr abgewickelt sein.

Man gruselte sich von Hexenbännern und voraussagte kommende Sterbefälle, die man aus bestimmten Anzeichen deutete. „Wer in der Zeit Wäsche aufhängt, muß im nächsten Jahr das Sterbetuch aufhängen.“ Katzen nahmen in diesen Wochen Hexenverkleidung an. In Mardorf ging unter Lichtmeß ein Schneider, aus einer Spinnstube kommend, nach Hause und geriet in eine „Katzenherde“. Er schlug mit seinem Krückstock heftig um sich und traf ein Tier an der Hinterpfote. Das Tier rannte jaulend davon. Am nächsten Morgen fand er seine Nachbarin mit einem zerschlagenen Bein im Bett! Wahrscheinlich war zu dieser Zeit schon der „Moorgeist“ schuld, den man in der Spinnstube ausgeschenkt hatte.

Auch Wetterregeln wurden auf diese Zeit bezogen: „Wenn es an den heiligen Drei Königen friert, so friert es vierzig Nächte.“ Oder „In' Januar mutt Knacken, wenn't in Sommer schall god sacken.“ – „Danzet inn Januar de Mücken, denn mutt de Bur na den Futter kikken“, und als letztes „Wat de Januar nich will, dat kümmt sicher inn April.“

Beim Spinnen, Kosen, Schluckdrinken und Bodderkokeneeten wurde dann auch das Orakel befragt, wovon nur eines erwähnt sein soll, bei dem ein Schlüssel, dessen Bartstiel offen sein mußte, eine Rolle spielte. Der Schlüssel und ebenso das Gesangbuch oder die Bibel, die dabei benutzt wurden, mußten ererbt sein, sonst ging die Geschichte nicht. Der Schlüssel wurde in das Buch gelegt, das Buch zugebunden, und dann ließ man beides pendeln. Aus der Richtung oder der Stellung, in die sich das Buch mit dem Schlüssel drehten, wurde die Antwort des Orakels auf die Frage, die man ihm gestellt hatte, gedeutet.

Die Frage nach dem Zukünftigen oder der Zukünftigen spielte natürlich auch eine große Rolle in der Spinnstube. Man warf einen Pantoffel mit dem Fuß über die linke Schulter und stellte die Frage:

„Pantüffel seg mi an,
Krieg ek dit Johr nen Mann?“

Zeigte die Pantoffelspitze nach außen, so war die Frage mit Ja beantwortet.

Besondere Pflege galt dem Gesang, und so konnte es nicht ausbleiben, daß nicht nur das alte Volkslied in den Spinnstuben erklang, sondern auch ortsgebundene Spinnstubenlieder der Nachwelt erhalten blieben. Carl Wilhelm Mardorf überlieferte solch ein Lied aus der Gegend von Fallingbostel:

„Guden dach, guden dach Wilhelmineken!
Wat heb ik die denn dahn?
Ik schall jo ne annere nehm'n
De noch vael rieker is . . .
Wat frag ik na de Rieken,
Wat frag ik na vael Geld,
Ik free'e minesglieken,
En Deern, de mi gefällt.“

Im alten Kaiserlichen Heer wurden um die Zeit zwischen Dreikönigstag und Lichtmeß sogenannte Kugelbriefe verteilt oder untereinander gehandelt. Diese Briefe hießen auch Himmelsbriefe. Sie wurden von abergläubischen Soldaten im Soldbuch getragen. Noch im letzten Krieg habe ich bei Gefallenen solche Briefe mit einer Widmung von der Mutter oder Frau des Verstorbenen gefunden. Diese Briefe hatten aber angeblich nur ihre Wirkung, wenn sie vor Lichtmeß an die Empfänger kamen.

„Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, so wahr Christus am Ölberge stille stand, so soll alles Geschütz stille stehen“, lautete ein Spruch dazu.

Wer diesen Brief bei sich trug, dem sollte nichts schaden und treffen. Wer vor Geschütz oder Waffen stand, den sollte Gott erhalten vor des Feindes Geschütz. Diebe oder Mörder sollten ihm keinen Schaden tun. Pistolen und Gewehre sollten vor ihm „stille stehen“; alles Sicht- und Unsichtbare, was auf ihn loshält, sollte durch den Befehl des Engels Michaels, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes weichen.

Wahrscheinlich hatten die zahllosen Gefallenen und Verwundeten der Kriege alle ungültige Kugelbriefe bei sich, die erst nach Lichtmeß ausgestellt waren, aber von wem?

Dr. Werner Hübner

Zusammengestellt von Jürgen Heckmann

burg und Diepholz.

die Position suchen wir keinen Anfän- auch keinen durchschnittlichen Rei- len, sondern einen Außendienst-Mitar- er, der sich durch ungewöhnliche Lei- gen und optimale Einsatzbereitschaft zeichnet.

prechende Erfahrungen wären von eil, sind aber keine Bedingung.

Mitarbeiter erhält einen Firmenwagen, der auch privat genutzt werden kann, dazu ein gutes Gehalt, attraktive Provisionen und Prämien sowie beispielhafte soziale Leistungen.
Bitte senden Sie Ihre Bewerbungsunterlagen an die untenstehende Adresse, oder rufen Sie unseren Gebietsverkaufsleiter Herrn Wacker, Telefon (05131) 6322, am Sonnabend in der Zeit von 10 bis 16 Uhr an. Wir werden Ihnen dann einen Bewerbungsbogen zuschicken.



MAIZENA

MAIZENA GESELLSCHAFT MBH
Personalabteilung Angestellte
Knorrstraße 1 · 7100 Heilbronn

Dräger

Monteure

für zentrale Gasversorgungsanlagen

Dräger macht Ihnen ein interessantes Angebot.

Profitieren Sie von den Möglichkeiten, beruflich mit Dräger vorwärtszukommen! Mit allen Sicherheiten eines 5.400 Mitarbeiter großen Unternehmens: von der Wohnraumbeschaffung bis zur betrieblichen Altersrente. Die sozialen Leistungen von Dräger gelten als besonders mitarbeiterfreundlich.

Überzeugen Sie uns mit Ihrem Können.

Für unsere Niederlassungen Hannover und Stuttgart suchen wir zum nächstmöglichen Termin Monteure für zentrale Gasversorgungsanlagen in Labor und Krankenhaus. Gesucht werden Monteure mit einer Ausbildung als Klempner, Kupferschmied, Rohrschlosser, Rohrleger o. ä. mit Baustellenerfahrung. Aber auch Berufsanfänger haben eine Chance.
Können Sie Ihren Wohnort in einen der o.g. Orte verlegen? Haben Sie Freude an Reisetätigkeit? Lieben Sie die Herausforderung wechselnder Arbeitssituationen? Können Sie selbständig arbeiten? Dann kommen Sie zu Dräger!

Nutzen Sie Ihre Entwicklungs-Chancen.

Wir bieten Ihnen einen zukunftssicheren Arbeitsplatz mit leistungsorientiertem Gehalt und überzeugenden Sozialleistungen. Nach intensiver Einarbeitungszeit sind Sie eigenverantwortlich zuständig für die fachgerechte Installation von Anlagen zur Versorgung von Patienten. Wir bieten Ihnen einen Dauerarbeitsplatz als Fachmonteur im Krankenhaus-Versorgungswesen. Umzugskosten werden von uns übernommen.

Sind Sie interessiert? Dann rufen Sie uns an.
Oder senden Sie uns Ihre Bewerbungsunterlagen unter Hinweis auf den gewünschten Einsatzort:
Drägerwerk AG, Moislinger Allee 53–55,
2400 Lübeck 1, Telefon 04 51/8 82 33 57 (Herr Kudsk).

**Dräger.
Technik für das Leben.**

Pflegekraft
Nachtwache sowie eine
hen- oder Stationshilfe
ucht.
n- und Pflegeheim
dhaus Linsburg
1 Linsburg Nr. 60
efon (05027) 233

BERLIN
Hausmeisterehepaar
für unseren gepflegten City-Gebäudekomplex zum 1. April 1987 oder früher gesucht.
Gute Bedingungen. 2-Zim.-Vollkomf.-Dienstwohnung. Handwerker bevorzugt.
Bitte richten Sie Ihre schriftliche Bewerbung an
Grundstücksgesellschaft Grunewald GmbH
Kurfürstenstraße 114, 1000 Berlin 30

720186

In den April schicken

Erst seit Mitte des 18. Jahrhunderts besteht in Deutschland die Sitte, am 1. April durch Scherzlügen andere zu foppen. Der „Aprilnarr" heißt in England „april fool" (= Geck), in Schottland „april-gouk" (= Gauch, Dummkopf, armer Betrogener). Kinder werden mit einem Geldstück in die Apotheke geschickt, um dafür Mückenfett zu holen oder ein Schächtelchen gedörrten Schnee, Buckelblau, ein Fläschchen Enten- oder Gänsemilch, Apothekerschweiß, Haumiblau („Hau mich blau"), Ibidum („Ich bin dumm").

Der Brauch scheint aus Frankreich zu uns gekommen zu sein; der Ursprung ist bisher nicht aufgeklärt worden. Es wird erzählt, der Kaiser habe zur Regelung des deutschen Münzwesens mehrmals nach Augsburg einen Reichstag einberufen und ihn nach vielen Verschiebungen endlich auf den 1. April 1530 festgesetzt, worauf Spekulanten diesen Termin zu finanziellen Operationen benutzten. Als aber der verheißene Münztag trotzdem ausfiel, wurden die getäuschten Spekulanten ausgelacht. Sie hatten sich in den April schicken lassen ...

Einen merkwürdigen Aprilscherz soll sich der Kurfürst von Köln geleistet haben, der bei einem Aufenthalt in Valenciennes ankündigen ließ, er werde am 1. April predigen. Die Kirche war überfüllt, und als der Kurfürst die Kanzel bestiegen hatte, begrüßte er seine Zuhörer, bekreuzigte sich und rief mit Donnerstimme: „Poisson d'avril" (Aprilfisch), worauf er sich lachend entfernte, während Jagdhörner einen Heidenlärm vollführten.

Schließlich sucht man eine Erklärung des Narrentages in Indien, wo seit uralter Zeit am 31. März das Huli-Fest gefeiert wird. Auch dort werden allerhand Aufträge erteilt, die den davon Betroffenen zum „Huli-Narren" machen.

Selecta 14 2.4.1979

Fröher in'n April: Törfsteken

Gedanken to'n Thema Energiekrise

720187

Bolle is et wär sowiet. Dat Slagwort Energiekrise – sowat gav et fröher nich. In April gung et los. An enen schönen Söndagmorgen würen de ersten Roern (Ruten) Törf verkofft. Mit den groten Roernstock wurd alles genau utemeten, affesteken und Pöle inneslagen. Mensch, wat was dat förn herrlichen Söndag. De Finken fleitken alles wat se wußten.

Dora und Witten Fritz föern sülms mit na dat utmeten, denn wüssen sei ok glieks, ob se ne gode Ecke erwischet harn. Enen lütken Buddel hern se jo ok in ne Tasken, und wenn allens sine Richtigkeit har, denn so wurd ok olliken enen drunken. Tofräen kämen se middags wer no Hus. De Brennvörrat för den nächsten Winter harn se sicher.

Dat Schlimmste allerdings, dat kam noch. De Törf möß noch steken wern, un dat was 'n heinen Arbeit. Dormit wurd aver täubet bet Maidag. Et schöll warm und dröge wäsen. Gliegs in den ersten Maidogen gung dat aber los. Nu was al alles schön grön, und dat Fröhjohr könnst richtig ruken.

Dora seggt: „Lat uns man Mondag gligs anfangen, wer wet, wat gegens middeweken dat Wer maket." No jo, nu gung et int Geschirr. Söndagabend wurd erstmal eine 10-l-Me!kkanne full swaten Kaffee koket. Ne, ik glöve et was blos Mukefuk. Denn möß noch en groten Pott mit Melk koken weern, und wehe, wenn dat annebrennt was!

Un düsse devesken Klütken, denn brennen doch so lichte an. Schinken, Mettwost, Brot und Boddern kämen ok mit und ok wer de Slukbuddel. Vör allen Dingen – un dat was ganz wichtig – dröften de Törfspaen (Torfspaten) nicht vergeten wern. Dorvon mößten enige mit. Un scharp mößten de wesen. Dags vörher mößten de Kinner stünnenlang den olen Sliepsten dreihen. Dat was den Deuve sin Arbeit, un wenn man sick dorvör drükken könne, denn har man richtig Glücke hat.

Bi sesse lang Mondagmorgen was Perd und Wagen un Nabers Hanrich un Fritz mit Rad upen Moere. Ett wurd sik nich lange besunnen; gliegs gung et ümme. Twei Mann affplaggen und den indelen und twei Mann inne Kulen. Klocke Söben stund de Sünne al so hoch, man fäng al an to sweten. Dat erste Fell wurd affetagen. Halwig negen wurd fröhstücket. So richtig avern Dumen.

Lange reßen gav et nich, denn et mößte wat schaffet wirn. Middags was de Schüber – dat is de Mann oder ok Froe, de den Törf mit de Schufkarn wegschuben und to Ringeln upstapeln mößte – ja de was middags al ganz keputt.

Aver na enigen Dagen oder Weken hat he sick doran gewöhnt und stöhnte nich mehr. Nachts können se god liggen, denn se hern sick jo so richtig quälet dagsaver.

Dre bet ver Dage denn so hern se för enen den Törf rute. Nu gung dat nächste Weke för Nabers Hannrich drei Dage los. Na ungefähr ver Wäken was et schaffet, und Probleme mit Öl, Gas oder gar Kernenergie, an sowat dachte man fröher nicht. Was düt nich ok ne herrliche Tied?

M.K.

720188

April – Ostermond

Die Tageslänge erreicht nochmals einen Zwei-Stunden-Zuwachs

Der vierte Monat unseres Kalenders, welchem schon Julius Cäsar seinen Platz in der Monatsreihe zuwies, stand im altdeutschen Kalender als „Ostermond" oder „Ostermonat" verzeichnet. Dieser Name ist dadurch gerechtfertigt, daß das bewegliche Osterfest fast immer in diesen Monat fällt.

Die Tage erreichen in diesem zweiten Monat der ersten Jahreszeit noch einmal einen starken Längenzuwachs, der nur neun Minuten hinter dem des Vormonats zurückbleibt. Der 30. April ist fast zwei Stunden länger als der 1. April und sogar sieben Stunden und siebzehn Minuten länger als der kürzeste Tag des Jahres zu Beginn der dritten Dezember-Dekade (Winteranfang).

Der lange und schneereiche Winter bewirkt eine fast vierwöchige Verzögerung der Frühjahrsbestellung und macht den April wieder zum „Monat des Feldbaues". Das Sommergetreide kommt durchweg vier Wochen später als gewöhnlich in den Boden. Auch die Hackfrüchte, Rüben und Kartoffeln werden einige Wochen später ausgepflanzt als im Durchschnitt der Jahre. Das gleiche gilt von der Düngung der Winterung und des Grünlandes, die vielerorts erst in der letzten März-Dekade und in der ersten April-Woche erfolgen kann.

Der nasse Boden hat auch den Weideauftrieb stark verzögert. Im Gartenbau steht bald alles im Zeichen der Aussaaten. Die Spargelbeete müssen angehäufelt und die Obstbäume gespritzt werden.

Viele Bauernregeln

Die Bauernregeln, welche dem April gewidmet sind, sind originell und beziehungsreich. Die bekanntesten Sprüche lauten: „Aprilregen bringt stets nur Segen" / „April schön und rein, verdirbt gewöhnlich den Mai" / „Je früher im April der Schlehdorn blüht, desto früher der Schnitter zur Ernte zieht" / „Der April treibt sein Spiel! Treibt er's toll, wird die Tenne recht voll" / „Wenn der April Spektakel macht, gibt's Heu und Korn in voller Pracht".

Einzelnen Apriltagen, welche Gedächtnistage von Heiligen sind, hat der Volksmund eigentümliche Sprüche zugelegt. Erinnert werden soll hier an folgende Sprüche: „Ist Ambrosius (4.) schön und rein, wird Sankt Florian (4. Mai) wilder sein" / „Auf Tiburti (14.) sollen alle Felder grünen" / „Ist Georgi (23.) warm und schön, wird man noch rauhes Wetter sehn" / „An Markus (25.) Sonnenschein, verheißt viel guten Wein".

Zum alten Brauchtum gehört der Aprilscherz, der schon im Mittelalter in aller Munde war und der auch heute noch sehr aktuell ist. Nicht unerwähnt bleiben soll in diesem Zusammenhang, daß auch viele Gazetten in Deutschland dem Aprilscherz geistreich huldigen – zum Vergnügen der Leser.

Erinnerungstage

Viele Erinnerungstage des Monats April haben eine hervorragende geschichtliche Bedeutung: Am 1. April 1806 annektierte der König von Preußen das Kurfürstentum Hannover, welches seit 1714 durch eine Personalunion mit England verbunden war. Diese Einverleibung war ein Vorspiel der Franzosenzeit, die in unserer Heimat etliche Monate später begann. Am gleichen Tage des Jahres 1815 wurde Otto von Bismarck, der Schöpfer des zweiten deutschen Kaiserreiches, geboren. Am 2. April 1798 erblickte der Dichter des Deutschlandliedes, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, das Licht der Welt.

Am 3. April 1769 wurde der bekannte geistliche Liederdichter Gerhard Tersteegen geboren. Der 4. April 1823 ist der Geburtstag des berühmten deutschen Erfinders und Unternehmers Werner von Siemens. Am 5. April 1929 – also vor nunmehr fünfzig Jahren – starb der bekannte deutsche Erfinder und Unternehmer Carl Benz. Der 6. April 1528 ist der Todestag des weltberühmten deutschen Künstlers Albrecht Dürer.

Der Theologe und Begründer der Inneren Mission, Johann Hinrich Wichern, der am 21. April 1808 geboren wurde, starb am 7. April 1881. Am 8. April 1586 starb der Theologe Martin Chemnitz, der durch seine Schriften dem Protestantismus in Deutschland stark Vorschub leistete. Am 9. April 1888 starb in Hannover der Theologe und Publizist Konrad Karnaedas Münkel, der Altpfarrer von Oiste und populäre Erweckungsprediger unserer engeren Heimat.

Am 10. April 1579 – also vor nunmehr vierhundert Jahren – wurde der Welfenherzog August der Jüngere geboren. Am 14. April 1759 starb der weltberühmte deutsche Komponist Georg Friedrich Händel. Am 15. April 1832 wurde der berühmte deutsche Maler-Poet Wilhelm Busch in Wiedensahl geboren.

Am 19. April 1759 erblickte der Theater-Direktor und Schriftsteller August Wilhelm Iffland das Licht der Welt. Am 20. April 1558 starb der Theologe und Luther-Schüler Johann Bugenhagen. Am gleichen Tage des Jahres 1840 starb der hannoversche General Graf von Alten, der Widersacher Napoleons und Freund Gerhard von Scharnhorsts.

Am 21. April 1488 wurde der Humanist Ulrich von Hutten geboren. Der 22. April 1724 ist der Geburtstag des weltberühmten deutschen Philosophen Immanuel Kant. Am gleichen Tage des Jahres 1819 wurde der Dichter Friedrich von Bodenstedt geboren. Am 24. April des vorgenannten Jahres (1819) erblickte der bekannte niederdeutsche Dichter Klaus Groth in Heide/Holstein das Licht der Welt.

720189

Der Welfenherzog Wilhelm von Braunschweig wurde am 25. April 1806 geboren. Am 28. April erblickte der Theologe Johann Samuel Büttner das Licht der Welt. Am 30. April 1864 – zwei Jahre vor dem Ende des Königreiches Hannover – starb der berühmte hannoversche Baumeister Georg Ludwig Laves. Am gleichen Tage des Jahres 1929 – also vor nunmehr fünfzig Jahren – starb in Eisenach der einst populäre Schriftsteller Friedrich Lienhard.

Erinnert werden soll hier schließlich auch an die Gründung der Technischen Universität Berlin vor genau hundert Jahren, am 1. April 1879. – Der 10. April dieses Jahres ist der hundertfünfzigste Geburtstag des weltberühmten Philanthropen William Booth, des Begründers der Heilsarmee. Booth, der in Nottingham/England geboren wurde, starb hochbetagt im Jahre 1912 in London. Und noch ein Tag im April soll hier in Erinnerung gebracht werden: Am 15. April 1729 – also vor nunmehr 250 Jahren – wurde die Matthäus-Passion von Johann Sebastian Bach uraufgeführt.

Kurt Asendorf

„Der schöne Mai ist kommen . . .“

Vom Maien und Maienbrauchtum

Schon im deutschen Liedgut ist der Mai der Monat, der mit den meisten und schönsten Volksweisen und Kunstliedern bedacht wurde; denn als naturhafteste Feier im Ringe des Jahreslaufs gehört ja außer den beiden Sonnenwenden Weihenachten (Julfest), Vorfrühling (Fasenachten), Frühling (Ostern) als schönstes der Feste ohne Zweifel.

Das einst von vielen deutschbewußten Gemeinschaften wie den Turnern Jahns, den Sängern, Schützen, dem ursprünglichen Wandervogel und den Alpenvereinen ganz im Sinne germanisch-deutscher Art begangen wurde. Der Mai, auch Maien genannt, soll uns ja den Höhepunkt aller zu erwartenden Frühlingspracht bescheren: Blütenfülle, Baumgrün, blumenprangende Wiesen, und alles das überstrahlt vom warmen, glanzvollen Maiensonnenschein.

Doch oft sieht der Mai ganz anders aus als ein „Wonnemonat“. Nach dieser vollkommen mißverstandenen Bezeichnung denkt man hierbei unwillkürlich an die „wonnevollen“ Naturgenüsse, die man vom Mai erwartet. Karl, der große Frankenkaiser, der den fünften Jahresmonat „Wunnimanoth“ oder „Winnemanoth“ nannte, legte hier vielmehr das althochdeutsche „wunja“ zugrunde, das „Wiese oder Weide“ bedeutete; so daß der Mai eigentlich der „Wiesen- oder Weidemonat“ ist, das heißt der Monat, in dem die Wiesen wieder in jungem Grün prangen und zur Weide reif sind.

Das Maienfest

Obwohl im Mai die Natur fein und lieblich ist, wurde uns Deutschen schon seit der Christianisierung mit den drei „Eisheiligen“ oder „Gestrengen Herren“ die Rache und Strafe Jehovas angedroht . . . Um die Zeit des 11., 12. und 13. Mai fürchten sie die Bauern, Gärtner und Siedler gleichermaßen, weil es nochmals schneien oder frieren kann. Gut, mag es eine Naturerscheinung sein, aber was haben die drei Heiligen mit Schnee und Eis zu tun?

Der 14jährige Pankratius wurde 304 (?) in Rom enthauptet, Servatius starb als Bischof von Tongern (Belgien) 380 in Mastricht und Bonifatius (eigentlich Winfried), der angelsächsische Benediktinermönch und „Apostel der Deutschen“, der die Donareiche bei Fritzlar fällte, wurde 754 von den ergrimmten Friesen erschlagen. Also, was sollen die drei christlichen Glaubensboten bei unseren nordischen Vorfahren? Nennen wir doch diese Zeitmerke des endgültig entkräfteten Winters, wenn es schon drei (!) sein müssen, die „drei sterbenden Eisriesen“!

Sind nicht die mächtigen Eisberge, Gletscher, Eishöhlen und die vereisten Wasserfälle Werke, die von Riesenhand geschaffen sein könnten? Und ist nicht der endgültige Sieg des Frühlings uns seit jeher im Bilde eines Kampfes mit Eisriesen erschienen? „Die drei sterbenden Eisriesen“, das klingt doch wie Muttersprache und weckt uraltes Erbgut, wie der Begriff von Großem und Gewaltigem steht es da als Abschluß der für unsere Breiten so bedeutsamen Winterumwälzung.

Unsere Altvorderen stellten sich ja die Naturerscheinungen in menschlicher Gestalt vor, so auch die Maienzeit: Freyr sollte nach den ersten neun Nächten Gerda im Maienhain erwarten. Diese Maienhaine lagen meist auf waldumhegten Walburgen, und so „walperten“ unsere Ahnen in der Walpurgisnacht zur Walpurgis, der Walküre, der „Kampfglänzenden“, um sie und ihren Verlobten, um die Hochzeit des Götterpaares zu feiern. Walburgis wurde zur Führerin und Hüterin des Tanzes rund um die Mitte aller Dinge:

Im Urteil der christlichen Sendboten waren diese „Götter“ natürlich „der Teufel und sein Heer“ und die nächtlichen Gelage „sündhafter Unflat“. Nachdem sie zum üblichen Mittel der Verketzerung gegriffen hatten und die Walpurgisfeiern bei Feuer und Schwert verboten waren, waren es nur noch die „Hexen“, die in der Walpurgisnacht auf Besen oder Ofengabeln — auch das sind umgefälschte germanische Heilszeichen — oder auf Böcken — das sind leibhaftige Unholde — nach dem Brocken oder nach anderen Götterbergen ritten, um mit dem Teufel und seinen Gesellen in schamlosester Weise zu buhlen.

Der „Hexentanzplan“ im Harz, die „Tanzbuche“ unter dem Gipfel des Inselberges und die vielen „Hexenberge“ erinnern ja heute noch an die verfemte „Walpurgisnacht“, die uns doch auch Goethe in seinem „Faust“ so anschaulich vor Augen stellt. Eine aus England gebürtige Äbtissin des Klosters Heidenheim bei Eichstätt tat sich in dieser Verlästerung besonders hervor und mag viele „Heiden“ unter Bedrohung mit dem ewigen höllischen Feuer vor der Fahrt zur Walburg zurückgehalten haben. Zum Dank dafür bekam sie den kirchlichen Ehrennamen „Walpurgis“ und wurde vom Papst heilig gesprochen. Sie soll die Tochter des englischen Königs Richard gewesen und um 780 gestorben sein.

Wahrscheinlich sollen die drei Ähren in der Hand sie als Hüterin der Flur an Stell der verdrängten Freya und der Ölkrug al Wundertäterin gegen Krankheit und Hexenzauber kennzeichnen. Dann würde e sich schließlich nur um eine Namensänderung mit unserer Freya in christlicher Verbrämung handeln. Tatsächlich ist die Walpurgisnacht in mancherlei Brauch und Glauben auch heute noch geheiligt. Ein gegabelter Haselzweig, in der Nacht geschnitten, ist ja die Wünschelrute. De Form nach geht sie auf die Gabelrune zurück und ist das Urbild der Gabel, auf de die Hexen reiten. Der Hexenbesen verweis auf die Manrune.

Ein seltsamer Spott liegt darin, daß au: gerechnet die den alten Göttern geweihte Pflanzen vor Hexenspuk schützen solle: Man braucht sich nur mit einem Kran: aus dem Tausendgüldenkraut Balders ve: sehen und auf einen Kreuzweg stellen, u: unversehrt die Hexen auf Besen, Gabel und Böcken dahinreiten zu sehen. Ei Kreuz, mit Kohle an die Tür gezeichne wehrt allen bösen Zauber ab. Dieses Kreu geht aber, unbeschadet es die Kirche für sich in Anspruch nimmt, auf Donars Hammer zurück. So ergibt sich der seltsame Widerspruch, daß man sich — allerdings unbewußt — derselben Gottheit anvertraut, gegen die man sich zu schützen vermeint. Es ist dies ein Zeichen von der unverwüstlichen Lebenskraft uralter Bräuche unseres Volkes.

Nachdem die Walpurgisfeiern von der Kirche in Acht und Bann getan worden waren, rettete das Volk manche der liebgewordenen Bräuche, in dem es sie auf andere Maientage wie Himmelfahrt und Pfingsten übertrug, an der die Kirche der Ausgießung des Heiligen Geistes gedenkt und feiert, von der Gorch Fock in „Sterne überm Meer“ sagt: „. . . wer denkt schon an Simon, Petrus und seine Brüder, wenn der Buchfink singt, der Kuckuck ruft und die Apfelbäume mit Blüten bedeckt sind?“

Einer heiligen Dreifaltigkeit unseres Urväterglaubens gab man nur einen christlichen Anstrich. Indessen eiferte die Geistlichkeit auch gegen die Veranstaltungen in dieser Form. So verfügte die angelsächsische Synode im Jahre 747: „Die Litaneien an den drei Tagen vor der Himmelfahrt Christi mit Fasten und Meßopfern zu begehen, aber ohne viel Nebendinge, wie sie oft geschähen, zum Beispiel Spiele, Pferderennen, Mahlzeiten.“ Doch es war vergeblich, diese Nebendinge sind für das Volk die Hauptsache geblieben.

Das herrschende Sternbild des Maien ist der „Stier“ als Sonnenkreisrune, die wie die Stierhörner nach aufwärts weisend gezeichnet wird. Der Stier ist verkörperte Kraft. Bis gegen Ende des Monats herrscht der Stier, dann muß er den „Zwillingen“ weichen, muß „sterben“, und damit dürfte auch das alte, zu dieser Zeit übliche Stieropfer zusammenhängen, welches bei uns in der Schmückung und Schlachtung des „Pfingstochsen“ weiterlebt.

Hochzeit ist's Hohe Maien!

Denken wir zurück an den Mittwinter. Kurze Lichttage, lange, dunkle Nächte, dämmrige Wochen scheinbaren Erstorbenseins der Natur, das in Wahrheit nur ein Schlummern, ein Ruhen ist, werden abgelöst von der sich immer mehr regenden, grünenden und blühenden Natur, denn die Frühlingsgöttin Ostara ging über die Fluren, sich mit Balder, dem Sonnengott, vereinigend, Gefäß werdend eines neuen, reinen Werdens in Licht und Freude.

Das Fest der Göttin Maja (woher der Mai seinen Namen hat) wurde nach alter Überlieferung bei allen indogermanischen Völkern gefeiert. Der Urname Maja ist im Indischen: Urmutter, Allseele, später — etwa 500 Jahre vor Christi — die Mutter Buddhas als die „mächtige Mutter“, der Hermes ist ein Sohn des Zeus und der Maja, des Römers Faumus Gattin hieß Maja, für Mädchen sagte man Maid und Magd im Altdeutschen und im Holländischen: Matje.

720190

720191

Wie der Tannenbaum zu Weihenachten, die Weidenkätzchen zu Ostern, so gehört die Birke zum Maienfest. Ihr Saft quillt und drängt im Frühjahr so stark, daß der nordische Mensch darauf kam, ihn als Getränk zu vergären; als „Maitrank“ oder „Schwedenwein“ noch heute teilweise bekannt.

Er diente zur Erhöhung der Festlichkeit, führte, als heiliges Rauschmittel genossen, zur Weihung der Festteilnehmer und zur Einswerdung mit der Götterfreude der „Hohen Maien“.

Nach altem Brauch pflanzte einst der Bursche „die Maie“ vor der Tür seiner Liebsten; nahm sie den Baum an, dann bestand Hoffnung auf Hochzeit.

„Ich geh' ein' Mai zu hauen,
hin durch das grüne Gras,
schenk' meinem Buhl die Treue,
die mir die Liebste was.
Und bitt', daß sie mag kommen,
all vor dem Fenster stahn,
empfang'n den Mai mit Blumen,
er ist gar wohlgetan.

„Die Maie“ bleibt dann vor dem Hause der jungen Eheleute stehen, bis Kindersegen eintritt, worauf sie nachts heimlich entfernt wird.

Der ungetreuen, unkeuschen Maid wird hingegen Häcksel gestreut oder ein abgenutzter Besen als „Schandmaie“ ans Haus gestellt oder genagelt.

So ist auch das innige Liedchen vor etwa 150 Jahren von Friedrich Richter „Drauß' ist alles so prächtig und es ist mir so wohl“ entstanden, das so recht die Sehnsucht des weibeinholenden Burschen schildert und ihn zum Schluß singen läßt:

„. . . alle Blümel verblühen und der Mai ist bald vorbei. Doch dafür wird er einziehen in zwei Herzen so treu!“

HANNSWOLF STRÖBEL

Hohe Maien – Brauchtum und Mensch

Entstehung und Sinn des Maifestes

Das alttestamentliche Vorbild des Pfingstfestes ist der Tag der Gesetzgebung am Berge Sinai, und da im Morgenland um diese Zeit die Ernte schon beendet ist, so galt es auch als das eigentliche Erntedankfest und wurde als solches gefeiert. Die Juden, die mit dem Passah-Fest (Ostern) ihr Erntefest begonnen hatten, beendeten es nach 50 Tagen mit dem Ernteopferfest. Diese Zählung 7 x 7 + 1 nach Ostern bewirkte bei uns, daß auch „Pfingsten" (griech.: „pentekostä", d. h. der „Fünfzigste"; heute noch frz.: „Pentecôte") ein bewegliches Fest wurde. So kommt es, daß die Hohe Maien manchmal bis kurz vor die Sommer-Sonnenwende zu liegen kommt.

Der Samen bringt die Frucht

Das alte deutsche Maifest begann aber am 1. Mai, das ist 50 Tage vor der Sommer-Sonnenwende, und zwar wie alle deutschen Feste mit dem Feuer in der Vornacht. An manchen Orten werden heute noch in der Nacht zum 1. Mai Feuer abgebrannt. Statt Fackeln werden alte Besen in Flammen gesetzt und geschwungen. Aus der „Walpurgisnacht" ist später dann der „Hexensabbath" gemacht worden. — Ein schauerliches Denkmal des vom Christentum aufgebrachten und genährten Hexenwahns. In dieser Nacht vor dem 1. Mai begann auch das Mai-Einsingen und -Eintanzen sowie das Maibaumsetzen.

Es ist bei uns die Jahreszeit, in der die heilige Kraft des Alls sich endlich von vollem Maße wieder über die Erde ergossen hatte, um die ganze Natur zu erfüllen. Diese Wachstumskraft beobachteten und erlebten unsere Ahnen in Ehrfurcht. Als Bauern wußten sie, daß sie zwar den Boden bearbeiten konnten, daß das Samenkorn nun aber keimte, wuchs und Frucht brachte, lag nicht mehr in ihrer Macht. Das bewirkte der Heilige Geist der Gotteskraft, der zur Zeit der Hohen Maien besonders spürbar und sichtbar wurde.

Das Christentum knüpfte an die Erfüllung der Natur mit dem Heiligen Geist der göttlichen Wachstumskraft an und setzte dazu in Parallele die Ausgießung des „Heiligen Geistes" der christlichen Dreieinigkeit über die Apostel, die durch ihn gestärkt werden sollten, „damit sie unerschrocken das heilige Evangelium in der ganzen Welt verkünden möchten".

Wir halten es da lieber mit Gorch Fock, der so erfrischend in „Sterne überm Meer" schreibt:

„Pfingsten ist ein durchaus heidnisches Fest, eine Frühlingsfeier, die gar nichts mit dem Christentum zu tun hat. Die ‚Ausgießung des Heiligen Geistes' ist nichts als Verlegenheit: wer denkt an Simon Petrus und seine Brüder, wenn der Buchfink singt, der Kuckuck ruft und die Apfelbäume mit Blüten bedeckt sind."

Was das bei unseren Ahnen für eine Festzeit gewesen sein mag, können wir nur vermuten: sicher nicht nur ein Tag, sondern längere Zeit, denn zu Wettkämpfen und Spielen braucht man mehr Zeit. Noch im Mittelalter haben wir die Turniere und das „Maifeld", die Heerschau, die Brunnen- und Waldfahrten. Wie festlich der ganze Monat Mai war, können wir daraus entnehmen, daß die katholische Kirche unter Übernahme der alten Bräuche heute noch durch den ganzen Wonnemonat allabendlich „Maiandachten" abhält.

Tänze und Lieder

Zu Hohen Maien gehört seit jeher das Tanzspiel. Es ist entstanden aus den Weihespielen an den großen Festen zu Ehren der Gottheit bei unseren Vorfahren. Meist war dieses Spiel ein Gleichnis von Leben und Tod. Dieser kommt in Gestalt eines Fährmannes, der seinem Nachen entsteigt und sich zu den Menschen gesellt. Er wendet sich an die junge Braut und spricht zu ihr, sie sei ihm verfallen. Sie wehrt sich und bietet im Ersatz. Sie bietet ihm den Vater. Er aber sagt, er dürfe nicht für die Tochter eintreten, denn er erhalte den Hof für die Sippe. Der Tod geht weiter zur Mutter, sie muß aber am Leben bleiben für die kleinen Kinder. Der Tod fordert nun den Bruder. Doch dieser muß das Schwert führen, er kann nicht für die Schwester sein Leben geben. Da kehrt der Knochenmann beim Verlobten ein. Der Bräutigam stellt sich dem Tod. Er opfert sich für die Geliebte. Da läßt der Tod ab von seinem Verlangen, denn er sieht, hier ist die Art noch echt, das Lebensgefüge in Ordnung. Und alle treten zum Schluß auf und tanzen den Lebensreigen, über den der Tod keine Gewalt mehr hat (Otto Schmidt: „Der Schiffmann").

Zu Pfingsten tragen die Kinder Blumenkränze im Haar, singen und spielen, so zum Beispiel das Kinderlied: „Ziehet durch, ziehet durch, durch die goldne Brücke". Mädchen und Buben geben sich die Hände und bewegen sich im Kreis. Das vorderste Paar schwenkt ein und hält die Hände hoch zur Brücke, unter der die anderen durchmarschieren. Diese drehen sich um und bilden so wiederum die Brücke, bis alle durch sind. Dieses Spiel geht nach H. W. Hammerbacher auf einen alten Reigen zu Ehren der Gottheiten der himmlischen Hochzeit zurück.

Brauchtum und Volksglaube

Viele Blumen gibt es, die im Volksmund als Pfingstblumen bezeichnet werden, den Vorrang unter allen muß man aber der Pfingstrose (Paeonia) lassen. Sie gehört auch zu jenen Wunderblumen, mit denen man alle Schätze erringen kann. Man hat viel darüber hin- und hergestritten, welche die eigentliche Farbe dieser Blume sei. Die einen meinen, sie sei weiß, die andern heißen sie blau und wieder andere rot. Es geht von ihr die Sage, der Specht hacke jedem die Augen aus, der sie auszugraben versuche. Nicht genug weiß man von ihren Heilkräften zu erzählen. Sie soll gegen die entsetzlichsten Leiden der Menschheit Rat schaffen, und „weil sie mit gar soviel Tugenden begabt ist", hat man sie auch gesegnete Rose oder Benediktenkraut getauft.

Man meint sonst noch, die Pflanze ließe sich nur bei Nacht graben, so wie das Farnkraut. Übrigens kann man sie da ebensogut sehen wie am Tag, denn sie verbreitet, heißt es, einen lichten Schein, wie man das nur bei wenigen auserlesenen Kräutern wahrnehmen kann. Damit steht wohl die Sage im Zusammenhang, daß die Pfingstrose vom mildleuchtenden Mond aus auf die Erde herabgefallen sein soll.

Unter den Schwertblumen gibt es auch eine goldige Pfingstlilie (Iris Pseudacorus). Sie trägt an sich die Farben des Regenbogens, dem sie entfallen sein soll, wie die Pfingstrose dem Mond; trägt doch in Bayern heute noch der Regenbogen den schönen Namen „Himmelblüh". Mit der Pfingstlilie hat man in Holland die sogenannte Pfingstbraut geschmückt. Das war ein Mädchen, das man ganz in Blumen hüllte, so daß es wie ein großer Blumenstrauß aussah, und es so aufgeputzt umherführte.

Brauchtum und Volksweisheit

Strafe und Ehrung gibt es zu Pfingsten für Jungen und Mädel. Den braven Jungfrauen, die man auszeichnen will, steckt man frisches Birkenreis vor die Türe, während man die andern dadurch verhöhnt, daß man ihnen heimlich einen Zweig der Eberesche hinlegt. Der bayerische Dorfhirt, der das Jahr über von den übermütigen Dirnen viel zu leiden hat, zahlt es ihnen zu Pfingsten mit doppelter Münze heim. Er hängt all ihren Kühen zur Schande den sogenannten Pfingstkranz um, der aus allerlei Blumen gewunden wird, Kalmus und Schwertblatt spielen dabei eine wichtige Rolle. In verschiedenen Gegenden Bayerns führte man auch den Wasservogel herum, und daran reihte sich der Spaß, daß man den faulsten Knecht erst ganz in Laub hüllte, dann aufs hohe Roß setzte und schließlich feierlich ins Wasser warf.

Seit alters her wurde Brauch und Weistum überliefert und hat sich, teils überdeckt, erhalten bis in unsere Tage. Tief in den Herzen der Menschen lebt Sitte und Mythos weiter. Pflegen wir unser deutsches Brauchtum in Ehren.

MICHAEL DAMBÖCK

720192

Mai – Wonnemonat – Weidemonat

Flora und Fauna kommen jetzt zur schönsten Entfaltung / Zeitlicher Zugewinn von 92 Minuten

Der fünfte Monat des Jahres und der dritte der ersten Jahreszeit ist dem Gedächtnis der altrömischen Naturgöttin Maja alias Majesta, der Gemahlin Vulkans, geweiht, die später mit der griechischen Göttin Maia, der Mutter des Hermes, identifiziert wurde.

Im altdeutschen Kalender stand dieser lieblichste Frühlingsmonat als „Wonnemonat", „Rosenmonat" und „Weidemonat" verzeichnet. Flora und Fauna kommen jetzt wieder zur prächtigsten Entfaltung. Die Tage erhalten einen Zugewinn von 92 Minuten: der 31. Mai ist acht Stunden und 49 Minuten länger als der kürzeste Tag des Jahres (Winteranfang).

Der Mai ist der Monat des Weideaustriebs der Milchkühe. Im Vordergrund der Feldarbeit stehen jetzt die Unkrautbekämpfung und die Kopfdüngung. Auch im Gartenbau herrscht jetzt große Betriebsamkeit. Nach den sogenannten Eisheiligen: Mamertus (11.), Pankratius (12.) und Servatius (13.) werden Bohnen, Gurken und Kürbis gepflanzt. Auch Tomaten, Sellerie und Kohlgewächse werden jetzt ausgepflanzt.

Die Bauernregeln, welche dem Mai gewidmet sind, sind besonders zahlreich und vorbedeutungsvoll. Die bekanntesten Wettersprüche lauten: Ein rechter Mai fürwahr ist der Schlüssel zum ganzen Jahr. – Mai, kühl und naß, füllt dem Bauern Scheun' und Faß. – Wenn am 1. Mai der Reif liegt offen, ist auf ein gutes Jahr zu hoffen. – Mamertus, Pankratius und Servatius bringen oft Kälte und Verdruß. – Wenn am Pankratiustag es schön, wirst du im Herbst viel Sonne sehn.

In diesem Jahr hat der Mai vier Sonntage, einen politischen Feiertag und einen kirchlichen Festtag. Die vier Sonntage (Jubilate, Kantate, Rogate und Exaudi) sind die letzten Wegbereiter des Pfingstfestes. Der politische oder staatliche Feiertag ist der sogenannte Tag der Arbeit am 1. Mai. Der kirchliche Festtag am 24. Mai ist dem Gedächtnis Christi Himmelfahrt geweiht. Der Muttertag fällt in diesem Jahre auf den Sonntag Kantate.

Viele Gedenktage

Die Gedenk- und Erinnerungstage im Mai sind bedeutenden Persönlichkeiten und großen geschichtlichen Ereignissen gewidmet. Am 1. Mai 1769 wurde der Herzog von Wellington, der Sieger von Waterloo, geboren. Am gleichen Tage des Jahres 1873 starb der berühmte Afrika-Forscher und Missionar David Livingstone. Am 2. Mai 1519 endete das Leben des Universalkünstlers Leonardo da Vinci.

Am 5. Mai 1808 erblickte der Theologe und Begründer der Hermannsburger Mission, Ludwig Harms, das Licht der Welt. Am 6. Mai 1869 wurde in Hannover das Stephansstift gegründet. Der 6. Mai 973 ist der Todestag des Kaisers Otto der Große. Am 8. Mai 1707 starb der Komponist Dietrich Buxtehude. Am 9. Mai 1760 starb der Theologe Nikolaus Ludwig Graf von Zinzendorf, der am 26. Mai 1700 geboren wurde. Zinzendorf ist der Begründer der Brüdergemeinde (Herrnhut). Am gleichen Tage des Jahres 1849 wurde der Dichter Friedrich Freudenthal in Fallingbostel geboren.

Am 11. Mai 1621 starb der Theologe und Erbauungsschriftsteller Johann Arnd in Celle. Am 12. Mai 1671 wurde der geistliche Liederdichter Erdmann Neumeister geboren. Am 14. Mai 1584 starb der Welfenherzog Erich II. von Calenberg. Am 16. Mai 1788 wurde der berühmte Dichter Friedrich Rückert geboren. Am gleichen Tage des Jahres 1862 starb in Hildesheim der Schulmann und Agronom Konrad Michelsen, der Begründer einer Landwirtschaftsschule, die heute seinen Namen trägt.

Am 17. Mai 1800 wurde der Bildhauer Ernst von Bandel in Ansbach geboren. Der Künstler war der Schöpfer des Hermannsdenkmals bei Detmold, das vier Jahre nach der Reichsgründung eingeweiht wurde. Am 18. Mai 1828 wurde der bekannte hannoversche Diplomat und Schriftsteller Ludwig von Ompteda in Hoya/Weser geboren.

Am 24. Mai 1562 starb der geistliche Liederdichter und Theologe Nikolaus Selneccer. Am 25. Mai 1778 wurde der populäre Erweckungsprediger Klaus Harms geboren. Am 27. Mai 1819 wurde der letzte König von Hannover, der blinde Monarch Georg V., in London geboren. Der 30. Mai 1640 ist der Todestag des berühmten Malers Peter Paul Rubens.

Am 31. Mai 1680 starb der Theologe und bekannte Liederdichter Joachim Neander, der auch in Bremen wirkte. Am gleichen Tage des Jahres 1750 wurde der preußische Staatskanzler Karl August Fürst von Hardenberg geboren. Dieser Kanzler führte die Reformen des Freiherrn vom Stein fort, beschränkte das Recht des Adels und setzte Gewerbe und Religion in Freiheit.

Der Monat Mai 1979 gibt ferner Veranlassung, des zweihundertsten Geburtstages der russischen Zarin Katharina II. zu gedenken, die am 2. Mai 1779 in Stettin geboren wurde. Erinnert sei hier auch an den 75. Todestag des Malers Franz von Lenbach am 6. Mai. Der bekannte Hamburger Kunstmeister Gottfried Semper starb vor hundert Jahren, am 15. Mai 1879, in Rom.

Vor dreißig Jahren, am 23. Mai 1949, trat das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland in Kraft. Erinnert sei hier schließlich auch noch an die großen geschichtlichen Ereignisse vor nunmehr fünfzig, hundert, zweihundert, dreihundert, vierhundert, fünfhundert und tausend Jahren:

Vor fünfzig Jahren trat der deutsche Finanzminister Hilferding zurück. Die deutsche Reichskasse hatte damals ein Defizit von 1,7 Milliarden Mark. Das deutsche Luftschiff „Graf Zeppelin" umflog mit Hugo Eckener die Erde. Der Turbinendampfer „Bremen" gewann das Blaue Band für die schnellste Überquerung des Atlantiks. Der Tonfilm löste den Stummfilm ab.

Vor nunmehr hundert Jahren schlossen Deutschland und Österreich den Zweibund. In Leipzig wurde das Reichsgericht gegründet. Werner von Siemens baute die erste elektrische Lokomotive. Dostojewski veröffentlichte sein Hauptwerk „Die Brüder Karamasow".

Vor zweihundert Jahren bereiste Goethe zum zweiten Male die Schweiz und Lessing schrieb sein berühmtes Werk „Nathan der Weise". In London wurde damals die erste Kinderklinik eröffnet.

Vor dreihundert Jahren, im Mai 1679, besetzte Frankreich Teile von Elsaß-Lothringen. In Hamburg wurde das erste Kaffeehaus eröffnet. Vor vierhundert Jahren, im Mai 1579, wurde in Würzburg das erste neuzeitliche Krankenhaus, das Juliusspital, erbaut. In München wurden eine Staatsbibliothek, ein Antiquarium, eine Kunstkammer und ein Münzkabinett eingerichtet.

Vor nunmehr fünfhundert Jahren, im Mai 1479, erhielt Nürnberg ein reformiertes Stadtrecht, in Kopenhagen wurde eine Universität gegründet und Brüssel wurde Hauptstadt der Wandteppich-Herstellung. Vor tausend Jahren schließlich, im Mai 979, schützte Kaiser Otto II. Lothringen vor dem Zugriff der Franzosen, und in Venedig wurde der Grundstein der Markuskirche gelegt. Kurt Asendorf

720193

720194

Wonnemonat – Rosenmonat – Weidemonat

Der Mai in Natur, Geschichte und Sprache / Von Kurt Asendorf

Das Pflanzen- und Tierleben entfaltet sich jetzt in Fülle – Die Tage sind Mitte Mai acht Stunden länger als um die Weihnachtszeit – Die Mitteltemperatur steigt hierzulande auf 12 Grad Celsius an – Bei der Feldarbeit steht die Saatenpflege und Unkrautbekämpfung jetzt im Vordergrund – Die Milchkühe werden ausgetrieben – Zahlreiche Bauernregeln mit großer Vorbedeutung – Uraltes Brauchtum wird noch gepflegt – Viele Gedenktage – Der Mai in Natur, Geschichte und Sprache –

Der lieblichste Monat des Jahres, der im altrömischen Kalender an dritter Stelle stand und der vor 2100 Jahren an die fünfte Stelle gesetzt wurde, war ursprünglich der römischen Naturgöttin Maja (Majesta), der Gemahlin des Vulkan, geweiht. „Maja" stand im Bunde mit „Fauna", „Bona Dea" und „Ops" und repräsentierte den klassischen Gruß: „Vivat, crescat, floreat!" Später wurde diese „Segenspenderin" der Natur mit der griechischen Göttin Maia, der ältesten Tochter des Atlas und der Pleione identifiziert. Diese Göttin war die Geliebte des Zeus und gebar in einer Höhle des Berges Kyllene den Hermes (Merkur), den Gott des Handels (und der Diebe). Die Verbindung Maja-Maia-Zeus hatte zur Folge, daß die Monatsweihe auf Jupiter (Iupitter Maius) überging.

Die alten Himmelskundler versetzten die holde Maia mit ihren Schwestern in das glänzende Sternbild der Plejaden, wo sie noch heute funkelt. Am ersten Tage ihres Monats brachten die Römer dieser großen Segenspenderin ein Schwein als Opfergabe dar. Im altdeutschen Kalender stand der Mai unter den signifikanten Namen: „Wonnemonat", „Rosenmonat" und „Weidemonat" verzeichnet. Diese Benennung war trefflich, denn im letzten Monat der ersten Jahreszeit (Frühling), tritt die Vegetation in den schönsten Flor.

Das Tier- und Pflanzenleben entfaltet sich im Mai in prächtigster Fülle. Die mittlere Temperatur steigt hierzulande auf 12 Grad plus an. Die Tage werden im Mai 92 Minuten länger und der letzte Maitag ist bereits 8 Stunden und 48 Minuten länger als der kürzeste Tag des Jahres (Wintersanfang). Die Sonne tritt zu Beginn der dritten Monats-Dekade aus dem Sternbild des Stiers in das der Zwillinge. Der kleine, sonnennächste Planet Merkur verliert jetzt seine Sichtbarkeit. Die Venus tritt immer stärker in Erscheinung. Der Mars kulminiert um Mitternacht und tritt in Opposition zur Sonne. Er ist während der ganzen Nacht sichtbar. Der Jupiter tritt in der Morgenfrühe im Südosten in Erscheinung. Der erdferne Planet Saturn steht bei Sonnenuntergang hoch im Meridian und reduziert seine Sichtbarkeit auf etwa drei Stunden.

Der Mai in der Landwirtschaft

In landwirtschaftlicher Beziehung erfordert der Mai viel Regsamkeit! Im Vordergrund der Feldarbeit stehen jetzt Saatenpflege und Unkrautbekämpfung. Beides hat in den letzten Jahrzehnten große Fortschritte gemacht. Hacken, Jäten, Striegeln und Eggen werden nur noch selten praktiziert. Chemische Vorgänge haben mechanische ersetzt. Das Sommergetreide, das in diesem Jahre durchweg einen guten Eindruck macht, und die Hackfrüchte erhalten jetzt „Kopfdünger". Die Stickstoffgaben müssen sorgfältig abgewogen werden, um Lagergetreide zu verhindern.

In der Viehhaltung tritt ein großer Wandel ein. Die Milchkühe werden jetzt ausgetrieben. Ein Stichtag dieses Weideauftriebs ist seit altersher der sogenannte Alte Maitag (12.). Im Gartenbau werden ab Mitte Mai Bohnen, Gurken, Kürbis, Sellerie, Tomaten und die diversen Kohlgewächse gepflanzt. Ein alter Bauernspruch lautet in dieser Beziehung „Pflanzest du mich im Mai, dann komm' ich gleich! Pflanzest du mich im April, dann komm' ich wann ich will!" Für den Getreide- und Obstbau bringt der Mai manche Gefahren durch plötzliche Kälteeinbrüche um die Mitte des Monats. Die sogenannten Gestrengen Herren oder Eisheiligen (Eismänner) regieren zwar nicht lange, aber sie können dennoch großen Schaden anrichten.

In Norddeutschland fallen die Tage der „Eisheiligen" auf den 11., 12. und 13. Mai. Für diese drei Tage stehen die bekannten Namen der Heiligen: Mamertus, Pankratius und Servatius. Die alten Bauernregeln, die dem Mai gewidmet sind, übertreffen in der Anzahl fast alle anderen Monate (bis auf Juni). Die bekanntesten Sprüche lauten: Mai kühl und naß, füllt dem Bauern Scheun' und Faß. – Mai mäßig feucht und kühl, steckt dem Juni ein warmes Ziel. – Übermäßig warmer Mai will, daß der Juni voll Nässe sei. – Ein Bienenschwarm im Mai ist wert ein Fuder Heu. – Zum ersten Mai muß sich ein Rabe, zu Johanni (24.) ein Knabe im Korn (Roggen) verstecken können. – Wenn am ersten Mai Reif liegt offen, ist auf ein gutes Jahr zu hoffen. – Mamertus, Pankratius und Servatius (11., 12., 13.) bringt oft Kälte und Verdruß. – Wenn am Pankratiustag (12.) es schön, wirst du im Herbst viel Sonne sehn. – Servatius (13.) muß vorüber sein, willst du vor Nachtfrost sicher sein. –

Hier sei angemerkt, daß der Kälterückfall Mitte Mai, der fast alljährlich eintritt, verursacht wird von der ersten Frühlingssonne im Polargebiet. Dort werden die Eismassen in Bewegung gesetzt und nach Süden abgetrieben. Es kommt zu einer heftigen Luftströmung, die kalte Winde in unsere Heimat trägt. Für den 25. und 31. Mai hat der Volksmund Wettersprüche geprägt, die hierzulande weniger bekannt sind als in Süddeutschland. Wir zitieren: Sankt Urban (25.) hell und rein, segnet dir die Fässer ein. – Ist es klar an Petronell' (31.) meßt den Flachs ihr mit der Ell'. – In den Marschgebieten unserer Heimat wurde einst gerne der Spruch zitiert: „Regen im Mai –viel Klee und Heu!"

720195

Der Mai in der Sprache

Natur und Geschichte prägten Begriffe / Von Kurt Asendorf

Kein anderer Monat hat so viele Begriffe geprägt und ist so oft besungen und bedichtet worden wie der Mai! Altbekannt ist das „Maifest", das mit der heidnischen Zeremonie des „Todaustragend" verbunden ist. Sehr populär ist noch heute das Pflanzen des „Maibaums", des alten Fruchtbarkeitssymbols. Diese Sitte ist in unserer Heimat seit Jahrhunderten mit dem Pfingstfest verknüpft. Ein sehr altes Brauchtum ist das sogenannte „Mailehen" oder die „Maibrautschaft". Diese Sitte wird schon von Herodot, dem „Vater der Geschichte", erwähnt. Der Inhalt dieser Sitte ist eine Art Auktion, die in der Walpurgisnacht von den jungen Leuten veranstaltet wird. Mit Gesang und Peitschenknall zieht die Jugend auf eine dörfliche Anhöhe, wo die jungen Mädchen an die Meistbietenden versteigert werden. Im Mittelpunkt dieser Zeremonie steht der Spruch: „Heute zum Lehen, über's Jahr zur Ehe!" Der Erlös wird beim anschließenden Maifest verjubelt. Herodot preist diesen Brauch als die „schönste Heiratssitte". Zu dem ältesten Brauchtum im Mai gehört ferner das „Maibad". Dieses Baden im Maientau der Wiesen war ebenso wie das „Maientrinken" der heiligen Walpurgis geweiht. Der sogenannte „Maitrank" spendete Liebes-Kraft und Jugendschönheit. Viele Tier- und Pflanzennamen hat der Mai geprägt. „Maispecht" nennt man einen kleinen Singvogel (Kleiber) aus der Familie der Meisen. Die „Maiforelle" ist eine Seeforelle. „Maigänschen", „Maiblecken", „Mairenke" (Schiedling, Seelauge) und die „Maipiere" gehören zur Ordnung der Karpfenfische (Pfrille). Der „Maikäfer" (Melolontha) aus der Familie der Blatthornkäfer, fliegt im Mai und richtet bisweilen großen Schaden in der Baumlandschaft an. Der „Maiwurm" oder Ölkäfer stammt aus der Familie der Blasenkäfer und lieferte einst ein Mittel gegen die Tollwut. Das „Maiglöckchen" und die „Maililie" gehören zur Gruppe der Cavallaria. Die „Mairose" ist eine Zimtrose. Der „Maiglöckchenbaum" ist ein Halesia-Gewächs. Der „Maiapfel" ist ein Fußblatt (Podophyllum), „Maifliegen" sind Eintagsfliegen.

Eine große geschichtliche und politische Bedeutung hat die „Maifeier". Dieser Weltfeiertag der Arbeit fand erstmals im Jahre 1890 statt und zielte darauf ab, den sogenannten Achtstundentag in Rechtsgeltung zu bringen. Die ersten „Maifeiern" zeitigten blutige Zusammenstöße. Das Wort „Maifeld" hat zweifache Bedeutung. In der Geschichte bezeichnet das Wort die königliche Heerschau im Mai, die ursprünglich im März stattfand. Das sogenannte Märzfeld wurde von den Merowingern begründet. In der Natur ist „Maifeld" das begrünte Vorland (Groden) der Seedeiche, welches von den gewöhnlichen Springfluten nicht überschwemmt wird. („Außenberme"). In der Geschichte kennt man ferner die „Maigesetze", die während des Kulturkampfes im Mai 1873, 1874 und 1875 erlassen wurden, um die Bismarcksche Kirchenpolitik zu Lasten der Katholiken durchzusetzen. Als „Maiaufstand" bezeichnet man die revolutionären Bewegungen, welche im Mai 1849 in Dresden, in der Pfalz und in Baden ausbrachen. Diese Bewegungen zielten darauf ab, die neue Reichsverfassung, die von dem Frankfurter Parlament beschlossen worden war, in Kraft zu setzen. Der Maiaufstand wurde militärisch niedergeschlagen. Als „Maiandacht" bezeichnet man in der katholischen Kirche die im Mai gehaltenen täglichen Marienandachten, die im Mittelalter auch in unserer Heimat stattfanden und die sehr populär waren. In der Poesie spielt der Mai ebenfalls eine große Rolle! Vor hundert Jahren dichtete Theodor Storm: „Wär ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe – wie flog es vorbei!"

Der Maibaum im Wandel der Zeit

Jeder Baum im Mai ist ein Maienbaum. Der im Garten und Wald ist mit jungem Laub geschmückt. Die vor dem Rathaus oder vor Bürgerhäusern sind meist junge Birken. Früher war es (Un-)Sitte, die Stämme zu entasten und den „Maienbaum" mit ständischen oder beruflichen Emblemen zu schmücken. Nur der Gipfel behielt seinen grünen Spitzentrieb. Neue Äste wurden dem Maibaum wie eine Leiter angelegt, auf deren Sprossen die Sinnbilder und Figuren standen. Besonders in Süddeutschland und in Österreich kann man noch solche Maibäume finden.

Als Frühlingssymbol ist der Maibaum jedermann verständlich. Er bedeutet Wachstum, grüne, laubige Verjüngung des Lebens. Bei den Maibäumen der Dorfgemeinden – meist auf dem Dorfplatz – standen auf den Sprossen zu beiden Seiten des Stammes ausgesägte oder auch geschnitzte bildliche Darstellungen aus dem ländlichen Leben: Kirche, Schulhaus, Wirtshaus, Arbeitsgeräte, Fahnen, Wappen, Windrädchen, auch Lokomotiven, Schlepper, später sogar Autos, Tiere aus dem Stall und von der Weide und an der Spitze Tanzpaare. Mit Sonne oder Mond war Tag und Nacht, Arbeitszeit und Schlafenszeit gemeint.

In manchen Gegenden mußten die Maibäume für die Dorfplätze aus dem Wald eines Nachbardorfes gestohlen werden. Das war eine Art Heldentat und Mutprobe. Dann wurden die Maibäume von jungen Burschen bewacht, auch in der Nacht, denn die Burschen aus dem Nachbardorf kamen, um den Baum zurückzuholen oder umzuwerfen. Am 1. Mai war dann Tanz um den Maibaum. Natürlich wurde auch „Maibier" ausgeschenkt. Der „Maibock" der heutigen Brauereien erinnert daran.

In den romanischen Ländern ist der Maibaum gleichsam in die Kirche eingezogen. Sie wird mit grünen Zweigen geschmückt oder ein Maibaum steht vor dem Portal.

Auch offizielle Anlässe boten Gelegenheit einen Maibaum aufzupflanzen. So wurde am 1. Mai des Jahres 1612 die jugendliche Erzherzogin Maria von Österreich in Florenz am Tag ihres Einzugs geehrt: Die höchste Tanne, die im Apennin gewachsen war, stand als Maibaum vor ihrem Palazzo; eine zum Gedenken ihrer heimatlichen Sitte geübte Aufmerksamkeit.

Heutzutage ist die Welt nicht mehr so freudig gestimmt und schmuckbedürftig. Die ungetrübte Maienfreude, wie sie aus alten Bräuchen und Liedern in unsere Zeit herüberklingt – wer weiß noch davon? Mit dem Mai, dem Frühlings- und Liebesmonat und dem Maibaum ist es nicht mehr so wie einst. Unruhe, Gefühlsarmut und intellektuelle Kälte wirken entgegen.

Auch der früher weitverbreitete Brauch, vor das Fenster eines geliebten Mädchens einen Maibaum zu setzen, ist selten geworden. War die Verehrung besonders groß, kam der Maibaum sogar aufs Dach. Einem leichtfertigen oder unbeliebten Mädchen wurde hingegen ein dürrer Baum vor das Fenster gestellt.

Noch mancherlei weitere Beziehungen hatte der Volksglaube zum Monat Mai, von denen heute nur noch wenige bekannt sind. Der erste Maikäfer, den man im Jahre sah, schützte angeblich vor Krankheit, wenn man ihn in einem Leinwandbeutel am Leibe trug. Heute gibt es kaum noch Maikäfer, und an Wunder glaubt man schon gar nicht.

Mairegen galt als gesundheitsfördernd, sollte angeblich groß und kräftig machen, mit Maitau Sommersprossen und Fieber vertreiben. Wenn man barfuß durch den Maitau ging, sollten angeblich alle Unreinigkeiten aus dem Körper verschwinden und sogar krumme Beine gerade werden.

Maitau, schweigend aus den Vertiefungen von Steinen auf dem Friedhof gesammelt, sollte schließlich Warzen und Hautausschlag vertreiben, und mit Maitau, bei Mondschein auf dem Kirchhof die Schläfe benetzen sollte sogar klug machen

HB



Kein Geringerer als Wilhelm Busch hat den Maikäfern in seiner Geschichte von „Max und Moritz" ein unvergängliches Denkmal gesetzt: „Jeder weiß, was so ein Mai-Käfer für ein Vogel sei. In den Bäumen hin und her fliegt und kriecht und krabbelt er." Heutigentags würde es den beiden Buben sehr viel schwerer fallen, den Onkel Fritze mit derlei Krabbeltieren zu ärgern – sie sind nahezu ausgestorben.

Gedächtnis für Sankt Mamertus

Der erste Eisheilige – Schutzpatron der Ammen und der Feuerwehr

Der Sonntag Rogate, der in diesem Jahre auf den 11. Mai fällt, ist der Gedächtnistag des heiligen Mamertus, der als erster der drei Eisheiligen (Mamertus, Pankratius, Servatius) weithin populär geworden ist. Die alten deutschen Bauernregeln haben sein Gedächtnis auch in Norddeutschland wachgehalten.

Als Erzbischof der ostfranzösischen Stadt Vienne wirkte Mamertus tatkräftig und segensreich. Er führte die drei Bitt- und Bußtage vor dem Himmelfahrtsfest ein, die noch heute eine große Bedeutung haben und mit Prozessionen begangen werden.

Seinen Ruhm als Schutzpatron der Feuerwehr begründete Mamertus in der Osternacht des Jahres 469, als er durch seine Gebete im Gotteshause zu Vienne eine gefährliche Feuersbrunst, die die ganze Stadt bedrohte, löschte.

Sein lateinischer Name gibt Kunde von seinem Hauptpatronat: Mamertus ist gleichbedeutend mit der ersten Mütterlichkeit, der nährenden Liebe, die einst die Eigenart der Ammen war.

In einer alten Mamertus-Biographie heißt es: „Mamertus wird dargestellt mit brennendem Licht, weil er wirkte wie ein brennendes Licht inmitten der Dunkelheit der Sünde, so daß es ringsum wieder hell wurde." Der Heilige, der ein Bruder des berühmten Priesterdichters Claudianus Mamertus war, segnete das Zeitliche vor 1500 Jahren.

K. A.

720196

720197

„Maikäfer flieg!" – doch diese Flieger sterben aus

Jugenderinnerung an längst vergangene Frühlingsfreuden / Experten erkannten „Bäcker", „Schornsteinfeger" und „Türken"

Der Mai ist gekommen, die Maikäfer bleiben aus. Sie werden in unserer Heimat immer seltener. Zur Freude der Naturschützer, denn die Maikäfer sind große Schädlinge, die dem jungen Blattgrün beträchtlichen Schaden zufügen und es am weiteren Wachstum hindern. Zum Leidwesen hingegen der Kinder, denen diese hübschen braunweißen Krabbler zur Maienzeit einst viel Freude bereiteten.

Erinnern wir uns daher doch einmal jener Zeit. Nachdem der Frühling die Kinder mit Murmeln, Brummkreisel und Kullerreifen auf die damals noch verkehrsarmen Straßen gelockt hatte, freuten sie sich schon auf die kurzlebige Maikäferzeit und deren Jagd, als sie morgens oder abends mit einem kleinen Pappkarton, der Zigarrenkiste oder zuweilen auch nur mit einer schmalen Streichholzschachtel in der Hand, eifrig auf Maikäferfang ausgingen. Tierliebend hatten sie vorsorglich in ihre „Fangbehälter" kleine Luftlöcher gebohrt, wollten sie doch an den Tierchen recht lange ihre Freude haben.

Es gab da gewisse „Experten", die die erjagten Maikäfer fachmännisch zu klassifizieren wußten: Weibchen mit ihren kurzen Fühlern standen in geringerem Kurs als Männchen. Unter letzteren gab es die „Bäcker", die im Genick weiß angestaubt waren, als hätten sie winzige Mehlsäcke geschleppt, oder die „Schornsteinfeger" mit ihrem rußschwarzen Rückenlatz, und die „Türken" gar, die ein leuchtend rotes Schild hinter dem Kopf hatten. Es entwickelte sich da unter den Kindern ein rechtes „Kungelgeschäft": „Bäcker" gegen „Türken" oder einen „Schornsteinfeger" gegen ein süßes „Beulschen".

Wie glücklich war man doch, wenn man diese braunen Bomber in seinem Karton besaß, denen man es mit Blättern oder Gras „wohnlich" gemacht hatte, und zufrieden horchte man an den Schachteln auf das Gebrabbel und das leise Scharren der Käfer, die sich augenscheinlich darin wohler fühlten, als von den Hennen oder Vögeln gefressen zu werden.

Und das Gekitzel erst, wenn sich die mürrischen Brummer aus warmer Kinderhand befreien wollten! Wie die jungen Käferfänger lachten, wenn sich die schlauen Simulanten einfach tot stellten, worauf die auf dem Rükken liegenden angehaucht wurden, bis sie schließlich vor Wonne strampelten, mit den Flügeln pumpten und im günstigsten Augenblick, hui, hui, auf und davonflogen; frei der Sonne entgegen, während die Kinder ihnen ob so viel Undank enttäuscht nachblickten.

Aber es gab ja einstmals immerhin noch genug der Maikäfer. Man brauchte nur an jene Bäume zu gehen, an denen die alten Maikäfer-Mütter bereits ein künstlerisches Hohlsaummuster in die Blätter gefressen hatten, da fand man dann sicherlich ein neues einträgliches Fangrevier. Birken, Linden und Eichen wurden bevorzugt, während am Fliederbusch nur die dümmsten „Maikäfer-Sonntagsjäger" ihr Glück versuchten.

Ganz gewiegte und zünftige Maikäfer-Nimrods stellten beim Dunkelwerden zuweilen auch Karbidlampen auf, um das braune Wildbret durch das Licht tückisch anzulocken. Kamen die Käfer dann angeschwirrt, so schwangen die Buben ihre ausgezogenen Jacken durch die Luft, um das fliegende Wild herunterzuholen. Dabei sahen sie dann selber aus, wie ungeheure große Nachtfalter, so daß sogar der Mond sich seinen gelben Bukkel voll lachte.

Für die ganz Kleinen, die sich noch nicht, weder an der Nieder- noch an der Groß-Jagd, beteiligen konnten, mußten die Onkels oder Opas auf die Maikäferjagd gehen. Meist aber kamen diese mit leeren Händen, ohne auch nur einen der versprochenen Maikäfer, zu ihren Neffen oder Enkeln zurück. Um die enttäuschten Lieblinge zu trösten, versprachen sie ihnen dann „auf großes Ehrenwort", daß sie am anderen Tag einen schönen, fetten Schokoladen-Maikäfer kaufen würden. Fliegen konnte solch ein Maikäfer nicht, aber schmecken tat er köstlich und war somit ebenfalls eine besondere Freude zur Maikäferzeit.

Gerhardt Seiffert

720198

Juni – einst Brachmonat, jetzt Heumonat

Zu Beginn der dritten Monatsdekade werden die Tage wieder kürzer/Zahlreiche Gedenktage

Der sechste Monat des Jahres und der erste der sommerlichen Jahreszeit, der im altrömischen Kalender an vierter Stelle stand und der der alten römischen Mondgöttin Juno alias Saturnia geweiht war, steht im altdeutschen Kalender unter dem Namen „Brachmonat" verzeichnet. Der aus der mittelalterlichen „Dreifelderwirtschaft" hervorgegangene Name hat erst in unserem Jahrhundert seine eigentliche Bedeutung verloren, denn die Brache ist seit etwa fünfzig Jahren aus der Fruchtfolge verschwunden und die Heuernte ist – im Arbeitspensum – an ihre Stelle getreten.

Aus dem alten Brachmonat ist somit ein neuer Heumonat (und auch Rapsmonat) geworden. Die Tageslänge erreicht jetzt ihr Maximum, das heißt am 21. Juni (Sommeranfang) ist der Tag neun Stunden und neun Minuten länger als der kürzeste Tag des Jahres. Der Längenzuwachs beträgt in den beiden ersten Dekaden des Juni zwanzig Minuten. Die dritte Monatsdekade steht dann wieder im Zeichen der sinkenden Sonne. Vom 21. bis zum 30. Juni mindert sich die Tageslänge um vier Minuten.

Die Wettersprüche, die dem ersten Monat der zweiten Jahreszeit gewidmet sind, übertreffen an Zahl und Vorbedeutung fast alle anderen Monate des Jahres. Die bekanntesten Sprüche lauten: Juni feucht und warm, macht den Bauern nicht arm! – Wenn im Juni Nordwind weht, das Korn zur Ernte trefflich steht. – Brachmonat kalt und naß, leert Scheune, Küch' und Faß. –

In der Landwirtschaft beginnt jetzt die erste Erntezeit des Jahres. Im Mittelpunkt steht die Heuernte. Der erste Grasschnitt beginnt bereits in der ersten Juni-Dekade, zur Zeit der Verdener Domweih. Die Düngemittel haben den Graswuchs erheblich beschleunigt, und die jungen Gräser sind besonders reich an Nährstoffen (Eiweiß). Die modernen Erntemaschinen haben die Heuernte, die früher viele Arbeitskräfte etliche Wochen in Anspruch nahm, auf ein Minimum an Zeit und Aufwand reduziert.

Im Juni ist auch die Zeit der Rapsernte. Der Ölfruchtbau ist in den letzten Jahren fast allerorts stark ausgedehnt worden. Die Hackfrüchte, Kartoffeln und Rüben, erhalten jetzt ihre letzten Stickstoffgaben. In früherer Zeit wurde in unserer Heimat um diese Zeit die Kohlrübe (Steckrübe) in großem Umfang angebaut.

Im Garten beginnt jetzt die Erdbeerernte. Nach Johanni (24. 6.) ist die Spargelernte beendet und die Spargelbeete werden gedüngt und umgegraben. Ende des Monats reifen die Kirschen und schließlich auch die Johannisbeeren und Stachelbeeren sowie die Himbeeren.

Die Zahl der Fest- und Erinnerungstage ist im Juni besonders groß. Erinnerungstage von großer heimatgeschichtlicher Bedeutung sind: Der Todestag des berühmten plattdeutschen Predigers Jacobus Sackmann: am 4. Juni 1718; der Geburtstag des hannoverschen Königs Ernst August: am 5. Juni 1771; der Todestag der hannoverschen Kurfürstin Sophie: am 8. Juni 1714; der Geburtstag des Königreiches Hannover: am 9. Juni 1814; der hundertste Todestag des letzten hannoverschen Königs Georg V.: am 12. Juni; die Kriegserklärung Preußens an Hannover: am 15. Juni 1866; der Todestag der Welfen-Herzogin Elisabeth von Braunschweig: am 19. Juni 1626; der Todestag des Königs Wilhelm IV.: am 20. Juni 1837; der Todestag des berühmten Bremer Wasserbaumeisters Ludwig Franzius: am 23. Juni 1903 (vor nunmehr 75 Jahren); der Todestag des Königs Georg IV.: am 26. Juni 1830; der Tag von Langensalza (Zusammenbruch des Königsreiches Hannover): am 27. Juni 1866; der Todestag des Freiheitshelden Gerhard von Scharnhorst aus Bordenau: am 28. Juni 1813; der Todestag der hannoverschen Königin (Ernst-August-Gemahlin) Friederike: am 29. Juni 1841.

Kurt Asendorf

Juli-Wetter wie vor 90 Jahren

Im Herbst und Winter verdoppelte sich der Roggenpreis

1978

Die alte Siebenschläfer-Regel, welche für dieses Jahr einen verregneten Sommer verheißt, hat sich in der Vergangenheit leider schon allzu oft bestätigt. In unseren heimischen Wetter-Chroniken kann nachgelesen werden, daß der 27. Juni oft ein böses Omen war.

Den Anfang machte das denkwürdige Jahr 1888, das sogenannte Dreikaiserjahr, welches in seinem ersten Witterungsverlauf eine große Ähnlichkeit mit dem Jahr 1978 aufweist. Nach einem sommerlich warmen Mai trat im Juni endloses Regenwetter mit Kälte ein.

Und in einer Wetter-Chronik von 1891 lesen wir: „Im Juli regnete es fast jeden Tag. Erst im September trat schönes Wetter ein. Infolge des nassen Sommers und auch der gänzlichen Mißernte in Rußland stieg das Korn außerordentlich im Preis. Im Herbst und Winter kosteten 25 Kilo Roggen 6,40 Mark". Das bedeutete eine Verdoppelung des Normalpreises und wäre nach heutiger Wertstellung eine Vervierfachung des gegenwärtigen Preises.

K. A.

720199

Einst Brachmonat, jetzt Heumonat

Nun erreichen die Tage ihre maximale Länge

Der sechste Monat unseres Kalenders und der erste der sommerlichen Jahreszeit stand im altdeutschen Kalender als „Brachmonat" verzeichnet. Der Name deutet auf die sogenannte Dreifelderwirtschaft zurück, welche jahrhundertelang praktiziert wurde. Seit einem Menschenalter kennt man die „Brache" nur noch vom Hörensagen, und der alte Brachmonat ist – dank der rationellen Landwirtschaft – längst zum ersten Heumonat geworden. Der eigentliche Heumonat Juli hat seinen Charakter nicht wesentlich verändert.

Die Tage erreichen im Juni – zu Beginn der dritten Dekade – ihre maximale Länge. Der 22. Juni (Sommeranfang) ist neun Stunden und neun Minuten länger als der kürzeste Tag des Jahres zu Beginn der dritten Dezember-Dekade.

Die zahlreichen Bauernregeln, welche dem Juni gewidmet sind, haben eine große Vorbedeutung. Die bekanntesten Sprüche lauten: „Juni feucht und warm, macht den Bauern nicht arm. – Wenn im Juni Nordwind weht, das Korn zur Ernte trefflich steht. – Brachmonat kalt und naß, leert Scheune, Küch' und Faß. – Vor Johanni (24.) bitt' um Regen, nachher kommt er ungelegen. – Junisonne, Juniregen, bringen dem ganzen Jahr viel Segen. – Gibt's im Juni Donnerwetter, wird auch das Getreide fetter. – Stellt der Juni mild sich ein, wird auch mild der Dezember sein."

Zahlreiche Fest- und Gedenktage geben dem diesjährigen Juni ein besonderes Gepräge. Am 3. und 4. Juni ist Pfingsten. Der Trinitatissonntag fällt auf den 10. Juni, und die beiden ersten Sonntage nach Trinitatis auf den 17. bzw. 24. Juni. Am 14. Juni feiert die katholische Kirche das Fronleichnamsfest. Dieser heilige Blutstag („Festum corporis Christi") wurde im Jahre 1264 von Papst Urban IV. eingeführt und im Jahre 1311 von Papst Clemens V. zu einem hohen Festtag der Kirche erhoben. Der Sakramentstag, der der wunderbaren Verwandlung der gesegneten Hostie in den Leib des Welterlösers geweiht ist, ist aus einer Vision der Lütticher Nonne Juliane hervorgegangen.

Das Trinitatisfest, welches in besonderer Weise der Verehrung der heiligen Dreieinigkeit geweiht ist, wurde vor nunmehr neunhundert Jahren zum ersten Male in den Klöstern gefeiert. Papst Johann XXII. erhob es im Jahre 1334 zu einem allgemeinen Kirchenfest. Die Trinität oder Trias ist nach der Lehre der Kirche die Beschaffenheit des göttlichen Wesens, wonach dasselbe – unbeschadet seiner Einheit – drei Personen, nämlich Vater, Sohn und Heiligen Geist, in sich begreift.

Das Pfingstfest, welches als drittes Hochfest des Chritentums am 7. Sonntag nach Ostern zum Gedächtnis der Sendung des Heiligen Geistes und der Gründung der Kirche gefeiert wird, bildet in liturgischer Hinsicht den Abschluß des fünfzigtägigen Osterfestes. Im Judentum ist dieses Fest dem Gedächtnis des Bundesbeschlusses am Sinai geweiht. Im Alten Testament ist es das große Wochen- und Erntedankfest.

Der Juni ist in diesem Jahre reich an Erinnerungstagen: Der 1. Juni ist der 25. Jahrestag des Senders Freies Berlin. Der 12. Juni ist der fünfzigste Geburtstag von Anne Frank, die im März 1945 ihr junges Leben in dem KZ Bergen-Belsen lassen mußte. Am 20. Juni wäre der deutsche Politiker Heinrich von Brentano, der im Jahre 1964 gestorben ist, 75 Jahre alt geworden.

Der 24. Juni ist der 1900. Todestag des berühmten römischen Kaisers Vespasian, der in dem geschichtlich denkwürdigen Jahre 9 (Schlacht im Teutoburger Wald) geboren wurde und der die Dynastie der Flavier (Titus, Domitian) begründete. Vespasian war der Erbauer des Kolosseums. Am 29. Juni jährt sich der Todestag des Historienmalers und Kunsttheoretikers Anton Raphael Mengs zum 200. Male.

Der 1. Juni ist der achtzigste Todestag des plattdeutschen Dichters Klaus Groth. Am 1. Juni 1826 starb der Theologe und Begründer der ersten Kleinkinderschule, Johann Friedrich Oberlin. Am 2. Juni 1842 wurde der Theologe und Publizist Christoph Blumhardt geboren.

Der hannoversche Plattdeutsch-Prediger Jobst Sackmann starb am 4. Juni 1718. Am gleichen Tag vor nunmehr 75 Jahren (1904) starb die Welfen-Prinzessin Mary. Am 5. Juni 1771 wurde der hannoversche König Ernst August (gest. 1851) geboren. Der 7. Juni 1676 ist der Todestag des berühmten Theologen und geistlichen Liederdichters Paul Gerhardt. Am 8. Juni 1714 starb die hannoversche Kurfürstin Sophie.

Am 9. Juni 1814 wurde das Kurfürstentum Hannover ein Königreich für 52 Jahre. Am 10. Juni 1877 starb der Theologe und Fachliterat Tholuk und am gleichen Tage des Jahres 1930 der Theologe Adolf von Harnack. Am 12. Juni 1878 starb in Paris der letzte König von Hannover, Georg V., der seine Ruhestätte in Windsor fand.

Am 13. Juni 1525 ehelichte Martin Luther Käthe von Bora. Am 14. Juni 1683 wurde der erste Indien-Missionar Bartholomäus Ziegenbalg geboren. Am 15. Juni 1866 erklärte Preußen Hannover den Krieg, der das Ende des Welfenreiches herbeiführte. Am 16. Juni 1815 starb der Welfenherzog Friedrich Wilhelm den Heldentod bei Waterloo.

Am 17. Juni 1810 wurde der Dichter Ferdinand von Freiligrath geboren. Dieser Tag ist seit 26 Jahren als „Tag der deutschen Einheit" ein nationaler Gedenktag in der Bundesrepublik. Am 18. Juni 1677 starb der Liederdichter Johann Frank. Seit dem Jahre 1815 steht dieser Tag als „Waterloo-Tag" in Geltung.

Am 19. Juni 1884 starb der berühmte Maler und Illustrator Ludwig Richter. Am 20. Juni 1480 wurde der Kunstmeister und Maler Matthias Grünewald geboren. Am gleichen Tag des Jahres 1837 starb König Wilhelm IV.

Am 24. Juni 1485 wurde der Luther-Freund und Mitreformator Johann Bugenhagen geboren. Und am gleichen Tage des Jahres 1824 erblickte der Theologe Gottlieb Planck das Licht der Welt.

Am 25. Juni 1530 wurde die „Augsburger Konfession" verkündet. Der 26. Juni ist ein denkwürdiger Todestag: Im Jahre 1830 starb der englische und hannoversche König Georg IV., im Jahre 1883 endigte das Leben des Göttinger Gelehrten Christoph Lichtenberg, und im Jahre 1918 segnete der populäre Romanschriftsteller Peter Rosegger das Zeitliche.

Der 27. Juni (Siebenschläfertag) ist im Jahre 1866 als Tag von Langensalza in die Geschichte unserer niedersächsischen Heimat eingegangen. Am 28. Juni 1813 starb in Prag an den Folgen einer Verwundung der berühmte deutsche Heeresreformator General Gerhard von Scharnhorst, der im Jahre 1755 in Bordenau bei Neustadt am Rübenberge geboren wurde und der seine Kindheit im Kreise Nienburg verlebte (Hämelsee, Anderten).

Am 29. Juni 1841 starb die hannoversche Königin Friederike, die Schwester der Preußenkönigin Luise und Mutter des letzten hannoverschen Königs Georg V. – Am gleichen Tage des Jahres 1831 starb der berühmte deutsche Staatsmann und „Bauernbefreier" Freiherr vom und zum Stein. –

Die alte Schutzpatronin des Monats Juni, die Göttin Juno Moneta („Mahnerin"), wurde im alten Rom am ersten Juni hoch gefeiert. Als Ehegöttin geleitete sie die Braut in das Haus des Bräutigams und löste den Brautgürtel. Im Museum des Vatikans ist sie in einer Kolossalstatue dargestellt.

Kurt Asendorf

720200

Seit Jahrhunderten tot – noch immer unvergessen

Seit 1100 Jahren werden Barnabas und Bonifatius verehrt

Es ist merkwürdig, daß der Lebensweg des heiligen Barnabas, dessen Gedächtnis seit nunmehr 1100 Jahren am 11. Juni verehrt wird, weitgehend in Vergessenheit geraten ist. Dies ist umso bedauerlicher, als gerade dieser Heilige, der mit dem Ehrentitel „Apostel" ausgezeichnet ist und der für die Ausbreitung des „Paulinischen Christentums" im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung Überragendes geleistet hat, in der Apostelgeschichte ehrenvolle Erwähnung gefunden hat.

Der Sohn reicher Juden vom Stamme Levi, die auf Zypern das Bürgerrecht erworben hatten, studierte die heiligen Schriften bei dem berühmten Lehrer Gamaliel in Jerusalem, der auch den jungen Saulus aus Tarsus, den späteren Apostel Paulus, unterrichtete.

In der Barnabas-Legende wird über eine Steinigung durch die Juden in Salamis berichtet und über den Märtyrertod unter Kaiser Nero im Jahre 63. Das Grab des Barnabas wurde im Jahre 482 auf Zypern entdeckt.

Der Patron der Böttcher und der Weber wird angerufen zum Schutz gegen Gemütskrankheiten und gegen Hagelschläge. Bei den Hagelfeiern in unserer Heimat, die einst mit vielbesuchten Gottesdiensten verbunden waren, stand das Gedächtnis von Sankt Barnabas im Mittelpunkt der Festlichkeit.

Ebenfalls seit 1100 Jahren wird der Gedächtnistag jenes Heiligen, der in der deutschen Geschichte eine Sonderstellung einnimmt, des heiligen Bonifatius, gefeiert. Vor genau 1310 Jahren in Wessex (England) geboren, begann der Werdegang des „Apostels der Deutschen" in der berühmten englischen Klosterschule Exeter. Der Benediktinermönch Winfried war 30 Jahre alt, als er zum Priester geweiht wurde.

Seine erste Missionsreise führte ihn im Jahre 716 nach Friesland. Diese Unternehmung war allerdings ohne Erfolg. Der Friesenkönig Ratbod hatte gerade die christlichen Franken besiegt. Winfrieds nächste Bekehrungsarbeit in Hessen und Thüringen war jedoch sehr erfolgreich. Er gründete und organisierte neun Bistümer. Papst Gregor III. war des Lobes voll und ernannte ihn im Jahre 731 zum Erzbischof und zum Vikar des deutschen Missionsgebietes.

Im Jahre 744 gründete Bonifatius, der inzwischen von Papst Zacharias (741–752) zum päpstlichen Legaten für das ganze Frankenland ernannt worden war, sein Lieblingskloster Fulda. Mit dem fränkischen Hausmeier Karlmann verband ihn enge Freundschaft. Nach dem Tode Karlmanns salbte er auf Geheiß des Papstes Zacharias den neuen Frankenkönig Pippin, der das Reich vereint hatte. Das war im Jahre 751. Seine letzte Missionsreise führte Bonifatius wieder an den Anfang seiner Aposteltätigkeit zurück. Der Achtzigjährige mit dem „silberweißen Haar" zog im Frühjahr des Jahres 754 von Utrecht aus nach Dokkum, wo ihn das Märtyrerschicksal ereilte.

Die Bluttat von Dokkum erschütterte damals die ganze Christenheit. Bonifatius war mit 52 Gefährten erschlagen worden. In der Überlieferung heißt es: „Er ließ auf freiem Felde am Fluß Burda Zelte aufschlagen und erwartete betend die Neugetauften. Aber statt ihrer stürzte ein Haufen wilder Friesen mit Lanzen und Beilen bewaffnet aus dem Walde hervor und drang in das Lager.

Die Christen wollten sich verteidigen, doch Bonifatius wehrte es ihnen. Mit seinen Geistlichen und den heiligen Reliquien, die er mit sich führte, das Evangelienbuch in der Hand, trat der greise Erzbischof aus seinem Zelte und sprach: Kinder, lasset ab vom Kampf und denkt an das Wort der Schrift, Böses mit Gutem zu vergelten . . . Ergeben in Gottes Willen erwartete er die wütenden Heiden und empfing mit verklärtem Angesichte, das Evangelienbuch über sein Haupt haltend, den Todesstreich."

Der heilige Bonifatius ist der Patron der Bierbrauer und der Schneider.

720201

„Hundstage hell und klar deuten auf ein gutes Jahr"

Der alte Heumonat ist längst zum Kornmonat geworden

Der siebente Monat unseres Kalenders, der mit seinem Namen die Erinnerung an den großen Römer Julius Cäsar wachhält, stand im altdeutschen Kalender unter dem Namen Heumonat verzeichnet. Diese Kennzeichnung hatte bis in unser Jahrhundert ihre volle Berechtigung, denn der Grasschnitt begann hierzulande selten vor dem 1. Juli.

Die intensive Bodennutzung hat den Termin der Heuernte in den letzten fünfzig Jahren jedoch immer weiter vorgerückt, so daß heute nicht mehr der Juli, sondern der alte Brachmonat Juni Heumonat ist. Der Monat Juli ist längst Kornmonat geworden, denn die Ernte der Gerste beginnt oft schon in der ersten Juli-Dekade.

Im altrömischen Kalender stand dieser Monat an fünfter Stelle und hieß demzufolge „Quintilis". Im Jahre 45 vor Christi, ein Jahr vor dem gewaltsamen Tode des römischen Imperators, erhielt dieser Monat seinen heutigen Namen. Cäsar wurde bekanntlich am 12. oder 13. Juli des Jahres 100 vor Christi in Rom geboren.

Im Jahre 46 vor Christi führte dieser große Staatsmann (Feldherr und Schriftsteller) den nach ihm benannten Julianischen Kalender ein, der das bürgerliche Jahr auf durchschnittlich 365 1/4 Tagen fixierte. Ein Jahr später, als Cäsar die letzten Pompejus-Anhänger bei Munda besiegt hatte, wurde ihm zu Ehren der Monat Quintilis in Juli umbenannt. –

Die Tage werden jetzt wieder kürzer. Im Juli verliert die Tageslänge eine Dauer von 76 Minuten, das heißt der 31. Juli ist eine Stunde und 16 Minuten kürzer als der 1. Juli. Trotz dieser Verkürzung ist der Juli hierzulande in der Regel der wärmste Monat des Jahres.

Die alten Wettersprüche, welche dem Monat Juli gewidmet sind, zeichnen sich durch eine große Vorbedeutung aus. Einer der bekanntesten Sprüche lautet: „Hundstage hell und klar, deuten auf ein gutes Jahr, doch wenn Regen sie begleiten, kommen nicht die besten Zeiten". – Hier sei angemerkt, daß die sogenannten Hundstage („Dies caniculares"), die am 23. Juli beginnen und die vier Wochen dauern, nach dem Frühaufgang des Hundsterns (Sirius) benannt sind. Während der Hundstage treten häufig große Hitzewellen auf. Der berühmte griechische Arzt Hippokrates, der Vater der Medizin, brachte die Hundstage („Opora") mit den Gallenkrankheiten in Verbindung. Auch in unseren Heimatchroniken ist vom Gallenfieber die Rede, das häufig während der Hundstage auftrat.

Der Juli steht ganz im Zeichen der Getreideernte, die mit der Gerste beginnt. Der Mähdrusch, der die althergebrachten Arbeitsweisen fast gänzlich verdrängt hat, hat die Erntezeit gewaltig reduziert. Das Arbeitspensum, welches früher die Monate Juli und August völlig ausfüllte und bei schlechter Witterung weit in den September hineinging, kann heute innerhalb weniger Wochen erledigt werden.

In der Regel folgt der Gersten-Ernte die Ernte des Roggens, des Hafers und des Weizens. Bei den Hackfrüchten steht jetzt die Schädlingsbekämpfung im Vordergrund. Auch im Garten ist jetzt Erntezeit. Beerenobst und Steinobst kommen jetzt frisch aus dem Garten. Die Früchte bestimmen weitgehend das Tagewerk der Hausfrau. Der Eisschrank hat allerdings die Konservierungsarbeit ganz wesentlich erleichtert. –

Der Juli, der in diesem Jahre fünf Sonntage hat, ist besonders reich an heimatgeschichtlichen Erinnerungstagen: Am 1. Juli 1646 wurde der Universalgelehrte Leibniz, dessen Wahlheimat die Welfen-Metropole Hannover war, geboren.

Am 12. Juli 1874 starb der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter, der in unserer Heimat zu den populärsten Schriftstellern zählt. Am 13. Juli 1816 wurde der Dichter Gustav Freytag geboren, der hierzulande ebenfalls populär ist.

Am 28. Juli 1803 wurde – im Kampf gegen Napoleon Bonaparte – die Deutsche Legion gegründet, die sich vorzugsweise aus treugesinnten Welfen rekrutierte und zehn Jahre lang siegreich focht. Am selben Tag des Jahres 1750 starb der weltberühmte deutsche Komponist Johann Sebastian Bach.

Kurt Asendorf

/ 720202

JOHANNISTAG

Johannis am 24. Juni ist ein rauschender Sommer-Jubelruf, der laut klingt, bis die Sonnwendfeuer in der Nacht von Berg zu Berg leuchten und brennende Räder funkensprühend zu Tal rollen. Aber Johannis galt auch als Unglückstag: »Zint Jan (St. Johann) wel veezehn Duude (Tote) han, sibbe ze Wasser, sibbe ze Land«, sagte man im Rheinland, und in Ostthüringen galt der Sommersonnwendtag den Toten. Man besuchte die Gräber und schmückte sie mit Kränzen. Ein Gemisch von Freude und Furcht lag über dem Tag, der lichtdurchflutet, aber doch schon voller Ahnung der absteigenden Sonnenbahn war. Im sächsischen Reichenbach warf man früher nach der Sommersonnwende den Maibaum ins Wasser mitsamt einem fröhlichen Tänzer,

720203

der von Stund an Johannes hieß. Denn am Sommersonnwendtag ist der Geburtstag Johannes des Täufers, der ja nach dem Lucas-Evangelium ein halbes Jahr vor Christus geboren wurde, dessen Geburt in die Wintersonnenwende fällt. In Leipzig begingen auch die Protestanten noch lange nach der Reformation das Namensfest des hl. Johannes. In Nordthüringen hing man einen Johanniskranz ans Haus, denn es ging die Legende, in der Nacht gehe St. Johannes durch die Straßen und neige sich vor jedem Haus, das einen Kranz trage.

Im Sudetenland, in Schlesien, im Rheinland, in Süddeutschland aber sammelten die jungen Leute schon am Vorabend von Johannis singend Holzkloben, alte Besen, Werg und Reisig, um am Sonnwendtag, festlich gekleidet, ein gewaltiges Feuer zu entzünden, das weithin leuchten sollte. Johannisfeuer lassen sich in Deutschland seit dem 12. Jahrhundert nachweisen. Im Harz zündete man leere Teerfässer an und schleuderte sie brennend an Ketten in großen Kreisen durch die Luft. Wer unangefochten einen Sprung über das Feuer tat, blieb von Krankheit verschont und konnte auf eine gute Ernte rechnen. Die Liebe sah ihr Orakel im gemeinsamen Sprung über die Glut, die verschränkten Hände durften sich nicht lösen. Mißlang der Sprung, lösten sich die Hände oder sengten die Kleider an, bedeutete es nichts Gutes. Um eine baldige Hochzeit bat das steirische Mädchen:

»Sunnawend, Sunnawend,
daß mich nit's Feuer brennt,
daß ich bald z'heiraten kumm
drum tanz ich um.«

Neun verschiedene »Johannis-Feuerlen« mußte das Mädchen im Sudetenland auf den Anhöhen zählen, sollte sein

720204



Heiratswunsch in Erfüllung gehen. Dagegen hängte die junge Dame in der Harzer Goldenen Aue zum Zeichen der Gewährung oder aber auch der Verweigerung einen Kornblumenkranz mit oder ohne Disteln aus. Dem Feuer vertraute man auch sehr geliebte und verehrte Gegenstände an und sorgte für möglichst starke Rauchentwicklung, damit die Luft von bösen Dämonen frei werde und die Felder unter dem darüberstreichenden Rauch fruchtbar würden. Selbst das Vieh trieb man über die verlöschende Glut, um es vor Unheil und Seuchen zu bewahren. Während die Sonnwendfeuer glühten, erloschen im Sudetenland alle häuslichen Flammen. Selbst der Schmied mußte sein Feuer ausgehen lassen. Nicht überall loderte es auf Hügeln und Feldern. In Clausthal und Zellerfeld feierte man den Sonnenzenit und Johannis ganz ohne Flammen. Jedes Haus der Bergarbeiter aber war mit einem Johannisbaum geschmückt, einer Fichte mit rotbemalten Eiern, Blumen

720205

und allerlei zierlichem Schnickschnack daran. Nachmittags trugen die Kinder diese Bäumchen singend durch die Straßen. Die ältere Jugend vergnügte sich abends mit Spiel und Tanz im flackernden Schein von Lampions und Grubenlichtern. Der Bursch durfte sein Mädchen unter dem erleuchteten Johannisbaum küssen, es duftete nach Schmalzgreben und Bratwürsten, der Bierkrug machte die Runde, und endlich gab es allerhand grob-fröhlichen Mummenschanz, der dem Harzer Johannistag früher den Namen Harz-Karneval eingetragen hat.

War das Johannisfeuer glück- und segenspendend, so war das Johanniswasser nicht weniger wirksam. Ein Bad am Johannistag hatte neunfache Heilkraft. Johannismorgen-Tau befreite von Sommersprossen. Petrarca erzählt, er habe im Jahre 1330 an einem Johannisabend am Kölner Rheinufer viele Frauen gesehen, die Kräuterschmuck trugen und bei Sonnenuntergang, Sprüche murmelnd, ihre Arme ins Wasser tauchten. Auf seine Frage hätten ihm die Frauen geantwortet, das sei ein uralter Brauch, durch den alles Elend des ganzen Jahres weggespült werde und alles nach Wunsch gelinge.

Wahrscheinlich haben diese Kölner Frauen des 14. Jahrhunderts Johanniskraut-Schmuck getragen. Hypericum perforatum spielte in der Heilkunde vieler Völker eine große Rolle. Auch Paracelsus von Hohenheim erkannte in der Perforate das Signum, »Phantasmata« auszutreiben. Darum sollte man es stets bei sich tragen. Dem Volksglauben galt es als erprobtes Mittel gegen ansteckende Krankheiten, Blitzschlag, aber auch zur Bereitung von allerlei Liebeszauber. Im Egerland setzte man sich an den Tisch, um Johannis zu Ehren Hulasträubla, in Schmalz gebackene Holunderblüten, zu essen.

GAUTSCHEN

720206

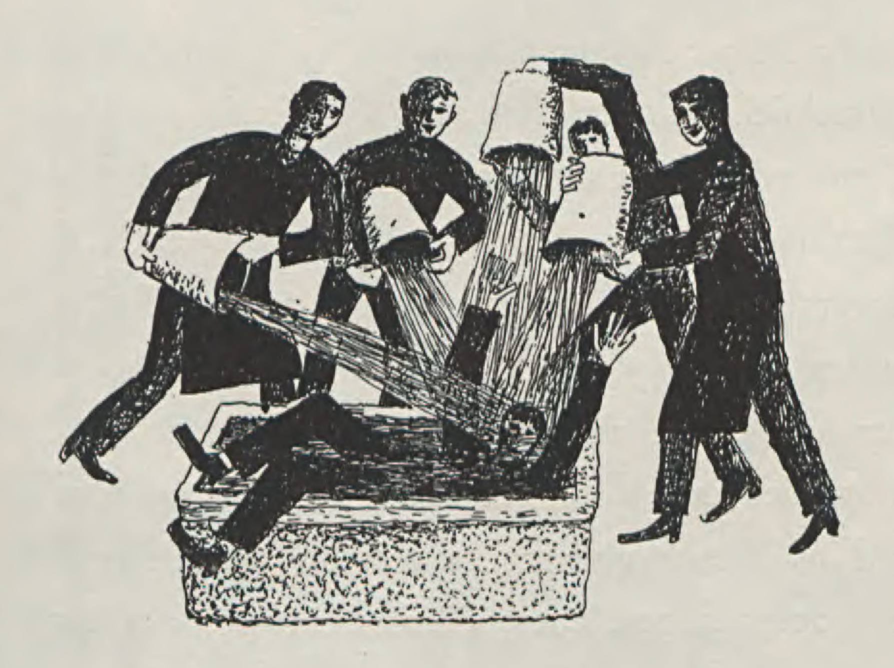
Johannistag ist auch der Ehrentag der Jünger Gutenbergs, »weil die beyden lobwürdigen Erfinder und Anfänger beyderseits mit diesem Namen begabet gewesen, und der eine Johannes Guttenberg, und der andere Johannes Faust geheißen . . .«, wie eine kleine Buchdrucker-Schrift aus dem Jahre 1640 bekundet.

Am Johannistag werden die Lehrlinge freigesprochen und müssen anschließend seit dem frühen 19. Jahrhundert das »Gautschen« erdulden. Es erging ihnen wie ihrem Werkzeug, dem Papier: Aus der Bütte geschöpft, auf das Gautschbrett gelegt und endlich ausgepreßt. Zwei Packer ergriffen den »Täufling«, legten ihn auf einen Korrigierstuhl, der fein säuberlich mit nassen Schwämmen ausgelegt war oder setzten ihn auch ganz einfach mit dem Hinterteil ins Wasser und schüttelten ihn anschließend, daß die Tropfen flogen. Diese »Taufe« fand stets in der Druckerei statt und wurde vom lauten Hallo der Altgesellen begleitet. Manchmal schwang sich der Gautschmeister auch zu einer launigen Ansprache auf, wenn er anschließend den frischgebackenen Druckergesellen den Gautschbrief überreichte, der durchaus kein Lehrbrief war,

720207

sondern nur vom durchgestandenen Gautschen Zeugnis ablegte und als Zunftbrief in vielen Druckereien unbarmherzig verlangt wurde. Denn konnte ein Geselle keinen Gautschbrief vorweisen, mußte er die feucht-kühle Prozedur nachträglich ertragen.

Als Gautsch-Honorar mußten die nagelneuen Druckergesellen nach beendigter »Behandlung« ein feierliches Trinkgelage stiften, um völlig in den ehrwürdigen Berufsstand der Drucker und Schriftsetzer aufgenommen zu werden.



720208

Zauber des Johanniskrauts

Das wohl heute am meisten vergessene Brauchtum der Jahresfeste unserer niedersächsischen Vorfahren ist das des Johannistages, des 24. Juni. Es reicht bis tief in die vorchristliche Zeit zurück, denn ursprünglich galt die Feier dieses Tages der obersten Gottheit: der Leben und Wärme spendenden Sonne. Die vielen uralten Volksbräuche zur Sonnenwende hatten sich so tief im Wesen unserer Ahnen verwurzelt, daß sie das Christentum nicht so leicht davon abbringen konnte, und erst allmählich gelang es, an die Stelle der heidnischen Gottheit die Person des Apostels Johannis des Täufers zu setzen.

Besondere Heilkräfte schrieb man dem Johanniskraut zu, was bei der innigen Verbundenheit, die unsere Altvorderen zur Natur einstmals hatten, nicht verwunderlich war. Hartheu nannte man das Johanniskraut zu alten Zeiten im Volksmund. Der Name kommt angeblich von den harten Stengeln, die wenig brauchbares Heu ergeben.

Der Name Johanniskraut verweist auf die Blütezeit der Pflanze um den 24. Juni, dem Johannistag, herum. Seit alters her spielte sie im Volksglauben eine besonders große Rolle, weil ihre gelben Blüten sich zerquetscht rot, als Symbol des Blutes, Christiwundenblut, verfärben. In der Blüte ist kristallisiert der rote Farbstoff Hypericin enthalten. Er soll verantwortlich sein für die sogenannte „Lichtkrankheit", die bei Tieren auftritt, die Johanniskrautblüten gefressen haben. Wenn sie im Licht bleiben, kommt es zu schweren, ja oft tödlichen Vergiftungserscheinungen.

Die Blätter der Pflanze, die bei uns auf den Kahlschlägen und an den Wegrändern der Wälder sehr häufig vorkommt, enthalten ätherisches Öl, was sie zu einem in der Medizin geschätzten Heilmittel gemacht hat. Kein Wunder also, daß diese naturwissenschaftlich so wertvolle Pflanze einen gewichtigen, vielfältigen Stellenwert im Glauben und Brauchtum unserer Vorfahren seit Urzeiten hatte.

Ehe dies heute ganz vergessen ist, seien hier einige wenige der vielen Beispiele „ut olen Tieden" aufgeführt: Die Mädchen auf dem Lande banden zum 24. Juni alljährlich einen Johanniskranz „Stah op un gah weg" aus Johanniskraut, Ehrenpreis, Holunder und Kamille und hängten ihn an der Decke der „groten Deele" bis zum Winter auf. War er dann völlig getrocknet, wurde er an einen sicheren Ort gelegt, und wenn bei irgend jemandem im Hause eine Krankheit auftrat, nahm man von den Kräutern des Kranzes und gebrauchte sie äußerlich und innerlich, wovon der Kranke wieder aufstehen konnte und die Krankheit verschwand – daher der alte volkstümliche Ausdruck „Stah op un gah weg".

Überhaupt glaubte man einstmals, daß alle Kräuter, am Johannisabend oder in der Johannisnacht gepflückt, als Heilmittel besondere Kräfte hätten. Wer die Johanniswurzel bei sich trug oder im Hause hatte, konnte nicht „behext" werden. Hatte man ein Stück der Wurzel unter die Tischdecke gelegt, so konnte man durch deren Zittern erkennen, daß ein Zauberer in der Tischrunde saß. Sollte aber jemand, ob Mensch oder Tier, „bereits beschrieen" sein, daß ihm das Herz flatterte und die Zähne wackelten oder das Vieh „stößig" wurde, so nahm man ein Stück Johanniswurzel, legte es auf glimmende Kohlen und räucherte so Wohnung und Stallungen aus – das sollte, so wähnte man jedenfalls – den Zauber vertreiben und etwaige Krankheiten heilen.

Auch als Hochreitsorakel diente das Johanniskraut dazumal in den nördlichen Gegenden unserer Heimat. Wollte man wissen, ob zwei Liebende einander heiraten würden oder nicht, so steckte man zwei Johanniskrautpflanzen in eine Balkenritze. Am Fortwachsen oder Verwelken erkannte man Heirat oder Verschmähung. Ja weiter noch – hatte ein Mädchen in der Johannisnacht ein Sträußchen Johanniskraut unter ihr Kopfkissen gelegt, so konnte es im Traum das Bild des „zukünftigen Ehegesponst" erblicken.

Mag man heute dieses alte Brauchtum als lächerlichen „Hokus-Pokus" bezeichnen, so bezeugt es doch die tiefe Verbundenheit unserer Ahnen mit der Natur.

Gerhardt Seiffert

720209

Baldurs Doot

– 'ne Geschicht to'e Sömmersönnenwend von Friedrich Hasselmann

Planten und Blomen hefft Seelen. Ok de Lööm. Se spreekt, wenn de Wind dörch't Geäst weiht. Füür un Water, Iesen un Steen, alle Dingen ringsüm leevt un weevt. Eerd- un Quellengeister drievt ehr Wesen. Gode Götter bringt Licht un de bösen ut Hels Riek in de Ünnerwelt maakt ehre Warken toschannen.

Baldur, jung un schöön, strahlend as 'n hellen Sömmerdag, steiht Loki längst in'n Weg. He mag de Sünn nich, darför Hagel, Dönner un Blitz. List un Tück sünd em egen. He schüürt den Neid un will Baldur verdarven. De dröömt darvon in de Nacht un find't vön hu an kene Rauh mehr.

De Götter un Geister weerd gewahr: Baldur schall starven! Sien Vadder, Odin, hööt darvon, un Mudder Frigga löppt, dat Unheel to wehren, na Füür un Water, Iesen un Steen, na Snaken un gefährliche Slangen, na de Tieren mit Feddern un mit Fell in Heid un Moor un ok na den Draken in de Felshöhl. Se verspreekt, se wüllt Baldur schonen. Un de vergitt mählich sienen legen Droom, meent ja, de Gefahr is bannt.



Övermödig un ut luder Spaaßvergnögen smiet de Götter ehre Spleten (Speere) na em, et flütt ja keen Bloot. Dat verdrütt Loki över de Maten, sowat paßt em heel un deel nich. Verkleed' as olet Wief kloppt he an Friggas Döör un seggt, dar mutt doch wat sien up de Welt, wat nich för Baldur swaren hett, villicht blot een eenzig Wesen, dat em an'n Enn doch wat tostött, un se hett so ehre Sorgen.

Frigga seggt: „All hefft se ehr Verspreken geven, Baldur nix antodoon, man ene Plant nich, de waßt in'n Osten von Walhall un heet Mistel. De harr sik in't Loof von'n Wichelboom verkrapen, unschienbar un slecht to sehn. Se wöör swack un möß Halt an'n starken Telgen söken!"

Dat's frohe Botschap för Loki. He kummt mit 'n Piel (Pfeil) bi Hödur an, Baldurs blinnen Broder. De Piel is ut Mistelholt, un he schall darmit scheten. Hödur wehrt af, he kann ja nich sehn, wo Baldur steiht. „Man dat maakt doch nix!" seggt Loki, „versöök et mal un speel mi to Gefallen mit; worüm jümmer blot de annern? Ik föhr di ok de Hand!"

Un so geschütt et. Hödurs Piel drippt Baldur midden in't Hart. As versteenert staht de Götter un klaagt bitterlich, wüllt nich mehr up Jagd un möögt nix eten un nix drinken.Se verbrennt Baldur up sien Schipp Ringhorn. Un de Flammen lodert hooch bit an de Steerns.

In nördliche Länner heet dat Sönnenwendfüür hüüt noch Baldurs Wehfüür. De Minschen danzt herüm un hööpt denn, dat de Sünn för jem schient övert Jahr, dat de Bööm düchtig waßt un de Arnt goot ward. Un se hööpt, dat jem sülven keen bösen Zauber or Hexenwark drüppt. De Germanen nöömden de Mistel na Donar ok Dönnerbessen. Den siene Seel wahnde in de Plant, de ok in'n Winter gröönt.

720210

Ein Gedächtnis für Johannes den Täufer

Jesus bezeichnete ihn als seinen eigentlichen Vorläufer

Der Sankt-Johannistag, der seit den Anfängen der Kirche als ein bedeutender Festtag in Geltung steht, ist dem Gedächtnis des berühmten Wander-Predigers geweiht, der zur Lebenszeit Jesu die Nähe des von den alten Propheten geweissagten Reiches Gottes verkündigte und Buße und Bekehrung forderte. Der wortmächtige Johannes (hebr. Jehochanán d. h. „Gottesgabe") war ein Asket, der in der Wüste Juda und am Unterlauf des Jordans predigend umherzog, Jünger um sich scharte und die Wassertaufe (im Jordan) zu einer sakramentalen Handlung machte.

Die Höhlenfunde in Qumrán (Kumran), in einem Tal nahe dem Toten Meer, haben in jüngster Vergangenheit ein helles Licht auf das religiöse Leben im Umkreis des heiligen Johannes geworfen.

Auf Jesus übte Johannes einen tiefgehenden Einfluß aus. Der Stifter des Christentums kennzeichnete seinen Täufer als seinen eigentlichen Vorläufer. Und Johannes der Täufer sprach im Hinblick auf Jesus das berühmte Wort: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen" (Joh. 3,30). Das tragische Lebensende des Bußpredigers und Täufers, der nach der alten Überlieferung auf Befehl des jüdischen Königs Herodes Antipas (4 vor Chr. – 37 nach Chr.) in Erfüllung eines Wunsches seiner und seiner zweiten Gemahlin Herodias Tochter Salome wahrscheinlich am 29. August des Jahres 34 auf der Bergfeste Machärus enthauptet wurde, ist in der Kunst und Literatur eindrucksvoll verarbeitet worden.

Als die Kirche im frühen Mittelalter den Geburtstag Christi auf den 25. Dezember festlegte, wurde damit auch der Geburtstag Johannes des Täufers fixiert, denn nach dem ersten Kapitel des Lukas-Evangeliums wurde Johannes sechs Monate vor Jesu geboren.

Johannes war ein Spätgeborener des jüdischen Priesters Zacharias und seiner frommen Gemahlin Elisabeth. Durch die kalendarische Festlegung rückte der Sankt-Johannis-Tag in die unmittelbare Nähe des alten heidnischen Sonnenwendfestes, das sein uraltes Brauchtum mit dem Gedächtnistag des Kirchen-Heiligen verband.

Noch im vorigen Jahrhundert wurden in unserer Heimat alljährlich unzählige Johannisfeuer abgebrannt. Diese traditionellen Feldfeuer waren ursprünglich darauf angelegt, die Dämonen zu verscheuchen. Mit dem Abbrennen dieser Johannisfeuer war der Aberglaube aufs engste verknüpft.

Kurt Asendorf

„Den Oogenblick hol fast...“

720211

Eine Erinnerung an fast vergessene niedersächsische Volksbräuche zum Johannistag

Der 24. Juni ist dem Andenken Johannis des Täufers geweiht, der an diesem Tage geboren, anderer Behauptung nach gestorben sein soll. Ursprünglich galt die Feier dieses Tages bei den Germanen und Kelten der obersten Gottheit, der Leben und Wärme spendenden Sonne, die um diese Zeit ihren höchsten Stand erreicht hat. Sie entzündeten zu Ehren Freyr's, den sie als Gott der Sonne und zugleich der Liebe und der Ehe anbeteten, am Sonnenwendtag Opferfeuer, in die junge Mädchen Blumen warfen, und hielten trink- und tanzfreudige Gelage ab.

Auch Freya's, der Himmelskönigin, wurde von unseren heidnischen Vorfahren, besonders den jungen Mädchen, an diesem Fest des Lichts und des Feuers freudig, ja hoffnungsvoll, gedacht; galt Freya doch als Göttin der Fruchtbarkeit.

Die vielen Volksbräuche zur Sonnenwende hatten sich so tief im Wesen der Menschen verwurzelt, daß sie selbst das Christentum nicht davon abbringen konnte, und erst allmählich gelang es, an die Stelle der heidnischen Gottheit die Person Johannis des Täufers zu setzen.

Auch in unseren niedersächsischen Landen haben sich so manche dieser bis in heidnische Zeit zurückführende Bräuche der Sonnenwende, des Johannistages, bis in unsere Gegenwart erhalten. Einige von ihnen, die heute vielleicht kaum noch bekannt sind, seien hier, da sie mehr und mehr im Schwinden sind, aus verschiedenen Gebieten unserer Heimat in Erinnerung gerufen, so wie sie uns namhafte Brauchtumsforscher überliefert haben.

Im hannoverschen Wendland fand zu Johanni ein Wettreiten nach einem Kranz statt. Der bei dem dritten Wettritt siegende Bauer wurde König, der folgende sein Bediener, den dritten nannte man „Prachter“, also Bettler. Inzwischen stellten „die Weiber“ – so nach einem Bericht des herzoglich-celleschen Obersuperintendenten Hildebrandt aus dem Jahre 1672 – allein ohne männliche Hilfe eine Birke, den sogenannten „Kronenbaum“, inmitten des Dorfes auf.

Dieser wurde auf einem Wagen, den die Frauen selbst zogen, aus dem Walde geholt, mit Blumen bunt geschmückt und „als Segen“ zwölf Kannen Bier darübergegossen. Das reichlich übriggebliebene Bier trank man dann des Nachmittags und abends als „Johannisbier“ gemeinsam bei Musik, Tanz und Gesang aus. Übrigens war die Sitte des „Johanisbiertrinkens“ auch in anderen Orten Niedersachsens üblich.

Mancherlei Regeln und Gebräuche hafteten bezüglich des Wetters auf dem Lande seit altersher dem Johannistage an, da die Witterung zur Sommersonnenwende gewöhnlich einen Wechsel mit sich bringt. Regnete es an diesem Tage, so dauerte der Regen 40 Tage, anderer Ansicht nach nur 14, und es gibt eine schlechte Nußernte: „Tritt auf Johannis Regen ein, so wird der Nußwachs nicht gedeiht.“ Zudem hieß es allgemein „Regen am Johannistag, nasse Ernt' man g'warten mag“ und „Vor Johanni bitt' um Regen, nachher kommt er ungelegen.“

Um eine gute Zwiebelernte zu erzielen, mußte der Bauer sich in der Johannisnacht auf den Beeten wälzen, während die Bauernmädchen in dieser Nacht die Flachsfelder um das Wachstum zu fördern, möglichst unbekleidet umtanzen sollten: „Sankt Johann, mach's Werg drei Ellen lang.“ Jedoch durfte man nichts Grünes von der Erde aufheben, sonst bekommt man Krebs oder andere böse Krankheiten.

In Ostfriesland glaubte man, daß die Hexen in der „Jantjenacht“ ihre Zusammenkünfte abhielten. Damit sie dabei dem Vieh keinen Schaden zufügen konnten, legte man zwei Besen kreuzweise über die Schwelle der Stallungen und schützte die Obstbäume vor zu Mißwuchs führender „Behexung“ durch kreuzweise gewickelte Strohseile. In der Gegend von Bremervörde bekränzten die Kuhhirten ihre Herde an diesem Tage, um sie milchreich zu machen und vor dem Einfluß böser Geister zu schützen.

Schier unfaßbar erscheint uns heute der einst in den Lüneburger Heidegebieten zu ältesten Zeiten geübte Volksbrauch, daß ein verwachsenes oder mit einem Bruch behaftetes kleines Kind geheilt würde, wenn es Punkt 12 Uhr in der Johannisnacht von zwei Frauen stillschweigend durch die Gabelung eines Baumes gezogen würde; die Krankheit würde dann in den Baum übergehen. Ebenfalls glaubte man hier vielfach, daß ein Gichtkranker gesunde, wenn er am Johannismorgen vor Sonnenaufgang einen Strauch schwarzer Johannisbeeren, auch Gichtbeeren genannt, pflanzt. Geht der Strauch an, so entweicht die Gicht.

Vielfache Heilwirkung schrieb man einst auch dem Johanniskraut zu, das in unseren Laub- und Mischwäldern im Juni gelbblühend häufig vorkommt. Weil sich seine Blüten beim Zerquetschen rot färben, nannte man diesen Saft Johannisblut, zuweilen auch Christiwundenblut.

Im Braunschweigischen, wo einstmals die Johannisfeuer brannten und die Häuser in den Dörfern grün bekränzt wurden, sind viele der alten Bräuche völlig in Vergessenheit geraten. Aus alten Zeiten ist uns durch den Heimatkundler Richard Andree überliefert worden, daß man um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Wendeburg mit einem Umzug den „Johannich“ begrub; mit ihm dabei aber auch eine – inzwischen wohl geleerte – Schnapsflasche.



Dem blühenden Johanniskraut wurden einstmals viel Heil- und Zauberkräfte zugeschrieben. Archiv Seiffert

In Bortfeld wurde zu jener Zeit nach strengen Regeln mit Sang und Musik von Mittwoch bis Sonnabend die „Johanniswoche“ gefeiert. Damit die Mädchen nicht beim Tanzen „schimmelten“, also sitzenblieben, gab es einen „Acgtsmann“, der säumige Tänzer den Mädchen zuführte. „Angebrannte, gefallene“ Mädchen wurden beim Tanz nicht zugelassen.

Wohl gehören alle die Volksbräuche unserer niedersächsischen Vorfahren längst der Vergangenheit an und geraten mehr und mehr in Vergessenheit, doch mag hie und da noch einer unserer Ahnen gedankenfroh sich derer erinnern: „Jehannsdag ist's! De Rosen bläuh'n, dat Fröhjahr seggt Adjüs! Kumm lat noch einmal mit Gräun dat Hus bekränzen un us van Harten freu'n, dat Rosentied is. Wenn ok all stief de Lief un Sülwer dat Hoor, un hett ok't Juchen nich mehr bi us Ort – uns Hart, dat is noch apen, un't Oog is ok noch klor... De Hand van't Wark! Wat sall dat Mäuh'n, lat't Morgen all sin Last! – Jehannsdag ist's! De Rosen bläuh'n – drum lat üs freu'n – den Oogenblick hol fast!“

Gerhardt Seiffert

Johannistag – einst fast so wichtig wie Weihnacht

Gegensatz zur Wintersonnenwende hatte heidnischen Ursprung / Große Bedeutung noch heute in Skandinavien

720212

Der Johannistag, das Johannisfest, die Johannisnacht – gefeiert wird das am Tag der Geburt Johannes des Täufers, am 24. Juni. Der Johannistag zählte noch im Mittelalter zum zweitwichtigsten kirchlichen Fest nach Weihnachten; ja, es wurde Weihnachten „gegenübergestellt" insofern, als ja dieses Fest zur Wintersonnenwende gefeiert wird, ihm also fast gleichgestellt. Man beging den Tod Johannes des Täufers, seine Enthauptung auf Wunsch der Salome (am 29. August), besonders in der griechisch-orthodoxen Kirche mit einem allgemeinen Fasten.

Fest der Sonnenhöhe

Kirchlich wird an Johannes den Täufer am auf den 24. Juni folgenden Sonntag erinnert, ansonsten ist der Johannistag „das Fest der Sonnenhöhe" mit heidnischem Ursprung. Sonnenwendfeuer brennen auf erhöhten Punkten in der Landschaft, die sonnenkultisch gedeutet werden müssen: ab 24. Juni stellten frühe Himmelsbeobachter fest, daß die Sonne wieder sank, und mit den Feuern versuchte man sie zu „beschwören", doch ja wieder zurückzukommen nach der durch dieses Absinken unweigerlich „programmierten" kalten Jahreszeit.

Daraus entwickelte sich das Sonnenwendfest, das lange fester Bestandteil auch kirchlich-religiöser Feiern war, schließlich (von 1933 bis 1938) zum „nordisch-germanischen Kult erhoben" wurde und heute wieder als von Ideologien entkleidetes fröhliches Fest begangen wird. Dabei läßt man alte Bräuche aufleben, etwa das „Johannisbad" nächtlich im See oder im Fluß, dem heilende Wirkung zugeschrieben wurde, oder sogenannte „Blumenopfer" an Flüssen, wobei Sträuße oder Kränze den Fluß hinab auf Reisen geschickt werden mit dem Wunsch, daß sie das Meer erreichen.

Heidnischer Ursprung

An den bereits erwähnten Johannisfeuern nahm noch im 19. Jahrhundert die Obrigkeit, die Fürsten, teil. Tänze um diese Feuer und über sie hinweg, meist zu Paaren, sollten von allen bösen, bedrohlichen, krankmachenden Stoffen reinigen und Liebe und Zusammenhalt fördern. In einigen Gegenden warf man Blumen und aromatische Kräuter in die Flammen, aber auch Knochen, Pferdeköpfe, sogar lebende Tiere (ein Brauch, der allerdings Ende des 18. Jahrhunderts verboten wurde) – alles Erinnerungen an heidnische Opfergaben, mit denen man die Götter erfreuen und günstig stimmen wollte.

Kirchliche Bedeutung

In einigen Landstrichen schmückt man am Johannistag auch die Gräber neu mit Blumen, was auf die Johanniskirch-Friedhöfe zurückzuführen ist: Die Johannes dem Täufer geweihten Kirchen begingen am Johannistag das Kirchweihfest, bei dem man auch die Gräber, die diese Kirchen umgaben, festlich schmückte.

Besondere Bedeutung hat der Johannistag in den skandinavischen Ländern: Die Mitsommernacht wird da besonders von den jungen Leuten durchgejubelt und durchtanzt. Man genießt diese helle Nacht im Norden und läßt sich seine Freude durch nichts nehmen, auch nicht durch schlechtes Wetter (das ziemlich häufig auftritt).

Hier wie überall spielt das Sonnenwendfeuer eine große Rolle: man läßt glühende Räder Berghänge hinablaufen, brennt Feuerwerke ab und ist überzeugt, daß die Asche dieser Feuer die Fruchtbarkeit fördert. Angekohlte Holzscheite vom Sonnenwendfeuer werden zu Hause übers Jahr hin aufbewahrt: sie sollen vor Brand und Krankheit schützen.

Um Johannis treten – wenn die Nächte mild sind – die Johanniswürmchen auf, in manchen Jahren zu Scharen, wobei das Männchen als „Glühwürmchen" herumfliegt und das Weibchen sucht, welches leuchtend im Gras sitzt – eine der schönsten Naturerscheinungen in unseren Breiten.

„Leuchte der Menschheit" diente als Namenspatron

Heidnisches Sonnenwendtreiben war durch predigen nicht zu ändern

„Das sogenannte Jahresfeuer, welches die Kinder auf Johannistag auf den öffentlichen Straßen in der Stadt zu machen pflegen, wird auf das strengste untersagt, und werden die Eltern für diesen Unfug ihrer Kinder verantwortlich gemacht." Diese Verordnung ist nicht von heute, obwohl sie vom Inhalt her wohl kaum anders lauten würde, hätte ein Magistrat jetzt darüber zu befinden.

Damals – im Jahre 1821 – erließ das „Großherzoglich Badische Stadtamt zu Heidelberg" dieses Verbot. Sicherlich nicht aus purer Willkür. Hatten doch die Johannisfeuer am 24. Juni zur Sommersonnenwende schon vor Jahrhunderten so manchen ungewollten Schaden angerichtet. 831 brannte das Kloster zu Fulda ab, 1090 legte ein Sonnenwendfeuer das berühmte Kloster Lorsch in Schutt und Asche.

Bedenkt man die mittelalterliche Bauweise, dann wundert es niemanden, daß ein brennender Holzstoß mitten auf dem Marktplatz ab und zu die Balken benachbarter Fachwerkhäuser versengte.

Seit dem 12. Jahrhundert war das Sommersonnenwendfeuer in fast ganz Europa bekannt. Es wurde umtanzt und übersprungen; Rauch, Glut und Asche dienten magischen Zwecken, um Mensch, Vieh und Feld vor Unheil zu bewahren. Allerlei Schnickschnack und Wahrsagerei rankten sich um die Mittsommernacht.

Daß die Kirche diesem heidnischen Treiben sehr mißtrauisch gegenüberstand, bezeugen die Polemiken gegen diesen Brauch, dessen Wurzeln bis auf die Germanen, Kelten und Slaven zurückgehen. Doch uraltes Brauchtum läßt sich nicht einfach wegpredigen.

Nach erfolglosem Kampf taufte die Kirche das Fest schließlich um. Man legte den Geburtstag Johannes des Täufers auf den Tag der Sommersonnenwende, die nach alter Auffassung drei Tage nach dem tatsächlichen Sommeranfang am 21. Juni stattfand. Als Vorläufer Jesu war Johannes der Täufer die „Leuchte der Menschheit", wie es im Neuen Testament heißt und somit als Namenspatron geeignet. Aus dem Sonnenwendfeuer des Sommers war das Johannisfeuer geworden.

Zu Beginn der Neuzeit verlor der uralte Brauch an Popularität, weil zum einen die Obrigkeit aus praktischen Erwägungen dagegen einschritt, zum anderen sich der Sinn des Festes verflüchtigte. Fröhliche Urständ feierten die Feuerchen in der Biedermeierzeit (1815-1848). Geselligkeitsvereine organisierten Sonnenwendfeiern. Man zog vereint auf die Berge oder in weite Täler, um sich mit Innigkeit und romantischen Gefühlen, zum Teil auch mit trotzigen Gedanken, dem Schauspiel der Flammen hinzugeben.

Die Jugendbewegung im Anfang unseres Jahrhunderts liebte ebenfalls das nächtliche Feuer in freier Natur, und die Wandervögel sangen, wenn die Flamme erlosch, zum rhythmischen Schrummschrumm der Gitarren „Gute Nacht, Kameraden!". Als schließlich germanisches Brauchtum politischer Ideologie dienstbar gemacht wurde, gerieten die Sonnenwendfeiern zu irrationalem Hokuspokus im Dunstkreis des „Tausendjährigen Reiches".

Wenn heute noch in den Alpen Sonnenwendfeuer entfacht werden, brennende Räder in die Tiefe rollen oder, wie zum Beispiel in Mainz, Johannisnächte gefeiert werden, dann hat meistens der Direktor des örtlichen Fremdenverkehrsvereins die Finger im Spiel. Und man darf annehmen, daß es diesem kaum um die Restauration magischer Bräuche geht, als vielmehr um die Vitalisierung der Gemeindekasse. So betrachtet, ist ein zünftiges Feuerchen am 24. Juni harmlos. Es kann sogar Spaß machen.

nes

720213

Der Johannistag jährt sich zum 1500. Male

Papst Simplicius fixierte das Datum / Reliquien in Drankenburg

In diesem Jahre jährt sich am 24. Juni der Gedächtnistag des heiligen Johannes zum 1500. Male. Papst Simplicius (468–483) war es, der im Jahre 481 das Gedächtnis des „Täufers", den Christus „den größten unter den vom Weibe Geborenen" genannt hat, kalendarisch fixierte.

Das denkwürdige Datum 24. Juni 1981 gibt Veranlassung zu einem kurzen heimatgeschichtlichen Rückblick, denn die Johannisfeiern gehörten in unserer Heimat jahrhundertelang zu den großen Jahresfesten. Das gilt in ganz besonderer Weise für die traditionsreiche Pfarrgemeinde Drakenburg, wo eine altehrwürdige Kirche dem Heiligen Johannes geweiht ist.

Der Johannistag wurde in unserer Heimat bis zur Einführung der Reformation als ein Fest erster Klasse gefeiert, also wie Weihnachten mit Vigil, Vigilfasten, dreifachem Gottesdienst und Oktav.

Der heilige Johannes ist aber nicht nur der Schutzpatron von Kirchen, sondern auch von zahlreichen Berufsgruppen. Die Bauern, Hirten, Färber, Gerber, Böttcher, Maurer, Zimmerleute, Schneider, Weber, Meeserschmiede und Gastwirte wußten sich in der Obhut dieses Heiligen, der auch ein großer Heiler der Kinderkrankheiten und der Nervenkrankheiten ist.

Johannes der Täufer war der Sohn des jüdischen Priesters Zacharias und seiner betagten Gemahlin Elisabeth. Es war ein halbes Jahr älter als Jesus und zog als Buß- und Wanderprediger durch die Wüste. Der Vorläufer und Wegbereiter des Heilandes spendete (im Jordan) die Bußtaufe.

Er starb auf Befehl des Königs Herodes Antipas den Märtyrertod am 29. August. Die Enthauptung wurde auf Wunsch der Stieftochter des Königs, Salome, der Tochter der rachsüchtigen Königin Herodias, vollzogen. Das Haupt des Heiligen gelangte über Sizilien, Emesa, Comana und Konstantinopel nach Amiens in Frankreich. Das Grab des Heiligen in Samaria wurde im Jahre 362 von Heiden zerstört.

Die letzten Reliquien wurden in der berühmten Laterankirche zu Rom deponiert. Von dort kamen einige Fragmente in unsere Heimat. Der Verdener Bischof Hermann (1148–1167), der sich längere Zeit in Italien aufhielt – er war ein Ratgeber des Kaisers Barbarossa – soll Gebeinstücke nach Drakenburg verschenkt haben.

Die Weihe des Drakenburger Gotteshauses stand unter der Losung: „Johannes ist eine Schule der Tugenden, eine Unterweisung des Lebens, eine Gestalt der Heiligkeit, eine Richtschnur der Gerechtigkeit, ein Spiegel der Jungfräulichkeit, ein Vorbild der Reinheit, ein Weg der Buße, eine Vergebung den Sündern und eine Erziehung zum Glauben."

Zwei weitere Sankt-Johannis-Kirchen in unserer Heimat, die mit Reliquien beschenkt wurden, stehen in Verden und in Bremen-Arbergen. Kurt Asendorf

Gebräuche am „Johannistag"

Daß der Johannistag im alten Niedersachsen ein Festtag war, zeigt z. B. eine Verordnung des Braunschweiger Rates vom 20. 6. 1651. Im Westharz wurde am Johannistag ein Tanz um geschmückte Tannen auf der Straße aufgeführt.

Man trank im mittelalterlichen Niedersachsen auch die Johannisminne, in der germanische Vorstellungen nachklingen mochten. Das Städtische Museum Göttingen bewahrt zwei hölzerne Teller mit dem geschnitzten Haupt Johannes des Täufers, sogenannte Johannisschüsseln (14. Jhdt.). Sie wurden am Johannistag zu Ehren des wegen seines Freimutes enthaupteten Täufers auf Altäre gestellt oder an die Wand gehängt.

Am Johannistag wallfahrteten Menschen aus dem westlichen Niedersachsen zur Johanniterkommende Lage bei Rieste. Die Johanniter verehrten Johannes den Täufer als ihren Ordenspatron besonders.

Das Johannisfeuer gibt es trotz vielfacher, obrigkeitlicher Bekämpfung bis in die Gegenwart hinein. Dr. Heutger

720214

St. Vitus ist einer der vierzehn Nothelfer unter den Patronen

15. Juni: Gedenktag des Schutzheiligen der Pfarrkirche zu Schinna

Zu den volkstümlichsten Heiligen der katholischen Kirche zählt der Heilige Vitus, dessen Gedenktag der 15. Juni ist. Er ist einer der 14 Nothelfer, die man wegen ihrer allgemein anerkannten Patronate als Helfer in allen Notlagen unter vielen Hunderten – oft nur lokaler Spezialheiliger – auserwählt hatte. Da er der Legende nach nächtliche Verheißungen von den Engeln erhalten hat, wurde er oftmals von den Sterbenden und die der fallenden Sucht Erkrankten angerufen.

Um das Jahr 300 lebte er zu Mazara in Sizilien unter des Kaisers Diokletian Regierung als Zögling der christlichen Eheleute Modestus und Crszentia. Der reiche, heidnische Bürger Hylas übergab sein Kind, Vitus, der Creszentia zur Amme und zur Erziehung. Sie nahm das Kind an und faßte zugleich den Vorsatz, es taufen zu lassen und zu einem frommen Christen zu erziehen.

Nachdem sein Vater Hylas erfuhr, daß sein Sohn ein Christ sei, nahm er ihn wieder zu sich. Heftig erzürnt hierüber suchte der Vater nun durch Schmeicheleien, Versprechungen und Drohungen seinen Sohn vom christlichen Glauben abzubringen. Er aber blieb standhaft und erklärte, lieber zu sterben, als seinem Heiland untreu zu werden. Hylas ging in seinem blinden Zorn so weit, ihn auspeitschen zu lassen. Als aber der Peitscher mit der Geißelung beginnen wollte, erstarrten ihm die Hände unter unsäglichen Schmerzen. Vitus jedoch machte vertrauensvoll das Kreuzzeichen über die erstarrten Glieder, die sogleich geheilt wurden. –

Dem Vitus ist meist ein Kessel beigestellt. Häufig liegt ein Löwe zu seinen Füßen; eine Ampel deutet auf das Licht, ein Knüttel weist auf die Schläge, die er empfing, ein Buch auf seinen Glauben und ein Adler als Brotspender während seiner Flucht. Nicht eindeutig wird der ihm beigegebene Hahn ausgelegt. Man sieht ihn als Weckrufer oder Mahner an. Durch das Attribut des Kessels betrachten ihn die Kupferschmieden als ihren Patron.

Unzählige Kirchen in vielen Ländern tragen den Namen des Heiligen Vitus. Die berühmteste ist wohl der Veitsdom in Prag, der zur Aufbewahrung einer Armrelique von Vitus errichtet wurde. Das Kloster in Corvey war früher einmal ein Zentrum der Vitusverehrung. Eine ausführliche Folge mit Textworten umzieht als Wandmalerei die Chorwände der Veitskapelle in Stuttgart-Mühlhausen. Auch zahlreiche Einzelfiguren stellen den jugendlichen Heiligen dar.

Durch das Patronatsrecht wurde bei der Hergabe eines Baugrundes und Stiftungen die Heiligenwidmung erworben. Der „codes juris canonici", das geltende Gesetzbuch der katholische Kirche läßt seit 1918 jedoch keine Errichtungen für Patronate mehr zu. Die bestehenden Heiligenwidmungen wurden aber nach der Reformation von der protestantischen Kirche übernommen. So greift Luther in seiner Schrift „Wider den Himmlischen Propheten" von 1525 die Bilderstürmerei an. Er erklärt, Kruzifixe und Heiligenbilder seien nicht nur zu dulden, sondern verdienten auch Lob als Mittel zur Vergegenwärtigung, auch „der nützliche und selige Brauch" soll bleiben.

Manfred Radomi

720215

In diesen Tagen entscheidet sich, wie unser Sommer wird

1983 Welt

E. Go. **Hamburg**

Morgen, am Montag, dem 27. Juni, soll sich das Wetter dieses Sommers entscheiden. Es ist der Siebenschläfertag.

Am 27. Juni wird im Heiligen-Kalender, dem „Martyrologium Romanum", der sieben Schläfer gedacht, der „septem dormientes". Nach der Überlieferung waren einst sieben Brüder von der Christenverfolgung bedroht. Im Jahre 251 suchten sie Zuflucht in einer Höhle bei Ephesus. Kaum hatten sie sich dort – bei strahlendem Sonnenschein – versteckt, da wurde der Eingang zugemauert. Die sieben Brüder fielen in einen tiefen Schlaf. Sie erwachten erst wieder im Jahre 446 – nach 195 Jahren Schlaf. Die Brüder brachen die Mauer am Eingang ein – und wieder schien die Sonne in die dunkle Höhle.

Laut „Allgemeiner Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände" aus dem Jahre 1847 hörte der byzantinische Kaiser Theodosius II. von der wunderlichen Geschichte und eilte zur Höhle. Der Monarch sah, daß der Brüder „Gesichter wie Frühlingsrosen strahlten". Dann aber, so Theodosius, „neigten sie ihr Haupt und entschliefen" – nun aber für immer.

Im 6. Jahrhundert wurde die Legende durch den Dichter Gregor von Tours nach Europa getragen. Im Mittelalter bildete sich aus ihr die Bauernregel: „Wie's Wetter war am Siebenschläfertag, so bleibt es sieben Wochen auch danach". Eine zweite Erkenntnis lautet entsprechend: „Ist der Siebenschläfer naß, regnet's weiter ohne Unterlaß."

Doch die Statistik spricht gegen den Siebenschläfer: In den letzten 50 Jahren wurde das Wetter des 27. Juni lediglich siebenmal auch bestimmend für die kommenden Wochen. Am letzten Siebenschläfer zum Beispiel regnete es – dann aber stöhnte die Bundesrepublik unter einer Periode starker Hitze und extremer Trockenheit. Es wurde ein Jahrhundert-Sommer.

Auch nach zwei weiteren Bauernregeln ist das Wetter zur Monatswende von großer Bedeutung:

- So gilt für den 29. Juni: „Regnet's am Sankt-Peters-Tag, drohen 30 Regentag."
- So heißt es am 2. Juli: „Regnet's am Mariä-Heimsuchungs-Tage, hat man sechs Wochen Regenplage."

Diese Bauern-Erkenntnisse sind nach Ansicht von Dr. Werner Horst vom Deutschen Wetterdienst in Offenbach ebenfalls „blanker Unsinn". Und doch steckt – wie beinahe bei allen Volksweisheiten – ein wahrer Kern dahinter: Wie das Wetter an einem Tag ist, sei es nun der 27. Juni, der 29. Juni oder der 2. Juli, das ist in der Tat ohne Bedeutung. Sicher aber ist nach meteorologischen Forschungen dies: Ende Juni, Anfang Juli entscheidet sich, wie der deutsche Sommer wird.

Wenn sich etwa zwischen dem 20. Juni und dem 10. Juli ein kräftiges Azorenhoch bildet, das einen Keil bis nach Mitteleuropa vorschiebt – dann werden die folgenden Wochen meistens warm und trocken. Denn: Das Azorenhoch blockt die atlantischen Tiefdruckgebiete schon vor Europas Küsten ab und lenkt sie in Richtung Nordmeer.

Dr. Horst: „So entsteht eine stabile Lage. Denn das Wetter hat eine Erhaltungsneigung – eine Folge der thermischen Trägheit der Atmosphäre."

Jene Trägheit aber gilt auch für den umgekehrten Fall: Rückt das Hoch der Azoren in diesen Tagen nicht bis Mitteleuropa vor und reicht lediglich bis Portugal und Spanien – dann entstehen an der Nordseite des Hochs über dem Atlantik heftige Westwindströmungen, bis hinauf in große Höhen. Sie tragen die atlantischen Tiefs nach Westeuropa – mit Regen, Wind und Wolken. So wird der deutsche Sommer kühl.

Die Meteorologen nennen diese verregneten Wochen den „Europäischen Monsun". Und er ist nach den Statistiken der Wetter-Beobachter der Normalfall.

Der Diplom-Meteorologe Klaus Eckhart Puls meint: „Die meisten Menschen behaupten zwar, daß die Sommer früher schöner gewesen seien – doch in Wahrheit ist ein sonnenreicher, warmer Sommer in der Bundesrepublik selten." Puls sagt weiter: „Wer jetzt in diesen Tagen das Wetter genauer beobachtet, der kann selber eine Prognose für den Sommer wagen." Die Trefferquote laut Puls: 75 Prozent.

720216

Østern

720217

Miniatur-Altar

„Anbetung der Heiligen Drei Könige", Buchsbaum, Südniederlande, um 1500.
Höhe: 16,5 cm.
Lit.: Reallexikon zur deutschen Kunstgeschichte, Bd. 2. Vgl.: „Betnuß", Wallace Collection, Katalog „Sculpture" Nr. S 279.

720218



Plakette

„Kreuzigung Christi" umgeben von Heiligen.
Silber vergoldet. Rußland 16. Jahrhundert.
Durchmesser: 6,2 cm.
Solche Plaketten waren ursprünglich auf Gewändern oder Decken aus Brokat befestigt, die unter bedeutenden Ikonen hingen oder auf Gräbern von Heiligen lagen.

720219



Rückseite
„Kreuzigung“



Christus und Thomas
Eichenholz. Franken um 1500. Höhe 126 cm.

Damit das Fasten erträglicher wurde

Durch Zufall entdeckt – seltene Ablaßbriefe aus dem 16. Jahrhundert

VON GERT D. WOLFF

Mehr als dreieinhalb Jahrhunderte hatten die beiden seltenen Dokumente unerkannt auf den Innendeckeln eines Bucheinbandes aus dem frühen 16. Jahrhundert geklebt, bis ein Bibliothekar der Hessischen Landes- und Hochschulbibliothek in Darmstadt sie kürzlich durch Zufall entdeckte: zwei Blankoformulare eines sogenannten „Butterbriefes".

Diese besondere Form des Ablasses war zu Luthers Zeit üblich gewesen und gehörte zu jenem Ablaßhandel, den Papst Leo X. am 31. März 1515 mit der Verkündung einer Bulle in den Provinzen Mainz und Magdeburg ermöglicht hatte und der schließlich zu einem auslösenden Faktor der Reformation wurde. Wer damals einen solchen „Butterbrief" gegen Zahlung eines Fastengeldes erwarb, erhielt von der Kirche die Erlaubnis zum Genuß von Milch, Käse, Butter, Schmalz und Eiern an Fastentagen. Ausgenommen war die Karwoche.

In der kirchlichen Bußpraxis gab es bereits seit dem 11. Jahrhundert Ablässe, die durch den Papst, seltener durch Bischöfe oder Kardinäle, erteilt wurden. Noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts waren sich die Theologen weitgehend einig darüber, daß der Ablaß bei dem, der ihn gegen Leistung guter Werke erwarb, vor Gott den Erlaß von Strafen für bereits in der Beichte vergebene Sünden bewirkte. Solche Strafen müssen nach katholischer Lehre im Fegefeuer gesühnt werden, sofern man sie nicht auf Erden abgebüßt hat.

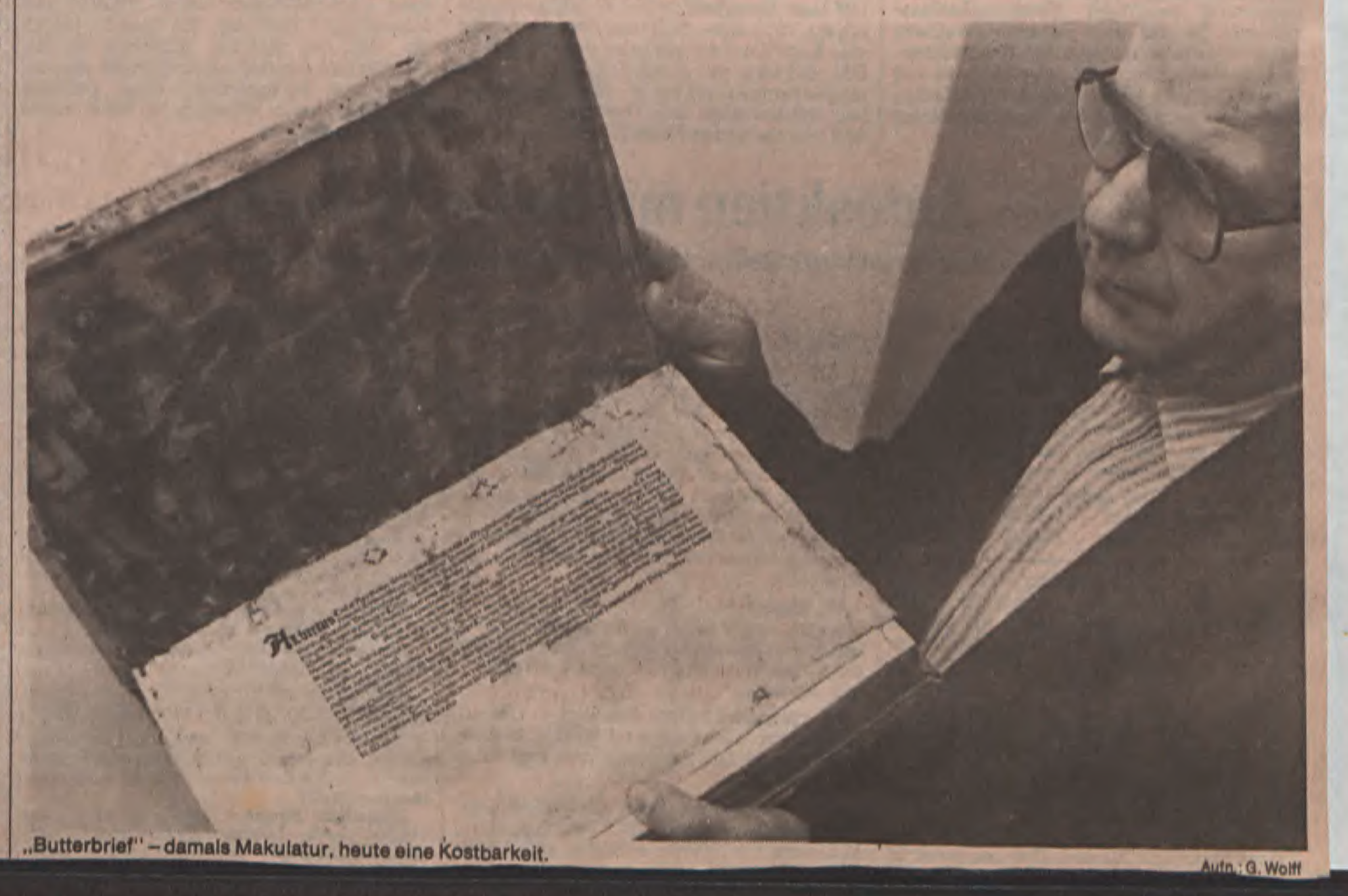
Einigkeit bestand bei den Theologen auch darüber, daß solche Ablässe möglich waren, weil die Kirche den „Gnadenschatz" verwaltete, einen Fundus an guten Werken, die Christus und die Heiligen angesammelt hatten. Mit diesem Schatz konnten Sündern ihre „zeitlichen Sündenstrafen" erlassen werden. Die Gegenleistung des Sünders an guten Werken bestand in der Regel in der Zahlung einer bestimmten Summe, der Leistung von Kriegsdienst – wie etwa der Teilnahme an Kreuzzügen – oder der Verrichtung religiöser Übungen wie Gebete oder Wallfahrten.

Im ausgehenden Mittelalter hatte sich der Ablaß allerdings zu einem Instrument entwickelt, mit dem unbegrenzt Abgaben erhoben werden konnten, die man für die verschiedensten Zwecke verwendete. So wurde damit beispielsweise die zyprische Streitmacht gegen die Türken finanziert. Der junge Erzbischof Albrecht von Brandenburg benutzte die Einnahmen aus dem Verkauf von „St.-Peters-Ablässen" in seinem Amtsbereich (den Provinzen Mainz und Magdeburg) teilweise zur Tilgung seiner Schulden bei den Fuggern in Augsburg, obgleich diese Einnahmen offiziell für den Neubau der Peterskirche in Rom bestimmt waren.

Insgesamt dürften nach Ansicht von Historikern einige Millionen Ablässe verkauft worden sein. Immerhin sind Ablaßbriefe zu elf verschiedenen Zweckbestimmungen bekannt. So richtete sich die Kritik Luthers im Jahre 1517 denn auch in erster Linie gegen den Ablaßhandel, der damals seine Blütezeit erlebte, und die damit verbundene Gefahr, daß der Käufer nicht mehr die eigene Beichte und Reue als Voraussetzung des Ablasses erkannte. Luthers Protest in den 95 Thesen und die dadurch ausgelöste Flut von Flugblättern, Schmähschriften und Spottbriefen gegen den Papst führten schließlich zur Reform des Ablaßwesens auf dem Konzil von Trient. Offensichtlich wurden nach dieser Reform, die eine strengere Handhabung des Ablasses brachte, große Mengen von Ablaßbriefen vernichtet. Aus der Anfangszeit des Druckereiwesens sind trotz der teilweise hohen Auflagenzahlen nur 536 Exemplare von Ablaßbriefen erhalten.

Die beiden in Darmstadt gefundenen „Butterbriefe" – vorgedruckte Formulare, in die persönliche Daten des Käufers eingetragen werden mußten – stellen eine außerordentliche Seltenheit dar. Sie sind die einzigen bisher bekannten vollständigen Exemplare. Bislang existieren von dieser Art des Ablaßbriefes nur zwei unvollständige Blätter, auf deren rechter Seite jeweils ein Drittel des Textes fehlt. Sie werden in einem Museum in Den Haag aufbewahrt.

Wie der Entdecker der Darmstädter „Butterbriefe", Bibliotheksoberrat Kurt Hans Staub, erläutert, stammen die beiden jetzt gefundenen Exemplare von dem Leipziger Drucker Melchior Lotter. Ein unbekannter Buchbinder aus Halle hat die beiden einseitig bedruckten Blätter, nachdem sie 15 Jahre ungenutzt überdauert hatten, schließlich als Makulatur verwendet und im Jahr 1532 damit die Innendeckel eines Bucheinbandes beklebt. Nach Ansicht des Darmstädter Bibliothekars ist es den beiden Blättern in Den Haag höchstwahrscheinlich ebenso ergangen, wobei der Buchbinder sie zuvor auf ein kleineres Buchformat zurechtgeschnitten haben dürfte.



„Butterbrief" – damals Makulatur, heute eine Kostbarkeit.

Aufn.: G. Wolff

720221

720222

Am 4. Juli 1519 starb im Paulinerkloster in Leipzig der als „Ablaß"-Krämer in die Geschichte der Reformation eingegangene Doktor der Theologie, Johannes Tetzel. Er wurde um 1460 in Pirna geboren, studierte 1482 bis 1487 in Leipzig Theologie und trat danach in den Dominikanerorden ein. Im Jahre 1502 wurde er zum Ablaßprediger bestellt und trieb viele Jahre in marktschreierischer Weise den Ablaßhandel, mit dessen Erlös unter anderem auch der Bau des Peterdoms in Rom finanziert werden sollte. So soll er um 1509 in Görlitz seine Ablaßbriefe mit einem „Werbeslogan" vertrieben haben, der zu einem Geflügelten Wort geworden ist: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeuer springt." Im Herbst 1517 betrieb Tetzel sein Geschäft im Brandenburgischen, was Martin Luther veranlaßte, am 31. Oktober 1517 seine „fünfundneunzig Thesen" an die Schloßkirche zu Wittenberg anzuschlagen, eine seinerzeit, da es noch keine Zeitungen gab, übliche Methode, wenn man etwas bekanntmachen wollte. Von Ende Juni bis zum September 1517 hat Tetzel sich im Raum Königslutter aufgehalten und auch hier seinen schwungvollen Handel betrieben. Dieser Aufenthalt in unserer Heimat ist noch heute in Erinnerung, zumal sich eine Episode dabei ereignete, an die ein Denkmal im Elm bei Braunschweig erinnert: Der Ritter Hagen fragte Tetzel, ob ein Ablaß auch für eine Sünde gewonnen werden könne, die noch gar nicht begangen worden sei. Tetzel bejahte, Ritter Hagen zahlte – und ließ dann den Mönch im Elmwald von seinen Knechten überfallen und die präll mit Münzen gefüllte „Ablaßkiste" entwenden. Diese eisenbeschlagene Eichenholztruhe befand sich mehrere Jahrhunderte lang im Besitz der Familie Clewe, die die Domäne Süpplingenburg-Schicksalsheim bewirtschaftete. Im Jahre 1870 wurde sie dem Städtischen Museum in Braunschweig geschenkt. Es handelt sich mit Sicherheit um die von Matheus Merian eingehend beschriebene Ablaßkiste. Zur Zeit befindet sie sich als interessantes Ausstellungsstück in der großen „Luther-Ausstellung" im Germanischen Museum in Nürnberg. – Johannes Tetzel promovierte ein Jahr nach seinem Reinfall im Elm in Frankfurt an der Oder zum Doktor der Theologie und kehrte danach in das Paulinerkloster in Leipzig zurück.

Vom „Todaustreiben“

Der Kampf zwischen Frühling und Winter

In Deutschland ist es unter der Jugend hier und da noch Brauch, am Sonntag Lätare (lat.: „freue dich“), dem dritten Sonntag vor Ostern – auch „Rosensonntag“ genannt, weil an diesem Sonntag der Papst die Goldene Rose weiht – oder sonst an einem bestimmten Tag in der Fastenzeit den „Tod auszutragen“. Dazu finden verschiedene feierliche Veranstaltungen und Umzüge statt.

Ein altes Büchel „Historische Kleinigkeiten oder Gemälde der Vorzeit“ aus Prag (um 1840) berichtet uns: „Weyland hielten die Huren in Leipzig, welche vor dem Hällischen Thor wohnten, und spottweise das fünfte Collegium genannt wurden, jährlich in den ersten Fastentagen eine Prozession, wobei eine einen Strohmann auf einer langen Stange trug, welcher die anderen paarweise folgten,und allerlei Lieder wider den Tod sangen; nachdem sie zu dem bestimmten Wasser kamen, warfen sie den Strohmann hinein, und liefen davon; sie gaben vor, daß sie dadurch die Stadt reinigten, damit das Jahr durch, die Pest nicht wüthe.“

In der Pfalz tragen Knaben mit hölzernen Degen und weißen abgeschälten Stäben, auf die sie Brezeln und Kuchen binden, einen Strohmann und eine andere mit Efeu umwundene Puppe, wobei ersterer den Winter, letztere den Sommer darstellt, und singen dabei: „Stab aus, Stab aus, Stech dem Tod die Augen aus!“

Nachdem sie den Strohmann verbrannt haben, tragen sie die Puppe mit Efeu im Triumph vor das Haus des Bürgermeisters und aller angesehenen Familien, wo sie mit gekochten Erbsen und Backwerk beschenkt werden.

Es sind dies alles Frühlingsfeiern, bei denen der Kampf des Winters mit dem ihn besiegenden Sommer dargestellt wird.

In Frankfurt rufen die Kinder beim Todaustreiben:

„Violen und die Blumen
Bringt uns der Sommer,
Der Sommer ist so keck,
Und wirft den Winter im Dreck.“

In Speyer singen die Knaben dabei:

„Tra-ri-re!
Der Sommer, der ist do,
Zum Biere, zum Biere
Der Winter ist gefangen,
Und wer nicht dazu kommt,
Den schlagen wir mit den Stangen.
Jo, jo, jo!
Der Sommer, der ist do.“

720223

In den Dörfern Niederösterreichs wird dem ungeschicktesten Knecht von einem Mitglied des Hausgesindes ein Strohkranz auf den Kopf gesetzt und ein Strohbüschel in die Hand gegeben, worauf er von den anderen mit einer aus Stroh angefertigten Peitsche aus dem Haus gejagt wird. Draußen muß er nun solange stehen, bis eine Magd – meist die jüngste – sich seiner erbarmt und ihn wieder zurückbringt.

Oft führt der durchgeprügelte Knecht den Spottnamen „Silvester“; er wird mancherorts auch durch eine Strohpuppe ersetzt, die am anderen Morgen von den jungen Leuten verhöhnt und schließlich feierlich verbrannt wird.

In der Lausitz pflegen die wendischen Weiber ganz verschleiert, als ob sie trauerten, am Sonntag Lätare eine Strohpuppe mit einem Hemd, einem alten Besen und einer Sense, welche die Burschen mit Erde bewerfen, bis an die Dorfgrenze zu tragen, wo sie sie dann verbrennen. Sie kommen mit einem schönen Baum, dem Vorbild des Sommers, zurück und beenden das Fest mit einem Trinkgelage.

Die Lüneburger hatten ein ganz besonderes Spiel, das sie „Kopeföhren“ nannten. In der Fastnacht nahmen sie eine Kupe, wie ein großes Weinfaß, machten sie mit Steinen schwer und spannten Pferde vor, die dann das Faß nach gegebenem Zeichen mit der Trompete durch alle Straßen der Stadt in vollem Lauf schleifen mußten.

Die Vornehmen der Stadt ritten in ihren feinsten Kleidern hinten her. Vor ihnen ritt ein Trompeter, der rief, daß alle Gassen rein wären, und nichts im Wege stünde. Wenn sie durch waren, verbrannten sie das Faß und tanzten dazu.

All dieses Brauchtum ist aus dem Heidentum in verschiedenen Formen und örtlichen Besonderheiten auf uns überliefert worden, oft verstümmelt und sinnentstellt.

Die alten Deutschen trugen ihren Hauptgott Thor, den sie auch noch Teut oder Theod nannten, alle Jahre im Frühling um die Felder, um dann eine gesegnete Ernte zu erwarten. Auch im späteren Christentum wurden diese Umzüge noch fortgesetzt, man fürchtete, diese Sitte mit Gewalt abzuschaffen. Man gab ihr eine andere Wendung. Es hieß fortan den „Theod austreiben“, eine Prozession zur Danksagung, weil man den Götzen gestürzt hatte.

Im Laufe der Zeit waren Ursprung und Sinn der Zeremonie vergessen. Das Volk verwechselte das Wort Theod mit Tod, unter welchem man als Sinnbild den Winter verstanden wissen wollte, und daher der Kampf des Winters mit dem Sommer. Wie fest die Erinnerung an diesen alten heidnischen Brauch sich noch im Volke wachgehalten hat, zeigt die Bezeichnung „Totensonntag“ oder „Schwarzer Sonntag“ für „Lätare“.

DR. MICHAEL DAMBÖCK

werten, die allen propagandistischen Unkenrufen zum Trotz, „Altnazis“ zu beherbergen, am konservativen Rand der Nation ein Stabilisator der rechten Seite werden wird – dabei auch bündnisfähig mit anderen Kräften als der so apostrophierten „Volkspartei der Mitte“, der CDU. Die Deutsche Volksunion kann im übrigen selbstbewußt lächeln über dilletantische Anfeindungen hereingedichteter Ideologie, denn hervorragende Persönlichkeiten der deutschen Gesellschaft aus dem Geistes- und Kulturleben, aus Militär und Wirtschaft, aus den Vertriebenenverbänden und der Studentenschaft sind DVU-Mitglieder.

Gelingt es der Deutschen Volksunion, die Zahl der jetzt vorhandenen 300000 Sympathisanten in Kürze zu verdreifachen – was durch die demoskopisch beweisbaren Entwicklungstendenzen in der Bundesrepublik Deutschland möglich erscheint – wird die DVU – Liste D (Deutschland) auch ab nächstes Jahr im Straßburger Europaparlament und in Brüssel beispielsweise die deutsche Position der Landwirtschaft stabilisieren können – sicher nicht zum Schaden der Bemühungen von Ignaz Kiechle.

Mehr Nationalbewußtsein

Die Deutschen werden wieder nationalbewußter. Nach jüngsten Umfragen wünschen sich 61 Prozent der Westdeutschen ein stärkeres Nationalbewußtsein. Das Interesse an deutscher Geschichte und Kultur nimmt immer mehr zu. Dem tragen inzwischen auch die Massenmedien zunehmend Rechnung. Dies wurde auf einer Tagung für Journalisten in Bonn in Zusammenarbeit mit dem Presse- und Informationsamt der Bundesregierung und dem Institut für berufliche und politische Bildung (Rosbach) zum Thema „Deutscher Patriotismus heute“ geäußert. Wie es heißt, würden dadurch die Deutschen wieder ein „normales Volk“. Daß Begriffe wie Volk, Vaterland, Heimat nach dem Zweiten Weltkrieg nichts mehr galten, sei einmalig unter allen Völkern gewesen, für die Patriotismus etwas ganz Selbstverständliches sei. Die deutsche Geschichte dürfte man nicht auf die Zeit des Dritten Reiches als ihrer negativsten Periode beschränken. Unter Historikern werde zunehmend erkannt, daß das damals geschehene nationalsozialistische Unrecht furchtbar war, aber längst nicht einmalig sei.

UKRAINISCHER INFORMATIONSDIENST

(München)

Haarsträubender Vergleich

Unter dem Eindruck des amerikanisch-sowjetischen Abrüstungsabkommens scheint sich auch ein Wandel in der politischen Haltung des bayerischen Ministerprä-

MÜNCHNER MERKUR

DVU bundesweit zur Europa-Wahl

München. (ap) – Die rechtsnationale Deutsche Volksunion (DVU) will im Frühjahr des kommenden Jahres bundesweit zur Europa-Wahl antreten, erklärte die „DVU – Liste D“ gestern in München. Die NPD habe der DVU ihre Unterstützung zugesagt. Im Ge-

Medaillen

DEUTSCHE MEDAI



Großadmir

Vor 45 Jahren, am 31. Januar 1943, wurde Karl
hatte er die gesamte deutsche Seekriegsstrategi
er Reichspräsident. Er rettete Millionen deutsche
über die Ostsee.

Die Medaillen mit ihren Bestellnummern

GROSSE DEUTSCHE
1 Medaille der Deutschen
2 Tapferkeitsmedaille
3 Kriegsgefangene
4 Opfer des Luftterrors
5 Deutsche Frauen
6 Vertriebene
7 Unbekannter Soldat
8 Rudolf Heß
9 General Guderian
10 Oberst Rudel 65
11 General Galland
12 Hanna Reitsch
13 Marschall Rommel
14 Großadmiral Dönitz
15 Kanzler Prof. Erhard
16 Reichskanz
17 Friedrich d
18 Andreas H
19 Oberst Har
20 Rudel-Gede
21 Reichspräs
22 Marschall
23 Kanzler Str
24 Dr. Kurt Sc
25 Kanzler Dr
26 Msg. Reich
27 Erich Kern
28 Maria Ther
29 Königin Lu
30 König Ludw
31 Hermann d
32 General Lu

Prägung in Spiegelglanz (Proof) von höchster numismatischer Qualität, mit Zertifikat u. Etui

FZ-VERLAG GMBH
DEUTSCHE MEDAILLEN

Paosostraße 2, 8
Telefon (089) 834
Telex 524685, Te

BESTELLSCHEIN. Ich bestelle:
____Stück Nr. ____ in Gold/Silber
____Stück Nr. ____ in Gold/Silber
____Stück Nr. ____ in Gold/Silber

(Name des Beste
(Anschrift des Bes
(Datum und Unte

Inserieren b

720224

Das Lamm Gottes ist ältestes Oster-Sinnbild

Mit der Siegesfahne der Auferstehung ist es auch in der Nienburger Martinskirche zu sehen

Das älteste Ostersinnbild ist das Lamm Gottes, das Osterlamm. Die älteste niedersächsische Darstellung – schon aus der Zeit um 785 – ist in Eldagsen erhalten. Dieses Lamm Gottes auf dem besiegten Drachen wurde später als Kämpferstein in die um 1100 begonnene, romanische Kirche in Eldagsen eingefügt.

Ein Osterlamm als Sinnbild der Auferstehung auch des einzelnen Christen erscheint auf dem Grabstein des Bischofs Udo (gest. 1114) im Hildesheimer Domkreuzgang. In der Gotik tritt überall zum Lamm Gottes die Siegesfahne der Auferstehung. So geschmückt sieht man das Lamm Gottes z. B. über dem Altar der Nienburger Martins-Kirche, im Chorraum der Klosterkirche Möllenbeck und als Schluß-Stein in der Klosterkirche Amelungsborn.

Ein solches sieghaftes Lamm Gottes finden wir auch auf einem Hostien-Backeisen im Bomann-Museum Celle, wo es bezeichnenderweise das Gegenstück zur Kreuzigungsdarstellung bildet. Das Landesmuseum in Braunschweig besitzt Holzmodeln, mit denen für Ostern Butter als Lamm ausgeformt wurde. –

In Göttingen brachte noch um 1900 der Kuckuck die Ostereier. In einzelnen Orten Niedersachsens war einst der Fuchs für die Ostereier zuständig (Voss-Eier). Heute ist das Ostersymbol schlechthin der Osterhase, einst Sinnbild animalischer Fruchtbarkeit. Mehrjährige Versuche, ältere bildliche Darstellungen des Osterhasens zu entdecken, führten aber nicht über das 19. Jahrhundert hinaus.

Ostern aß man besondere, geweihte Brote. In Hannover verzehrte man Osterfladen. In manche österlichen Gebildbrote war ein Ei eingebacken. Das Ei ist ein allgemein verbreitetes Fruchtbarkeitssymbol. Im späten Mittelalter verbargen die Wienhausener Nonnen Eier über ihren Räumen, um dem Kloster gutes Gedeihen zu sichern (Klostermuseum Wienhausen).

Die später meistens mit Pflanzenfarben, z. B. mit Zwiebelschalen, Rote Beete und Petersilie gefärbten Ostereier sind Sinnbilder neuen Lebens. Früher waren die Ostereier oft mit Sprüchen versehen.

In Schaumburg-Lippe gab es den Brauch des „Päosk-Aa-Sammelns". Da gingen sozial schwache Menschen in der Zeit vor Ostern zu ihnen bekannten Bauern und baten um Eier für das Osterfest. Die so geschenkten Eier hießen Pöosk-Aa, „Pasch-Eier", also Passah-Eier. Auch im Leinetal sprach man von „Pascheiern".

Im südlichen Oldenburg gab es die Sitte des „Eierpickens". Ostereier wurden auf einer Wiese vom einen zum andern jungen Menschen gerollt. Und jeder versuchte, das Ei des anderen zu treffen. Das so angepickte Ei mußte an den Kontrahenten abgegeben werden. Heute werden in Vereinen, z. B. im Nienburger Raum, gern in froher Gemeinschaft Ostereier gesucht. Schon früh wurden Nester, durchweg aus Moos, für die Ostereier gestaltet.

Dr. Dr. Nicolaus Heutger

Erinnerung an altniedersächsisches Brauchtum zur Osterzeit

720225

Das Geschehen in der Zeit von Gründonnerstag bis Ostersonntag / Von Gerhardt Seiffert

In der Osterfeier sind bekanntlich, wie auch in den übrigen Festen der Christenheit, altgermanischer Götterglaube und heidnische mythologische Vorstellungen mit christlichen Anschauungen aufs engste verschmolzen. Ostern ist nicht nur das Fest der Auferstehung Christi, sondern zugleich, worauf ja auch der Name hindeutet, das Fest der Erd-, Licht- und Frühlingsgöttin der Westgermanen, der Ostara. Wenn der Frühling seinen Einzug hält, begrüßte die Jugend zur Zeit unserer germanischen Altvorderen diesen Einzug mit Ballspiel, und auch die Alten nahmen an diesem Spiel teil.

Gründonnerstag

So waren Frühling, Ostern, Ballspiel und Vogelsang in der Vorstellungswelt des germanischen Altertums und Mittelalters zu einer Einheit unzertrennlich verknüpft. Sagt doch auch Walther von der Vogelweide in seiner Frühlingssehnsucht: „Saehe ich die megde in der straze den bal werfen! so komme uns der vogele schal". Er wußte, Ballspiel kündet den Frühling. Darum zog einst am Nachmittag des Gründonnerstag in vielen Dörfern unserer niedersächsischen Heimat jung und alt auf den Dorfanger hinaus, um sich am Ballspiel zu ergötzen. Sehr störend wurde bei dieser Gelegenheit Regenwetter empfunden, weil Regen am Grünen Donnerstag, Karfreitag oder Ostersonntag einen trockenen Sommer bedeutete, so trocken, „dat de Natteln achter'n Tun verdrögt", die Brennesseln hinterm Zaun verdorrten.

Man pflegte vielfach auch bis weit ins vorige Jahrhundert hinein am Gründonnerstag Kohl oder grüne Erbsen zu essen; dahinein mußte siebenerlei Grünkraut zum Schutz gegen Krankheiten getan werden. „Nun haben diese sieben Kräuter Macht gegen sieben böse Geister, gegen sieben Gifte und gegen sieben ansteckende Krankheiten."

Ein am Gründonnerstag gelegtes Ei trug man auf den Boden, um das Haus gegen Blitzschlag zu schützen. Auf dem Lande arbeiteten die Bauern überall am Gründonnerstag auf den Äckern; wer nämlich an diesem Tage nicht auf dem Acker war, hatte keinen Segen in dem Jahr; wer es aber tat, dem grünte das Feld, und Menschen und Vieh waren gesegnet. Alles, was am Gründonnerstag gepflanzt wurde, geriet und blieb vom Erdfloh verschont.

Karfreitag

Der Karfreitag, als der Tag der Kreuzigung Christi, war stiller Einkehr gewidmet; jede Arbeit hatte zu ruhen. Wer an diesem Tage mit Strickzeug und Nadeln hantierte, so meinte man einst, beschwört eine Feuersbrunst herauf. Zu ältesten Zeiten peitschte man in einigen Gegenden nach altem, kaum erklärbarem Aberglauben am Karfreitagmorgen vor Sonnenaufgang das Vieh mit Kreuzdornruten. Die Schläge trafen zwar das Vieh, aber die auf ihm sitzenden Hexen hatten die Schmerzen davon. Die Ruten steckte man an einen heimlichen Ort, wohin weder Sonne noch Mond schien, oder auch in die vier Ecken des Stalles als Heilmittel für das etwa erkrankte Vieh. Wer mit einem in der Karfreitagsnacht geschnittenen Kreuzdornstab über Land ging, dem begegnete kein Gespenst. Wer am Karfreitag kein Fleisch ißt, den stecken im Sommer die Mücken nicht. Was einer an dem Tage näht, das hält nicht. Wer am Karfreitag mit geputzten Schuhen geht, der wird von Ottern und Nattern gebissen. Daran erinnert ein Brauch, der sich früher im Oldenburgischen vielerorts fand, alles am Gründonnerstage blank geputzte Geschirr am Karfreitag in einem Korbe bedeckt liegen zu lassen. Im Braunschweigischen erhielt der Haushund am Karfreitag ein Butterbrot, auf dessen Butter ein Kreuz eingeritzt war.

Ostersonnabend

Nach altem Volksglauben trieben ja das ganze Jahr hindurch böse Geister und Düwels ihr Unwesen in Haus und Hof. Der pfiffige Neddersassen-Buer aber rechnete damit, daß diese am Ostersonnabend in der Hölle weilten, wo sie der Predigt Christi zuhören mußten. Mit Vorliebe nagelte er deshalb gerade an diesem Tage das schützende Hufeisen an Tür oder Tor, es verwehrte den Unholden bei ihrer Rückkehr den Zutritt; sie mußten draußen bleiben, und Haus und Hof waren vor ihrem Unbill geschützt. Stallungen und Vorplatz wurden sauber gefegt und, wie auch im Flett, feinkörniger weißer Sand ausgestreut.

Die Fruenslüe waren eifrig damit beschäftigt, Brett um Brett duftenden Butterkauken zu backen, hie und da buk man auch Osterfladen, große runde Kuchen. Die runde und goldgelb bezuckerte Form dieser söten Semmeln erinnert an die Sonne, die Ostern ihren Frühlingslauf beginnt. Die Jungdeerns kochten und färbten derweil Ostereier in großen Mengen, denn morgen würde ja die ganze Jugendschar kommen, um die Ostereier zu paschen oder punjern: „Heideldumdei, gewjet mi'n bundet Osterei!" — und man gab reichlich, denn man wollte sich ja nicht sagen lassen: „Witten Tweern un swarten Tweern, de ole Giezhalz gifft nich geern!"

Die Jungens aber waren unterwegs, um Brennbares für das Osterfeuer zu sammeln, das unseren Altvorderen als Sinnbild der siegenden Macht der Sonne galt. Wenn es dann hieß: „Wi sammelt hier to't Osterfür!" gingen die Knaben nie leer fort; einmal kam das ausgeschnittene Strauchzeug vom Hof, zum anderen vermied man, daß die Burschen sich im Nutzholz unerwünscht bedienten. So hatte denn am Ostersonnabend alt und jung sein gerüttelt Teil Aufgaben und Arbeit.

Ostersonntag

Mit dem Ostersonntagmorgen begann dann der große Freudentag, an dem selbst die Sonne ihren Anteil hatte; sie vollführte bei ihrem Aufgang Freudensprünge. Viele zogen einst in der Frühe hinaus, um sich den Sonnenaufgang anzusehen und Zeugen dieses wunderbaren Schauspiels — das wohl nur in der Einbildung erfolgte — zu sein. Wer aber ein Sonntagskind war und so Augen hatte, die weiter und tiefer sahen als die der gewöhnlichen Sterblichen, konnte neben dem leuchtenden Feuerball der Hauptsonne auch wohl Nebensonnen erblicken, in deren mittelster das Gotteslamm stand. Und wie die Strahlen der aufgehenden Sonne das Wasser trafen, empfing auch dieses allerlei wunderbare Kräfte, deshalb die bis heute noch bekannte Sitte des Osterwasserholens.

Nach dem traditionellen Kirchgang am Vormittag, dem österlichen Lammbraten zu Mittag, dem besinnlichen Spaziergang durch die Felder am Nachmittage flammten dann am Abend ringsum überall im Neddersassenlande die Osterfeuer auf. Ein uralter Feuerzauber, der sich der Flammen und des Rauchs zur Vertreibung von Dämonen und Hexen bediente, einte sich hier mit dem Licht- und Sonnenkult germanischer Vorzeit, um zur Christenzeit zum Symbol der Huldigung für den Auferstandenen, das Licht der Welt, zu werden. Über diese Osterfeuer, die sich erfreulicherweise bis in unsere Zeit erhalten haben, ist schon so viel berichtet worden, daß hier nicht weiter darauf eingegangen werden soll.

Erwähnt sei abschließend nur, daß sich bis zu Anfang unseres Jahrhunderts noch mannigfache abergläubische Vorstellungen im Zusammenhange mit dem Osterfeuer erhalten haben. So glaubte man, soweit die Feuer leuchten, würden die Felder fruchtbar; die Häuser, auf die der Glanz des Osterfeuers falle, blieben vor Feuersbrunst und vor Krankheit bewahrt. Man streute die Asche des Osterfeuers zur Erhöhung der Fruchtbarkeit aufs Feld, dadurch wollte man es vor Mäusefraß schützen; schüttete man sie dem Vieh in das Trinkwasser, so blieb es vor Seuchen bewahrt; ein Stück abgebranntes Holz, vom Osterfeuer mit ins Haus genommen, sollte dieses gegen Blitzschlag schützen.

So haben sich in unserer niedersächsischen Heimat, wie von alter Vätersitte und ursprünglichem Volkstum überhaupt, auch von Osterglaube und Osterbrauch nur wenige Reste in die Gegenwart hinübergerettet. Diese kurze Erinnerung an sie mag dazu beitragen, daß sie nicht so bald dem so wenig traditionsbewußten Zug der Zeit erliegen.

720226

Ostern ältestes Fest

Viele Gebräuche wurden aus heidnischer Zeit übernommen

Das Fest der Auferstehung Jesu („Festum resurrectionis"), das seit etwa neunzehnhundert Jahren gefeiert wird, ist das älteste Fest der Christenheit. Es war schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung mit einer festlichen Vorzeit, der sogenannten Ostervigilie, verbunden.

Die festliche Vorzeit schloß die Karwoche ein und wurde von der sogenannten Fastenzeit eingeleitet. Höhepunkte der Festlichkeit waren die Osterfreuden („Dominica gaudia"), die im sogenannten Osterkuß ihren schönsten Ausdruck fanden. Die Neubekehrten, die am Palmsonntag das Apostolische Symbolum empfangen hatten und die am Gründonnerstag („dies Competentium") ihr Bekenntnis in der Kirche öffentlich ablegten, wurden in der nächtlichen Vigilie vor dem Ostertage getauft.

Über die alten, heidnischen Ostergebräuche in Deutschland veröffentlichte der Germanist Freybe im Jahre 1893 ein Standardwerk unter dem Titel: „Ostern, in deutscher Sage, Sitte und Dichtung". Diesem grundlegenden Werk ist zu entnehmen, daß das Osterei, ein hartgekochtes Hühnerei mit gefärbter Schale, schon in vorchristlicher Zeit eine große Rolle spielte. Es war das Symbol der Fruchtbarkeit und stand als Gesundheits- und Glücksspender in Geltung. Das Ei wurde von dem legendären Osterhasen gelegt und mit Märchen verwoben.

Das Ostereiersuchen war hierzulande ganz früher ein Ereignis des Gründonnerstags, des sogenannten hohen Donnerstags, der mit dem „fetten oder feisten Donnerstag" vor Fastnacht wetteiferte. Später kam dafür der Ostermontag und schließlich der Ostersonntag in Gebrauch.

Besonders populär war auch das Osterfeuer, das jahrhundertelang ein Fest der Dorfgemeinschaft war. In unserer niedersächsischen Heimat wurde früher ein symbolischer Pferdekopf in das Osterfeuer geworfen. In den sogenannten Osterspielen (Ostermärchen und Ostergelächter) war Heidnisches und Christliches miteinander vermischt. Das „Ostermärchen" hatte einst sogar einen Ehrenplatz im Gotteshaus. Die heidnischen Ostergebräuche waren mit dem Frühlingsglauben verbunden, bei dem die Göttin Ostara im Mittelpunkt stand.

Auch das Schöpfen des „Osterwassers" an einer fließenden Quelle beim Aufgang der „dreimal aufhüpfenden Sonne" ist altgermanischen Ursprungs. Das Osterwasser wurde später von der Kirche gesegnet. — Das Osterfest wird immer am Sonntag nach dem Frühlingsvollmond und, wenn dieser selbst auf einen Sonntag fällt, an dem nächstfolgenden gefeiert. Unter dem Frühlingsvollmond, der die „Ostergrenze" genannt wird („terminus paschalis"), versteht man denjenigen, welcher entweder auf oder zunächst nach dem Frühlingsanfang, der frühestens am 21. März und spätestens am 18. April eintritt, fällt. Das christliche Osterfest, das immer zwischen dem 22. März und dem 25. April fallen muß, ist in diesem Jahre dem ersten Grenzdatum stark angenähert. Die alte alexandrinische Berechnungsweise, welche im Jahre 525 von der römischen Kirche übernommen wurde, kam allmählich in allgemeinen Gebrauch. Diese Berechnungsweise hatte den Zweck, das christliche Osterfest von dem jüdischen Passahfest zu trennen. Dieser Zweck wurde aber nicht erfüllt, denn beide Feste fielen manchmal doch zusammen.

Nach dem Konfessionswechsel gab es in Deutschland zwei verschiedene Berechnungsweisen, die zu Termin-Differenzen führten. Die Katholiken blieben der Epakte-Berechnung treu, aber die Protestanten berechneten den Ostertermin zunächst nach dem astronomischen Datum des Frühlingsvollmondes. Diese Verschiedenheit, die in den Jahren 1724 und 1744 Termin-Differenzen gezeitigt hatte, beseitigte Friedrich der Große im Jahre 1775, indem er die Epakte auch in seinem Lande in Geltung brachte.

Da sich in unserem Kalender alle beweglichen Festtage nach dem Osterfest richten, ist die exakte Zeitbestimmung dieses Festes sehr wichtig. Kein Wunder also, daß dem Osterfest in chronologischer Hinsicht viele Publikationen gewidmet sind. Im Jahre 1845 veröffentlichte Piper seine grundlegende Schrift: „Geschichte des Osterfestes seit Kalenderreformation". Später erschien Brinckmeiers „Praktisches Handbuch der historischen Chronologie", das mehrere Auflagen erlebte. Das bewegliche Fest Ostern faszinierte auch Gauß, der die Osterchronologie auf eine kurze Formel brachte.

Kurt Asendorf

720227



Wundersame Heilkräfte wurden in alten Zeiten dem Osterfeuer zugesprochen, das zwar auch heute noch vielerorts abgebrannt wird, jedoch kaum mehr als ein willkommener Treffpunkt am verlängerten Wochenende ist.

„HARKE"-Foto: Archiv



Ostersonntag brennend ins Tal

Sechs mannshohe Räder aus Eichenholz werden von Einwohnern des Dorfes Lügde bei Bad Pyrmont mit Stroh umwickelt. Am Ostersonntag werden die Feuerräder nach altem Brauch funkenstiebend den Osterberg hinunterrollen. dpa

720228

Osterfeuer leuchten durch das Land

Die Osterfeuer im Volkstum und Glauben unserer Vorfahren / Von Gerhard Seiffert

„Ostern früh in's Gotteshaus, abends geht's zum Dorf hinaus. Also will's die alte Sitte: Arm in Arm und Hand in Hand, wird auf freien Feldes Mitte froh das Osterfeuer abgebrannt". Die uralte Sitte des Osterfeuers wurde von unseren heidnischen Vorfahren zu Ehren der Frühlingsgöttin Ostara gepflegt als Dank dafür, daß nach dem Wintergrauen des Himmels Licht wiederkehrte, um Mensch, Tier und Natur wärmend zu beleben. Sie verschmolz später mit den christlichen Osterbräuchen.

In vielen Orten unserer Umgebung begannen die Vorbereitungen zum Osterfeuer schon lange vor dem Fest. Was an Hecken und Bäumen an Ästen geschnitten worden war, wurde zu einem mächtigen Stoß zusammengetragen; ja man sammelte auch auf den einzelnen Höfen alles Brennbare, dazu sang man in unserer Gegend zumeist: „Gevt uns's beten to' Osterfür, de olen Teertunn sünd so düer! Eier nöhm' wi ook noch mit, een is nix, twee is wat, dree, denn gaht wie unse Padd. Lat üns nich to lange stahn, wi moet noch'n beten wieder gahn".

Vom Osterfeuer suchte jeder einen brennenden Ast zu erhaschen, mit dem er um den Holzstoß sprang. Je besser die Fackel brannte, desto mehr Glück hatte der Träger; je länger der große Stoß flammte, um so mehr Segen war dem Lande ringsum beschieden, denn die Asche des Osterfeuers verhalf außerdem nach altem Volksglauben den Feldern zu besonderer Fruchtbarkeit. Mit nach Hause genommen und dort aufbewahrt, sollte die Asche Haus und Hof vor Feuer schützen und diente zur Heilung von Tierkrankheiten.

Hilfe gegen „bösen Husten"

Nach diesem alten Volksglauben unserer Vorväter war allein schon der Anblick des Osterfeuers heil- und gesundheitbringend, und so sah man zu Beginn der Dunkelheit alt und jung auf den Beinen, um ja dabei zu sein, denn wer kein Osterfeuer sah, dem drohten Unglück und Krankheiten, auf jeden Fall aber war er nicht gegen „bösen Husten" gefeit.

In der Woche vor Ostern hatte jeder Tag seinen besonderen Namen, an die sich wohl nur noch die Ältesten erinnern werden, nämlich: de fule oder blue Mondag, de geele oder scheiwe Diensdag, de witte oder krummpuckelde Middewock, de gröne Dönnersdag, de stille Friedag, de kaukenbackende Sünnawend und de lust'ge Fierdage, von denen dann noch der erste Feiertag, eierpaschende oder eierstübende Sündag und der zweite, upfredende Mondag genannt wurden, weil man am letzteren die gepaschten oder gestübten Ostereier in Rekordmengen verzehrte. Mit Birkenruten gingen nämlich am Ostersonntag die Kinder zu Nachbarn und Bekannten, um Ostereier zu „stüben".

Ohne das Gericht der „Siebenstärke" war ehemals ein Gründonnerstag nicht denkbar. Siebenerlei Kraut, wie Melde, Kresse, Brennessel, Spitzwegerich, Sauerampfer, Löwenzahn und Braunkohl wurde zu einem Brei gekocht und an diesem Tage gegessen. Man behauptete, dieses Gericht schütze auf die Dauer eines Jahres gegen jegliche Krankheit, wie man überhaupt all diesen Kräutern – am Gründonnerstag gepflückt – besonders große Heilkräfte zuschrieb. Lein und Buchweizen, an diesem Tage gesät, sollte außergewöhnlich gut gedeihen – allerdings durfte dann ja wohl Ostern nicht zu zeitig ins Jahr fallen.

Außerdem sprach man der Nacht vor Gründonnerstag auf Karfreitag übernatürliche Heilkräfte zu. Leute, die sich mit „Besprechen" oder ähnlichen Sympathiekuren abgaben, wurden in dieser Nacht von besonders vielen Heilungssuchenden aufgesucht. Vom Karfreitag hieß es, daß Regen, der an diesem Tage fällt, für den Boden giftig sei, weil er in des Herrn Grab geregnet habe, er verkünde außerdem einen trockenen, fruchtarmen Sommer. Wer an diesem Tage gräbt, störe die Ruhe des Heilandes, wer aber am Karfreitag keinen Alkohol trinkt, kann das ganze Jahr hindurch trinken, ohne einen Rausch zu bekommen.

Drei Freudensprünge

Am Ostermorgen, so hieß es, sollte die Sonne beim Aufgehen drei Freudensprünge tun, dabei umtanzen sie weißgekleidete Jungfrauen. Eine der ältesten, bekanntesten und verbreitetesten Ostersitten aber war bis weit in unser „modernes" Jahrhundert hinein, das Holen des Osterwassers. Es mußte, sollte es heilbringende Kraft haben, vor Sonnenaufgang geschöpft werden. Man sprengte es im Haus aus; dann nämlich schützte es Mensch und Vieh, machte jung und schön, bewahrte vor Fieber und vertrieb Sommerprossen. Beim Schöpfen des Osterwassers konnte ein unverheiratetes Mädchen, wenn es Glück hatte, das Gesicht ihres „Zukünftigen" sehen. Es durfte dabei aber weder auf dem Hin- noch auf dem Rückwege ein Sterbenswörtchen sprechen und keinen Gruß erwidern.

Hie und da „palmte" man am Ostermorgen auch die Felder. Man besteckte die Zufahrtswege der Äcker mit Weidenkätzchenzweigen, um Fruchtbarkeit und gute Ernte zu erflehen. Dieser Brauch, wobei die Zweige vielfach kreuzförmig gebunden wurden, war vornehmlich bei katholischen Besitzern üblich.

All diese alten Gewohnheiten und Sitten gehören heute der Vergangenheit an. Nur die Osterfeuer leuchten heute, wie eh und je weit ins Land hinein, „daß es hellflammend sei verkündet, wie rings das Leben neu erstand". Vielleicht wandern, wenn jetzt in unserem engeren Heimatgebiet die Osterfeuer wieder brennen, die Gedanken dieses und jenes mal zurück in jene alten Zeiten heimischen Volkstums und Glaubens, denn – „Am schönen Alten mit Treue halten, am guten Neuen sich gern erfreuen, wird niemand gereuen!".

Österliches Allerlei aus altem heimischem Brauchtum

720229

Für das Osterfeuer sammelten die jungen Burschen schon Wochen vor dem Fest an Hecken und Gärten sowie auf den Gehöften Brennbares. Alte Teertonnen waren zum Entfachen am beliebtesten. So hieß es denn einstmals am Ostertage: „Ostern früh ins Gotteshaus, abends geht's zum Dorf hinaus. Also will's die alte Sitte: Arm in Arm und Hand in Hand, wird auf freiem Felde Mitte froh das Osterfeuer abgebrannt."

Bekanntlich wurde die uralte Sitte des Osterfeuers von unseren heidnischen Vorfahren zu Ehren der Frühlingsgöttin Ostara gepflegt, als Dank dafür, daß nach langem Wintergrauen des Himmels Licht wiederkehrte, um Mensch, Tier und Natur wärmend zu beleben. Jeder suchte einen brennenden Ast zu erhaschen, mit dem er um den Holzstoß sprang. Je besser die Fackel brannte, desto mehr Glück hatte der Träger. Je länger der große Stoß flammte, um so mehr Segen war dem Lande ringsum beschieden.

So wurden denn zuweilen regelrechte Fackelreigen aufgeführt, an denen sich besonders die jungen Burschen und Mädchen freudig und ausgiebig beteiligten, während die Alten besinnlich an ihre Jugendzeit dachten. Die übriggebliebenen Holzkohlteilchen wurden zu Pulver zerstoßen und mit Fett vermischt. Diese Salbe galt als gutes Mittel gegen das „wilde Feuer", die Rose, während die Asche zur Heilung von Tierkrankheiten diente.

Allerdings kam es schon vor 250 Jahren beim Osterfeuer zu allerlei Ausschreitungen, so daß die hohe Obrigkeit im Jahre 1734 bemängelte, „daß das Osterfeuer mit Tantzen, Singen und Saufen im Schwange gehe, inmassen dann ein jeder dessen allen bey zwey und nach Befinden mehr Reichsthaler allenfalls Gefängniß-Straffe zu Wasser und Brod sich künftig zu enthalten hat."

Bei der Sitte des Ostereier-Suchens" sah man zu ältesten Zeiten in dem Ei das Sinnbild der erwachenden Natur. Das Ei, das doch leblos erscheint, enthält ein Lebewesen in sich geschlossen. Kann das Ei Leben spenden, so muß es auch eine besondere Lebenskraft enthalten. Durch das Essen eines Eies glaubte man an die Übertragung dieser Lebenskraft auf den Menschen in der Zeit des erwachenden Lebens. Fruchtbarkeitszauber und Fruchtbarkeitssehnsucht überall.

So ist denn auch der Osterhase zu einem gewissen Symbol dieses Festes dank seines regen Familiensinnes geworden. Er war den Germanen heilig. Die Kinder bauten im Haus oder im Garten am Vorabend des Osterfestes Nester, in denen sie dann am anderen Tage die vom Osterhasen gelegten Eier fanden. Den Osterhasen gibt es übrigens nur in Deutschland und Österreich.

Auf den Dörfern zog die Jugend gemeinsam von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, um Ostereier-Paschen-Eier zu erbitten. Dazu sang man: „Gun Dach, gun Dach, gun Dideldumdei, wi komen um ein Osterei. Dat een ist witt, dat anner swatt, dat drütt, dat steek wi in'n Sacke. Lat üs nich sau lange stahn, wi mütt noch'n paar Hüser wiedergahn!" oder zuweilen auch etwas deutlicher: „Stüp, stüp Osterei, gibst du mi keen Osterei, hau ick di den . . . entzwei!" Wobei die so Angesprochenen mit Weidenzweigen gestüpt, oder wie man auch sagte, „schmackostert" wurden.

Das Osterwasser symbolisierte das nun vom Eise befreite fließende, „lebendige Wasser". Es gehörte zum segenbringenden Wasser der Göttin Ostara, dessen Gebrauch und Genuß vor allem Übel für das ganze Jahr sicheren Schutz verleihen sollte. Schweigend wurde es stromabwärts geholt, und schweigend besprengte man in der Osterfesttagsfrühe mit ihm den Acker, damit die Saat recht gedeihe und gute Frucht trage. Auch in die Tröge der Ställe goß man es, um das Vieh vor Schaden zu bewahren.

Den Mädchen galt es als Schönheitswasser, wobei sie sich allerdings auf dem Wege hin und zurück vor mutwilligen Burschen hüten mußten, die sie zum Sprechen verleiten wollten. Schon das kürzeste Wort nahm nämlich dem Osterwasser den Zauber.

Für die Mädchen galt es zudem als überaus heilsam, bei Oster-Sonnenaufgang barfuß auf eine betaute Wiese zu gehen. Die Hand mußte dabei über das betaute Gras fahren, um so mit zauberhafter Heilkraft gesegnet zu werden. Gesundheit, Schönheit und Fruchtbarkeit schrieb man diesem Brauch zu.

Selbstverständlich war es ferner, daß auch der Oster-Sonne im Glauben unserer Vorfahren eine besondere Rolle zukam. In ihr begrüßte man zu Ostern das Wiedererwachen der Natur in Feld und Flur nach langer, starrer Winterszeit. Am Ostermorgen, so hieß es, sollte die Sonne beim Aufgehen drei Freudensprünge tun, dabei umtanzten sie weißgekleidete Jungfrauen oder Osterlämmer.

Ziemlich verbreitet und festverwurzelt war auch der Glaube, daß die Sonne am Ostermorgen beim Aufgange tanze, daß dieser Tanz zwei Stunden währe und sie dabei verschiedene Farben zeige. Sonntagskinder würden in ihr das Gotteslamm schauen können. –

In der Woche vor Ostern hatte jeder Tag seinen besonderen Namen: Fule Mandag, scheiwe Diensdag, krumpuckelnde Middewochen, Greundonnersdag, stille Friedag, kaukenbackende Sonnawend un de eiersökende Sündag.



Bis ins vorige Jahrhundert hinein pflegte man am Gründonnerstag Kohl oder grüne Erbsen zu essen. Man kochte das Gericht aus sieben wildwachsenden Pflanzen: Braunkohl, Spinat, Taubnessel, Geesel, Sauerampfer, Hopfen und Kümmel und nannte es „Säbenstärke": Nun haben diese sieben Kräuter Macht gegen sieben böse Geister, gegen sieben Gifte und gegen sieben ansteckende Krankheiten.

All diese alten Bräuche und Gewohnheiten gehören heute bis auf wenige der Vergangenheit an. Aber noch gehen die Kinder Ostereier suchen, noch leuchten rings im Lande die Osterfeuer „daß es hellflammend sei verkündet, wie rings das Leben neu erstand".

Gerhardt Seiffert

720230

Heimatliche Osterbräuche

Osterfeuer – Feuerräder – Eierkullern – Eierpicken

An vielen Orten unseres Kreisgebietes sind Vorbereitungen zum Abbrennen eines Osterfeuers getroffen – sogar in der Stadt Nienburg selbst. Bis in vorchristlich-heidnische Zeit lassen sich die Ursprünge der Osterbräuche zurückverfolgen. Zu den traditionsreichsten gehört der Osterlauf in Lügde bei Bad Pyrmont. Seit alters her rollen hier vom „Osterberg" sechs große Feuerräder am Abend des Ostersonntags zu Tal. Sie versinnbildlichen die im Frühjahr zurückkehrende Sonne.

An vielen Orten werden die großen Holzkegel aus Tannenreisig um eine entästete Fichte herum entzündet, wenn die Dämmerung einfällt.

Kinder vergnügen sich beim „Eierkullern" von der Höhe des Plytenberges in Leer und an den Deichen oder beim „Eierpicken" auf den Straßen der Städte und Dörfer Ostfrieslands. Wessen Ei beim Gegeneinanderschlagen unversehrt bleibt, der erhält das eingedrückte Ei seines „Wettkampfgegners".

Zu den nur noch selten anzutreffenden Bräuchen gehört das Fackelschwingen im Harz.

Das Schöpfen des Osterwassers, das früher am ersten Osterfeiertag morgens aus einem Bach geholt wurde und das Schönheit und Gesundheit verleihen sollte, ist weitgehend in Vergessenheit geraten. Nur noch zwischen Detmold und Bad Pyrmont im Blomberger Bergland ist dieser Brauch noch lebendig. Hier versammelt sich heute noch das junge Volk an der Meinte-Quelle. HB

720231

Das Osterfest und seine Symbole

Warum Osterfeuer, rollende Sonnen, Ostereier, Osterhasen und Osterlamm?

Ostern wurde nach der alljährlichen Urständ der Natur benannt, dem Ursten oder Aufstehen der von der Sonne geweckten Kraft des Wachsens, die in den Sagen und Mythen des 735 gestorbenen Benediktiners Beda wird diese Gottheit als Eostra oder Ostara bezeichnet, das heißt: die von Osten her Nahende. Aber sie hatte noch eine Menge anderer Namen.

Die Freude am strahlenden Osterglanz weckte das Bedürfnis, die Wiedergeburt des Lebens und des Lichtes in lodernden Flammen zu feiern. Während am nächtlichen Himmel die Auferstehungsfeuer strahlten, in denen der besiegte Winter symbolisch als Puppe verbrannt wurde, ließ man auf den Höhen mit Stroh gebundene Osterräder als rollende Sonnen brennend ins Tal hinab, als flammende Fanale des Lenzes (das Wort kommt von Glentz – Glänzender), dessen Licht nun endlich die Macht der Finsternis bezwang.

In christlicher Zeit wurde an Stelle des bösen Winters der Judas verbrannt, der seinen Herrn und Heiland dessen Feinden auslieferte, und dabei gesungen:

> O du armer Judas, was hast du getan,
> daß du deinen Herrn also verraten hast?
> Darum mußt du leiden in der Höllenpein,
> Lucifers Geselle mußt du ewig sein!
> Kyrie eleison!

Die Feuer aber lodern nun zu Ehren Jesu als der wahren Sonne und dem Licht der Welt.

Die eigentliche Ostergabe ist das Ei, das nach kirchlicher Deutung ein Sinnbild der Auferstehung Jesu aus dem dunklen Grabe ist, damit Alle aus dem Grab der Sünde durch ihn zu neuem Leben erwachen. Vorher galt diese wunderbare Erscheinungsform des eingeschlossenen und ausbrechenden Lebens dem Sieg des Frühlings über den Winter, der guten über die böse Macht; jener Anschauung, die im christlichen Osterfest ihre Vollendung und Krönung fand.

Den Kindern wurden die Ostereier von der holden Ase beschert, deren Sitz man sich im Monde dachte, nachdem man in Beobachtung seiner Gezeiten erkannt hatte, daß das Wachstum von ihm beeinflußt wird. Aus den Mondflecken aber haben nicht nur die alten Deutschen das Bild eines Hasen herausgelesen, der damit das Wappentier der göttlichen Frau geworden ist. Nach dem Bild im Monde entstand sein schon früh bezeugter Name landberath (über dem Land glänzend), der über Lampert in der Kurzform Lampe endet. Hase, im damaligen Sprachgebrauch ghaso oder kaso, ist die Verkleinerungsform von Ase in der Bedeutung von einzig, erhaben und heilig.

Weil nun Sonne und Mond als ein göttliches Paar galten, von dem noch im hohen Mittelalter als dem Herrn Sonne und der Frau Mond gesprochen wurde, benutzten die Freier den Hasen symbolisch als Liebesboten. Sie befestigten zu Ostern am Hause ihrer Liebsten ein Körbchen mit gefärbten Eiern und fügten ein den Hasen darstellendes Gildbrot bei. Nahm die Umworbene das Körbchen herein, dann war sie dem Freienden gut, schickte sie es ihm aber zurück, dann hatte sie ihn abgelehnt, daran erinnert noch die Redensart, daß jemand „einen Korb" bekommen habe.

Nachdem man dazu überging, die Kinder mit in Nester gewandelten Körbchen mit bunten Eiern und dem Bild des Hasen zu erfreuen, entstand die Mär vom Eier legenden Osterhasen. Und wie damals singen die Kinder zu Ostern noch heute:

> Osterhas, o Osterhas,
> leg deine Eier bald ins Gras!

Das Osterlamm – als Böcklein ein beliebtes Opfertier der alten Deutschen zu Ehren ihres Wettergottes – bekam im Christentum eine hehre symbolische Bedeutung. Im Evangelium wird berichtet, daß Johannes der Täufer, als er Jesus an den Jordan kommen sah, ausrief: „Da ist das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt hinwegnimmt!" Damit wollte der gewaltige Bußprediger der Menge kundtun, daß Jesus der so lange erwartete Messias sei, über den der Prophet Jesaias gesagt hatte, daß er für fremde gemartert und wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt werde. Als Zeichen dessen, daß Jesus Christus durch seine Auferstehung am Ostertage „die Höll' und den Tod überwand", wird in der christlichen Kunst sein Symbol, das Lamm, mit der Siegesfahne dargestellt.

720232

Diese Woche hatte zwei festliche Höhepunkte



Die Karwoche, welche auch „Heilige Woche" und „Marterwoche" genannt wird (lateinisch: „Hebdomas magna oder sancta"), ist dem Gedächtnis von Jesu Leiden und Tod gewidmet. Im Mittelpunkt dieser letzten Woche vor dem Osterfest standen zwei Gedächtnistage, die die „Fastenzeit" zum krönenden Abschluß brachten.

Der Gründonnerstag ist als hoher kirchlicher Feiertag der ältere. Vor nunmehr 1300 Jahren, in der sogenannten Dritten Periode des Papsttums, welche als die Zeit der Befestigung des römischen Primats unter den germanischen Völkern in die Geschichte eingegangen ist, wurde der Gründonnerstag als Gedächtnistag der Einsetzung des Heiligen Abendmahles zum Festtag erhoben. Auf dem Stuhl Petri saßen damals die Päpste Agatho (678–682), Leo II. (682–683), Benedikt II. (682/683), Johann V. (683–686), Conon (686/687) und Sergius I. (687–701).

Die Goten, Burgunder, Sueven, Langobarden und Franken traten in jener Zeit von arianischen Bekenntnis zum Katholizismus über und gaben dem Papsttum starke Impulse zur Machterweiterung und zugunsten der Dogmatik. Der Name Gründonnerstag oder „Grüner Donnerstag", der im deutschen Sprachraum die alten lateinischen Namen „Dies viridium", „Feria bona quinta", „Dies absolutionis oder indulgentiae" und „Coena domini" ablöste, wird im Jahre 1202 zum ersten Male urkundlich erwähnt.

Dieser Name wird sowohl von dem 23. Psalm („Der Herr ist mein Hirte") als auch von der alten Sitte abgeleitet, an diesem Tage grüne und heilbringende Frühlingskräuter zu verzehren. Der Gründonnerstag war auch ein „Tag der Grünen", das heißt, der öffentlichen Büßer, die nach der Fastenzeit von ihren Vergehen und Kirchenstrafen losgesprochen und als „Sündenlose" („virides") wieder in die Gemeinschaft der Christen aufgenommen wurden. Der im Mittelalter gebräuchliche Name „Ablaßtag" für Gründonnerstag deutet auf diese Lossprechung hin.

In der katholischen Kirche gehört zur Feier des Gründonnerstags auch die sogenannte Fußwaschung, die der Papst, die Bischöfe und Äbte noch heute praktizieren. Diese sakramentale Handlung, die der heilige Bernhard von Clairvaux (1090–1153), der berühmte Kirchenreformer und Mystiker, in den höchsten Rang erheben wollte, gehört zweifellos zu den ehrwürdigsten Riten der christlichen Kirche. Der Philosoph Arthur Schopenhauer (1788–1860), der Worte höchsten Lobes für diese sakramentale Handlung fand, kennzeichnete diesen Ritus als Gipfelpunkt des Religiösen schlechthin.

Die Fußwaschung, welche heute an 12 oder 13 Pilgern vollzogen wird, steht mit dem 13. Kapitel des Johannes-Evangeliums in engster Beziehung. In diesem Kapitel wird mitgeteilt, wie Jesus seinen Jüngern das Vorbild und das Gebot der Liebe gab. Im vierten und fünften Verse heißt es: „Stand er (Jesus) vom Abendmahl auf, legte seine Kleider ab und nahm den Schurz und umgürtete sich. – Danach goß er Wasser in ein Becken, hob an den Jüngern die Füße zu waschen und trocknete sie mit dem Schurz, damit er umgürtet war."

Diese Fußwaschung ist seit den Anfängen des Christentums das Symbol der selbstverleugnenden Liebe und der Demut. Nicht nur in der römisch-katholischen Kirche wird diesem Symbol gehuldigt, sondern auch in der griechisch-katholischen Kirche. Auch in Rußland und in Kreisen der Wiedertäufer sowie bei den Herrnhutern war die Fußwaschung im sakramentalen Gebrauch. Diese altehrwürdige Handlung hat im heidnischen Altertum eine konträre Vorgängerschaft. Im Orient war es schon vor Jahrtausenden Sitte der Reichen, den Gästen von Dienern die Füße waschen zu lassen.

Der Karfreitag hält in ganz besonderer Weise die Erinnerung an das bittere Leiden und Sterben des Weltheilandes wach. Der Name ist eine Ableitung von dem altdeutschen Wort „chara", welches Trauer und Klage bedeutet. In der römischen Kirche wurde dieser Tag („Dies adoratus") jahrhundertelang als strengster Fastentag in aller Einfachheit und Stille begangen. Die Arbeit ruhte nicht. Es wurden nur Klagelieder gesungen. Es gab weder Glockengeläut noch Orgelmusik. Das Kruzifix war merkwürdigerweise lange Zeit verhüllt.

Zum echten Feiertag wurde der Karfreitag erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der bekannte Schweizer Theologe Tobler prägte den Karfreitag zum Haupttag der Kommunion. Die Engländer erhoben den Karfreitag zum höchsten Feiertag und gaben diesem Tag den Namen „Guter Freitag". Auch in den Niederlanden ist dieser Name gebräuchlich. In Norddeutschland kam der Name „Stiller Freitag" in allgemeinen Gebrauch.

Kurt Asendorf

720233

SNZ 9.4.80

Osterglaube und Osterbräuche

Erhaltengebliebenes deutsches Brauchtum

Immer noch wirken lebendig gebliebener Glaube und von alters her überlieferte Bräuche in der Osterzeit in unsere Gegenwart hinein. Es fehlt nicht an mehr oder minder seriösen wissenschaftlichen Untersuchungen, die sich mit dem Ursprung dieses Festes und seines Namens befassen. Manche reichen ins Spekulative hinein, geheimnissen durch Wortspielereien und fast gewaltsame Herstellung von Beziehungen durch Mutmaßungen Zusammenhänge hinein, die doch reichlich utopisch sind.

Ganz sicher hat jener Pfarrer recht, der in einer Osterbetrachtung vor Jahren feststellte, daß der jubelnde Ruf in der Osterliturgie „Christus ist auferstanden!" unabhängig vom Wechsel der Jahreszeiten bleibt. Ebenso sicher aber ist, daß das in der christlichen Überlieferung und Praxis bewegliche Osterfest zeitlich sowohl mit dem jüdischen Passahfest als auch mit dem von unseren germanischen Vorfahren gefeierten Frühlingsbeginn zusammenfällt. Wir wissen heute, daß sich das Christentum bewußt diese alten Überlieferungen zunutze gemacht hat.

Der Auferstehungsglaube findet also seine Entsprechung in der Sehnsucht des Menschen nach der Wiedergeburt des Lichts nach dunkler Winterzeit.

Ostern ist das älteste aller christlichen Feste. Es ist von Anfang an fröhlich begangen worden, denn die Freude über die Auferstehung Christi überstrahlte die Trauer über seinen Tod. Die Freude über die gebrochene Macht des Winters, das Aufbrechen der Natur, stimmte die Menschen froh.

Schon die christlichen römischen Kaiser entsprachen dem Zug zur allgemeinen Freude dadurch, daß sie während der Osterzeit keine Gerichtsverhandlungen durchführten, Verurteilte amnestierten und Sklaven freiließen. Auch die Arbeit wurde um diese Zeit unterbrochen.

Die Fastenzeit vor Ostern scheint die Sehnsucht der Menschen in katholischen Ländern nach überströmender Freude zu steigern. Es gibt auch heute noch Landstriche, in denen man eine ganze Woche Ostern feiert, und die leiblichen Genüsse nehmen keinen geringen Raum darin ein.

Brauchtum aus legendärer Zeit

Viele Bräuche haben sich im Laufe der Zeit um das Osterfest entwickelt, von Land zu Land verschieden, durch die Jahrhunderte vielfach abgewandelt. So ist verbürgt überliefert, in welchem Ausmaß die christlichen Kirchen etwa im Mittelalter Ostern als ein Fest der Freude in den Gotteshäusern selbst feierten. Der Pfarrer war gehalten, von der Kanzel herab seiner Gemeinde lustige Geschichten zu erzählen, die nicht selten mit derben Späßen gewürzt waren, um die Zuhörer zum Lachen zu bringen. Maßstab für die Qualität der Predigt war deshalb folgerichtig das Gelächter der Pfarrgemeinde. Die Freude über die Auferstehung vermischte sich dabei zweifellos mit der Erleichterung, der Dunkelheit des Winters entronnen zu sein. Die Menschen lebten damals häufig noch in kaum beheizten Wohnungen und sehnten die Wärme des Frühlings herbei.

Goethe hat diese Erwartung des Osterfestes in seiner Faust-Dichtung mit wenigen Worten gültig ausgedrückt: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche durch des Frühlings holden belebenden Blick."

Uralt ist die Sitte des Ostereiersuchens. Es stammt mit Sicherheit schon aus der Zeit der antiken und der germanischen Frühlingsfeste und bedeutet eine Symbolisierung der Fruchtbarkeit. Das Ei gilt als Ursprung des Lebens, als ein geradezu magisches Mittel der Lebenskraft. Schon die alten Chinesen haben im Ei das Symbol des Lebens überhaupt gesehen. Wir wissen, daß in Ägypten seit mehr als 1000 Jahren bemalte Ostereier bekannt sind, bei uns erst seit dem 16. Jahrhundert. Man glaubte, es ginge von ihnen ein Zauber aus, denn die Geschlechtskraft von Mann und Frau sollte durch Eier in Berührung mit ihnen oder durch ihren Genuß gesteigert werden.

Auch glaubte man, man könne Unglück von sich abwenden oder böse Geister durch Verstecken der Schale vertreiben. So legte man Eierschale gegen Hagelschlag auf das Feld oder bei Hochzeiten der Braut ins Kleid. In der Steiermark ist überliefert, daß drei Tage glücklich sei, wer als erster ein rotes Ei finde. Damit hängt das Verstecken der Eier und das Wiederauffinden durch die Kinder eng zusammen. Man spricht davon, man wolle „den Osterhasen jagen". Nachweisbar ist das Vorkommen der Gestalt der Osterhasen in alten Volksbräuchen erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts. In einer Schrift von Georg Frank, die er 1682 in Heidelberg herausgegeben hat, heißt es, in einigen Gegenden Deutschlands sei der Glaube verbreitet, der „Osterhase" lege die „Haseneier", Ostereier genannt. Er verstecke sie auf Wiesen und in Gärten, wo sie von Kindern eifrig gesucht würden. Älterer Herkunft ist das Eierschenken. Im Mittelalter gehörte das Ei zu den österlichen Abgaben an die Grundherrschaft. Gerade um diese Zeit waren Eier besonders begehrt, denn in der Fastenzeit waren sie zum Verzehr nicht erlaubt.

In Italien feiert man Ostern als ein Blumenfest. Beim Gang zur Messe tragen Frauen und Kinder Blumen, die Kirche selbst ist festlich geschmückt. In Spanien finden zu Ostern prunkvolle Prozessionen statt. Die Häuser sind mit Heiligenbildern geschmückt. Der Rauch zahlreicher brennender Kerzen steigt zum Himmel empor. In den angelsächsischen Ländern ist Ostern der höchste kirchliche Feiertag. Die Betriebe haben von Gründonnerstag bis Osterdienstag geschlossen.

In den USA hat man Zeit gebraucht, bis Ostern als gesetzlicher Feiertag anerkannt wurde. Heute beobachten wir dort zu Ostern eine merkwürdige Mischung aus christlichem Glauben und typisch amerikanischem „Business". Ich denke da an den berühmt gewordenen Sonnenaufgangsgottesdienst in Bethlehem (Pennsylvania), wo am Sonntagmorgen Tausende von Gläubigen die Posaunen vom Turm der Kirche erleben und in den Ruf ausbrechen: „Christus ist auferstanden!"

In der Sowjetunion entfaltet die orthodoxe Kirche in den wenigen ihr verbliebenen Gotteshäusern Ostern ihren ganzen überlieferten Prunk.

Örtliche und zeitliche Veränderungen

Im Nordwesten Deutschlands, auch auf den friesischen Inseln, und in Kärnten, der Steiermark und im Burgenland brennen in der Osternacht die Osterfeuer, uraltes Symbol für den Sieg des Lichtes über die Dunkelheit des Winters. In einem Kärntner Tal sind auch heute noch die Fackelläufe gebräuchlich, ein prächtiger Anblick für alle, die sie erleben dürfen. Osterfeuer hat es schon seit der Zeit des Bonifatius gegeben, der wegen dieses Brauches, den er bei den Friesen beobachtete, in einem Brief an den Papst Zacharias Erkundigungen einholte darüber, wie er es mit dieser Sitte halten solle. In Rom kannte man Osterfeuer nicht.

In Ostdeutschland war das Osterwasserschöpfen durch junge Mädchen aus einer reinen Quelle gebräuchlich. Die Menschen versprachen sich davon Abwehr gegen Krankheiten. Daher hüteten sie das heilende Wasser in verschlossenen Behältern. Denken wir auch an das Stiepen, eine recht derbe Sitte. Birkenzweige, etwa zwei Wochen vor Ostern aus dem Wald geholt, wurden ins Wasser gestellt, bekamen Blätter und wurden Ostern als sogenannte Stiepruten benutzt. Man peitschte mit ihnen die Füße der Menschen, denen man Gutes wünschte, und erhielt dafür gekochte, vorher schön gefärbte Eier.

Bei den Polen gab es einen ursprünglich deutschen Brauch, den „Dünnguß". Dabei bemächtigten sich junge Burschen besonders hübscher Mädchen, schleppten sie unter den Dorfbrunnen und verabreichten ihnen dort einen tüchtigen Wasserguß. Bedenkt man die Kühle der Jahreszeit, dann weiß man, daß dies kein reines Vergnügen gewesen sein mag.

Osterglaube und Osterbräuche — in aller Welt so verschieden wie die Bedingungen, unter denen die Menschen leben, und die Überlieferungen, die bei ihnen aus ihrem Glauben lebendig geblieben sind.

HANS BAHRS

Osterfeuer – Osterwasser – Ostereier

Altniedersächsische Volksbräuche im Frühling und in der Osterzeit

720234

„Du rufst aus frosterstarrter Hülle glückfrohes Leben wieder wach in deiner gebefreud'gen Fülle, du lichtumfloß'ner Ostertag!"

Und mundartlich:

„Dei Sünn so warm, dei Hewen so blag, dei Wind so weik, so klor dei Dag, dei Akker so swart, dei Saaten so grön, sön'n Ostern as hüt, wo is dat doch schön!"

Ostern und Frühling gehören zusammen. Nicht nur in der gemütvoll empfindsamen Sprache unserer Dichter kommt dies sinnvoll zum Ausdruck, viel mehr noch in dem mannigfachen, seit Urzeiten im Volke tief verwurzelten Brauchtum Niedersachsens. Dieses sei hier, alten Überlieferungen und dem Ursprung gemäß, der heutigen Generation in einigen kurzen Beispielen heimatbewußt in Erinnerung gerufen.

Unsere Osterbräuche sind zum größten Teil noch Überreste uralter Frühlingsfeiern. Ihr Sinn ist im Laufe der Jahrhunderte verwischt worden. Fast in ganz Niedersachsen brennen am Ostersonnabend oder Ostersonntag die Osterfeuer, die in ihrem Ursprung mit der Göttin Ostera in Verbindung gebracht werden. Sie ist ja selber eine der Erscheinungsformen des Frühlings, mit denen die Alten ihre Welt belebten.

Der Name Osterfeuer, den man mit ihr in Verbindung bringt, ist allerdings erst im 16. Jahrhundert entstanden. Bis zu jener Zeit brannte man „Bockshornfeuer", und die vielen Orte wie Bockhop, Bockhorn, Bockhorst, Bockswiese können ihren Namen davon ableiten. Auch der Ausdruck: „Jemanden ins Bockshorn jagen", ist hier entlehnt. Der Name Bockshorn deutet auf den Bock, der den alten Göttern heilig war. Es muß also das Osterfeuer gleichzeitig mit der Ostera auch dem Donnerer Wotan dargebracht worden sein, der ja im ersten Frühlingsgewitter einherzog im Wagen, der mit Ziegenböcken bespannt war.

In ältesten Zeiten wurden in den niedersächsischen Landen in der Nacht zum Ostersonntag alle Feuer am heimischen Herd im Flett gelöscht und dann mit heimgebrachten brennenden Ästen vom Osterfeuer neu angezündet. Der Sprung über das Osterfeuer feite gegen Krankheiten aller Art. Liebesleute sprangen zusammen durch die Flammen, daß die Liebe erhärtet werde. Der Landmann brachte Asche aus dem Osterfeuer auf seinen Acker, um Segen zu ernten, und mit dem angekohlten Holze des Brandstapels rührte er das Trinkwasser des Viehes, um es vor Seuchen zu bewahren.

Wie das Feuer, hatte auch das Wasser zu Ostern besondere Kräfte. Daher die Sitte des Osterwasser-Schöpfens. Überall gingen die Mädchen vor Sonnenaufgang am Ostertage nach einer bestimmten Quelle oder zu einem bestimmten Brunnen, dessen Wasser von Westen nach Osten fließen muß. Diesem Wasser wurden ganz besondere Kräfte zugemessen. Allerdings war es auch schwer zu holen, denn die Mädchen müssen den Mund dabei halten und dürfen kein Sterbenswörtchen dabei sagen. Und wenn nun die Burschen erschienen, machten sie allerlei Schabernack, um die Mädchen zum Sprechen zu bringen und damit den Zauber des Osterwassers zu brechen. War es aber glücklich heimgebracht, hatte es allerlei besondere Eigenschaften. Man konnte in ihm den Zukünftigen erkennen, außerdem war es gut gegen Augenleiden und Sommersprossen und sollte in gewissem Zusammenhang mit der Erfüllung von Liebeshoffnungen stehen. Dazu faulte es nicht und ließ sich das ganze Jahr über aufbewahren.

Die größte Rolle unter unseren Osterbräuchen aber spielt bis in unsere Zeit hinein, besonders für die Jugend, der Osterhase. Er und seine seltsamen Ostereier sind nicht voneinander zu trennen. Das Ei als Fruchtträger ist ein Sinnbild der Fruchtbarkeit und des sich ewig erneuernden Lebens, das vielleicht schon der Frühlingsgöttin geweiht war, unter deren sanfter Herrschaft das Land nach langem Winterschlaf sich wieder begrünte. Der gute Osterhase war ebenso ein alter Glaubensrest. Die Märzhasen sind schließlich ein sichtbares Zeichen ständig gebärenden Lebens draußen in Feld und Flur.

Ein schöner, ehrwürdiger Glaube war auch im Harzgebiet verbreitet. Hier erwartete man in den Bergen den Aufgang der Sonne; kam sie über die Kuppen, dann sollte sie am Ostersonntag drei Freudensprünge vollführen. Wer aber ein Sonntagskind war und so Augen hatte, die weiter und tiefer sahen als die gewöhnlichen Sterblichen, konnte neben dem leuchtenden Feuerball der Hauptsonne auch wohl Nebensonnen erblikken, in deren mittelsten das Gotteslamm stand. Im Deister und Solling rollten von den Höhen brennende Feuerräder zu Tal als Freudengrüße für Frühling und Ostern.

„Dank, daß nach all dem Wintergrau du süß mich labst, unsterblich Licht! So will ich neuem Lenzen trauen allzeit voll gläubiger Zuversicht!"

Gerhardt Seiffert

Ostern

Saatengrün und Sonnenschein
und jubelnd Lerchensingen.
Blauveilchen blüht am Ackerrain
und alle Knospen springen.
Himmelsschlüsselchen im grünen Tal,
Buschwindröschen wiegt sich sacht.
O Lenz, ich grüß' dich tausendmal
nach langer Winternacht!
Und Glocken über allen Landen –
so froh macht mich ihr Klang!
Er ist wahrhaftig auferstanden,
der Nacht und Tod bezwang.
Ostern! Neues Leben weit und breit!
Nun jub'le, Herz, auch Du,
von aller Todesangst befreit,
dem Auferstand'nen zu.

Frida Wesemann

Brügler

720235

Das späte Osterfest 1984

In diesem Jahre erreicht Ostern fast sein letztes Grenzdatum

Ostern ist, wie jedermann weiß, ein bewegliches Fest. Das Gesetz dieser Beweglichkeit ist weitgehend unbekannt. In diesem Jahre erreicht der Ostersonntag am 22. April fast sein letztes Grenzdatum, denn das Osterfest kann (im Gregorianischen Kalender) nie vor dem 22. März und nach dem 25. April sein.

Sein erstes Grenzdatum erreichte Ostern zuletzt im Jahre 1818 und sein letztes Grenzdatum im Jahre 1943. Da die Termine aller beweglichen Feste vom Osterfest bestimmt werden, soll hier, in gebotener Kürze, die alte (alexandrinische) Berechnungsweise, die mit den Namen Dionysius Exiguus (525) und Karl Friedrich Gauss (1840) verbunden ist, in Erinnerung gebracht werden.

Das Osterfest wird immer am Sonntag nach dem Frühlingsvollmond oder wenn dieser wie in diesem Jahre auf einen Sonntag fällt, am nächstfolgenden Sonntag gefeiert.

Der Frühlingsvollmond ist die sogenannte Ostergrenze („Terminus Paschalis"). Der geniale Rechenmeister Gauss hat vor etwa 150 Jahren eine Formel gefunden, mit der der Ostertermin ziemlich leicht aus der Jahreszahl berechnet werden kann.

Die Versuche, den christlichen Ostertermin ein für alle Mal von dem jüdischen zu trennen, waren erfolglos. Im Jahre 1981 fielen die Feste wieder zusammen. Das war am 19. April (vorher: am 17. April 1927).

Bei der Berechnung des Ostertermins spielt die sogenannte „Goldene Zahl" des betreffenden Jahres eine grundlegende Rolle. Aus dieser Zahl läßt sich, durch eine einfache Rechnung, die „Epakte", das heißt die Zahl, welche das Alter des Mondes (seit dem letzten Neumond) am 1. Januar angibt, ableiten.

Hier sei angemerkt, daß eine unterschiedliche Berechnungsweise des Ostertermins durch die Protestanten (in Preußen) in den Jahren 1724 und 1744 zu terminlichen Differenzen führte. Dadurch wurde der Preußenkönig Friedrich der Große veranlaßt, die alte katholische Berechnungsweise mittels der Epakte für rechtsgültig zu erklären.

Kurt Asendorf

720236

Das Lamm Gottes gilt als das älteste Oster-Sinnbild

Streifzug durch früh-christliche Osterbräuche von Dr. N. Heutger

Das älteste Ostersinnbild ist das Lamm Gottes, das Osterlamm. Die älteste niedersächsische Darstellung schon aus der Zeit um 785 ist in Eldagsen erhalten. Dieses Lamm Gottes auf dem besiegten Drachen wurde später als Kämpferstein in die um 1100 begonnene romanische Kirche in Eldagsen eingefügt.

Ein Osterlamm als Symbol der Auferstehung erscheint auf dem Grabstein des Bischofs Udo (gest. 1114) im Hildesheimer Domkreuzgang.

In der Gotik tritt zum Lamm Gottes die Siegesfahne der Auferstehung. So geschmückt sieht man das Lamm Gottes z. B. über dem Altar der Nienburger Martinskirche und im Chorraum der Klosterkirche Möllenbeck.

Ein solches sieghaftes Lamm Gottes findet man ferner auf einem Hostien-Backeisen im Bomann-Museum Celle, wo es bezeichnenderweise das Gegenstück zur Kreuzigungsdarstellung bildet.

Heute ist das Ostersymbol schlechthin nicht mehr das Osterlamm, sondern der Osterhase, der keinen rechten Anhalt in der Überlieferung hat.

Das Ei ist ein allgemein verbreitetes Fruchtbarkeitssymbol. Im Spätmittelalter verbargen die Wienhausener Nonnen Eier über ihren Räumen (Klostermuseum Wienhausen), um dem Ordenshaus gutes Gedeihen zu sichern. Die später meistens mit Pflanzenfarben (z. B. mit Zwiebelschalen) gefärbten Ostereier sind Sinnbilder neuen Lebens.

Aus Celle sind gezeichnete Eier bekannt, die mit einer Art Kerbschnitt-Ornament verziert sind. Früher wurden die Ostereier oft mit Sprüchen versehen.

Im südlichen Oldenburg gab es die Sitte des „Eierpickens". Ostereier wurden auf einer Wiese von einem zum anderen jungen Menschen gerollt. Jeder versuchte, das Ei des anderen zu treffen. Das so angepickte Ei mußte an den Gegner abgegeben werden. Heute werden in Vereinen, z. B. im Nienburger Raum, gern in froher Gemeinschaft Ostereier gesucht.

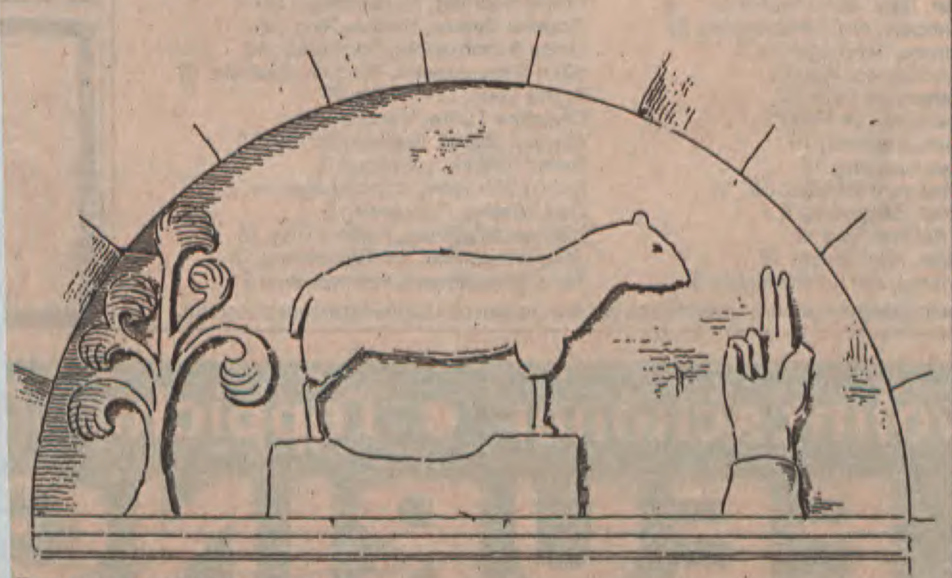
Die Osterfeuer, die Freudenfeuer, gehen auf germanische Reinigungsfeuer zurück. In manchen niedersächsischen Orten, wie z. B. in Wietzen bei Nienburg, ist der Brauch des Osterfeuers am Abend des ersten Ostertages nie abgerissen. In Wietzen gab es in alter Zeit sogar für jeden Ortsteil ein eigenes Osterfeuer. Da konnte es passieren, daß das zusammengetragene Holz von der Konkurrenz bereits vorzeitig in Brand gesetzt wurde. So stellte man Wachen auf, die den wachsenden Holzstoß bewachten. Beim Osterfeuer am Ostersonntagabend wird gewissermaßen der Winter verbrannt. Der Frühling zeigt seine Macht. Am Sonnabend vor Ostern sammelten in Wenden bei Nienburg junge Leute mit einem Wagen Stroh für das Osterfeuer und Eier. Sie sangen dabei noch im 20. Jahrhundert: „Bi ba bo, eine Bullsche Stroh, eine Bullsche Haferstroh und een Ei darto."

Die Osterfeuer flammten oft an herausragenden Stellen auf, so z. B. auf der „Paschenburg" (Pasch = Passah = Ostern) über der Schaumburg im Wesergebirge. Das Osterfest wurde im Mittelalter „Paschen" genannt.

Wenn das Feuer verglomm, sprangen die jungen Paare der Dorfgemeinschaft nach altem Brauch über das Osterfeuer. Die Asche wurde auf die Äcker gestreut. Sie sollte die Felder fruchtbar machen. Ein verkohltes Holzstück vom Osterfeuer wurde in der Grafschaft Hoya mit ins Haus genommen – als Schutz gegen Blitzschlag und Krankheit.

Im Laufe der Jahrhunderte versuchte man, die Osterfeuer abzuschaffen. So z. B. verbot die Landesordnung des Herzogs August von Braunschweig-Wolfenbüttel 1647 die Osterfeuer. Aber vergeblich; 1980 wurden allein im Harz etwa 100 Osterfeuer abgebrannt.

Das Wetter am Ostermorgen galt als entscheidend für das Wetter der nächsten drei Monate. Fielen am Ostermorgen Tropfen von den Bäumen, war ein fruchtbares Jahr zu erwarten, vor allem im Blick auf die Flachsernte.



Tympanon an der Kirche zu Rheden.

720237

Das Osterfest im alten Niedersachsen

Ein interessanter Überblick von Dr. Nicolaus Heutger

Osterfest

Ostern ist ein „bewegliches" Fest: Es wird an dem Sonntag gefeiert, der dem ersten Vollmond nach Frühlingsanfang (21. 3.) folgt. Aus dem Kloster Bursfelde an der Oberweser ist aus dem 14. Jahrhundert ein Brief des Abtes Johannes erhalten, der sich auf eine Berechnung der Ostertermine für Jahre im voraus bezieht. Der Name „Ostern" rührt anscheinend von der germanischen Frühlingsgöttin Ostara her.

Osterwasser

Am Deister wurde einst am Ostermorgen vor Sonnenaufgang aus einem fließenden Gewässer das Osterwasser geholt, das als heilkräftig galt. Beim Holen des Osterwassers durfte man auf keinen Fall sprechen, sonst wurde das Wasser wertlos. Das Osterwasser wurde das ganze Jahr hindurch z. B. gegen Augenkrankheiten eingesetzt.

Oster-Friedhofsgang

In alter Zeit ging man am Ostermorgen auf den Friedhof. Da bedachte man die Vergänglichkeit des irdischen Lebens und den Neuanfang durch die Auferwekkung Christi.

Osterjubel

Im Ostergottesdienst erhob sich im mittelalterlichen Niedersachsen schallender Jubel über die Auferweckung des Herrn, das „Ostergelächter" (risus paschalis). Eine Prozession, ein feierlicher Umgang, ist 1441 für die Marktkirche in Hannover bezeugt. Zur Liturgie, zur Gottesdienstordnung des Osterfestes, gehört der Osterleuchter, wie er im Kloster Loccum erhalten ist.

Osterspiele

Im Kloster Gertrudenberg bei Osnabrück veranstalteten die Nonnen Osterspiele, in denen es besonders um das Nachempfinden des Erlebens der Frauen am leeren Ostergrab in Jerusalem ging. Ähnliche Osterspiele kreisten in Wienhausen um die herrliche geschnitzte Gestalt des Auferstandenen, die ein Hauptwerk der niedersächsischen Kunst des Mittelalters ist.

Osterbilder

Das älteste niedersächsische Osterbild ist das entsprechende Blatt aus dem um 1000 entstandenen Evangeliar des Bischofs Bernward von Hildesheim im Hildesheimer Domschatz. Links oben erscheint die von einer Kuppel bekrönte Heiliggrabeskirche in Jerusalem. Im Untergeschoß des Gotteshauses liegen die überflüssig gewordenen Leichentücher Jesu. Zu beiden Seiten der Kirche stehen Bäume mit goldenen Blüten, die auf das neue Leben hinweisen, das Ostern offenbar geworden ist. Rechts steht der Auferstandene, in einen goldenen Mandorla-Nimbus gehüllt. Vor ihm kniet Maria Magdalena und ergreift in liebevoller Verehrung die Füße des Auferstandenen.

Im Unterteil des zweigeteilten Bildes sieht man Petrus und Paulus, die zwischen sich ein gewaltiges Evangelienbuch halten, dessen entscheidender Inhalt die Botschaft von der Auferweckung Jesu ist. Bernward will so zeigen, daß das Osterwunder sich gewissermaßen in der Predigt der Christenheit fortsetzt. Auch später wurde in Niedersachsen der Auferstandene großartig dargestellt. In dem frühbarocken Mausoleum des Fürsten Ernst bei der Martinikirche in Stadthagen triumphiert der von dem Niederländer Adrian de Vries gegossene Auferstandene über alles Erdenleid.

Osterbrote

Ostern aß man besondere, geweihte Brote. In Hannover verzehrte man Osterfladen.

Ostereier

Die Ostereier sind Erbstücke aus der altgermanischen Religion. Sie sind Sinnbilder neuen Lebens. Früher waren sie oft mit Sprüchen versehen. Beispiel: „Was sagt das Osterei? Daß alles Leben neu, weil Christus auferstanden sei."

In Schaumburg-Lippe gab es den Brauch des „Päosk-Aa-Sammelns". Da gingen arme Leute in der Zeit vor Ostern zu ihnen bekannten Bauern und baten um Eier für das Osterfest. Die so geschenkten Eier hießen „Päosk-Aa" – Pasch-Eier.

Osterfeuer

Die Osterfreude erreichten im Volk ihren Höhepunkt, wenn die Freudenfeuer (ursprünglich germanische Reinigungsfeuer) aufflammten, wie z. B. über der Paschenburg über der Schaumburg, welches alte Forsthaus von diesem Oster-(Passah)-Brauch seinen Namen hat.

720238

„De Burenräknung" gehörte einst zum überlieferten Jahresbeginn

Eine Erinnerung an alte niedersächsische Neujahrsgebräuche

In einigen Dörfern des Kreises Uelzen – so ist aus den Jahren vor der Jahrhundertwende überliefert – fand am Tage nach Neujahr, dem „afgeset'nen Dag", eine sogenannte „Burenräknung" statt. Da versammelten sich nachmittags die Grundbesitzer in der Wohnung des Dorfschulzen, um Gemeindeangelegenheiten zu regeln, wie das Verteilen des Pachtgeldes für die Gemeindejagd und die Gemeindefischerei. Damit waren mancherlei althergebrachte, heute kaum noch bekannte Bräuche verbunden, die einstmals streng eingehalten wurden.

Das Gemeindeoberhaupt mußte die Versammelten mit Kuchen und „dänischem Punsch", einem Gemisch von süßem Kaffee und Branntwein, bewirten. Waren die geschäftlichen Sachen erledigt, so marschierten die „Buren" in geschlossenem Zug, an der Spitze der Nachtwächter auf seinem Horn tutend, zum „Haseneten" in das Gasthaus. Die zur Herstellung desselben nötigen Hasen hatten die Pächter der Gemeindejagd laut Jagdkontrakt unentgeltlich zu liefern.

Nach beendigtem Mahl begann dann eine Krönungsfeierlichkeit, wobei derjenige Grundbesitzer, der zum ersten Mal an der „Burenräknung" teilnahm, von den übrigen Festteilnehmern nach vorangegangener Krönungsrede mit einem Feuereimer gekrönt wurde. Der durch diese feierliche Handlung „Zünftoggewordene" hatte als Krönungsgabe ausreichend Grog zu spenden, der während des nachfolgenden Tanzvergnügens, an dem dann auch „de Fruenslüd" teilnehmen durften, getrunken wurde.

Auch in den anderen Gebieten unseres Niedersachsenlandes war allerlei Neujahrsbrauchtum üblich, das jetzt der Vergangenheit und Vergessenheit angehört. So vor allem das Neujahrs-Umsingen von Haus zu Haus, von Gehöft zu Gehöft. Es wurde zu alten Zeiten vom „Dörpschaulmeester" angeführt, wobei die Schulkinder ihren Neujahrswunsch aufsagten, der mit dem Vers begann: „Wie gradelert tau'n nigen Jahr, und wart wi wünscht, dat werdet wahr: Gesundheit, Glück un langes Lewen, dat mög de Leewe Gott ji gewen!" Daran schloß sich dann ein „Heischevers" an.

Die eingesammelten Kuchen, Würste oder Eier wurden unter den Kindern verteilt; die Geldspenden kamen dem Lehrer zugute zur Aufbesserung seiner schmalen Salairs. In anderen Gebieten unserer Heimat wurde dieses Neujahrs-Umsingen von den Konfirmanden durchgeführt.

Im Laufe des Silvestervormittags erschien in einzelnen Dörfern auch der Nachtwächter in voller Ausrüstung im Ort. Vor jedem Haus stieß er sovielmal ins Horn, als Personen in demselben wohnten, wozu er seinen Neujahrsglückwunsch hinzufügte. Auch er wurde mit Naturalien und Geld belohnt.

Zu den Neujahrs-Glückwünschenden gehörten zu früheren Zeiten schließlich auch die Müllergesellen. Diese Gratulanten zeigten ihre Anwesenheit durch drei kräftige Keulenschläge auf die untere Schwelle der Hoftür an. Die Müllergesellen brachten meistens eine ansehnliche Summe Geldes zusammen, da sie das Recht hatten, den Bewohnern mehrerer Dörfer ihre Glückwünsche darzubringen. Gerhard Seiffe[rt]

Flöhebringen, Flöhebannen – Bräuche im Frühjahr

Eine alte, längst ausgestorbene niedersächsische Sitte auf dem Lande war es, daß die Kinder an den ersten Frühjahrsabenden den Nachbarn heimlich Sägespäne ins Haus warfen. Man nannte dies „Flöhebringen" und wollte damit die kleinen Plagegeister, die früher recht zahlreich ihr lästiges Unwesen trieben, dem eigenen Hause fernhalten und anderen aufhalsen.

Es war in jedem Jahr für die Kinder ein riesiges Vergnügen, so die Nachbarn zu verulken. Ließ man sich dabei aber fassen, dann erhielt man wohl einige Klapse und mußte die Späne fein säuberlich wieder aufkehren, wobei die Kinder dann, nachdem sie sich einen Besen geholt hatten, mehr Kehricht hinzugeschüttet fanden, als sie Späne gestreut hatten.

In anderen Orten suchte man die Flöhe zu bannen. Dazu fegte man mit dem „Strohwiep", einem mit Ofenruß bestreuten Strohbüschel, den Vorplatz des Bauernhauses.

Es ist aber wohl anzunehmen, daß sich die Flöhe um den „Strohwiep" kaum gekümmert haben dürften; da war ein mit Walnußblättern gefülltes Kissen, wie es die Bäuerinnen früher gern an das Fußende des Bettes zu legen pflegten, sicher wirksamer, denn man wußte aus Erfahrung, daß die Flöhe den Geruch der Walnußblätter nicht vertragen konnten und abwanderten.

So ergibt sich die recht erstaunliche Tatsache, daß sogar der kleine Floh im altniedersächsischen Brauchtum eine Rolle gespielt hat, und man weiß nun, wenn man hie und da auf dem Lande unserer Heimat noch einen Walnußbaum vorfindet, zu welchem Zweck – außer zur Ernte seiner Nüsse – dieser einstmals gepflanzt wurde. Gerhard Seiffert

720239

Brauchtum in der Karwoche

Kräuter-Symbolik im Zeichen der Neunzahl / Altes Brauchtum wird wiederbelebt

Die Osterzeit, die am Sonntag Palmarum (Palmsonntag) beginnt, ist reich an alten Gebräuchen, die heute – im Zeitalter der Nostalgie – wieder erneuert werden. Das alte Brauchtum reicht weit zurück in die vorchristliche Zeit und ist geprägt von heidnischer Naturmythologie. In der Osterzeit steht die Huldigung des Frühlings im Vordergrund der Brauchtumssitten.

Der bekannte deutsche Sprachforscher Jakob Grimm hat den Namen des Osterfestes auf die germanische Frühlingsgottheit Ostara (Eostra, Eastre) zurückgeführt, welche die im Osten aufsteigende Sonne symbolisierte. Die erste urkundliche Erwähnung der Ostara stammt von dem angelsächsischen Historiographen und Chronisten Beda Venerabilis, der seine Werke um 700 schrieb.

Karl der Große, der ein großer Verehrer Bedas war, kürte die mythische Ostara zur Patronin des Monats April und benannte den vierten Monat unseres Kalenders, der der zweite der ersten (frühlinglichen) Jahreszeit ist, nach dieser Göttin „Ostermond" (Ostermonat). Mit dem Ostara-Kultus sind die ältesten Osterbräuche verknüpft. – Das Christentum setzte an die Stelle der Naturkraft den Weltheiland –.

In den Landgemeinden wurden die Haustiere in die Brauchtumspflege einbezogen. Die Bauern trieben ihre Pferde am Ostermorgen vor Sonnenaufgang in den Dorfteich, um ihre Gesundheit und ihre Fruchtbarkeit zu stärken. Die jungen Mädchen schöpften in der Osternacht – in mitternächtlicher Stunde – schweigend das heilbringende Osterwasser.

Die Karwoche ist im Hinblick auf das alte Brauchtum auch eine Zeit der Huldigung der Flora. Die Blütenkätzchen der Salweide wurden hierzulande immer mit den Palmen, die dem Sonntag Palmarum seinen Namen gaben, identifiziert. Die Weidenkätzchen schmückten Gotteshäuser und Wohnungen. Diese Huldigung der Flora stand im Zeichen der Symbolik der Neunzahl.

Am Gründonnerstag kochte man hierzulande einst ein Kräuter-Gericht, das den plattdeutschen Namen „Nägenstärke" führte. Es bestand aus folgenden Kräutern: Körbel, Pimpinelle, Spinat, Geschel, Sauerampfer, Braunen Kohl (Grünkohl), Porree, Kuhblume und Taubnessel.

Der sogenannte Neunkräutersegen in der Osterzeit schloß auch die Medizin (Arzneien) ein. Eine hochgeschätzte Wundsalbe wurde hierzulande aus folgenden Heilkräutern hergestellt: Beifuß, Wegerich, Lammkresse, Kamille, Nessel, Holzapfel, Kerbel und Fenchel. Zwei alte Heilkräuter-Sprüche lauten:

„Nun haben diese neun Kräuter Macht gegen neun böse Geister, gegen neun Gifte und gegen neun ansteckende Krankheiten." – „Am grünen Donnerstag im Mai / kochte eine Bäuerin ihren Brei / von neun Kohlkräuterlein, / sollt wider alle Krankheiten sein."

Die Passionszeit erreicht am Karfreitag ihren Höhepunkt mit den Gedenkfeiern zur Höllenfahrt Christi. Das Symbol des Christentums, das Kreuz, steht dann im Mittelpunkt der Besinnlichkeit und der Andacht. Der Bremer Heimat-Chronist Heinrich Hoops, ein Theologe und hervorragender Kenner des Oster-Brauchtums, schrieb vor sechzig Jahren:

„Wie nach dunkler Nacht die Vögel dem aufstrahlenden Morgenlicht entgegenjubeln, so freut sich jung und alt auch nach der ernsten Karwoche, in der kein lautes Wesen sich hören lassen, ja stellenweise sogar nicht einmal das Geläute der Glocken ertönen darf, das Osterfest:

Es war ein wunderlicher Krieg, / Da Tod und Leben rungen; / Das Leben, das behielt den Sieg, / Es hat den Tod verschlungen."

Kurt Asendorf

720240



Die ›Auferstehung Christi‹ vom Meister von Liesborn. Das Bild aus dem 15. Jahrhundert hängt im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg

OSTERN

Was wir heute über dieses uralte Fest wissen und warum wir es seit fast 2000 Jahren feiern



Am frühen Morgen des 5. April 33 unserer Zeitrechnung ereignete sich auf einer Anhöhe bei Jerusalem, die den Namen ›Schädelstätte‹ trägt, ein weltgeschichtlich einzigartiger Vorgang. Ein Mensch, der zwei Tage vorher einen qualvol-

Lernen Sie JOURNAL kennen.



Mit JOURNAL können Sie sich und Ihrer Familie das Leben ein bißchen bunter und schöner machen. Mit Rezepten, die gelingen... Mode, die tragbar ist... Einrichtungsideen, die überraschen... Handarbeiten, die leicht zu machen sind. Auch Reisetips, Rat in Gesundheits- und Erziehungsfragen und Unterhaltung bietet Ihnen JOURNAL. Jeden Monat neu. Überzeugen Sie sich selbst. Lernen Sie JOURNAL jetzt kennen. Gratis.

Kostenlos für Sie: Ein Heft von JOURNAL.



Dazu das praktische Kräuterrad, mit dem Sie die richtigen Kräuter und Gewürze für 50 beliebte Gerichte finden. Das ist unser Geschenk für Sie.

Zum Kennenlernen von JOURNAL. Schicken Sie die eingeklebte Postkarte oder den Gutschein ausgefüllt an uns – in wenigen Tagen erhalten Sie dann dieses Gratisheft.

Ein Gratisheft zum Kennenlernen.

Gutschein für HÖR ZU Leserinnen.

Ja, ich möchte JOURNAL kennenlernen. Schicken Sie mir bitte kostenlos eine Ausgabe. Ich werde die Zeitschrift prüfen **und Ihnen innerhalb von 7 Tagen nach Eintreffen des Heftes schreiben (rechtzeitige Absendung genügt), wenn ich JOURNAL nicht regelmäßig beziehen möchte.**

Wenn Sie nichts von mir hören, erhalte ich JOURNAL jeden Monat per Post zum vorteilhaften Jahresbezugs-Preis von 24,- DM (Ausland 30,- DM). Die Zustellkosten sind im günstigen Abonnementpreis enthalten. Das Abonnement kann ich jederzeit schriftlich kündigen.

Name / Vorname

Straße

PLZ/Wohnort

Datum / Unterschrift

Bitte in Blockschrift ausfüllen.

Garantie
Sie erhalten kostenlos eine JOURNAL-Ausgabe zum Kennenlernen. Außerdem erhalten Sie das bunte praktische „Kräuterrad".

Das Gratisheft und das JOURNAL-Kräuterrad können Sie in jedem Fall behalten, ob Sie JOURNAL später abonnieren oder nicht.

Wenn Sie JOURNAL nicht weiter beziehen möchten, schreiben Sie uns innerhalb von 7 Tagen nach Erhalt des Heftes (rechtzeitige Absendung genügt).

W.-D. Koch, Verlagsleiter

... wurde, bitte den Gutschein ausschneiden, ausfüllen und im Umschlag (Porto 0,60 DM) einsenden an:

JOURNAL für Haushalt & Familie-Verlag, Leserdienst
Postfach 30 46 30, 2000 Hamburg 36

JOURNAL für Haushalt & Familie

...so vielseitig wie das Leben der Frau.

720241

die biblische Finsternis am Karfreitag wirklich gegeben?



Jerusalem mit der Grabeskirche (oben), Christi Grabmal (unten) und der (nichthistorischen) Felsplatte (ganz unten). Links: Osterprozession in Jerusalem





Fotos: dpa, Keystone (3), Braun-Prenzel

len Kreuzestod gestorben war, Jesus Christus, kehrte leibhaftig ins Leben zurück: ein mystisches Wunder, das nicht bewiesen werden kann. Aber es ist dieses nur dem Glauben zugängliche Wunder, dessen Erinnerung wir feiern, wenn wir das Osterfest feiern.

Die Auferstehung Jesu von den Toten wird in der Bibel mit großer Zurückhaltung geschildert. »Kein Auge hat sie gesehen«, wie der katholische Theologe Professor Tillmann 1925 schrieb.

Die drei älteren Evangelien (Markus, Matthäus, Lukas) berichten nahezu übereinstimmend, daß mehrere Frauen am Tage nach dem Sabbat zu dem Grabe kamen, wo sie erfuhren: »Was sucht ihr den Lebenden unter den Toten? Er ist nicht hier, nein, er ist auferstanden!« (Lukas 24, 5–6). Bei Markus ist es ein ›Jüngling mit einem weißen Gewand‹, der den Frauen dies mitteilt; bei Matthäus ein ›Engel des Herrn, sein Gewand war weiß wie der Schnee‹. Bei

Von Hartmut Wrede

Lukas hingegen sind es ›zwei Männer in strahlender Gewandung‹.

Im jüngsten der vier Evangelien, bei Johannes, erscheint Jesus selber der trauernden Maria von Magdala: »Sie aber wußte nicht, daß es Jesus war« (Kap. 20, Vers 14).

Sosehr dieses Ereignis seither auch in Menschen Zweifel hervorrufen mochte – und einer der zwölf Jünger Jesu, der ›ungläubige Thomas‹, war ja der erste Zweifler –, so sicher ist aber auch, daß die ersten Christen unbeirrt an die Auferstehung geglaubt haben. Das ganze große, imponierende Gebilde der christlichen Kirche ruht seit fast zweitausend Jahren allein auf dem Fundament dieses Glaubens. Deshalb ist

Bitte blättern Sie um



Holz lebt. Halten Sie es lebendig.

Holz ist ein organisch gewachsenes Material, das noch in bearbeitetem Zustand auf äußere Einflüsse reagiert. Holz atmet, sagt man. Seine Zellstruktur lebt weiter und verändert sich.

Bei Feuchtigkeit dehnt das Holz sich und quillt auf. Und bei Hitze trocknet es und reißt.

Davor müssen Sie es nicht nur außen, sondern auch in geschlossenen Räumen schützen.

Vor ultravioletten Strahlen, die durchs Fenster dringen und das Holz vergilben lassen.

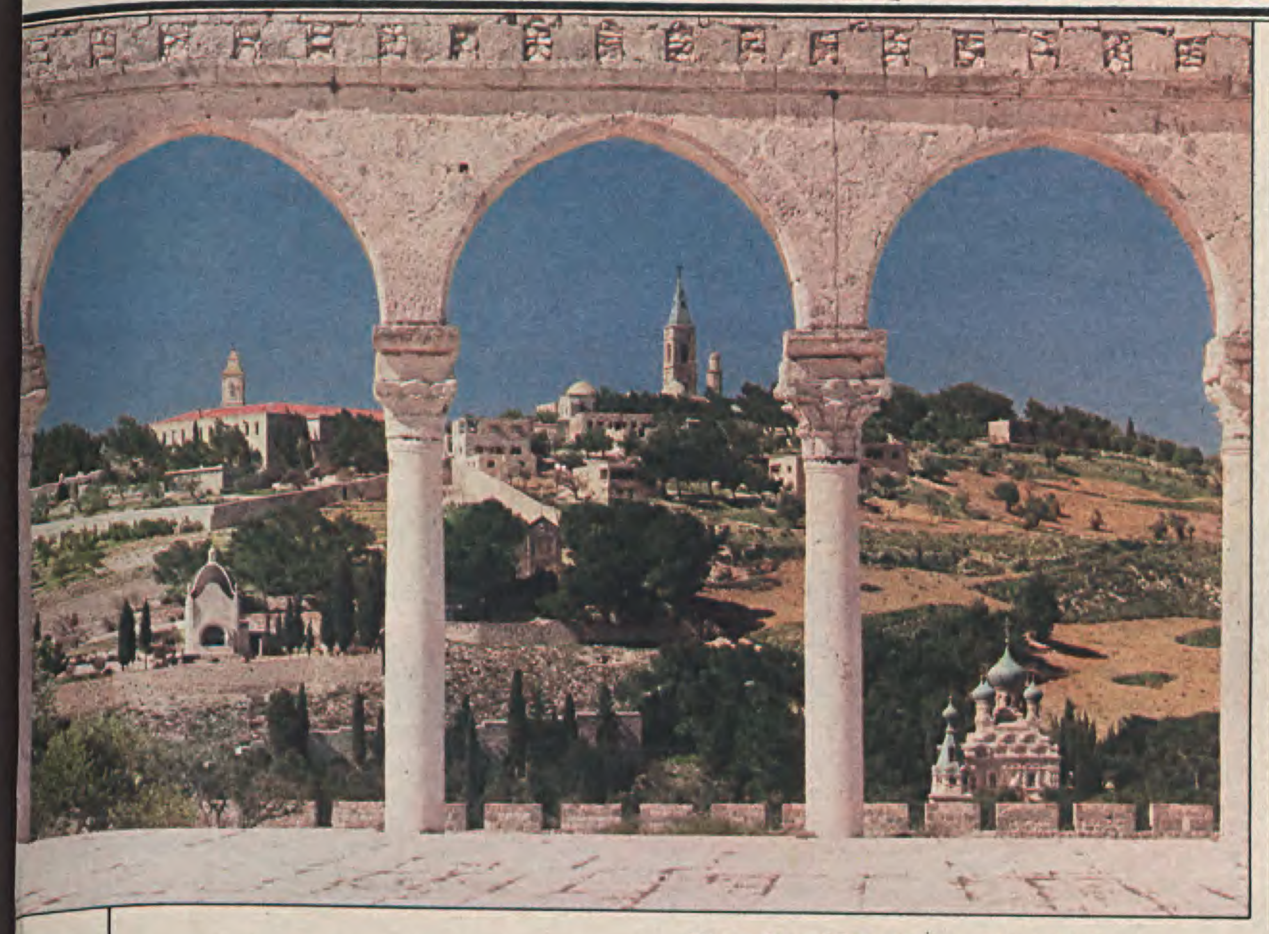
Vor starker Hitze, die ein Ofen oder Heizkörper ausstrahlt.

Vor Schwitzwasser und Putzwasser, vor Laugen und Chemikalien, vor einfach allen Flüssigkeiten, die auf unbehandeltem Holz ihre Spuren zurücklassen könnten.

Herberts Holzschutz Lasuren imprägnieren das Holz und schützen es dadurch vor Feuchtigkeit und vor dem

720242

Christus starb im 19. Regierungsjahr des Kaisers Tiberius



Fortsetzung

Ostern der höchste Feiertag der katholischen Kirche.

Das exakte Todesdatum Christi war in frühkirchlicher Zeit in Vergessenheit geraten oder überhaupt unbekannt geblieben. Die ersten Niederschriften über das Leben des Messias sind frühestens 30–35 Jahre nach seinem Tod entstanden, also eine ganze Generation später.

5. April 33: Wie wurde das historische Datum gefunden?

Dennoch ist eine nachträgliche Datierung möglich. Wie die Bibel berichtet, ist Jesus ›am Rüsttag des Osterfestes und um die sechste Stunde‹ (Johannes 19, 14) hingerichtet worden. Außerdem wird an mehreren Stellen mitgeteilt, daß der nächste Tag ein Sabbat war. Und Sabbat-Entweihung war eine Todsünde, weshalb der Leichnam noch am gleichen Abend vom Kreuz genommen werden mußte.

Das jüdische Osterfest (Passah oder Pessach) ist also viel älter als das christliche. Es gilt der Erinnerung an den Auszug aus Ägypten; im eigentlichen Sinn ist es das Geburtsfest des israelitischen Volkes.

Der Pentateuch, das Mosaische Gesetzbuch, schreibt vor, daß das Passahfest beim ersten Vollmond des Frühlings zu feiern ist, und zwar sieben Tage lang vom Abend des 14. bis zum Abend des 21. Nissan. Nissan, das war der erste Monat des alten jüdischen Kalenders.

Der 15. Nissan war und ist der eigentliche Pessach-Festtag und der 14. Nissan der sogenannte ›Rüsttag‹ (hebr. Erew). An diesem Tag also ist Jesus gekreuzigt worden, der Bibel zufolge zwischen der sechsten und neunten Stunde (das ist, da die Tageszeit damals nach römischem Brauch von Sonnenaufgang an gerechnet wurde, etwa zwischen 12.00 und 15.00 Uhr).

Das Todesjahr kann nur zwischen den Jahren 26 und 36 liegen, weil nur in diesem Zeitraum sowohl Pontius Pilatus als auch der Hohepriester Kaiphas im Amt waren.

Das jüdische Pessachfest fiel nun aber keineswegs immer mit dem Sabbat zusammen, wie es in diesem besonderen Fall von Markus, Matthäus und Lukas übereinstimmend berichtet wird. In der in Frage kommenden Zeit war dies nur am 8. April 30 und am 4. April 33 so.

Auf das Jahr 33 verweisen nun noch zwei andere Quellen. Der Kirchenvater Eusebius von Cäsarea erwähnt in seiner ›Historia ecclesiastica‹ (Kirchengeschichte), daß Christus im 19. Regierungsjahr des Kaisers Tiberius gestorben sei. Und er zitiert überdies den griechischen Schriftsteller Phlegon von Tralles, der auf das ›4. Jahr der 202. Olympiade‹ verweist. Beides ist mit dem Jahr 33 unserer Zeitrechnung identisch.

Und so kann als ziemlich sicher gelten, daß Jesus am 3. April 33, einem Freitag, starb und am Sonntag, dem 5. April (= 16. Nissan), wiederauferstanden ist. In diesem Fall wäre auch der 1. Nissan exakt auf den Frühlingsanfang (21. März unseres Kalenders) gefallen.

Dennoch ist das Datum nicht völlig unumstritten. Daran sind die Astronomen schuld.

In den drei älteren Evangelien wird — ebenfalls übereinstimmend — ausgeführt, daß an dem historischen Karfreitag von der sechsten bis zur neun-

Blick auf den Ölberg bei Jerusalem (oben). An dieser historischen Stätte weilte Jesus mit den Jüngern, als er ergriffen wurde. Unten: Der Kreuzigungsaltar in der Grabeskirche. Unter den Geschichtsforschern ist es umstritten, ob sich die Grabeskirche wirklich dort befindet, wo Christi Grab war



Fotos: Schapowalow (2)

Lesen Sie weiter auf Seite 129

Vergilben. Sie sind leicht zu verarbeiten und entwickeln keinen unangenehm starken Geruch. Mit Herberts Holzschutz Lasuren kann man Holz farblos lasieren oder ihm einen anderen schönen Farbton geben.

Und so zum Beispiel aus Kiefer Mahaghoni machen.



Vielleicht kennen Sie keinen guten Maler, dann schreiben Sie uns bitte.
Wir nennen Ihnen den richtigen.
Herberts GmbH, D-5600 Wuppertal.

720243

Frühlingsspeisen, Osterhasen und eine Göttin der Morgenröte

OSTERN

Was wir heute über dieses uralte Fest wissen und warum wir es seit fast 2000 Jahren feiern

Fortsetzung von Seite 28

ten Stunde eine ›Finsternis kam über das ganze Land‹. Und nur Lukas (23, 45) merkt zusätzlich an: ›Die Sonne verlor ihren Schein.‹

Dies hat den Historikern viel Kopfzerbrechen bereitet, aus mehreren Gründen:

Eine Sonnenfinsternis kann niemals bei Vollmond (wie zum Passahfest), sondern nur bei Neumond stattfinden, weil nur dann der Mond zwischen der Sonne und der Erde steht.

Eine Sonnenfinsternis kann für einen bestimmten Ort der Erde auch niemals drei Stunden dauern, sondern höchstens acht Minuten!

Sollte es sich aber um eine Mondfinsternis (bei der der Schatten der Erde auf den Mond fällt) gehandelt haben, so kann diese niemals bei Tage zwischen 12.00 und 15.00 Uhr auftreten, weil dann der Mond ohnehin unsichtbar ist. Auch eine Mondfinsternis kann höchstens 1³/₄ Stunden andauern.

Die Verwirrung wurde vollständig, als der Wiener Astronom Theodor von Oppolzer 1887 seinen ›Canon der Finsternisse‹ vorlegte, der alle Finsternisse von 1207 vor bis 2163 nach Christi aufzählt. Da die himmelsmechanischen Ereignisse seit Jahrmillionen mit der Präzision eines Uhrwerks ablaufen, kann man derartige Finsternisse in Vergangenheit und Zukunft auf die Minute exakt berechnen.

Und nun zeigte es sich, daß in der Gegend von Jerusalem in biblischer Zeit tatsächlich eine Sonnenfinsternis stattgefunden hat, freilich nicht am 3. April 33, sondern am 24. Oktober 29. — Hingegen ereignete sich am dramatischen 3. April 33 eine Mondfinsternis: Der Mond ging um 18.03 Uhr bereits teilweise verfinstert auf. Das ist indessen drei Stunden nach der Todesstunde!

Das Rätsel bleibt ungelöst. Möglicherweise haben spätere Geschichtsschreiber die beiden, nur wenige Jahre auseinanderliegenden Ereignisse miteinander verwechselt. Oder aber die Finsternis war kein astronomisches, sondern ein irdisches Phänomen, beispielsweise Staubwolken, die dem Erdbeben in der Todesstunde (Mattäus 27,51) nachfolgten.



Der römische Kaiser Konstantin der Große machte das Christentum zur Staatsreligion. Er ließ die Oster-Terminfrage endgültig regeln

In der kirchlichen Liturgie lautet der Name für das Osterfest: ›Domenica paschae‹ — die Herkunft vom jüdischen Passah ist unverkennbar.

Das deutsche ›Ostern‹ (und das angelsächsische ›Easter‹) zeigen indessen, daß unser Fest noch eine weitere Wurzel hat: eine altgermanisch-heidnische.

In einem 1622 erschienenen Buch des Jesuiten Jacob Gretser über ›Die christlichen Feste‹ wird die Herkunft des Wortes zwar von ›Osten‹ (dem Aufgang der Sonne) oder ›Hostern‹ (also ›Hostien‹ oder Osterfladen) abgeleitet. Wahrscheinlicher aber ist, daß der Name auf die altgermanische bzw. angelsächsische Göttin Ostara, eine Göttin der Morgenröte, zurückgeht und damit das Osterfest auch als altes germanisches Frühlingsfest ausweist. Manche der alten Bräuche, Osterfeuer (Vertreibung des Winters), Osterwasser und symbolische Frühlingsspeisen wie Osterhasen und Ostereier, deuten in diese Richtung. Tatsache ist jedenfalls, daß schon zur Zeit Karls des Großen im 8. Jahrhundert der April den

Bitte blättern Sie um

Der Wiener Kardinal König über die Auferstehung

»Die Auferstehung Jesu ist nach den Worten der Bibel keine Rückkehr eines Toten in das Leben dieser Welt, wie dies von Lazarus gesagt wird; sie ist vielmehr die endgültige Überwindung des Todes.«

☆

»Wer meint, an Jesus glauben zu können, ohne seine Auferstehung anzunehmen, hängt einem falschen Bild von Jesus an.«

☆

»Ohne Auferstehung Christi gäbe es keine Kirche, keine Sakramente, kein Gebet zu Jesus, keine Hoffnung auf unsere Auferstehung.«

☆

»Die Geisteswissenschaft weiß heute, daß viele wesentliche Wahrheiten unseres Lebens, wie z. B. die Liebe, nicht ›bewiesen‹ werden können, sich wohl aber ›bezeugen‹ lassen. Ähnliches gilt für die Osterbotschaft: Sie läßt sich zwar nicht ›beweisen‹, weil ihr Inhalt die Grenzen unserer Welt übersteigt, wohl aber glaubwürdig ›bezeugen‹.«

Wenn Sie abgespannt sind und Kopfschmerzen haben, hilft Ihnen sinpro. Glasklar.

sinpro hilft auf erfrischend klare Weise. sinpro ist keine Tablette. Schon im Glas lösen sich perlend die Wirkstoffe (nicht erst im Magen). Daher ist sinpro so verträglich, wirkt schnell und bindet sogar überschüssige Magensäure. sinpro – die perlende Wohltat.

Anwendungsgebiete: sinpro gegen Kopfschmerzen bei Abgespanntheit und allgemeinem Unbehagen, bei Wetterfühligkeit, nach Überarbeitung, nach zuviel Alkohol und Nikotin. Gegenanzeigen: sinpro darf nicht eingenommen werden bei schweren Nieren- und Leberfunktionsstörungen sowie bei akuter hepatischer Porphyrie. Warnhinweis: Schmerzmittel sollten längere Zeit oder in höheren Dosen nicht ohne ärztlichen oder zahnärztlichen Rat eingenommen werden. DRUGOFA KÖLN

Nur in Apotheken.



Unter ständiger Qualitätskontrolle von Bayer Leverkusen

klares sinpro - klarer Kopf

4/79

sinpro®

Für die Runden im Ring Für die Runde nach Feierabend

Ob schnelle Schritte im Ring oder ein Spaziergang im Park – wann immer es um „Beinarbeit" geht, ist adidas dabei. Mit den weltberühmten Schuhen. Wann immer es um „Maßarbeit" geht, ist adidas dabei. Mit Sporthosen, Trikots, Trainingsanzügen und mit adidas-Sport-Couture*.

* adidas-Sport-Couture ist die sportive-modische Seite von adidas.

Den 40seitigen adidas-Gesamtprospekt gibts beim Fachhändler oder bei adidas 8522 Herzogenaurach

adidas – die Weltmarke mit den 3 Streifen

adidas®

Fußball. Handball. Tennis. Skilanglauf. Hallensport. Freizeit. Baden. Wandern. Jogging. Trimmen. Training. Die Welt des Sports ist unsere Welt.

Friedrich der Große und der Osterdienstag

Fortsetzung

deutschen Namen Ostarmanoth trug.

Über die Frage, wann denn nun die Auferstehung des Herrn zu feiern sei, ist es unter den frühen Christen schon bald zu Differenzen gekommen, die im 2. Jahrhundert unter Papst Anicetus (155—166) im berühmten ›Osterstreit‹ der Kirche gipfelten.

Die judenchristlichen Gemeinden begingen Ostern ebenso wie die Juden am 14.—16. Nissan, was zur Folge hatte, daß das Fest ›wanderte‹, weil nämlich das jüdische Kalenderjahr ein ›Mondjahr‹ (12 Monate zu 30 bzw. 29 Tagen = 354 Tage) war und auch nach einer späteren Reform noch sechserlei verschiedene Jahreslängen kannte. Mit dem römischen (julianischen) ›Sonnenjahr‹ der abendländischen Christen von 365 Tagen war es nicht in Einklang zu bringen.



Friedrich der Große hielt nichts von allzu langen österlichen Festen. Einst wurde Christi Auferstehung eine ganze Woche lang gefeiert

Kaiser Konstantin schuf die heute gültige Osterregel

Hinzu kam, daß die abendländischen Gemeinden schon sehr bald begannen, den Sonntag als ›Tag des Herrn‹ zu begehen. Der 5. April im römischen Jahr indes kann nicht stets ein Sonntag sein, weil das Sonnenjahr von 365 Tagen (geteilt durch die sieben Wochentage) einen Rest von einem Tag (in Schaltjahren zwei) übrigläßt.

Kaiser Konstantin der Große (274—337), der übrigens auch das Heilige Grab in Jerusalem wiederentdeckte, erhob daher schon 321 den Sonntag zum staatlichen Feiertag. Er machte 324 das Christentum zur Staatsreligion und berief schließlich ein Jahr später das berühmte Konzil von Nicäa ein, auf dem die Oster-Terminfrage endgültig geregelt wurde. Die Regel gilt noch heute.

Danach ist Ostern nicht gleichzeitig mit den Juden zu feiern, sondern:

an demjenigen Sonntag, der auf den ersten Vollmond nach dem Frühlingsanfang (21. März) folgt — entsprechend den Zeugnissen der Heiligen Schrift.

Ist dieser Frühlingsvollmond selber ein Sonntag, so fällt Ostern auf den darauffolgenden Sonntag. Die Konsequenz aus dieser Vorschrift: Ostern kann nie auf einen früheren Tag als den 22. März und nie später als auf den 25. April fallen.

Der erste Fall tritt ein, wenn am 21. März Vollmond und zugleich Samstag ist; der zweite, wenn der Vollmond auf den 20. März, also einen Tag vor den Frühlingsbeginn fällt. Dann nämlich ist der nächste Vollmond erst am 18. April, und Ostern wäre, wenn dieser 18. April selber ein Sonntag ist, erst am folgenden Sonntag, also am 25. April.

Der berühmte deutsche Mathematiker Carl Friedrich Gauß hat vor etwa 150 Jahren eine (allerdings reichlich komplizierte) Formel erfunden, mittels derer man für jedes Jahr der Geschichte den Ostertag exakt berechnen kann.

So werden beispielsweise am 19. April 1981 Ostern und Passahfest erstmals seit fast 30 Jahren wieder auf einen Tag fallen.

Bis weit ins Mittelalter hinein dauerten die österlichen Feiern eine ganze Woche, mit Prozessionen, Passionsspielen (die ältesten noch erhaltenen Dichtungen sind aus dem 13. Jahrhundert) und Festgelagen. Erst auf dem Reichstag zu Nürnberg (1522) wurde die Zahl der Festtage verringert. Aber noch vor gut 200 Jahren — das wird die meisten Zeitgenossen überraschen! — war in Deutschland der Osterdienstag ein offizieller Feiertag. Kein Geringerer als Friedrich der Große hat ihn mit Dekret vom 28. Januar 1773 abgeschafft.

Und noch ein Kuriosum: In den Jahren 1724 und 1744 begingen die Protestanten Deutschlands das Osterfest eine Woche früher als die Katholiken, weil sie den Ostervollmond nicht nach der althergebrachten Regel, sondern astronomisch errechneten.

Durch einen Reichstagsbeschluß von 1776 wurde die Osterregel Kaiser Konstantins dann ein für allemal als gültig anerkannt. ■

Wenn Ihre Hühneraugen beim Wetterwechsel schmerzen

dann nehmen Sie ein warmes Fußbad

Fügen Sie eine Handvoll des bewährten sauerstoffhaltigen Saltrat hinzu. Es wirkt schmerzstillend und erquickend. Hühneraugen und Hornhaut werden erweicht und lassen sich viel leichter entfernen. SALTRAT FUSSBADESALZE – eine Wohltat für Ihre Füße! In allen Apotheken u. Drogerien erhältlich.
Doppelt wohltuende Wirkung verspüren Sie, wenn Sie nach einem Fußbad mit Saltrat Ihre Füße mit der antiseptischen SALTRAT FUSSKREM massieren.

...damit der Schuß nicht nach hinten losgeht - im Urlaub

Durchfall – eine lästige Sache kommt immer überraschend, stört und behindert überall – am meisten jedoch im Urlaub.



durchfall schnell vergessen
einige Löffel
Kaoprompt-H®
– wirkt zuverlässig und schnell
– ist angenehm einzunehmen
– ist ausgezeichnet verträglich

Originalflasche zu 180 ml DM 6,82
Rezeptfrei erhältlich in Apotheken

Upjohn GmbH, 6148 Heppenheim

Die 300 Gramm MILKA ist so gro



720245

Tingsten

720246

Das Himmelfahrtsfest im Wandel der Zeiten

Das Fest wird seit 1600 Jahren in Europa gefeiert

Eines der ältesten Kirchenfeste ist der Erinnerung an die Himmelfahrt des Auferstandenen geweiht. Dieses Fest, welches seine Grundlage im dritten Kapitel des Lukas-Evangeliums hat, wurde vor etwa 1600 Jahren von Papst Damasius I. (366 – 384) eingeführt. Als der berühmte Kirchenvater Augustinus das Zeitliche segnete (430), war das Fest in der Kirche schon fest verankert und weithin bekannt.

Die Zeitgenossen des Augustinus auf dem Stuhl Petri, die Päpste Innozenz I., Bonifacius I. und Cölestin I., waren eifrig bemüht, der Kirche eine feste Grundlage zu geben. Das Himmelfahrtsfest („Ascensio Domini") war ein bedeutender Grundstein in diesem ersten Fundament der Kirche.

Bereits im 7. Jahrhundert, als die Päpste Honorius I. (625 – 638), Agatho (678 – 682) und Sergius I (687 – 701) regierten, wurde die Himmelfahrt Christi auch künstlerisch dargestellt. Das Hauptsymbolum war immer der mit der Siegesfahne aufsteigende Christus. Die Darstellungen von Giotto, Perugino, Cerregio, San Giovanni und dem Deutschen Mengs (Dresdener Hofkirche) sind weltberühmt geworden.

Das Himmelfahrtsfest wurde im Mitelalter durch mancherlei Possen verunstaltet. In Venedig wurde bis zum Jahre 1797 an diesem Tage das Fest der Vermählung des Dogen mit dem Adriatischen Meer gefeiert, welches den Anfang eines großen Karnevals bildete.

In der katholischen Kirche wird bei dem Hochamt, welches an diesem Tage zelebriert wird, nach dem Absingen des Evangeliums die Osterkerze ausgelöscht, weil der Auferstandene an diesem Tage von der Erde schied. Der Preußenkönig Friedrich II. schaffte das Fest zum großen Verdruß des Klerus ab und provozierte damit auch viele andere Christen. Sein Neffe und Nachfolger Friedrich Wilhelm II. führte das Fest – zur Freude aller Gläubigen – wieder ein.

In jüngster Zeit wurde der Himmelfahrtstag zum lukrativen „Vatertag" verunziert.

Die älteste uns im Druck überlieferte Himmelfahrtspredigt wurde hierzulande im Jahre 1712 gehalten, als im Hoyaer Land und im Gebiet des heutigen Landkreises Verden die Pest grassierte und der Tod reiche Ernte hielt. Ein markanter Abschnitt dieser Predigt soll hier zitiert werden:

„Wenn einer noch so stark und gesund zu sein scheint, es hilft nicht, er muß wohl eher seine letzte Mahlzeit halten als ein anderer, der schwächlich anzusehen ist. Dieses stellte ihm jener vor unter dem Bilde einer Rakete, welche schön mit einer großen Pracht in die Höhe steiget, aber unversehens einen Knall gibt und herunterfällt, dabei er diese Überschrift machte: „Quid sumus? Fumus!" „Sag' an, was wir hier sind? / Ein Rauch der bald verschwindt!" Man sieht's, wie mannigmal ein Mensch zunimmt, sich hervortut und ein groß Ansehen bekommt, zuletzt ist Knall und Fall eins und dann muß er davon. Welche nun eigentlich die letzte Mahlzeit sein wird, das wissen wir nicht." Kurt Asendorf



Diese fröhliche Schar von Kindern in Leese

präsentierte sich im Jahre 1925 stolz mit dem Pfingstkranz dem Fotografen. Im feinsten Sonntagsstaat hatten sich die Kleinen und Größeren versammelt, wobei die beiden ältesten Mädchen – entsprechend würdevoll dreinblickend – die mit bunten Bändern geschmückte und mit ausgeblasenen Eiern gefertigte Pfingstkrone tragen durften. Auf der Spitze saß ein Hahn; ebenso wie die Eier als klassisches Fruchtbarkeitssymbol zu werten. – Noch heute ist der Brauch, mit dem Pfingstkranz von Haus zu Haus zu gehen und um eine freundliche Gabe zu bitten, bei der Jugend im Raum Warmsen üblich. – Das abgebildete Foto stammt aus der am Donnerstag eröffneten Sonderausstellung „So wör dat fröher" im Nienburger Museum. Es handelt sich um eine Dokumentation mit alten Fotos, Gemälden und Karten aus den Kreisen Nienburg und Diepholz. -eck

720247

Der Pfingstkranz

„Ihr lieben Leute kommt herbei,
es naht mit Singen und Klingen der Mai,
der muntere Junker, Sieger und Held,
regiert und schmücket mit Blumen die Welt,
es summen die Bienen, der Rosenkelch loht,
es schwirren die Käfer nach seinem Gebot.
Wir wünschen euch Lieben zum heutigen Fest,
fürs kommende Jahr das Allerbest.
Euer Haus möge stehen in Gottes Hand,
der Herr bewahr es vor Feuer und Brand,
und alle, die gehen aus und ein,
die mögen dem Herren befohlen sein."

Mit diesem Spruch wird noch heute in verschiedenen Gemeinden unseres Kreises ein Brauchtum weitergeführt, den vor uns schon unsere Ur-Ahnen pflegten.

So binden die Konfirmanden in den Tagen vor Pfingsten den Pfingstkranz, mehr eine Krone aus ausgeblasenen, buntgefärbten Hühnereiern und bunten, frischen Blumen. Am Pfingstsonntag wird er dann von Haus zu Haus geführt, wofür man eine Spende in klingender Münze erhält.

Möglicherweise handelt es sich bei dieser Überlieferung um einen vorchristlichen Brauch, der den Abschluß des Osterfestkreises bekündet.

Manfred Radomi

720248

Das „Pfingstkranzbringen" ist noch nicht vergessen

Eine Überlieferung aus dem Raum Stolzenau, Anemolter, Schinna

Wenige Feste haben im Leben der Niedersachsen eine so große Rolle gespielt wie Pfingsten. Unsere nüchterne, nur dem Realen zugewandten heutigen Zeiten haben viele der einstigen hübschen Volksbräuche in Vergessenheit geraten lassen. So auch an das „Pfingstkranzbringen" der Kinder, von dem eine Überlieferung aus dem Gebiet von Stolzenau, Anemolter und Schinna berichtet.

Am 1. Pfingsttag, gleich nach dem Nachmittagsgottesdienst, versammelten sich Jungen und Mädchen an einem bestimmten Platz und ordneten sich zu einem Umzug durchs Dorf. Voran schritten die Konfirmanden. Die Knaben trugen als Kopfschmuck Sträuße und waren nicht wenig stolz auf den aus buntfarbigen Papierstreifen hergestellten Stern, den ihnen die Konfirmandinnen eigenhändig auf die Brust geheftet hatten. Einen reizvollen Anblick gewährte der meterbreite „Pfingstkranz", der dem Zug von einem kräftigen Jungen vorangetragen wurde.

Ein schirmartig gewölbtes Kreuz war von einem Holzrahmen umspannt und die Innenseite mit Leinwand überzogen. Auf diesem Untergrund wurden frisches Grün und Blumensträuße befestigt und darüber Schnüre von ausgepusteten, vielfarbigen Eiern gezogen. Um den Kranz noch farbenreicher zu gestalten, waren überall auf dem frischen Grün Papierfähnchen angebracht. Als Krönung des Pfingstkranzes diente ein aus Holz kunstvoll geschnitzter, gelb gestrichener, mit bunten Bändchen geschmückter Hahn.

In der fröhlichsten Stimmung wanderte die Kinderschar von Haus zu Haus, um Gaben einzusammeln. Auf der Hausdiele knieten zwei Mädchen unter dem Kranz nieder, wobei sie mit einer Hand die Stange umfaßten, und sprachen ein sinniges Gedicht, dessen Wortlaut sich von Generation zu Generation fortgeerbt hatte. Hierauf trugen die Kinder ihre Bitte mit folgenden Worten vor:

Die Knaben: „Wir treten her in dieses Haus, den schönen Tag, den geb euch Gott, den schönen Tag der Herrlichkeit, den unser Herr Christus bereit'. Der eine war weiß, der andere war schwarz, der dritte trug den Pfingstenkranz, so gebt den Großen und den Kleinen was, so haben sie allzusammen was."

Die Mädchen: „Sie haben uns eine Verehrung gegeben, der liebe Gott laß euch in Frieden leben, in Frieden immerdar, wir wünschen euch das Pfingstenjahr. Das Pfingstenjahr geht ein und aus, all Unglück fährt zum Hause hinaus. Wir wünschen dem Hausherrn einen goldenen Wagen, womit er kann zum Himmel einjagen, und der Hausfrau viel Gut's auf der Welt und was ihr noch dazu gefällt. So gebt uns Eier oder Geld, so wie es euch gefällt. Den Großen was, den Kleinen was, so haben wir allzusammen was."

Kein Haus wurde bei diesem feierlichen Umzuge übergangen, auch die Bewohner weit vom Ort entfernt liegender einzelner Gehöfte konnten selbst bei ungünstigem Wetter auf den Besuch der kleinen Umzügler rechnen.

Nach Beendigung des Umzuges folgten die Teilnehmer der Einladung eines der Dorfbewohner zu einer kleinen Feier. Ein „Treckebüdelspäler" hatte neben der Stube Platz genommen, und nach seinen Weisen wurde getanzt, gesungen und gesprungen, bis die Zeit zum Abendessen gekommen war. Ein Teil des gesammelten Geldes und der Erlös der Eier wurde am 2. Pfingsttag von der Jugend verteilt und zumeist in Süßigkeiten umgesetzt.

Interessant ist die Tatsache, daß derzeit zinspflichtige Bauern in einigen Dörfern des dortigen Gebietes – so zum Beispiel in Holzhausen – statt der Lieferung von Zinskorn an die Gutsherrschaft die Verpflichtung auferlegt wurde, alljährlich als feststehende Abgabe einen Teil der Kosten der Kinderbeköstigung nach dem Umzug mit dem Pfingstkranz zu tragen – doch diese Zeit liegt lange schon zurück.

Gerhardt Seiffert

720249

Bräuche in aller Welt

Zu Pfingsten feierten Germanen die Hochzeit Wotans mit Freya

Auf mancherlei Art feiert man Pfingsten, die Ausgießung des Heiligen Geistes über die Jünger Jesu, in aller Welt. Viele unserer heimischen Pfingstbräuche haben allerdings nur wenig mit der christlichen Vorstellungswelt gemein. Der schon sprichwörtlich gewordene Pfingstochse z. B. hat seinen Ursprung im altgermanischen Götterglauben. Der Stier war dem Göttervater Wotan heilig und die Kuh der göttlichen Freya. In jedem Frühjahr feierten unsere Vorväter die Hochzeit dieser beiden Götter. Dazu wählten sie den prächtigsten Stier eines jeden Dorfes zum Opfer für Wotan aus. Die Priester schmückten ihn mit Blumen und frischem Grün und führten ihn im Triumphzug zum Opferstein. Hier schlachteten sie ihn; ein Teil des Fleisches fiel den Priestern zu, den Rest erhielt das Volk.

Der Umzug mit dem „Pfingstochsen" hat sich in manchen Teilen Deutschlands bis fast auf den heutigen Tag erhalten. Anlaß dazu war später allerdings nicht mehr die göttliche Hochzeit, sondern das erste Austreiben des Viehs auf die Weide nach dem Winter. Der buntgeschmückte Pfingstochse führte die Herde an. Zeitweise veranstaltete man sogar Wettrennen unter den Ochsen. Der Sieger bekam einen Blütenkranz, der Verlierer ein Reisigbündel an den Schwanz gebunden.

Im Sauerland trieben die Dorfburschen am Pfingstfest manchmal recht derbe Späße. Sie lauerten den zum Melken ziehenden Mädchen auf und raubten ihnen die Holzschuhe, die durch einen Kuß wieder eingelöst werden konnten. Die am Pfingsttag als letzte zum Melken gehende Magd ernannte man zur „Pfingstrose"; sie mußte für die jungen Männer eine Gasthauszeche bezahlen. Langschläfer wurden auf einen Vierkantbalken gesetzt und unter dem Jubel der Mitbürger durchs Dorf getragen. Nur eine Lokalrunde konnte sie aus ihrer unangenehmen Lage befreien.

Ganz andere Bilder, als wir sie gewohnt sind, bieten sich uns, wenn wir den Blick in andere Länder wandern lassen. Rom beispielsweise feiert das Pfingstfest im Schmuck der Rosen. „Pasqua di Rose" nennt man es darum dort auch, Rosen-Ostern. Die duftenden Blumen glühen in ihrer ganzen Pracht; der Römer steckt sie sich an, wenn er in die Campagna hinauszieht, zum Kirchlein, das dem Divin Amore, dem heiligen Geist geweiht ist. Autos, Pferde- und Eselsgespanne sind mit Büscheln buntleuchtender Rosen bekränzt.

England feiert seinen Pfingsttag, den „Weißen Sonntag", verhältnismäßig nüchtern, und wohl nur noch wenige erinnern sich daran, daß dieser Festtag im alten England zugleich auch der Krönungstag der Könige war. In Frankreich finden besonders die Pfingstbräuche in der Provence viel Aufmerksamkeit. Dort finden Hausfrauen-Wettkämpfe statt, bei denen es um die Frage geht: Wer hat den besten Kuchen gebacken? Ein Preisrichterkollegium kostet mit Kennermiene und erkennt dem schmackhaftesten Backwerk einen Preis zu. Anschließend wird der preisgekrönte Kuchen versteigert. Der Erlös fließt den Armen zu. Da bei dieser kuriosen Konkurrenz auch die Größe des Kuchens mitbestimmend ist, entstehen oft riesige Gebäckstücke, wahre Kuchenungetüme.

Eine besondere Eigenart besitzt auch die Pfingstfeier des luxemburgischen Städtchens Echternach. Dort vereinigen sich viele Tausende von Wallfahrern zu einem Zug, der sich zur alten Echternacher Pfarrkirche begibt, drinnen den Altar des heiligen Willibrordus umkreist und sich danach wieder auflöst. Die Teilnehmer dieser Prozession gehen allerdings nicht, sondern springen, und zwar so, daß sie immer zwei oder drei Schritte vorwärts und darauf wieder einen rückwärts hüpfen. Freilich ertönt dabei das uralte Willibrorduslied.

Besondere Farbenpracht zeichnet den Pfingsttag in Rio de Janeiro und auch in den brasilianischen Kleinstädten aus. Während alle Kirchenglocken das Fest einläuten, bilden sich lange Prozessionen. Es geht jedoch nicht in gemessenem Ernst, sondern sehr vergnügt, ja, ausgelassen zu. Man schwingt Fahnen und läßt Böller- und Flintenschüsse krachen. Kommt der Abend heran, so steigen Hunderte von Raketen zum Himmel auf. Noch turbulenter feiert man auf der hauptsächlich von Farbigen bewohnten westindischen Insel St. Thomas. Dort gilt das Pfingstfest als größter Feiertag des Jahres, und dementsprechend wird es auch begangen. Es artet fast in einen Karneval aus. In phantastischer Aufmachung tanzen die Eingeborenen die alten Tänze ihrer Vorfahren. np

720250

Dä Mäkens wüllt nu na dem Hahne slan

Das „Hahnschlagen" – ein alter, vergessener Pfingstbrauch / Von Gerhardt Seiffert

Vielfältig waren einst die Volksbräuche unserer Vorfahren. Einige, wenige von ihnen nur haben sich – wenigstens teilweise – bis in unsere Zeit hinein erhalten. Jedoch ist echte Gemütlichkeit in fröhlicher, geselliger Gemeinschaft von jung und alt bei diesen Spielen verloren gegangen. Die Menschen sind unpersönlich geworden und finden keinen Gefallen mehr an den schlichten Festen unserer Altvorderen. Eines von ihnen, das heute völlig vergessen ist, war das „Hahnschlagen" der Mädchen. Nur Überlieferungen berichten noch von ihm.

Dieses Fest wurde bis etwa um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in einigen unserer Dörfer regelmäßig im Mai, gewöhnlich am zweiten Pfingsttage, begangen. Seine Eigenart lag darin, daß es nicht, wie bei anderen Bräuchen, von den jungen Burschen, sondern allein von den Mädchen des Dorfes veranstaltet wurde.

Schon wochenlang vor dem Festtage hatten die Mädchen „Beredschaften", Besprechungen, um vor allem die „Maijungfer" und die Wortführerinnen auszuwählen. Das war dann ein heimliches Flüstern, ein „Tuscheln und Tustern" untereinander, denn nicht leicht war es, aus der Zahl der Dorfschönen die anmutigste und schmuckste herauszufinden.

Schnell vergingen die Tage der Vorbereitungen. Das ganze Dorf, jede Tür, jedes Tor, war mit grünen Maien geschmückt. In ungeahntesten Mengen war Kuchen gebacken worden, von denen mancher auf seiner Oberseite einen großen Hahn zeigte. Gleich nach Beendigung des Nachmittagsgottesdienstes, der aus Anlaß des Festes nur sehr kurz war, versammelte man sich auf dem Dorfplatze und zog begleitet von der ganzen Dorfjugend zu dem Hause, wo sich die „Festjungfern" und die Musikanten eingefunden hatten. Nach kurzen Begrüßungsworten der „Spräkerin" wurde aus dem Hause der Hahn geholt, der sich in einem mit Blumen geschmückten Holzkäfig befand.

Unter Trompetenklang ging es dann zum „Pfingstanger", einem großen Wiesenplatz vor dem Dorfe. Hier hieß die prächtig geschmückte Maikönigin die Teilnehmer in mehr oder weniger wohlgesetzten Versen willkommen.

Witzfigur gab das Zeichen

Das Zeichen zum Beginn des Hahnschlagens jedoch gab ein als Witzfigur verkleideter Bursche, der „Paias", mit den von altersher überlieferten Worten: „Jetzt süd wi da, nu geiht et los, drum holt dat Mul, ick segge bloß: Dä Mäkens wüllt jetzt no den Hahn met öhrem Dröcheflegel slan. Makt Platz geswind na beiden Sieten, süß mot ick mit'n Klotze smieten! Kein andrer hat hier tau befehlen as dä Hanswost, hei mot sick quälen, dat Zucht un Ordnung herrscht bie'n Speel un keiner maket grot Krakeel. Sparrt nich tau wiet dat Mul, mick dücht, dä Hahne süß herinter flücht; un denne fängt, jieh werdet seihn, dä Fruenslüde an to kreihn!"

Der Hahn wurde in eine bereits gegrabene Vertiefung gesetzt und über diese eine irdene Schüssel gestülpt. In vorher ausgeloster Reihenfolge traten die jungen Mädchen einzeln vor, jeder wurden die Augen verbunden, dann erhielt es einen Dreschflegel in die Hand und wurde von der Maikönigin dreimal im Kreise herumgeführt, bis es der Schüssel mehrere Schritte gegenüberstand und nun glaubte, diese mit dem Flegel zu treffen. Dreimal durfte der Schlag ausgeführt werden, dann kam ein anderes Mädchen an die Reihe, und so ging es weiter, bis die Schüssel zerschlagen war.

Sofort entwischte der Hahn aus dem dunklen Gefängnis und versuchte zu entfliehen, doch gelang ihm dies nicht, denn die jungen Burschen hatten ihn bald erhascht und durften ihn nun der Siegerin als Preis überreichen. Die noch an die Reihe kommenden Mädchen konnten das Spiel fortsetzen, jedoch wurde jetzt unter die Schüssel eine aus Holz geschnitzte Tierfigur gesetzt. Als Siegeszeichen gab es nun eine bunte Schleife. Nach Beendigung des Spiels wurde unter Trompetenklang und unter Jubelrufen die erste Siegerin als „Hahnenkönigin" ausgerufen.

Die Würde der Maikönigin war damit zu Ende. In frohem Zuge ging es anschließend zum Dorfkruge, wo ein Festmahl stattfand, bei dem die Hahnenkönigin einen Ehrenplatz erhielt. Vor ihr stand ein aus Butter geformter Gockelhahn, den sie als erste anschneiden durfte, bevor er weitergereicht wurde. Danach drehte sich alt und jung froh im Tanze, bei dem der Paias natürlich weiterhin seine Späße trieb. Vor allem sammelte er, mit seinem „Pritscheholte" ausgerüstet, Spenden für die Musikanten: „Holla! Hört tau, wat ick jüch melle! Rut mit'n Büdel, rut mit'n Gelle! Wer veel gift, gift nich tau wennig. Gröschens gillet mehr as Pennig!"

Bedeutung des Brauches unklar

Die Herkunft dieses Volksbrauches des Hahnschlagens und seine Bedeutung konnte von den Volkstumsforschern nicht eindeutig geklärt werden. A. Lüders meinte: „Vielleicht führt sie uns in jene heidnische Zeit zurück, wo bei den altgermanischen Frühlingsfesten dem hammerschwingenden Donar, dem Gott der Fruchtbarkeit und des Erntesegens, die Gaben des Frühlings, Blumen und Beeren, aber auch Tiere, wie Ochsen, Schafe und Geflügel, geopfert wurden. Das Töten des Hahns könnte also ein Bittopfer für den Wettergott sein, in dessen Gewalt es stand, den Acker durch Regen und Sonnenschein zu befruchten oder Blitz- und Hagelschlag von ihm abzuwenden. Der freie Bauer verehrte deshalb den mächtigen Donnerer ganz besonders und feierte ihn durch Opfer bei den Frühlingsfesten.

So können wohl manche der heutigen Festbräuche und Anschauungen weit in die altgermanische Zeit zurückführen. Sie vererbten sich Jahrhunderte von Geschlecht zu Geschlecht und blieben zähe im Volke haften. Durch das Eindringen städtischen Wesens bröckelte aber von dem Althergebrachten ein Stücklein um das andere ab, bis schließlich auch von dem letzten Reste leider nichts mehr übrig bleiben wird." –

Das „Hahnschlagen" soll schon um die Jahrhundertwende auf dem niedersächsischen Lande nicht mehr üblich gewesen sein.

Pfingsten im alten Niedersachsen

720251

Von den überlieferten Sitten hat sich manches gewandelt

Pfingstbilder

Die schönste mittelalterliche Pfingstdarstellung der älteren Zeit in Niedersachsen ist die „Ausgießung des Heiligen Geistes" in der romanischen Kirche in Idensen am Steinhuder Meer. Auch in den folgenden Jahrhunderten wurde die Pfingstgeschichte oft dargestellt, z. B. auf den Brüstungen vieler Kanzeln in Dorfkirchen. Unter vielen niedersächsischen Kanzelschalldecken hängt die Taube, das Sinnbild des Heiligen Geistes, der die Predigt der Kirche beflügeln soll.

Der Pfingstbaum

Der Maibaum wurde in der Nacht zum 1. Pfingsttag von den jungen Burschen des Dorfes den beliebten Mädchen vor die Tür gesetzt. Mädchen, die weniger angesehen waren, bekamen im Südwestharz die Schwelle dunkel gestrichen. An manchen Orten wurde ein etwa zwölf Meter hoher Maibaum um Mitternacht von den Junggesellen auf dem Dorfplatz aufgerichtet; so z. B. in Klöbenbüttel an der Aller. Der Maibaum wurde anschließend „begossen".

In manchen niedersächsischen Dörfern erhielt jeder eine Birke, der seit dem letzten Pfingstfest ein neues Haus bezogen hatte. An den beiden Feiertagen wurden die Bäume der Reihe nach betanzt. So geschah die Aufnahme in die Dorfgemeinschaft durch die Jugend. Der Maibaum-Brauch war nach alledem nicht einheitlich. Das Dritte Reich suchte den Pfingstbaum auf den 1. Mai zu übertragen und zerstörte so manchen alten Pfingstbrauch.

Pfingstschmuck der Kirchen.

Im 19. Jh. ließ Charlotte von Veltheim, die große Domina des evangelischen Klosters St. Marienberg bei Helmstedt, Pfingfsten jede Bank im Gotteshaus mit einem Maibusch schmücken. Diese Sitte ist auch z. B. aus Deckbergen im Wesertal bezeugt. In Nienburg werden Pfingsten noch heute zwei Birken in eine sonst verschlossene Vertiefung im Fußboden vor dem Altar der Martinskirche eingesetzt.

Die Maikönigin

Am zweiten Pfingsttag wurde in vielen niedersächsischen Dörfern von den Mädchen die „Maijungfer" oder „Maikönigin" gewählt, die schmuckste der Dorfschönen. Die Maikönigin begrüßte dann die auf dem „Pfingstanger" Versammelten mit mehr oder weniger wohlgesetzten Versen.

Dann wurde ein lebender Hahn in eine bereits gegrabene Vertiefung gesetzt, über die eine tönerne Schüssel gestülpt wurde. Den jungen Mädchen wurden die Augen verbunden und sie mußten in ausgeloster Reihenfolge versuchen, mit einem Dreschflegel die Schüssel zu zerschlagen. Gelang das, entwischte der Hahn. Aber die jungen Burschen schnappten ihn und brachten ihn der Siegerin als Preis.

Die anderen jungen Mädchen konnten die erneuerte Schüssel weiter zu treffen versuchen, jedoch war nun ein hölzerner Hahn daruntergesetzt. Als Siegeszeichen gab es dann eine bunte Schleife. Die erste Siegerin wurde unter Posaunenklang als „Hahnenkönigin" ausgerufen. Sie bekam den Ehrenplatz beim anschließenden Festmahl. Vor ihr stand ein aus Butter geformter Hahn, den sie als erste anschnitt.

Die Tätigkeit der „Hahnenkönigin" wurde von lustigen Späßen des Paias (Pajatz) begleitet. Das „Hahnschlagen" verschwand um 1900, aber der Name Pajatz als Bezeichnung einer lauten, unklugen Person ist noch in der Umgangssprache erhalten, z. B. im Wesertal.

Heute wird in Möhlenhalenbeck bei Nienburg die Maikönigin im Zusammenhang mit einem Reitturnier am 1. Mai erwählt. Aus der Hand der Maikönigin empfängt die siegreiche Mannschaft den Pokal. In diesem Rahmen wird das Lied „Der Mai ist gekommen"... gesungen, dessen Melodie der aus Osnabrück stammende Pastor Justus Wilhelm Lyra (1822 – 1882) komponiert hat.

Dr. Dr. Nicolaus Heutger

Wieder Maibaumpflanzen in Bruchhausen-Vilsen

Das Maibaumpflanzen gehört in Bruchhausen-Vilsen zu den schönsten Traditionen. Es findet in gewohntem Rahmen heute abend statt. Auskunft: Gemeindeverwaltung, Telefon (0 42 52) 10 11.

Buntes pfingstliches Allerlei

Von den Finkenbrüdern im Harz bis zu Bardowicker Sonnenrädern

Viele Dichter haben Pfingsten in Lyrik und Prosa, in Hochdeutsch und Mundart besungen. Selbst die Vögel stimmen jubelnd mit ein. So finden sich in Hohegeiß, dem höchsten Dorf des Harzes, am Morgen des Pfingstsonntags Finkenbrüder des Harzes zum Gesangswettstreit ihrer gefiederten Lieblinge ein: „Dem Harzer Finkenmanöver auf den historischen Fangplätzen König Heinrich des Vogelstellers". Hoheheiß hat die Tradition nach dem Kriege von dem hinter dem Eisernen Vorhang liegenden Nachbarort Beneckenstein übernommen.

Wohl wird hie und da in unserer Heimat noch auf öffentlichem Platz ein „Pfingstochse" gebraten, längst vergessen ist jedoch durch das Aussterben der Gemeindehirten das feierliche Austreiben der Kühe auf die nun saftigen grünen Wiesen und Weiden unserer Heimat. Am Pfingstmorgen, wenn der Hirte auf dem Kuhhorn das Signal zum Austreiben blies, wurde die Magd, die die Kühe zuerst aus dem Stall ließ, dadurch ausgezeichnet, daß man ihrer ersten Kuh einen bunten Kranz unhängte. Diejenige aber, die ihre Kühe zuletzt aus dem Stall trieb, erhielt einen Kranz von Stroh und Disteln, was für diese Magd natürlich beschämend war. Überhaupt galt dieser Pfingsttag als Ehren- und Festtag nicht nur aller Hirten der Dorfgemeinde, sondern auch der Melkmädchen der einzelnen Höfe.

Wohl könnte man noch eine ganze Reihe weiterer alter Pfingstbräuche unserer Vorfahren anführen wie das Ringreiten, Fahnenjagen, Peitschenknallen und andere, doch sei hier abschließend nur noch an das Backen der „Bardowicker Sonnenräder" gedacht. Es ist dies ein uraltes niedersächsisches, bis in die vorchristliche Zeit zurückreichendes Pfingstbrauchtum. Es handelte sich um ein Gebäck, das in Bardowick, dem von Heinrich dem Löwen zerstörten mittelalterlichen Handelszentrum Norddeutschlands, bis in den Anfang unseres Jahrhunderts zu Pfingsten gebacken wurde.

Einstmals versammelten sich die Bardowicker am ersten Pfingsttage im sogenannten „Wotans-Hain", wo die aus braunem und weißem Mürbeteig in einem Durchmesser von etwa acht bis zehn Zentimeter großen gebackenen und auf einen Weidenzweig aufgereihten „Sonnenräder" angeboten und „in schönster Harmonie" verzehrt wurden. Das Rad mit seinem Zackenrand galt als Sinnbild der Sonne mit ihren Strahlen und war das Zeichen des Sonnengottes Wodan.

Gerhardt Seiffert

Pfingstliches früher und heute

Seit dem „vermehrten" Radaufkommen sieht man wieder Pfingststräuße an den Lenkstangen der Pfingstausflügler, die mit dem Rad unterwegs sind. Wenn kein Raubbau an unserem Pflanzengrün betrieben wird, ist dem sicher nichts entgegenzuhalten.

Früher, als die Natur noch reich an Grün und Blumen jeglicher Art war, schmückten die Handwerker zu Pfingsten sogar ihre Geräte; die Maurer ihre Baugerüste, die Müller die Flügel ihrer Mühlen, die Eisenbahner ihre Lokomotiven mit Birkengrün.

Auch die Pfeiler in den Kirchen wurden mit Pfingstzweigen umstellt oder Glockentürme mit Birken- bzw. Lärchengrün bekränzt. In der Marsch, wo es an Birken fehlte, nahm man Kronen, an denen bunte Bänder flatterten.

Chrtistel Looks-Theile

720252

„Geschmückt wie ein Pfingstochse"

Altniedersächsischer Brauch

„Er ist geschmückt wie ein Pfingstochse", so sagt man heute noch zu einem außergewöhnlich aufgeputzten Menschen. Diese Redensart führt auf einen alten niedersächsischen Volksbrauch zurück. In vielen Gegenden unserer Heimat, vor allen in den größeren Marktflecken und kleineren Städten führten nämlich die Schlachter in der Woche vor Pfingsten einige mit Blumen und Bändern reich verzierte Ochsen durch die Straßen, von denen sich jeder ein Stück als Pfingstbraten bestellen konnte.

In anderen Gemeinden wurde der stärkste Schlachtochse bekränzt, die Hörner vergoldet, durch den Ort geleitet. Der führende Schlachtergeselle erhielt von den Kunden ein buntes Taschentuch, das er an die Hörner des Tieres band. So entstand denn die Bezeichnung „Pfingstochse" für einen übereitel angezogenen Menschen.

In manchen niedersächsischen Orten trieb man die Kühe zu Pfingsten nach der Kirchzeit unter Begleitung der Einwohnerschaft auf die Gemeindeweide, wobei die Leitkuh stets bunt ausgeschmückt wurde. Die Hirten wetteiferten dabei, einander zu übertreffen und die schönste Kuh führen zu können. Ein Geldgeschenk und wohl auch eine „Buddel Sluck" waren dafür ihr verdienter Lohn.

Leider artete dieser schönste Pfingstbrauch, wie auch manch andere, im Laufe der Zeit zu Unartigkeiten und gar Bettelei aus, so daß er nun schon lange der Vergangenheit angehört, doch sei die Erinnerung an ihn erhalten. G. S.

720253



„Dat is jo Pingsten hüt!“

Die Birke im pfingstlichen Brauchtum unserer niedersächsischen Heimat

„Wat kling'n de Klocken dörch dat Land? Wat kling'n sei so wiet un siet? De Maibusch seggt dat an de Wand: Dat is jo Pfingsten hüt!“

Dieser mundartliche Vers verkörpert so recht die Pfingststimmung und die Pfingstfreude, wie sie unsere Vorfahren einst, inniger und naturverbundener als heute, empfunden haben. Wie das Osterfest, so wurzelt auch das Pfingstfest tief im altgermanischen Vorstellungs- und Kultleben. Sichtbares Zeichen dieses Festes des beginnenden Sommers ist die Birke mit ihrem zarten Grün an lang sich wiegenden Zweigen. Da schnitt man dann schon seit eh und je die duftenden Birkenzweige als Pfingstbusch und befestigte sie seitlich an Tür und Tor. Es existierten noch so manch alte Stadtzettel, auf denen die fuderweise Einfuhr von „Mayen“ bestätigt wurde.

In den ländlichen Gebieten wurde auch das Vieh mit Birkengrün reich geschmückt, denn Pfingsten begann regelmäßig der Viehaustrieb, und so war dieser Tag zugleich auch ein Fest der Hirten. Eine ganz besondere Freude aber war das Setzen des Maibusches für die männliche Jugend auf den Dörfern. In der Pfingstnacht trieben die Burschen ihr ausgelassenes Wesen, holten sich aus dem Gehölz Birkenstämmchen und zogen geheimnisvoll von Hof zu Hof, den Freunden „den Baum zu richten“, Mißliebigen dagegen den Wagen oder die Gartenpforte zu versetzen, vor allem jedoch, um der Liebsten den Pfingstbusch unters Kammerfenster zu stellen, den Ungetreuen aber einen Dornen-, Wacholder- oder vertrockneten Strauch.

Da gab es denn anderentags bei den „Mäkens“ freudige oder lange Gesichter, die von den Burschen aus einer verborgenen Ecke aus listig beobachtet wurden. War ein Mädchen besonders schön und wurde von mehreren jungen Männern verehrt, kam es auch vor, daß sich vor dem Hauseingang ein ganzes Birkenwäldchen erhob, aus dem dann die Angebetete den Strauß ihres Herzallerliebsten herausfinden mußte.

So ist Pfingsten seit altersher nicht nur ein hoher christlicher Feiertag, sondern auch ein weltlicher Freudentag, ein Tag inniger Naturverbundenheit, ein Tag der Jugend und der Liebe — und es ist erfreulich, daß der alte schöne Brauch des Schmückens der Häuser mit Birkengrün sich, wenigstens in den kleinstädtischen und ländlichen Gebieten, in unserer niedersächsischen Heimat bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Gerhardt Seiffert

720254

De Pingstboom

Eine lange vergessene Pfingstsitte

Von Gerhardt Seiffert, Fallersleben

Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war es in Gemeinden des Bremer Landes und auch in der Wesermarsch üblich, außer der allgemeinen Ausschmückung der Häuser und Höfe mit Birkengrün, auch einzelnen bestimmten Personen des Dorfes einen eigenen „Pingstboom" zu setzen. Das Aufstellen war Aufgabe der jungen Burschen, die sich schon lange vor dem Fest trafen, um die nötigen Vorarbeiten zu besprechen. Dazu gehörte vor allem die Absprache mit den Personen, die einen Baum bekommen sollten. Es waren dies nach altem, festgelegtem und treu bewahrten Brauch diejenigen, die im Laufe des letzten Jahres ein neues Haus bezogen, gekauft oder übernommen hatten. Ferner diejenigen, die seit dem letzten Pfingstfest geheiratet hatten, zuweilen auch neu Hinzugezogene. Außerdem war ein weiterer Baum für die Melker und die jungen Mädchen, die zum Melken gingen, bestimmt.

Mit diesem Personenkreis wurde dann zunächst Rücksprache genommen, denn die erwiesene Ehre war natürlich mit einer kleinen Bewirtung der Jugend verbunden. Nach den getroffenen Verabredungen richtete sich dann die Anzahl der zu beschaffenden Bäume. Die schlankesten Tannen aus dem Gemeindewald wurden dazu genommen, zuweilen aber auch nur kleine Birkenstämmchen – je nach der zu erwartenden eß- und trinkbaren Vergütung. Am Pfingstsonnabend spät abends begann das Schmücken. Die Tanne bekam als Krone hübsches Birkengrün unter dem ein Kranz mit „Markliksen", Streifen und Rosetten aus buntem Papier hing, dazu meist noch eine Fahne in den Landesfarben. Kranz und Fahne fertigten die jungen Mädchen an, die auch beim Schmücken eifrig mithalfen – nicht nur aus Spaß an der zu erwartenden Pfingstfreude, sicherlich auch der jungen Burschen wegen.

Gegen Mitternacht war man meist fertig und das Aufrichten begann; etwa sechs bis acht Meter von der Haustür des betreffenden Anwesens wurde der Baum „gesetzt", wobei man sich bemühte, recht geräuscharm zu sein, was dem lustigen jungen Völkchen aber meist nicht gelang, doch taten die Anwohner stets so, als merkten sie das Treiben draußen nicht, denn sah man den Pingstboom vor dem Pfingstmorgen, so bedeutete das Unglück. Der Baum für die Melker und Melkerinnen wurde auf einem freien Dorfplatz an der Gabelung zweier Straßen aufgestellt. Dieser „Brink", so hieß der Platz im Volksmunde, mußte so liegen, daß möglichst viele Melker und Melkerinnen an ihm vorbeikamen. Am Pfingstvormittag gingen dann die Dorfbewohner, ob alt, ob jung, nach dem Kirchgange von Baum zu Baum, um ihn zu begutachten. Groß war dabei die Freude der Kinder, wenn sie etwa unter dem Baum ein paar Pfingsteier oder ein paar Striemel Botterkauken fanden, die von den mit dem Baum geehrten Bewohner fürsorglich und liebevoll ausgelegt waren.

Am Nachmittage des ersten Pfingsttages begann dann das „Betanzen" der Pingstbööme; wobei es schon verabredet war, bei welchem Baum man sich treffen wollte. Waren alle versammelt, so holte ein Bursche einen Eimer voll Wasser und trat mit diesem an den Empfänger des Baumes heran und sagte: „Dor is vergangen Nacht jo 'n feinen Boom wussen (gewachsen)! Is de nich good?", worauf er die Antwort erhielt: „Jo, de is bannig good!" Darauf der Bursche „Denn wö wi'n mol begeten, dat he god wieder wassen (wachsen) dat!" Nun goß er das Wasser so hoch, wie er nur konnte, möglichst so, daß einige, die nicht weit genug entfernt standen, zum Gelächter der nicht Getroffenen naß wurden.

Dann ging man ins Haus, wo auf der groten Deele nach den Klängen einer Zieharmonika getanzt wurde. Die Burschen wurden mit Branntwein und Bier, die Mädchen mit Kaffee, Botterkauken und einem „Söten" bewirtet. Zum Schluß wünschte man dem Hausherrn Glück im neuen Hause oder den Jungvermählten Freude und bald 'nen Lütten in der Ehe, dann ging es weiter unter den Klängen des „Quetschbüdels" zum nächsten Baum. Reichte der erste Pfingsttag zum Betanzen aller Bäume nicht aus, so gab der zweite Festtag Gelegenheit zur Fortsetzung.

Der Baum für die Melker und Melkerinnen, zu dem jeder von ihnen zwei bis fünf Groschen zur Deckung der Unkosten beisteuerte, wurde am nächsten Sonntag nach Pfingsten im Deerpkraug in Form von Tanzmusik betanzt. Für die Bewirtung trugen hier zumeist die Bauern gebefreudig einen Anteil gleichsam als Dank für treu geleistete Dienste.

Das Ablehnen eines Pingstbooms wegen der damit verbundenen Unkosten war eine Seltenheit, nahm dann aber später anscheinend zu, so daß dieser alte, schöne Brauch allmählich zum erliegen kam. Einer Überlieferung zufolge soll in Driftsethe, im damaligen Kreise Geestemünde, Pfingsten 1908 nur noch ein Baum für die Melker gestanden haben; „betanzt" wurde er nicht mehr.

So sind die Zeiten dahin, da es noch keine Melkmaschinen gab, und die Melker und Melkerinnen, meist mit fröhlichem Gesang, hinaus zogen auf die grünen Weiden des Weserlandes. Dahin ist das Pingstboom-Setten und -Betanzen. Es ist vergessen, wie so manch altes Brauchtum, das unseren Vorfahren nicht nur Ausdruck der Lebens- und Schaffensfreude war, sondern auch ein Zeichen schönster dörflicher Gemeinschaft und aufrechter menschlicher Verbundenheit, wie sie heute in solch inniger und anerkennender Art im Zeitalter der Unpersönlichkeit nur noch selten anzutreffen ist.

720255

720256

Juli – einst Heumonat jetzt Reise-Monat

Ein Gedächtnis für Julius Cäsar / Mitteltemperatur erreicht Maximalwert – Tage werden kürzer

Der zweite Monat der sommerlichen Jahreszeit seit seit 2025 Jahren dem Gedächtnis des weltberühmten römischen Staatsmannes und Feldherrn Gajus Julius Cäsar gewidmet, der am 12. oder 13. Juli des Jahres 100 vor Christi geboren wurde und der ein Jahr vor seinem gewaltsamen Lebensende (am 15. März des Jahres 44 vor Christi) eine nach ihm benannte Kalender-Reform durchführte, die noch heute zitiert wird.

Im altdeutschen Kalender stand dieser siebente Monat des Jahres als „Heumonat" verzeichnet. Diese Kennzeichnung hatte ihre volle Berechtigung, denn in früherer Zeit, das heißt bis zu Beginn unseres Jahrhunderts, begann die Heuernte nie vor dem ersten Juli. Erst in jüngster Vergangenheit ist der alte „Brachmonat" Juni der eigentliche Heumonat geworden und zwar dank der verstärkten Anwendung des Handelsdüngers, der das Wachstum der Gräser gewaltig beschleunigt hat.

Die Tage werden seit dem Tag der Sommersonnenwende (22. 6.) wieder kürzer, so daß der 1. Juli immerhin 72 Minuten länger ist als der letzte Juli-Tag. Dennoch ist dieser Monat in der Regel der wärmste des Jahres. Der alte Heumonat ist in jüngster Vergangenheit zu einem Reisemonat geworden, der dem Massentourismus stärksten Vorschub leistet.

Die alten Bauernregeln, welche dem Juli gewidmet sind, haben eine große Vorbedeutung. Die bekanntesten Sprüche lauten: „Wenn Donner kommt im Julius, viel Regen man erwarten muß" – „Im Juli muß vor Hitze braten, was im September soll geraten" – „Was Juli nicht konnte, August nicht vermocht, das bleibt im September ungekocht."

Wichtige Stichtage im Juli sind seit altersher der Sankt-Kilians-Tag am 8. und der Sankt-Jakobi-Tag am 25. Der letztere war jahrhundertelang der Stichtag des Beginns der Getreideernte. Ein uralter Bauernspruch lautet: „Es witter wie es witter! Jakobi kommt der Schnitter!". Das alte Bauern-Postulat zum Sankt Kilianstag lautet: „Sankt Kilian – säe Rüben und Wicken an!"

In diesem Jahre hat der Monat Juli, der wie sein Nachfolger August 31 Tage hat, fünf Sonntage, von denen der erste, der sogenannte dritte Sonntag nach Trinitatis, auf den ersten Tag des Monats fällt. Der sechste Sonntag nach Trinitatis leitet in diesem Jahr die erste Woche der sogenannten Hundstage ein, die vom 23. Juli bis zum 23. August dauern und die seit uralter Zeit eine große symbolische Bedeutung haben.

Diese Jahreszeit ist nach dem Hundsstern (Sirius) benannt, dessen Frühaufgang dem Eintritt der Sonne in das Sternbild des Löwen sehr nahe ist. Die alten Griechen nannten diese Jahreszeit, welche sich in Südeuropa durch große und dauerhafte Hitze und durch Gallenkrankheiten auszeichnet, Opora. Der Vater der Medizin, der berühmte griechische Arzt Hippokrates, der vor nunmehr 2355 Jahren gestorben ist, gab für die Opora Verhaltensregeln, welche von den Menschen jahrhundertelang beherzigt wurden.

Die alten Römer nannten die Hundstage: „Dies caniculares", und die alten Deutschen, welche ihren Blick weniger auf den Himmel als auf die Erde richteten, prägten für diese Zeit den bekannten Wetterspruch: „Hundstage hell und klar, deuten auf ein gutes Jahr; doch wenn Regen sie bereiten, kommen nicht die besten Zeiten!"

In der Landwirtschaft geht die Heuernte, welche in diesem Jahr wider Erwarten gute Erträge brachte, in der ersten Juli-Dekade zu Ende. Ende des Monats beginnt dann die Raps- und die Gersten-Ernte. Die Hackfrüchte, welche sich dank der starken Niederschläge im Juni sehr gut entwickelt haben, werden jetzt von letzter Hand gepflegt. Gegen Krautfäule und Kräuterfraß wird eifrig gespritzt. Im Juli beginnt auch die Ernte des Beerenobstes. Große und üppige Erdbeer- und Himbeer-Plantagen laden die Konsumenten jetzt wieder zum Selbstpflücken ein.

Der Juli 1979 ist wieder reich an denkwürdigen Erinnerungstagen: Am 7. Juli 1854, also vor 125 Jahren, starb in München der Physiker Georg Simon Ohm, dessen Name (mit dem griechischen Buchstaben Omega verknüpft) zur Maßeinheit und zum Zeichen des elektrischen „Widerstandes" geworden ist. Am 8. Juli feiert der jüngste deutsche Altbundespräsident Walter Scheel seinen 60. Geburtstag.

Am 15. Juli 1929, also vor fünfzig Jahren, starb in Rodaun bei Wien der Dichter Hugo von Hoffmannsthal. Am gleichen Tage des Jahres 1954 – also vor 25 Jahren – konstituierte sich in Bad Godesberg der „Bundesverband der Deutschen Zeitungsverleger". Am 23. Juli jährt sich der achtzigste Geburtstag des verewigten deutschen Bundespräsidenten Gustav Heinemann, der in Schwelm in Westfalen geboren wurde und der am 7. Juli 1976 in Essen gestorben ist.

Am 29. Juli 1854, also vor 125 Jahren, wurde der Pädagoge Georg Kerschensteiner in München geboren. Kerschensteiner starb in seiner Vaterstadt am 15. Januar 1932. Am gleichen Tage des Jahres 1974, also vor fünf Jahren, starb in München der populäre Dichter Erich Kästner, der am 23. Februar dieses Jahres achtzig Jahre alt geworden wäre.

Vor fünfzig Jahren erhielt die traditionsreiche Grafschaftsmetropole Hoya/Weser ihre Stadtrechte. Dieses Jubiläum wird im Rahmen einer Festwoche gebührend gefeiert.

Zu diesen „runden" Gedenktagen gesellen sich viele denkwürdige Erinnerungstage, die im Buch der Geschichte (Heimatgeschichte) verzeichnet stehen: Am 1. Juli 1646 wurde der weltberühmte deutsche Universalgelehrte Leibniz geboren, der in Hannover seine zweite Heimat fand. Am 2. Juli 1724 wurde der Oden-Dichter Klopstock geboren. Der 4. Juli 1715 ist der Geburtstag des Dichters Gellert.

Am 7. Juli 1531 starb der bekannte deutsche Kunstmeister Tilman Riemenschneider. Am 8. Juli 1850 starb der hannoversche Vizekönig Adolf Friedrich, Herzog von Cambridge, der Bruder des hannoverschen Königs Ernst August. Am 9. Juli 1677 starb der Barockdichter Johannes Scheffler alias Angelus Silesius. Am 13. Juli 1816 wurde der einst populäre deutsche Romancier Gustav Freytag geboren.

Am 15. Juli 1099 eroberten die Kreuzfahrer Jerusalem. Am 26. Juli 1775 fand die Schlacht bei Hastenbeck und am 27. Juli 1809 die Schlacht bei Televa (Gibraltar) statt.

Am 28. Juli 1750 starb der weltberühmte deutsche Komponist Johann Sebastian Bach. Am gleichen Tage des Jahres 1803 wurde die Deutsche Legion gegründet, die sich hauptsächlich aus Welfen rekrutierte und die erfolgreich gegen Napoleon Bonaparte focht. Am 29. Juli 1605 wurde der Barockdichter Simon Dach, der Dichter des Liedes „Ännchen von Tharau", geboren, und am 30. Juli 1935 starb der bekannte deutsche Sozialreformer Adolf Damaschke, der Gründer des „Bundes Deutscher Bodenreformer".

Kurt Asendorf

720257

25. Juli – Am Jakobstag begann die Roggen-Ernte

Zu den Vorbereitungen gehörte das Dengeln der Sensen

Der Beginn der Erntezeit war bei unseren niedersächsischen Vorfahren an althergebrachtes wie getreu bewahrtes sprichwörtliches Brauchtum gebunden. So sagte man zum Beispiel: „Übermorn is Jakobsdag (25. Juli), denn maiht de Buer den Rogg'n af". Oder man richtete sich nach dem Blühen des Holunders: „Wenn de Teeblomen vör Johannsdag (24. Juni) bleiht, kummt de Orn vör Jakobsdag". Das Mähen des Roggens sollte also nach alter Regel so viele Tage vor Jakobi beginnen, wie der Holunder um Johanni geblüht hatte.

Auch für die weitere Witterung des Jahres galt der Jakobstag als Prophet: „Scheint Jakobi die Sonne heiß, gibt's im Winter dickes Eis". Zeigte der Himmel an diesem Tage bei Sonnenschein sogenannte Schäfchen- oder Lämmerwolken, so sollte der Winter viel Schnee bringen. In manchen Gegenden unserer Heimat schloß man von der Witterung am Jakobstage auf die Eichelernte. Regnete es nämlich an diesem Tage, so verdarben die Eicheln.

Da nun die Erntezeit beginnen sollte, hatten die Mannsleute schon vor Jakobi alle Hände voll zu tun, um das Erntezeug, vor allem die Sensen, in Ordnung zu bringen. So wurde dann das Dengelzeug, auch „Hortüg" geannt, Hammer und Amboß, bereitgestellt, um die Sensen zu schärfen. Überall im Dorfe ertönte im lustigen Takt der Hammerschlag. Es galt, die Schneide gleichmäßig scharf zu klopfen, damit eine gute „Horbahn" entstand. Ein geübtes Ohr erkannte schon am Gleichklang des Hammers den tüchtigen Mäher.

War das Sensenblatt scharf genug, wurde es in den „Sensenbaum", im Stiel, festgekeilt, das hieß „passig gemacht", denn die Sense durfte nicht zu weit, aber auch nicht zu eng darin stehen. Jede Sense, die dem Mäher zugeteilt worden war, wurde von diesem selbst eingestellt und zwar nach der Armlänge des Mähers.

In älterer Zeit wurde der Roggen mit der „Gestell-Sense" gemäht. Sie war eine Verbindung der bekannten eisernen Sense mit dem dreizackigen hölzernen Roggengestell. Dieses diente dazu, den gemähten Roggen in flachliegende Schwaden niederzulegen. Erster in der Reihe der Mäher war der Großknecht.

Auch die Bindeknüppel wurden nun hervorgeholt, die ein Jahr lang in einem stillen Winkel geruht hatten. Es waren dies etwa 35 Zentimeter lange, zugespitzte Holzstäbe in einfacher, aber auch kunstvoll geschnitzter Form. Die aus Zwetschenbaumholz verfertigten Bindeknüppel galten wegen ihrer Haltbarkeit und ihrer schönen rotbraunen Farbe als die wertvollsten.

Seine Verwendung fand der Bindeknüppel beim Binden der Garben von Roggen, Hafer und Flachs. Früher wurden nämlich die Seile auf dem Hofe aus ausgedroschenem Stroh hergestellt. Auf dem Felde wurden diese dann von den Binderinnen mittels des Bindeknüppels, dem „Knewelsticken", unter die Garbe gezogen, um alle Halme zu erfassen.

Heute gehören Gestell-Sense und Bindeknüppel, die viele Generationen hindurch benutzt wurden, längst der Vergangenheit an. Durch die Technisierung unserer Landwirtschaft haben die Mähdrescher ihre Arbeit übernommen. Man kennt diese beiden Geräte jetzt kaum noch weder dem Namen noch der Form nach.

Zur Vorbereitung der Erntezeit gehörte es einst in einigen Gemeinden, den dörflichen „Schaulmeester" mit Brennmaterial zu versorgen. So berichtete ein Heimatkundler: „In Belsen fielen wie überall in der Heide am Jakobitag die Schulstunden aus; in den Tagen vorher mußten von den Bauern dem Lehrer sechs einspännige Fuder Holz und sechs Fuder Bülte (Torf) zur Heizung geliefert werden."

Wenn die Hollandsgänger in Wistedt, in Wittlohe und Lohjörn vom „verdersten" Hofe zu Lohe im Kirchspiel Bergen zurückgekommen waren, dann war es Zeit zum Roggenmähen. An Feuerungholen konnte dann keiner mehr denken, denn früher gab es viel zu tun, ehe der erste Mäher mit den Worten „Gott geef sien Sägen!" den ersten Schwaden mähen konnte.

Abschließend sei noch erläuternd jenes Mannes gedacht, nach dem dieser Tag seinen Namen hat. Der 25. Juli wird zu Ehren des Apostels Jakobus des Älteren von der Christenheit als Gedächtnistag gefeiert. Er war der Sohn des Zebedäus, Bruder des Apostels Johannes und wurde unter Herodes Agrippa I. um 44 nach Christus zum Märtyrer. Ob der Tag schon in der heidnischen Zeit eine Rolle gespielt hat, ist nicht bekannt. Mancherlei alte Bräuche, die an verschiedenen Orten unseres niedersächsischen Landes gepflegt wurden, deuten darauf hin. Einzelnen am Jakobstag gepflückten Pflanzen schrieb man im Andenken an den Märtyrer eine besondere Heilkraft gegen allerlei Krankheiten zu.

Gerhardt Seiffert

720258

Schutzpatrone der Pilger und der Reisenden gedacht

Christopherus gehört zu den volkstümlichsten Heiligen

Zwei Gedächtnistage der Kirche fallen in diesem Jahr mit dem gegenwärtigen Sonnabend und Sonntag zusammen. Am 23. Juli feiert die Christenheit das Gedächtnis der heiligen Birgitta von Schweden, die alle Konfessionsgrenzen gesprengt hat, und am 24. Juli ist der Gedächtnistag des heiligen Christophorus, der zu den volkstümlichsten Heiligen gehört. Er ist der Schutzpatron der Reisenden.

Die heilige Birgitta, die im Jahre 1302 als Tochter des Landvogtes Birger Pederson geboren wurde, entstammte mütterlicherseits dem berühmten Folkunger-Geschlecht. Ihre Kindheit und Jugend verbrachte sie auf dem väterlichen Landsitz Finstadt bei Upsala. Nach dem frühen Tode ihrer Mutter Ingeborg geborene Benktsdotter wurde sie mit dem reichen Gutsherrn Ulf Gudmarsson vermählt, dem sie vier Söhne und vier Töchter gebar.

Die mildherzige und doch selbstbewußte Frau, die zur Hofmeisterin des Königs Magnus II. Erikson, ihres Vetters, berufen wurde, verwandelte sich in eine großartige Mystikerin. Der deutsche Schriftsteller Reinhold Schneider hat das Leben dieser großen Christin des Nordens, die weite Pilgerreisen unternahm und am Ende ihres gesegneten Lebens das Kloster Vadstena errichtete, in eindrucksvoller Weise beschrieben.

Birgittas Visionen hatten weltgeschichtliche Bedeutung. Sie bewirkte auch die Rückkehr der Exil-Päpste von Avignon nach Rom (Clemens VI., Innozenz VI. und Urban V.). Ihre kühne Sprache war „zweischneidig wie das Schwert Gottes“. Im Jahre 1372 unternahm sie ihre letzte Wallfahrt. Ihr Ziel war Jerusalem.

Alle ihre Prophezeiungen, auch die schrecklichsten, fanden Erfüllung. Und auch ihr letzter Herzenswunsch wurde erfüllt: Birgitta starb beim heiligen Meßopfer im Jahre 1373. Ihr Leichnam wurde im Triumph von Rom nach Vadstena übergeführt. Und Vadstena wurde die Kulturmetropole Skandinaviens. Hier wurde auch die erste schwedische Bibelübersetzung durchgeführt.

Die „Blaukirche“ birgt seit nunmehr 600 Jahren den Birgitta-Schrein, der noch immer das Ziel vieler Pilger aus aller Welt ist. Die Reformation konnte den Ruhm der Heiligen nicht mindern. Alljährlich wird das Fest der „Birgittenminne“ gefeiert. Dargestellt wird die Heilige mit dem Pilgerhut, mit Stab und Kürbisflasche; schreibend mit Feder und Tintenfaß. Birgitta ist die Patronin der Pilger.

Der heilige Christophorus, der dem Volk der Kanaaniter entstammte, gehört zu den „14 Nothelfern“. Er soll um das Jahr 250 unter Kaiser Decius den Märtyrertod erlitten haben. Die Betrachtung seines Lebens und seines Bildes gilt als Schutzmittel für die Bewahrung der Lebenskraft.

Der Heilige wird dargestellt als Träger des Jesuskindes (durch einen Fluß). In der Legende ist diese Überlieferung sehr eindrucksvoll beschrieben. Der ungeheure Wuchs und die gewaltige Körperkraft des Christophorus werden gerühmt. Sein Gespräch mit dem Jesuskind, das er durch die Fluten eines Flusses getragen hatte, ist in Erinnerung geblieben.

Der erschöpfte Christophorus sprach zu dem Jesuskind: „Ich glaubte zu sterben. Es war, als wenn ich die ganze Welt auf den Schultern getragen hätte.“ Das Jesuskind antwortete: „Du hast mehr getragen als die Welt, du hast den Schöpfer der Welt getragen. Ich bin der König Jesus Christus.“ Kurt Asendorf

August – Ernting – Ährenmonat

720259

Die Tage werden jetzt fast zwei Stunden kürzer / Viele denkwürdige Erinnerungstage

Der letzte Monat der sommerlichen Jahreszeit, der – ebenso wie seine beiden Nachfolger September und Oktober – durch eine starke Kürzung der Tageslänge gekennzeichnet ist, stand im altdeutschen Kalender jahrhundertelang unter dem Namen Ernting und Ährenmonat verzeichnet. Der letzte August-Tag ist immerhin 114 Minuten kürzer als der erste Tag dieses Monats.

Im Jahre 7 vor Christi erhielt der „August" seinen heutigen Namen. Der große römische Kaiser Augustus, der im altrömischen Monat „Sextilis" (August) seine größten Siege erfochten hatte, führte im Jahre der Geburt Jesu, die später (525) von Dionysius Exigius falsch berechnet wurde, eine kleine Kalenderreform durch, die eine neue Benennung des Monats im Gefolge hatte.

In der Landwirtschaft erreichen die Arbeitsspitzen ihren absoluten Höhepunkt. Geerntet werden jetzt Roggen, Weizen, Hafer, Gemenge, Kartoffeln und Heu (Grummet). Wenngleich die großen Erntemaschinen das Arbeitspensum gründlich verändert haben, so ist der Monat August doch ein Erntemonat geblieben, der keinen Feiertag begünstigt. Große Hoffnungen werden auf das Wetter gesetzt, das den Bauern in diesem Jahre schon viele Enttäuschungen bereitet hat.

Der vorausgesagte heiße und trockene Sommer ist ausgeblieben. Die naß-kalte Witterung nach dem ominösen Sankt-Johanni-Tag hat den Feldfrüchten auch noch geschadet, so daß in diesem Jahre in unserer Heimat mit einer unterdurchschnittlichen Ernte gerechnet werden muß. Die Verunkrautung der Getreidefelder ist in diesem Jahre besonders groß. Im August beginnt auch die zweite Heuernte, die in diesem Jahre ebenfalls gering ausfallen dürfte. Der Graswuchs stagnierte allzulange, und viele Wiesen mußten als Weiden genutzt werden.

Die zahlreichen Bauernregeln, welche dem Monat August gewidmet sind, sind beziehungsreich und von großer Vorbedeutung. Die bekanntesten Sprüche lauten: „Ist's in den ersten Wochen heiß, bleibt der Winter lange weiß". – „Die Nächte kühl, die Tage schwül, dann wird der Erntesegen viel". – „Im August viel Höhenrausch, folgt ein strenger Winter auch".

Der August hat in diesem Jahre nur vier Sonntage. Die denkwürdigen Erinnerungstage aber sind jetzt besonders zahlreich. „Runde Gedenktage" erinnern u. a. am 3. August an die Gründung des Europarates in Straßburg vor dreißig Jahren.

Der 9. August ist auch der fünfzigste Todestag des Berliner Zeichners Heinrich Zille. Der 13. August ist der achtzigste Geburtstag des bekannten Film-Künstlers Alfred Hitchcock. Der 14. August ist der 25. Todestag des deutschen Luftschiffers Hugo Eckner, der am 10. August 1868 in Flensburg geboren wurde.

Keine „runden", wohl aber denkwürdige Erinnerungstage sind: Der 1. August 1759: Schlacht bei Minden. Der 2. August 1759: Geburtstag des heimischen Moorkolonisators Jürgen Christian Findorff. Der 2. August 1914: Erster Mobilmachungstag des letzten deutschen Kaiserreiches. Der 5. August 1851: Geburtstag des Heimatdichters Friedrich Freudenthal. – Der 6. August 1195: Todestag des Welfenherzogs Heinrich der Löwe. Der 10. August 955: Schlacht auf dem Lechfeld. Der 15. August 1740: Geburtstag des deutschen Dichters Mathias Claudius. Der 20. August 1919: Todestag des deutschen Politikers und Publizisten Friedrich Neumann.

Der 25. August 1744 Geburtstag des deutschen Dichters und Universalgelehrten Johann Gottfried Herder. Der 26. August 1813: Todestag des deutschen Freiheitsdichters Theodor Körner.

Der 28. August faßt drei Gedächtnisse zusammen: Im Jahre 430 starb der berühmte Kirchenvater Augustinus. Im Jahre 1705 starb der Welfenherzog Georg Wilhelm. Und im Jahre 1749 wurde der deutsche Dichterfürst Johann Wolfgang von Goethe in Frankfurt/Main geboren. Der 29. August 1523 ist der Todestag des Humanisten und Dichters der Reformationszeit Ulrich von Hutten. Und am gleichen Tage des Jahres 1866 wurde Hermann Löns, der Dichter der Heidmark, geboren.

Kurt Asendorf

August – ein Gedächtnis für Kaiser Augustus

Im altdeutschen Kalender wird der August als Ernting, Erntemonat oder Ährenmonat bezeichnet

Der achte Monat unseres Kalenders, welcher im Jahre 7 vor Christi seinen jetzigen Namen erhielt, hält das Gedächtnis des kunstsinnigen römischen Imperators Augustus wach, der auch im Weihnachtsevangelium erwähnt wird. Die Umbenennung des Monats, der im altrömischen Kalender an sechster Stelle stand und demzufolge den Namen „Sextilis" führte, erfolgte im Zuge der Berichtigung des Schaltwesens, die der große römische Staatsmann zwanzig Jahre vor seinem Tode verordnete.

Der Großneffe und Adoptivsohn Julius Cäsars wurde am 23. September des Jahres 63 vor Christi als Gajus Octavianus geboren. Nach der Ermordung Cäsars am 15. März des Jahres 44 vor Christi wurde der junge Prätendent in den Mittelpunkt eines langjährigen Führungsstreites gezogen. Dem im Jahre 43 vor Christi geschaffenen zweiten Triumvirat gehörte er mit seinem alten Widersacher Antonius und mit Lepidus an.

Nach dem Sieg über die Cäsar-Mörder Cassius und Brutus bei Philippi im Jahre 42 vor Christi überwältigte Augustus seine alten Waffengefährten und trat, nach der siegreichen Schlacht bei Aktium im Jahre 31 vor Christi, an die Spitze des römischen Imperiums. Augustus war ein überragender Staatsmann, der das römische Weltreich in kürzester Frist wieder ordnete und konsolidierte. Der Kaiser starb am 19. August des Jahres 14 nach Christi in Nola bei Neapel im Alter von 76 Jahren.

Im altdeutschen Kalender steht der August unter den Namen Ernting, Erntemonat und Ährenmonat verzeichnet. Die Tage verlieren vom Tage der Sommersonnenwende bis zum 31. August gerechnet drei Stunden und zehn Minuten.

Die Sonne tritt zu Beginn der dritten Monatsdekade aus dem Zeichen des Löwen in das der Jungfrau. Die Venus beschleunigt jetzt ihren Untergang am östlichen Morgenhimmel. Der Mars tritt am südwestlichen Himmel allabendlich etwa zwei Stunden in Erscheinung. Der Jupiter wird in den mittleren Abendstunden ziemlich hoch am südlichen Himmel sichtbar.

Die alten Bauernregeln, welche dem Erntemonat gewidmet sind, sind beziehungsreich und weitläufig. Die bekanntesten Sprüche lauten: „Ist's in der ersten Woche heiß, bleibt der Winter lange weiß". – „Die Nächte kühl, die Tage schwül, dann wird der Erntesegen viel". –

Die Getreideernte erreicht jetzt ihren Höhepunkt. Der Mähdrusch, der das Arbeitspensum gewaltig reduziert hat, ist von guter Witterung stark abhängig. Nach der Ernte wird unverzüglich gepflügt und gefräst. Die Stoppelfelder, die früher wochenlang sichtbar waren, treten heute nur noch wenige Tage in Erscheinung. Die modernen Ackergeräte ermöglichen einen intensiven Zwischenfruchtanbau. Um die Mitte des Monats reichen sich Saat und Ernte die Hand.

Der August 1978 hat vier Sonntage. Auf dem Kalenderblatt stehen viele denkwürdige Erinnerungstage verzeichnet: Am 1. August 1801 wurde der Theologe und Liederdichter Philipp Spitta, der auch in unserer Heimat (Wechold und Sudwalde) wirkte, geboren. Der 1. August hält auch die Erinnerung an die Schlacht bei Minden im Jahre 1759 wach. Am 2. August 1759 starb der Moorkolonisator Jürgen Christian Findorff, dem der Fischerhuder Heimatdichter Dietrich Speckmann (gest. 1938) in seinem Jugendroman „Jan Murken" ein schönes Denkmal gesetzt hat.

Am 4. August 1704 fand die denkwürdige Schlacht bei Gibraltar statt, die auch in den Annalen unserer niedersächsischen Heimatgeschichte eingegangen ist. Am 5. August 1851 wurde der Heimatdichter August Freudenthal geboren. Der Todestag Heinrichs des Löwen ist der 6. August 1195. – Am 10. August des Jahres 955 fand die Schlacht auf dem Lechfeld statt, die das Abendland vor dem Hunnensturm bewahrte.

Am 12. August 1714 wurde der hannoversche Kurfürst Georg Ludwig König von England. Die damit begründete „Personalunion" dauerte bis zum Jahre 1837. Am 15. August 1740 wurde der Dichter Matthias Claudius, der „Wandsbecker Bote", geboren.

Der Welfenherzog Wilhelm der Jüngere, der eine bekannte Linie begründete, starb am 20. August 1592. Das Herzogtum Braunschweig und Lüneburg wurde am 21. August 1235 aus der Taufe gehoben. Am 23. August 1946 wurde das Land Niedersachsen geschaffen. Der liberale Politiker Friedrich Naumann, der Mentor des ersten deutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss, starb am 24. August 1919.

Der Dichter Johann Gottfried Herder wurde am 25. August 1744 in Mohrungen in Ostpreußen geboren. Am selben Tag des Jahres 1822 starb der Astronom Friedrich Wilhelm Herschel, der aus Hannover stammte. Herschel ist der Entdecker des Planeten Uranus und der Eigenbewegung unseres Sonnensystems.

Am 26. August 1813 starb der Freiheitsdichter Theodor Körner bei Gadebusch (Schwerin) den „Heldentod". In Bremen wurde diesem Dichter mit Schwert und Leier ein Denkmal errichtet (Körner-Wall). Am 27. August 1626 fand die Schlacht bei Lutter am Barenberge statt, die den katholischen Truppen unter Tilly den Weg in unsere Heimat ebnete.

Der 28. August 430 ist der Todestag des Kirchenvaters Augustin, und der 28. August 1749 ist der Geburtstag des deutschen Dichterfürsten Goethe. Am 29. August 1523 starb Ulrich von Hutten, und am selben Tag des Jahres 1866 wurde der populäre Heidedichter Hermann Löns geboren.

Kurt Asendorf

720260

720261

Zwei himmlische Helfer bei Krankheiten

Kosmas und Damian, die Patrone der Kirche zu Hassel, waren auch Fürsprecher bei Seuchen

Die Kirchengemeinde Hassel feiert im Juli dieses Jahres ihr Millennium. Ein volles Jahrtausend Kirchen- und Heimatgeschichte soll im Rahmen dezenter Festveranstaltungen in Erinnerung gebracht werden. Der tatkräftige Ortspfarrer Georg Sichler und der engagierte Kirchenvorstand der traditionsreichen Pfarre von Sankt Kosmas und Damian sowie der Superintendent des Kirchenkreises Hoya, Malte Haupt in Bruchhausen-Vilsen, haben die Weichen zu dieser Jahrtausendfeier gestellt.

Das altehrwürdige Gotteshaus, das im vorigen Jahr renoviert wurde, ist bekanntlich den beiden berühmten Arztheiligen Kosmas und Damian geweiht, deren Gedächtnistag der 26. (27.) September ist. Das Gedächtnis der beiden Heiligen feiert die Christenheit seit nunmehr 1300 Jahren. Im Meßkanon werden die beiden Heiligen, die zu Beginn des 4. Jahrhunderts den Märtyrertod starben, täglich angerufen.

Kosmas und Damian sind aber nicht nur die Patrone zahlreicher Gotteshäuser – in unserer engeren Heimat der Kirchen zu Hassel, Dörverden und Lunsen –, sondern auch der Ärzte, Apotheker, Drogisten, Friseure (Bader), Physiker und der Zuckerbäcker. Als Fürsprecher bei Seuchen und Drüsenkrankheiten standen die beiden Heiligen schon im hohen Mittelalter in großer Geltung.

Der Ruf der beiden Ärzte als himmlische Helfer in Krankheiten hatte sich rasch verbreitet, die Kranken wallten erwartungsvoll und gläubig an den Ort des Gedenkens, und viele fanden dort im Gebet auf wunderbare Weise die erhoffte Heilung. So war es auch in Hassel, Dörverden und Lunsen. An ihrem Festtag wurde früher eine Salbe geweiht, die man gegen Pest und andere Krankheiten verwendete.

Am Donnerstag nach dem dritten Fastensonntag Okuli – in diesem Jahre am 13. März – wurde vielerorts ein „Stationsgottesdienst" gehalten mit dem Evangelium der Krankenheilung. So war es bis zum Konfessionswechsel auch in unserer Heimat. Die Pfarre Lunsen ist noch heute im Besitz einer Kosmas-Reliquie, die in einer Wand der Sakristei deponiert ist. Der berühmte deutsche Kosmas- und Damian-Schrein, der um 1400 in Bremen angefertigt wurde und der bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges einen Ehrenplatz in der Sankt-Petri-Domkirche der Hansestadt hatte, ist heute das Kleinod der Kirchenschätze von München. Im Herbst vorigen Jahres war der wertvolle Schrein im Focke-Museum in Bremen ausgestellt.

Über die wunderbaren Heilungen, welche durch die Mittlerschaft der heiligen Kosmas und Damian mit Gottes Gnade geschahen, gibt es eine Fülle von Berichten und Publikationen. Der Hasseler Geistliche Johann Christoph Andreas Müller, der um 1800 ein volles Jahrzehnt in Hassel amtierte und der auch ein populärer Publizist war, veröffentlichte im „Hannoverschen Magazin", Jahrgang 1797, den interessanten Beitrag: „Sollen Landprediger auch Ärzte sein?". In diesem Beitrag werden die beiden Fakultäten Theologie und Medizin eng aufeinanderbezogen.

Kurt Asendorf

720262

September – Scheiding – Herbstmonat

Die Tage werden jetzt zwei Stunden kürzer / Landwirte hoffen auf einen „Altweibersommer“ /

Der erste Monat der herbstlichen Jahreszeit, der im altrömischen Kalender an der siebenten Stelle stand und davon seinen Namen ableitet, stand im altdeutschen Kalender unter dem noch heute populären Namen Scheiding verzeichnet.

Fast alle Bauernregeln, die diesem Monat gewidmet sind, machen eine weitreichende Aussage. Die bekanntesten Wettersprüche lauten: „Donnert's im September noch, wird der Schnee zu Weihnacht hoch.“ – „Nach Septembergewittern, wird man im Hornung (Februar) vor Kälte zittern.“ – „Viel Eicheln im September, viel Schnee im Dezember.“

Auch die Sprüche, welche den verschiedenen Septembertagen gewidmet sind, deuten weit voraus. Wir zitieren: „Ist's hell am Kreuzerhöhungstag (14.), folgt ein strenger Winter nach.“ – „Trokken wird das Frühjahr sein, ist Sankt Lambert (17.) klar und rein.“ – „Wie's Matthäus (21.) treibt, es vier Wochen bleibt.“ – „Regnet's am Michaelistag (29.), so folgt ein milder Winter nach.“

Die Landwirte, die in diesem wetterwendischen Jahr viel Unbilden erdulden mußten, hoffen jetzt auf einen optimalen „Altweibersommer“, der zwar keine Wiedergutmachung leisten kann, der aber dennoch hochwillkommen ist, weil er die jetzt beginnende Hackfruchternte (Kartoffelernte) begünstigen kann.

Der September hat in diesem Jahre fünf Sonntage, von denen der letzte, der 16. September nach Trinitatis, mit Ultimo zusammenfällt. Dieser Tag ist bereits fünf Stunden und elf Minuten kürzer als der längste Tag des Jahres zu Beginn der dritten Juni-Dekade (Sommeranfang). Der vorletzte September-Sonntag fällt auf den 23. September (Herbstanfang). Dieser Tag ist ebenso lang wie die nächste Nacht (Tag- und Nacht-Gleiche).

Die zahlreichen Erinnerungstage, welche der September präsentiert, sollen hier vorzugsweise unter heimatgeschichtlichen Aspekten aufgezählt werden. Am 1. Septemberr 1776 starb in Hannover der größte Dichter (Lyriker) des Hannoverlandes: Ludwig Hölty. Höltys populärstes Lied: „Üb' immer Treu und Redlichkeit. . .“ ist als Glockenspiel der Potsdamer Garnisonkirche weltberühmt geworden.

Der 1. September 1979 war auch der 125. Geburtstag des deutschen Komponisten Engelbert Humperdinck („Hänsel und Gretel“), der in Siegburg geboren wurde und der am 27. September 1921 in Neustrelitz (Mecklenburg) gestorben ist. – Am 1. September 1939 – vor nunmehr vierzig Jahren – begann der unheilvolle Zweite Weltkrieg, dem 50 Millionen Menschen zum Opfer fielen.

Die sogenannten runden Gedenktage seien hier vorweggenommen: Am 7. September 1879 – vor nunmehr hundert Jahren – starb der Gelehrte und Verleger Georg Westermann in Wiesbaden. Westermann wurde am 23. Februar 1810 in Leipzig geboren. Am 8. September 1979 jährt sich der Todestag des deutschen Komponisten Richard Strauß zum dreißigsten Male. Der Tondichter des „Rosenkavalier“, der eng mit dem Dichter Hugo von Hofmannsthal zusammenarbeitete, starb in Garmisch-Partenkirchen. Er wurde am 11. Juni 1864 in München geboren.

Am selben Tage des Jahres 1804 – vor nunmehr 175 Jahren – wurde der berühmte deutsche Dichter (und Theologe) Eduard Mörike in Ludwigsburg geboren. Mörike, der auch ein bedeutender Lyriker war, starb am 4. Juni 1875 in Stuttgart. Der deutsche Maler Anselm Feuerbach, ein Neffe des Philosophen Ludwig Feuerbach, wurde am 12. September 1829 – vor nunmehr 150 Jahren – in Speyer geboren. Der Schöpfer von „Platos Gastmahl“ und „Iphigenie“ starb am 4. November 1880 in Venedig.

Am 15. September 1949 – vor nunmehr dreißig Jahren – wurde Konrad Adenauer zum ersten Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland gewählt. Am 23. September 1939 – vor nunmehr vierzig Jahren – starb im Hamsread/England der weltberühmte Arzt und Psychologe Sigmund Freud, der Begründer der modernen Psychoanalyse. – Freud wurde am 6. Mai 1856 in Freiberg/Mähren als Sohn jüdischer Eltern geboren.

Am 29. September 1904 – vor nunmehr 75 Jahren – wurde der deutsche Architekt und Baumeister Egon Eiermann geboren. Eiermann ist der Schöpfer der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin und der Deutschen Botschaft in Washington. Er starb am 19. Juli 1970 in Baden-Baden.

Am 2. September 1679 – vor nunmehr dreihundert Jahren – starb der bekannte Welfe Johann Duve. Am 3. September 1725 wurde die sogenannte Herrenhäuser Allianz geschlossen, die das Gleichgewicht der politischen Kräfte in Europa sichern sollte. Der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. und sein Schwager, der englische König und hannoversche Kurfürst Georg II., schlossen und erweiterten die sogenannte Triplallianz mit Holland.

Am 6. September 1814 wurde der Dichter Levin Schücking, der Weggefährte der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, geboren. Am 7. September 1866 wurde das alte Königreich Hannover von Preußen rechtsgültig annektiert und zu einer Provinz degradiert. Am 8. September 1831 wurde der Dichter Wilhelm Raabe geboren. Am 10. September 1887 starb der bekannte Theologe und Publizist Ludwig Grote, der Begründer des Althannoverschen Volkskalenders.

Am 13. September 1892 wurde die einzige Tochter des letzten deutschen Kaisers, Viktoria Luise, die mit dem Welfenherzog Ernst August von Braunschweig und Lüneburg (1887-1953) vermählt war, geboren. Die heute Siebenundachtzigjährige ist eine populäre Memoirenschreiberin geworden und lebt in Braunschweig. Am 14. September 1852 starb der Sieger von Belle-Alliance (Waterloo), der englische Feldmarschall Arthur Herzog von Wellington, der am 1. Mai 1769 – hundert Tage früher als sein großer Widersacher Napoleon Bonaparte – geboren wurde.

Am 17. September 1737 gründete der englische König und hannoversche Kurfürst Georg II. die Universität Göttingen, die zu den bedeutendsten Akademien der Erde gehört. –

Am 28. September 1859 starb im Alter von 58 Jahren der Theologe und Liederdichter Philipp Spitta, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als populärer Erweckungsprediger im Hoyaer Land wirkte. Er amtierte in den Pfarrgemeinden Sudwalde und Wechold.

Kurt Asendorf

September – Herbstmonat

720263

Im altrömischen Kalender stand er an siebenter Stelle

Der erste Monat der dritten Jahreszeit, der die Tageslänge 121 Minuten kürzt und die Mitteltemperatur hierzulande auf etwa 14 Grad Celsius plus absinken läßt, steht im altdeutschen Kalender unter den Namen „Herbstmonat" und „Scheiding" verzeichnet. Der Name September bekundet, daß dieser neunte Monat unseres Jahres im altrömischen Kalender an siebenter Stelle stand („septem" = „sieben").

Die alten Bauernregeln, welche dem September gewidmet sind, haben eine große Vorbedeutung für den Witterungsverlauf der nächsten Monate. Die bekanntesten Sprüche lauten: „Donnert's im September noch, wird der Schnee um Weihnacht hoch", „Nach Septembergewittern wird man im Hornung vor Kälte zittern", „Viel Eicheln im September, viel Schnee im Dezember".

In der Landwirtschaft konzentriert sich jetzt alles auf die Kartoffelernte und auf die neue Feldbestellung. Mitte September wird bereits Wintergerste und Ende September der Winterroggen gesät. In früherer Zeit war der Michaelistag in dieser Beziehung ein wichtiger Stichtag. Im Garten wird im September das erste Herbstobst geerntet. Man unterscheidet seit altersher die sogenannte Baumreife von der Lagerreife. Die Erdbeerbeete und das Wintergemüse werden jetzt kräftig gedüngt.

Der September hat in diesem Jahre vier Sonntage und viele denkwürdige Erinnerungstage. Die heimatgeschichtlich wichtigsten Gedenktage sollen hier in Erinnerung gebracht werden: Am 1. September 1776 starb in Hannover der Dichter Ludwig Hölty im Alter von 29 Jahren. Hölty, der im Pfarrhaus zu Mariensee geboren wurde, war Mitgründer des Hainbundes. Sein bekanntestes Lied: „Üb' immer Treu und Redlichkeit..." ist durch das Glockenspiel der Potsdamer Garnisonskirche weltberühmt geworden.

Am 3. September 1775 wurde die „Herrenhäuser Allianz" geschlossen, welche das Gleichgewicht der Kräfte in Mitteleuropa wiederherstellen und sichern sollte. Am 7. September 1722 starb der bekannte Loccumer Abt Molanus, der zu den großen Theologen des Protestantismus gezählt wird. Am 8. September 1831 wurde der Dichter Wilhelm Raabe alias Jakob Corvinus in Eschershausen (Braunschweig) geboren. Dieser geniale Erzähler, Verfasser der Romane „Der Hungerpastor", „Abu Telfan", „Der Schüdderump", „Die Chronik der Sperlingsgasse" ist in unserer Heimat sehr populär. Raabe starb 1910 in Braunschweig.

Am 10. September 1887 starb der Theologe und Welfenfreund Ludwig Grote, der Begründer des Althannoverschen Volkskalenders, der seit über hundert Jahren in unserer niedersächsischen Heimat allerorts Heimatrecht besitzt. Am 16. September 1878 – also vor nunmehr hundert Jahren – wurde in Altona der bekannte Maler und Illustrator Rudolf Schäfer geboren. Schäfer, der im Jahre 1961 in seinem Domizil in Rotenburg/Wümme starb, ist durch seine Bibel- und Katechismus-Illustrationen zu großem Ansehen gelangt. Auch seine kirchlichen Wandmalereien und Altarbilder haben diesen begnadeten Künstler weithin bekannt gemacht. Die sogenannte Schäfer-Bibel erschien im Jahre 1922.

Am 17. September 1737 wurde die Universität Göttingen („Georgia Augusta") eröffnet. Am 28. September 1859 starb der bekannte Theologe und Liederdichter Philipp Spitta, der in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts etliche Jahre im Hoyaer Land amtierte (Sudwalde und Wechold). Spitta, der im Alter von 58 Jahren als Superintendent starb, ist der Verfasser der Lieder-Sammlung „Psalter und Harfe", die in rascher Folge mehrere Auflagen erlebte. Spitta, der in unserer Heimat die sogenannte Erweckungsbewegung einleitete, hat das Evangelische Kirchengesangbuch mit seinen Liedern ganz wesentlich bereichert.

Mit dem Namen September sind mehrere historische Ereignisse verbunden.

„Septemberkonvention" nennt man den Vertrag, der am 15. September 1864 zwischen Italien und Frankreich geschlossen wurde und der bestimmte, daß die französischen Truppen den Kirchenstaat binnen zwei Jahren zu räumen hätten. Italien erkannte in diesem Vertrag die Integrität des Kirchenstaates ebenfalls an und verlegte den Sitz der Regierung nach Florenz. Dieser Vertrag wurde aber alsbald annulliert.

Als „Septemberrevolution" bezeichnet man die Straßenkämpfe in Brüssel vom 23. bis 26. September 1830. –

In Frankreich entstand der Begriff: „Septembrisieren", das heißt die politischen Gegner massenweise morden, wie es während der französischen Revolution vom 2. bis zum 6. September 1792 geschah.

In Portugal nannte man die Anhänger der Verfassung vom 27. September 1822 „Septembristen".

Kurt Asendorf

720264



Pflügender Bauer bei Godshorn

Pflügender Bauer bei Godshorn

Nach eingebrachter Ernte wird der Acker für die neue Einsaat umgebrochen. Der Pflüger, der die Zügel für das Gespann um den Nacken gelegt hat, behält beide Hände zum festen Griff an der Pflugsterze frei, um eine saubere und gerade Furche zu halten. Die Aufnahme ist direkt auf den Vorgang des Pflügens gerichtet, auf das scheinbar mühelose Spiel der Kräfte am arbeitenden Teil des Pfluges: Die Erde wird vertikal vom Schollenmesser durchschnitten (man erkennt das Messer deutlich am hölzernen Pflugbaum, dem Grindel), von der Schar horizontal gelöst und zugleich als Scholle gewendet und zum hohen Beet aufgeworfen. Die Funktionsmerkmale dieses Wende- oder Beetpfluges sind seit gut 1000 Jahren in ihrer Entwicklung zu verfolgen. Bis auf das eiserne Scharblech wurde dieser Pflug noch zu Beginn des vorigen Jahrhunderts ganz aus Holz hergestellt. In den folgenden 30er und 40er Jahren wird seine Bauweise durch weitere eiserne Teile, vor allem aber durch die Kombination der Pflugschar mit einem gewundenen Streichbrett vervollkommnet, wodurch ein noch leichteres Umwenden des Bodens bei verringerter Zugkraft erzielt wurde.

Die Darstellung des in der Ackerfurche hinter seinem Gespann schreitenden Bauern erscheint in mittelalterlichen Illustrationen, versinnbildlicht die entsprechende Jahreszeit in Kalenderminiaturen und war als berufsständisches Emblem beliebt. Erst der technische Wandel der letzten Jahrzehnte beendete eine jahrtausendalte Arbeitsweise. Das Bild des Pflügers hinter Pflug und Pferden gehört nunmehr der Vergangenheit an.

720265

Gute und Gutachten



Erntezeit

720267



Erntezeit

720268

720269

Korngeister, Kornhocken und Korn in flüssiger Form

Bestandteile eines „richtigen" Erntefestes vor vielen Jahren

Ein „richtiges" Erntefest gehört heute schon der Vergangenheit an. Früher war das anders. Die festliche Stimmung nahm schon ihren Anfang, wenn draußen auf dem Felde die letzte Garbe aufgeladen wurde. Ein großes buntes Band wurde um die Ähren geschlungen, damit der von den Kindern so gefürchtete Korngeist nicht entschwand. Er hatte das Korn vor Unwetter geschützt und sollte es nun noch in der Scheune vor Feuer und sonstigen zerstörungswütigen Elementen schützen.

Eine mit „Schluck" gefüllte Flasche wurde in der Garbe versenkt und machte beim Abladen die Runde. Das letzte Fuder wurde bekränzt, und oben drauf saß die Großmagd, den Erntekranz in der Hand. Mit Galopp ging die letzte Fuhre vom Stoppelfeld. Den Erntekranz befestigte man später am Giebel des Hauses, wo er bis zum nächsten Jahre hing und dann dem neuen Kranz das Feld räumen mußte.

Häcksel auf der Diele

Am Sonnabend herrschte große Aufregung auf dem Hofe. Bis kurz vor der Jahrhundertwende gab es auf dem flachen Lande noch keine Tanzsäle. So „opferte" irgendein Bauer seine Diele, besorgte den „Tanzschein" und betrieb an dem Tage Bier- und Schnapsausschank. Die Scheunendiele wurde ausgeräumt und mit Brettern belegt oder man bestreute sie mit Strohhäcksel. Der große Backofen, der sonst ein verträumtes Dasein führte, rauchte aus allen Fugen, denn es wurde Kuchen gebacken, so daß es im ganzen Hause nach Apfel- und Korinthenkuchen duftete.

Am Abend kamen die jungen Mädchen, während der Erntezeit von der Sonne gebräunt, auf der Diele zusammen und wanden die Erntekrone. Die letzten Rosen, Buchsbaum und Tannengrün dienten als Schmuck. Die bunten Bänder, die Leksen, vergaß man nie. Der Kranz hatte die Form eines Kegels, und rund herum waren Runkeln, Steckrüben und alle anderen Ernteerzeugnisse befestigt.

Der Festzug

Am Nachmittag des Sonntags wurde die Straße lebendig. Wenn die Musikanten kamen, ordnete man sich zum Festzug. Nach einem alten Marsch setzten sich alle in Bewegung. Hoch zu Roß kamen die Vorreiter in Hemdsärmeln, und die Pferde trugen einen dicken Eichenkranz um den Hals. In gebührendem Abstand folgte der „Letterwagen", auf dem Mädchen und Jungen Platz genommen hatten. Ein paar kräftige Bauernmädchen hielten die Erntekrone in ihrer Mitte, und fröhliches Gekicher und Gejuchze herrschte überall. Am äußersten Ende des Wagens stand ein großes Faß voll Erntebier.

Auf einem zweiten Wagen sah man kräftige Bauernburschen mit aufgekrempelten Hemdsärmeln beim Dreschen. Ein anderer Wagen mit Ackergeräten, die zur Bestellung der Felder nötig waren, folgte.

Man zog hinaus auf das nun kahle Feld. Eine Kornhocke hatte man stehen lassen. Sie sollte der Mutter Erde wieder zurückgegeben werden, indem man sie verbrannte. Es herrschte der Glaube, daß das Feld dann im nächsten Jahre wieder eine gute Ernte geben würde. Während die Flammen aufloderten, sprangen die Mädchen und Burschen um die Hocke herum. Wenn die Asche zerstreut war, zog man zum Hause des Gastgebers, wo Großknecht und Großmagd ulkige Reden hielten.

Bis zum Morgen

Anschließend wurde Kaffee und Kuchen gereicht. Die Musikkapelle hatte eben auf dem sogenannten „Flett" Platz genommen und spielte den ersten Tanz, ein Ehrentanz, der dem Hausherrn galt, und nach altem Brauch mit der Großmagd getanzt wurde. Ein fröhliches Leben herrschte dann bis zum nächsten Morgen.

In diesem Zusammenhang mag vielleicht interessieren: Was wurde eigentlich zur Jahrhundertwende getanzt? Der älteste Tanz, der „Siebensprung" wird auf religiöse Gebräuche der Heidenzeit zurückgeführt. Daß er uralt war, zeigte sich vor allem daran, daß er mit keinem Rundtanz verbunden war. Eine Anzahl von Paaren hielt sich im Kreise an der Hand und bewegte sich im Tanzschritte nach links. Nach zwölf Takten blieben alle stehen und stampften einmal mit dem rechten Fuß auf. Dann wiederholte sich die Musik, der Reigen bewegte sich nach rechts, und die Männer traten mit dem linken Fuß kräftig auf. Sie beugten nach jeder Wiederholung der Weise das rechte Knie, das linke Knie, den rechten Ellenbogen, den linken und schließlich die Stirn zur Erde. In der umgekehrten Reihenfolge spielten sich die sieben Sprünge nochmals ab.

Der „Achttourige" war seit alters her sehr beliebt. Je vier Paare bildeten einen „Keen", eine Kette. Mehr als zwei Ketten fanden auf der Diele keinen Platz. Die Weise blieb für alle acht Touren gleich. Jeder begann mit einem Reigen der acht Tänzer, die sich im Kreise an der Hand hielten, einmal nach rechts und einmal nach links, jede mit 32 Takten eines Walzers oder eines Schottischen. Dazwischen lagen vier Takte, während denen in jeder Tour andere Figuren getanzt wurden.

Unterm Erntekranz hing ein Pantoffel

Erinnerungen an längst vergangene Bräuche zum Erntedankfest / Frömmigkeit und Frohsinn

Uralt ist in unserer niedersächsischen Heimat die Sitte, nach Beendigung der Ernte dem Herrgott für den Segen zum Gedeihen und Einbringen derselben zu danken. So war denn einstmals der Vormittag des Erntedankfestes allgemein dem Besuch der Kirche gewidmet, deren Altar man mit den Früchten des Feldes sinnfällig geschmückt hatte.

Aber auch den vielen Erntearbeitern und -arbeiterinnen sollte an diesem Tage für ihre Mühe gedankt werden, die sie bei sommerlicher Hitze Tag für Tag vom frühesten Morgen bis zum späten Abend fleißig und getreulich geleistet hatten, denn zu alten Zeiten mußten alle Arbeiten, das Mähen, Garbenbinden, Hockenzusammensetzen und Aufladen mit der Hand gemacht werden.

Hierbei galt es bis in die erste Zeit unseres Jahrhunderts hinein, altes Brauchtum zu wahren, das von den Altvätern überliefert worden war, heute aber längst in Vergessenheit geraten ist. So sei denn hier eine kleine Erinnerung an die Sitte des Erntefestes in alten Tagen auf dem niedersächsischen Lande wachgerufen.

Einstmals wurde dies Fest, das zumeist zwei Tage dauerte, in den Bauernhäusern gefeiert, doch dann ist es diesem Feste so ergangen wie anderen Dorffestlichkeiten, es wurde in der Dorfwirtschaft abgehalten. An den Tagen vor dem Fest kam die Dorfjugend in einem Bauernhause zum Kranzbinden zusammen. Der Erntekranz bestand aus mehreren Kränzen, die kronenartig an einer Stange befestigt und mit Ähren, bunten Bändern und mit Pappfiguren, die Schnitter und Binderinnen darstellten, verziert waren.

Am ersten Festtag, dem Erntedank-Sonntag, versammelten sich nachmittags alle Dorfbewohner, ob Bauer, ob Knechte oder Hütejungen, ob Bäuerin, ob Mägde, und zogen unter Vorantritt der Musik durch das Dorf und holten den Erntekranz, der von den Mädchen in Verwahrung genommen war.

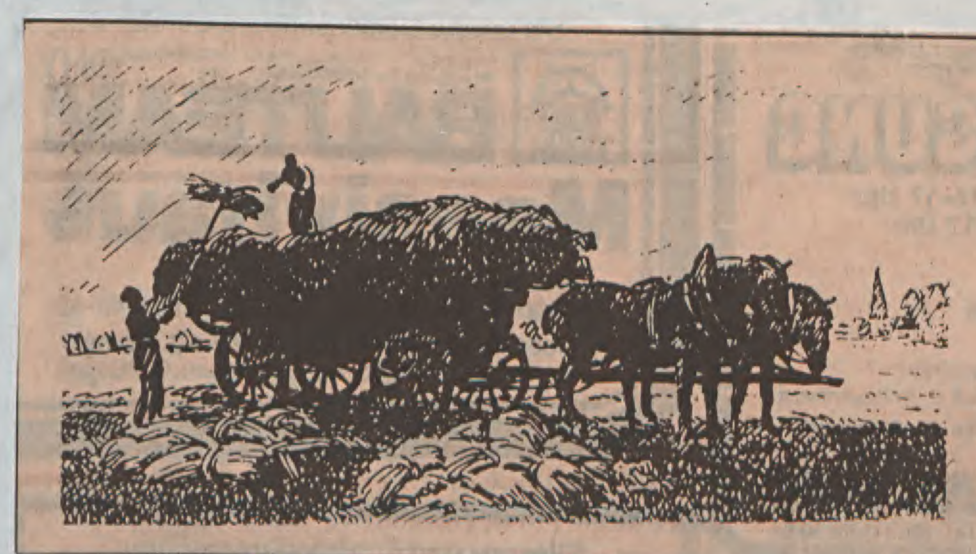
Ein junger Bursche sprach: „Was seht ihr hier in meiner Hand, die alle hier zugegen? Den Kranz der Ernte, wie bekannt, drum denkt an Gottes Segen! Er ist geziert mit Blumen schön, mit Ähren und mit Dornen. Dies alles schenkt des Vaters Hand, sonst wären wir verloren. Doch Gott der Vater lebet noch, dies kann man deutlich merken; drum preiset ihn, ihr Menschen doch, zeigt es an euren Werken! Vergeßt der Armen nun auch nicht, sie sind ja eure Brüder. Erfreuet sie doch spät und früh; Gott segnet dies auch wieder. Bedenket, was der Herr getan an eurem Korn und Weizen! Er füllte eure Böden an, drum müßt ihr auch nicht geizen!

Kein Hagel, keine Wassersnot hat unser Feld getroffen, er schenkt uns unser täglich Brot, drum laßt uns auf ihn hoffen. Auch ferner wird Gott gnädig sein und uns den Segen schützen, daß keine Feuersnot bricht ein; was wär sonst unser Schwitzen. Umsonst wär alles dann getan, ihr Eltern müßtet klagen und eure Kinder würden dann umsonst nach Brote fragen. Auch Krieg und Pest wird Gott der Herr stets ferne von uns halten. So trauet ihm doch immer mehr, er spricht: Laßt mich nur walten. Ja, walte du, o treuer Gott, in allen unsern Tagen, so wird gewiß ein jeder Christ dir nicht den Dank versagen. Denn Wagen auf Wagen schwanken herein, Scheunen und Böden wurden zu klein. Danket dem Herrn, preiset seine Macht, glücklich ist wieder die Ernte vollbracht. Hoch auf der Stange nun flattert der Kranz, fröhlich verziehn nun die Sorgen sich ganz. Leicht ist das Leben; trotz Mühe und Not, krönet die Arbeit einen fröhlichen Tag. – Musikanten spielet auf: Nun danket alle Gott!"

Am zweiten Festtag begann bereits nachmittags die Tanzerei. Von 20 Uhr bis nachts 1 Uhr hatten die jungen Mädchen dann das Kommando. Während dieser Zeit hing deshalb auch ein Pantoffel unter dem Erntekranz. Es hatten dann die Mädchen nicht nur das Recht, die Tänzer zu wählen, sondern sie hatten auch die Pflicht, für Tanzordnung zu sorgen. Auch mußten sie die Musik bezahlen. Gewöhnlich pflegte jedes Mädchen zwei Tänze spielen zu lassen. Welche Tänze es sein sollten, das wußte das Mädchen schon lange vorher. Diejenige, die bezahlte, tanzte die ersten Runden allein im Saale, und der junge Bursch, der hierzu ausgewählt wurde, durfte dies als eine besondere Gunstbezeugung ansehen.

Gerhardt Seiffert

720270



Im Felde die Stiegen stehen;
gefalteten Händen gleich,
die kindlich anflehen
Gottvater im Himmelreich.

720271

De Arn / Von Wilhelm Thies

An das noch in vollem sommerlichen Schmucke wogender Saatfelder prangende Land stoßen unermeßliche Wälder. Rechts, in weiterer Entfernung, ein Waldgebirge: graue Felsenwände umsäumen einen kleinen Talkessel, und in erhabener Ruhe wölbt darüber der Hochwald seine betürmten Kuppen. Die Ernte in diesen Berggegenden unserer Provinz wird vierzehn Tage und noch später geborgen als in der Ebene. Hier ist schon ein Teil der Roggenschläge niedergelegt und von erhöhtem Platz sieht es aus, als wenn eine ruhende Truppe ein großes Zeltlager aufgeschlagen hätte.

Das lachende Sonnengold ruht auf den reichen Saaten. Die Wachtel ruft „Behüt di Gott", der Fink schmettert, die Meise läutet, die Lerche jubelt, der Buchfink flötet, Heuschrecken fideln, Falter, Hummeln und Fliegen surren und summen. Sandrohr, Trauermantel fliegen und blitzen darüber hinweg. Ueber den gelben Roggenschlägen flimmert die Hitze. Hundtagshitze liegt schon über Flur und Wald. Pan schläft mittags. Das Reh ruft „plä, plä, plä". In den Abendstunden verschwimmen in lichter Dämmerung in der Ferne die Konturen der Berge.

Auch **i n d e r H e i d e** hat man bereits mit der Roggenernte begonnen, früher vierzehn Tage später, aber durch die Kunstdünger ist die Triebkraft der Aecker gesteigert worden. Die sonst bei der Ernte stets vorhandene vergnügte Stimmung vermißte man in den Kriegsjahren. Kein Juchzer, kein Gesang am Morgen und Abend, die Kriegsnot lastete zu sehr auf allen. Die jungen Mädchen mit dem charakteristischen Flutterhute sehnten sich nach ihren im Felde stehenden „Jungkerls". Nur das dem Ohr so vertraute Dengeln hört man wieder am Morgen, Mittag und Abend.

„Deng, deng, deng.
Wenn einmal deng,
geht's meist halb so schnell.
Deng, deng, deng."

(Altes Dengellied.)

Die alten mit dem Gebrauch der Sense verbundenen Bräuche schwinden immer mehr. Schade um diese sinnigen, uralten Volksbräuche. Mir stehen sie aus meiner Jugendzeit noch so fest in der Erinnerung. Noch kurz vor dem Kriege gab es zahlreiche Bauern in der Heide, die zäh an den von den Vätern ererbten uralten Erntebräuchen festhielten. Ob nicht der furchtbare Krieg den letzten Rest davon vernichtet?, ähnlich wie der 30jährige Krieg so unendlich viel schönes Volkstum zerstört hat. Sense und Mähmaschine streiten hier noch um die Herrschaft.

Die Arbeit der Mähmaschine mit dem ruhig, ernst und gemessen auf dem Hochsitz thronenden Führer beraubt der Ernte der früheren so reizvollen Poesie. Das fröhliche Singen verstummt, kein Juchzen ist mehr zu hören, kein neckender Zuruf erweckt die erlöschenden Lebensgeister zu neuer Schaffenskraft. Die fröhliche Stimmung bei dem auf dem Felde hergerichteten üppigen Frühstück und Vesper würzt nicht mehr die Arbeit so als früher. Die bisherige im Hause des Bauern herrschende gehobene Stimmung bei der Ernte wird herabgedrückt, die mit der Ernte verbundenen Festmahle im Bauernhause fallen zum Teil aus, und die schöne Nachfeier mit ihren sinnigen, ohne die Sense nicht denkbaren Gebräuchen ist überflüssig geworden. Das Dorf büßt damit wieder eine seiner reizvollsten und mit dem Hauche der Poesie umwobenen Festlichkeiten ein, denn trotz der sauren Arbeit ist „de Arn" immer ein Fest für den Bauern, seine Familie, das Gesinde, die Erntearbeiter, für die Verwandten, Freunde und im weiteren Sinne für das ganze Dorf gewesen.

Die oft erhobene und berechtigte Klage, daß das Landleben an sinnigen Zerstreuungen und harmlosen Lebensfreuden gegen früher Einbuße erlitten hat, wird durch das Verschwinden der Sense und das damit im Zusammenhang stehende Absterben alter Volksbräuche und -sitten nur noch schärfer zum Ausdruck kommen. — Es gibt aber heute noch zahlreiche Ortschaften in der Heide, die von der Väter Brauch nicht loskommen können, sich weiter der Sense bedienen und in alter Weise die Ernte feiern. Auch der sehr schwerwiegende Grund, daß durch das Niederlegen des Roggens mittels der Mähmaschine das Stroh ein unvorteilhaftes Aussehen bekommt und an Wert einbüßt, auch wohl mehr Körner dabei verloren gehen, veranlaßt den Landmann mit, bei der Roggenernte an der Sense festzuhalten, so lange er noch die dazu nötigen Arbeitskräfte bekommen kann.

Die Bauern eines Dorfes verständigen sich über die Zeit der Ernte, da sie meist auf dieselben Arbeitskräfte angewiesen sind. Handwerker, wie Maurer, Tischler u. a., setzen in der Erntezeit ihren Beruf aus, um dem Bauern, mit dem sie befreundet und dem sie wirtschaftlich verpflichtet sind, zu helfen, und dann steht auch die Roggenernte mit ihren so schönen und sinnigen Sitten und Bräuchen, mit ihrer vorzüglichen Verpflegung bei Tanz und Spiel bei allen Dorfbewohnern in so hohem Ansehen, daß auch dieser Grund schwer ins Gewicht fällt. Bei den Bauern der Lüneburger Heide dauert die Ernte durchweg nur zwei Tage.

Etwa fünf Gespanne mit je einem Mäher und einer Binderin treten bei der Ernte in Tätigkeit. Der Hofbesitzer legt Wert darauf, in der Reihenfolge der Gespanne eine gute Wahl zu treffen. Das erste Gespann führt entweder der Haussohn oder der Großknecht mit der Großmagd. Von der Reihenfolge hängt es ab, ob die Arbeit flott vonstatten geht. Letzter will keiner sein, und ältere, keinen Ehrgeiz mehr besitzende Personen, die als letztes Gespann

720272

gern eingestellt werden, müssen sich viel neckende Zurufe gefallen lassen.

Es ist erstaunlich, wenn der Landwirt in der Reihenfolge der Gespanne eine gute Wahl getroffen hat, in wie kurzer Zeit ein großer Roggenschlag niedergelegt wird.

Auf schwerem Boden kann die Binderin der Arbeit des Mähers nicht folgen, es werden dann Aushilfskräfte angenommen. Der Hofjunge nimmt als altes Recht für sich in Anspruch, beim ersten Gespann die Großmagd zu unterstützen.

Die Binderinnen legen dem ahnungslos ihrem Tun Zuschauenden ein Strohseil um den Arm, oder Mäher und Binderinnen fassen ihn und werfen den vor Staunen und Schrecken Sprachlosen in die Höhe. Mit einer Geldspende muß er sich vom „Häufeln" loskaufen. In Sprakensehl, Kreis Isenhagen, wird bei den Bauern die Ernte noch immer in der alten herkömmlichen Weise gefeiert. Freilich legte die harte Kriegszeit der Erntefeier große Beschränkungen auf. Die Hofbesitzer dieses geruhsamen schönen Dorfes halten starr am Althergebrachten fest und sind Neuerungen gegenüber sehr abweisend und zurückhaltend.

Unter Singen und Juchen rücken frühmorgens um 6 Uhr die Mäher mit ihren Binderinnen im Trupp aus dem Dorfe. Das um 9 Uhr auf dem Felde hergerichtete, etwa dreiviertel Stunden währende Frühstück enthält als ersten Gang „Koppwost" vom Schafe, die am Tage vorher besonders gekocht wird. Diese Wurst besteht aus Buchweizengrütze und Hammelblut, sie ist nicht zu verwechseln mit Rinderwurst, die man auch wohl so nennt. Dazu werden Bickbeeren gereicht, und als Getränk wird Schnaps und Saftwasser, auch wohl kalter Kaffee verabreicht.

Eigenartig ist bei der Ernte, daß nach altem Brauch nach zweimaligem Rundmähen vor dem Frühstück Schnaps und ein Stück Brot mit Butter den Ernteleuten zur freien Verfügung gestellt wird. Dieser Zeit erinnert an die alten Zeiten, in denen Bargeld knapp im Dorfe war, die Heidebevölkerung in großer Dürftigkeit lebte und es den Ernteleuten nur angenehm und erwünscht war, wenn sie mittags ihren Angehörigen etwas von der Ernte mitbrachten. Außerdem ist es ein altgermanischer Brauch: schon im frühesten Mittelalter gaben die Grundherren ihren hörigen Bauern bei den Erntearbeiten außer der üppigsten Verpflegung noch Nahrungsmittel und Getränke für ihre Familien mit. Mit Gesang kommen mittags 12 Uhr die Leute vom Felde zurück und setzen sich an den reichgedeckten Mittagstisch; es gibt Suppe, frisches Hammel-, Schweine- oder Rindfleisch, dicken Reis, Pudding u. a.

In der Heide wurde früher und auch jetzt noch „dicken Ries" so leidenschaftlich gern gegessen, daß sich einzelne nur allein daran hielten, alles andere verschmähten und ungeheure Mengen davon verzehrten.

Die Leute ruhen bis ½2 Uhr; hernach wird Kaffee mit Kuchen gereicht, und dann geht es wieder ins Feld. Das um 5 Uhr auf dem Felde vorgelegte Vesper besteht aus verschiedenen Wurstsorten, aus herrlichem Schinken, Käse und anderem mehr.

Kinder mit Handwagen sind stets unterwegs, um den Ernteleuten durststillende Getränke, wie kalten Kaffee, Himbeersaft u. a. zuzuführen. Um 8 Uhr kehren die Leute unter Gesang und Juchen heim. Es wird eine Milchspeise gereicht und dann gehts zu Bett.

Der zweite Tag verläuft wie der erste, nur das Frühstück besteht aus Pfannkuchen mit Bohnensalat.

Jeder Bauer, und wenn es ihm, was früher recht oft der Fall war, nur kümmerlich ging, setzt seine größte Ehre darein, bei „de Arn" die Leute gut zu verpflegen. Die Erntefeier ist, wie Hochzeit, Kindtaufe, ein Familienfest. Schafe, Schweine, wohl gar ein Rind und zahlreiches Geflügel werden dazu geschlachtet.

Die Nachfeier zieht sich am zweiten Abend in die Länge, ledig aller Pflichten überläßt man sich dem Schmause. Beim Abendessen, das reichhaltiger ist als am ersten Tage, wird auch „Brannwinkoltschale" herumgereicht, bei deren Genuß viel Ulk verübt wird, und von der einzelne Teilnehmer ungeheure Mengen vertilgen. Die Herstellung geschieht so: in eine große irdene Schale wird Honig getan, dann in Würfel geschnittenes Schwarzbrot hineingegeben und darüber Schnaps gegossen, der ein wenig mit Wasser verdünnt wird. — Zu dieser so beliebten „Brannwinkoltschale" wird in manchen Teilen der Heide Honigkuchen verwendet, sie wird in zinnernen Füllöffeln auf einen zinnernen Teller gefüllt und mit einem zinnernen Löffel gegessen. Das Verzehren verursacht neben der heitersten Stimmung immer recht viel Geräusch.

Die letzten Stunden werden bei Grog und Bier verplaudert und versungen. Volks- und Soldatenlieder, vaterländische Weisen und auf die engere Heimat bezugnehmende Reimverse tönen weit in die laue, stille Nacht hinaus. Oft schließt sich hieran ein Tänzchen nach den Klängen einer Ziehharmonika. Gegen 12 Uhr nachts ist alles vorbei. — Man nennt den letzten Teil der Feier „Vergauden deel". Diese Bezeichnung, der Frau Gode Anteil, ist von dem Brauch, den letzten zu Ehren der Frau Gode, der Gattin Wotans, stehen gebliebenen Roggenbusch zu umtanzen, als Bezeichnung auf das Erntefest übergegangen.

720273

Das Erntefest im Wandel der Zeit

Neue Dorfgemeinschaften pflegen traditionsreichstes Vergnügen

Der Wandel der Zeit, der auch das ländliche Leben gründlich verändert hat, tritt wohl nirgends so deutlich in Erscheinung wie beim ältesten Dorffest des Jahres. Dieses traditionsreiche Fest, das als „Erntebier" aus den ältesten Dorfgemeinschaften herausgewachsen ist, ist seines ursprünglichen Inhalts fast völlig beraubt. Träger des Festes ist nicht mehr der alte Nahrstand, der die dörfliche Schicksalsgemeinschaft jahrhundertelang verkörperte, sondern die neue Dorfgemeinschaft, die alle Berufsarten umschließt und Ländliches und Städtisches vielfältig vereint.

Diese neuen Dorfgemeinschaften pflegen heute mit großem Engagement das älteste Dorffest, das „Erntebier". Sie tun es mit großer Liebe zum alten Brauchtum und mit feinem Gespür für die dorfgeschichtlichen Überlieferungen. Das alte Festsymbol, der Erntekranz, wird stilvoll von Händen gebunden, die der bäuerlichen Arbeitswelt vielfach weit entrückt sind, und das alte Erntegebet wird fast überall von jungen Kranzpaaren gesprochen, die noch nie eine Garbe gebunden und eine Kuh gemolken haben.

Dieser gründliche Festwandel hat in unserer Heimat noch keinen Chronisten, geschweige denn einen Lobredner gefunden. Lobenswert ist es allemal, wenn altes ländliches Brauchtum, das den deutschen Dichterfürst zu dem oft zitierten Ausspruch inspirierte „Saure Wochen – frohe Feste!" takt- und liebevoll von den Neubürgern weitergepflegt wird.

Und wir wollen unserem verehrungswürdigen Heimat-Chronisten Heinrich Hoops nicht beistimmen, der vor nicht allzulanger Zeit sein Verdikt in den folgenden Satz faßte: „Es ist tief zu beklagen, daß die Erntefeiern als „Erntebälle" zu bloßen Tanzvergnügungen, neuerdings unter völliger Ausschaltung der hübschen alten und Einführung der modernen Tänze zu Vergnügungen recht minderwertiger Art herabgesunken sind."

In der Festschrift zur Tausendjahrfeier der Pfarrgemeinde Hassel, die im Juli dieses Jahres erschienen ist, ist auch die Geschichte des ältesten Dorffestes skizziert. In diesem schön illustrierten Beitrag ist auch das Erntegebet veröffentlicht, das fast 200 Jahre alt ist und das mit den folgenden lustigen Versen der Erntebraut, des „Betmädchens", schließt:

Ihr Junggesellen, flink zur Hand,
Steht nicht wie alte Greise!
Wir Mädchen sind euch gut bekannt,
Tanzen gut nach eurer Weise.
Ich seh', die Taschen sind euch schwer,
Drum laßt euch auch was merken!
Seht hin, der Schenker freut sich sehr,
Drum trinkt, um euch zu stärken.
Doch nicht zu viel, sonst würdet ihr
Die Freude euch verbittern.
Von allem Tanz und Jubel hier,
Von Kindern, Vätern, Müttern.
Zum Schluß schlagt alle mit mir ein,
Wer noch will eine Jungfrau sein.
Ihr Junggesellen, wie bekannt,
Schlagt auch mit mir in eure Hand!
Lustig Musikanten!

Verfasser dieses alten Erntegebetes soll der Hasseler Pfarrer Johann Christoph Müller sein, der von 1793 bis 1803 in der Sankt Cosmas- und Damien-Gemeinde wirkte und der auch als Publizist bekannt geworden ist.

In dem Hasseler Festschrift-Beitrag „Das Erntefest" heißt es zum Schluß: „So endete das schönste aller Feste in Hassel. Seit etwa zehn Jahren wird es in dieser Form nicht mehr gefeiert. Die Zahl der landwirtschaftlichen Betriebe ist auf ein Dutzend geschrumpft. Die Mechanisierung ermöglicht den Arbeitsablauf ohne einen größeren Kreis von Mitarbeitern, der zu einem richtigen Erntefest gehört."

Der Schlußsatz wird heute von den neuen Festgestaltern in Frage gestellt. Ihrem verdienstvollen und dankenswerten Wirken zur Bewahrung des ältesten Festbrauchtums soll diesen Beitrag gewidmet sein. Kurt Asendorf

720274

Dämonenglauben und altväterliche Sitten waren einst mit dem Erntefest verbunden

Die einstige Romantik der Erntezeit ist dahin – Erinnerungen an damals von Gerhardt Seiffert

Die Ernte ist eingebracht... moderne Mähdrescher haben die Arbeit getan. Keine kräftigen Schnitter haben die Sensen durch das wogende Korn geschwungen, keine emsigen Frauen die Halme gebunden und zu Hocken aufgestellt, kein hochbeladener Erntewagen ist, bunt geschmückt, froh begleitet, mit der Erde Segen heim in die Scheunen gefahren. Die einstige Romantik der Erntezeit ist dahin – und doch sollte man sich der alten Sitte und Bräuche, da sie derzeit zutiefst im Wesen, Werken und Glauben unserer Ahnen verwurzelt waren, noch einmal erinnern:

Die bis in unsere Zeit hinein weitverbreitete Sitte, am Schluß der Roggen-, Weizen- oder Haferernte einen mit bunten Bändern geschmückten Ährenkranz feierlich heimzubringen, wurzelt in den primitiven Vorstellungen des Dämonenglaubens des Heidentums. Am deutlichsten lassen diesen Zusammenhang jene Bräuche erkennen, die sich hier und dort trotz Christentum und aller naturwissenschaftlicher Aufklärung um die letzten Garben und Halme des Feldes erhalten haben. Ihnen allen liegt der Glaube zugrunde, daß böse Geister dem Getreide zu schaden, gute aber zu nützen trachten.

Unter den übelwollenden Korngeistern sind besonders diejenigen bemerkenswert, die als Bock, Hase, Kröte oder Hahn verwandelt ihr Unwesen treiben. Von diesen schreckt der erste sogar nicht vor einem Angriff auf die nahenden Schnitter zurück. In der Umgebung von Uelzen, Soltau und Gifhorn heißt es deshalb, sobald ein Mäher bei der Arbeit durch Unwohlsein ausfällt: „De Bock hätt'n stött!" Die Rolle des Hasen als Korndämon lebte noch fort, wenn im Bremischen die Redensart „den Hasen rutjagen" im Sinne von „wir sind gleich fertig" gebraucht wurde, denn ursprünglich galt sie nur für den letzten Sensenschnitt beim Abernten eines mit Getreide bestellten Akkers.

Die wichtigste Rolle als Korndämon spielte jedoch von altersher der Hahn. In der Umgebung von Bergen bei Celle hackte man bis etwa 1860 am letzten Tage der Roggenernte frühmorgens einem Hahn den Kopf ab, nahm diesen mit auf den Acker und befestigte ihn inmitten der letzten 20 bis 30 Halme auf einem Stock. Das Ganze wurde alsdann mit bunten Bändern umwickelt und blieb in dieser offenkundigen Unschädlichmachung als „Stoppelhahn" draußen. Auch sprach man von Kornkater, Roggenhund, Roggenwolf, Erntegans, Weizensau und Habergeis als böse Korngeister.

Den übelwollenden standen die freundlichgesinnten Korndämonen gegenüber. Ihre ernteschützende Tätigkeit vereinigte das Volk vornehmlich auf Wotan und die Roggenmuhme. Ihnen bringt man die letzten Halme des Ackers als Dankopfer dar. Eigenartig ist hierzu ein braunschweig-lüneburgischer Brauch: Nach der Mahd stellen sich die Schnitter um die letzte Garbe, schlagen mit den Wetzsteinen die Sensen, trinken ihr Erntebier, gießen die Neigen zur Erde, nehmen die Hüte ab und singen in ihrer unterschiedlichen heimischen Mundart, indem sie die Garbe umgeben: „Wood, Wood, Himmelshüne, Wood, verdirb Distel und Dorn un giw us anner Jahr godes Korn!"

Der zweite gute Geist, die Roggenmuhme, schützt das Getreide vor unrechten Nutznießern, unter denen der „Bilsenschnitter", der in monddunklen Nächten mit kleinen Sicheln an den Füßen schmale Gänge durchs Korn mäht, der geheimnisvollste und zugleich gefürchtetste ist. Aber auch Kinder werden von ihr gewarnt, wenn sie beim Korn- oder Mohnblumenpflücken die Halme niedertreten.

Andere setzen der Roggenmuhme „Frau Gode" gleich, der zu Ehren man im hannoverschen Wendland, im südlichen Lüneburg, in Braunschweig und anderswo den letzten Busch Roggen als „Vergodendeel", Frau Godens Anteil, stehen läßt.

Zum Schluß sei noch – obwohl mehrere andere alte Erntegepflogenheiten anzuführen wären – kurz des bekannten Erntebrauches vom Einbringen des „Alten" gedacht. In ihm lebt ebenfalls, wenn auch entstellt, die Wodansverehrung fort. Wiederum werden die letzten Halme umtanzt, geschnitten, alsdann unter Verwendung bunter Bänder, leuchtender Blumen und glitzernden Flitters zu einer Puppe aufgeputzt und endlich, umjubelt von dem Ruf „De Oole kummt!", heimgetragen. Vielfach ist der Kirche gelungen, bei diesem Brauch die Erinnerung an Wodan gänzlich zu verdrängen, indem sie den Heiligen Petrus an seine Stelle setzte. Die stehengebliebenen Kornhalme heißen dann „Petersbult". –

All diese Sitten und Gebräuche gehören heute, wie eingangs schon gesagt, der Vergangenheit an. Eines aber sollten wir Heutigen doch bedenken: „Wer die Gegenwart kennt, ehrt die Vergangenheit und wer die Heimat liebt, ehrt ihre Geschichte wie deren alten Sitten und Gebräuche."

720275

Erntebräuche im alten Niedersachsen

Eine Übersicht aus unterschiedlichen Bereichen von Dr. Heutger

Das Erntefest fiel meistens nicht mit dem offiziellen Erntedankfest zusammen. Am Erntedankfest wird seit eh und je der Altar der Kirchen geschmückt. In Exten bei Rinteln wird heute noch ein Erntekranz in die Kirche gehängt, der nach uralter Sitte mit ausgeblasenen, vergoldeten Eiern, also archaischen Fruchtbarkeitssymbolen, geschmückt ist. Die Predigt rühmte und rühmt Gott, den Schöpfer, der all' die guten Gaben gegeben hat.

In den schaumburgischen Weserdörfern begann das Erntefest am Sonnabend auf den einzelnen Feldern mit dem Schmücken der letzten Garbe mit bunten Bändern. Eine mit „Schluck" gefüllte Flasche wurde in die Garbe eingefügt. Oben auf der letzten Fuhre saß die Großmagd, die den kunstvoll aus Ähren gewundenen und mit Bändern geschmückten Erntekranz in der Hand hielt. Er wurde dann bis zum nächsten Erntefest am Giebel des Hauses befestigt.

Währenddessen wurde in einem bestimmten Haus des Dorfes die Scheunendiele für das Erntefest der gesamten Dorfgemeinschaft zurechtgemacht. Tanzsäle in Wirtschaften gab es ja noch nicht. Im Backofen wurden besondere Massen von Apfelkuchen gebacken. Am Sonntag nachmittag formierte sich der Festzug, wie es z. B. aus Loccum bezeugt ist.

Die Pferde trugen im Schaumburgischen einen Eichenkranz. Auf einem geschmückten Leiterwagen befanden sich sowohl die mit Feldfrüchten, Rosen, Buchsbaum und bunten Bändern geschmückte Erntekrone als auch ein gewaltiges Faß voll Erntebier.

Auf dem zweiten Wagen sah man kräftige Bauernburschen beim fachkundigen Dreschen. Ein weiterer Wagen des Festzuges war mit Ackergeräten beladen.

Der Zug gelangte zunächst auf ein bestimmtes Stoppelfeld, auf dem man eine Kornhocke stehengelassen hatte. Sie wurde angezündet. Ein noch von germanischen Vorstellungen berührter Erntevers sagt: „Knechte, seid nicht allzu eifrig, jedes Hälmlein heimzuholen. Laßt der Flur die letzte Garbe für des alten Wodans Fohlen. Laßt dem Baum den letzten Apfel für den alten Wodan selber. Voller trägt aufs Jahr der Wipfel, und der Weizen färbt sich gelber".

Dann sprangen Jungen und Mädchen nach uralter Sitte über die brennende Hokke, und man zog in das ausersehene Festhaus, wo ulkige Reden gehalten wurden. Den ersten Tanz hatte der Hausherr mit der Großmagd zu tanzen. Der älteste Tanz ist der „Siebensprung". Der schaumburgische „Achttourige", ein Reigen mit acht Tänzern, ragt bis in die Gegenwart hinein.

In Geismar bei Göttingen wurde am Erntedankfest die Kirmes als Belohnung der Dienstboten für ihre Arbeit gefeiert, wobei alle einzelnen „Spinnstuben" des Dorfes sich hervortaten. Das Dorf wurde von den Junggesellen und Jungfrauen des Dorfes mit Tannengrün geschmückt. Nach einem Umzug begann das Armbrustschießen. Auch sonst wurden in Südhannover Erntefest und Schützenfest verbunden. Zu dem seit dem 16. Jahrhundert nachweisbaren „Knechtebeer" trat auf den einzelnen Höfen das „Kirmesschwein", das freudig verzehrt wurde.

720276

Die Ernt' ist nun zu Ende, der Segen eingebracht . . .

Erinnerung an einen alten heimischen Erntekranzspruch

Vorbei sind die schweren Tage der Ernte, die einstmals nicht nur mehr Arbeitskräfte an Schnittern, Binderinnen und Pferdegespannen, sondern auch viel mehr Mühe und Schweiß erforderte als heute. Da war es einstmals bei uns auf dem niedersächsischen Lande seit altersher treu bewahrte Sitte, dem Herrgott für den gespendeten Segen und den Helfern für die geleistete Arbeit mit einem Erntefest zu danken.

Dabei wurde dem Bauern und seiner Familie von einer Jungdeern feierlich ein von den Binderinnen geflochtener Erntekranz überreicht. Ein Überreichungsspruch gehörte ebenfalls seit Altväterzeiten dazu. Wohl war sein Text gebietsweise verschieden, da jedoch dieser Brauch im Zeitalter der Mähdrescher ebenfalls entschwunden ist, sei hier ein besonders schöner und sinniger Erntekranzspruch in Erinnerung gebracht:

„Glück herein, Unglück heraus! Gott segne dieses Haus, alle die hier gehen ein und aus.

Hier komm' ich herein getreten, niemand hat mich gebeten. Hier komm' ich herein geschritten mit dem Kranz.

Mit scharfen Sensen, sicherm Stahl ist nun das Feld geräumet, geerntet hab'n wir abermals, was Gott uns hat beschert. Gottlob, wir sind gesund und frisch trotz aller Arbeit Last . . .

Die Ernt' ist nun zu Ende, der Segen eingebracht, woraus Gott alle Stände nur reich und glücklich macht.

Der liebe Gott, er lebet noch, man kann es deutlich merken an so viel Liebeswerken, drum preisen wir ihn hoch und rühmen seine Güte:

O allerliebster Vater, du hast viel Dank verdient. Du mildester Berater, machst, daß uns Segen grünt, wohlan, dich loben wir.

Vor abgewandtem Schaden, für viel und große Gnade, Herr Gott, wir danken dir . . .

Das Brot schmeckt uns nun doppelt gut, wir wissen, was es heißt, wer es mit saurem Fleisch und Blut verdienet hat und speist.

Kein Körnchen wächst umsonst, kein Grashalm ohne Nutzen, kurz, alles wächst zum Unterlauf und nutzt noch obenauf.

Seht nur den braven Bauersmann, er ist kein Tagedieb, er nimmt und nutzt, so lang' er kann, mit wenigem vorlieb . . .

Wir dienen treulich unserm Herrn, er gibt uns unsern Lohn, wir tuen unsre Arbeit gern, der Herr hat Nutzen von.

Der Kranz ist gewunden, die Garben gebunden, und ist der Kranz nicht gut gewunden, so sind die Garben desto fester gebunden . . .

Unsere Herrschaft sei hoch geehrt, sie werden wohl wissen, was zu diesem Kranz gehört . . . Unsere Herrschaft mag sich bedenken und uns ein wenig schenken.

Unsere Herrschaft mag sich bequemen und mir diesen Kranz abnehmen. Hernach wollen wir auch wieder fleißig arbeiten, daß unsere Herrschaft ihre Freude darn hat!" –

Dieser recht lange Spruch wurde mit mehr oder weniger Geschick in unserer schönen heimischen Mundart vorgetragen, so wie ihn dann wohl ein junger Schnitter zu erweitern wußte:

„Wi hewwe harkt un sät, dat de Sand so stövt, wi heww schnitte, garwt un bunne in gaude un böse Stunne.

Use Jungherr is oft bös auf uns gewesen un hat uns oft 'ne Epistel vorgelesen. Awer dat schadet us nicht, heut' maken wi drum een fründlik Gesikt.

Denn lege us sen Tunn Beir upen Block, wi ware dor rüm gauhe as 'ne Klock. Wenn dei Kanne ware klappre, ward de Grotknecht Beir intappe.

Wenn dei Vigelin ware klinge, ware dei Knechts un de Mäkens springe, dat ward knalle, dat ward schalle, dat ward usem Herrn gefalle . . .

– Nun, die „Herrschaft" ließ sich dann auch nicht mehr lange bitten: Bier, Branntwein und kräftiges Essen wurde aufgetragen, so daß es danach lobend hieß: „Uns Herrschaft hett uns updräge late, dat de Disch sik bögt".

Gerhardt Seiffert



„Romantisch", aber auch recht mühsam war die Getreide-Ernte zu Urgroßvaters Zeiten.
Archiv Seiffert

Die erste und die letzte Garbe

Von Gerhardt Seiffert

Altniedersächsische Bräuche und Sprüche zur Erntezeit

Von altersher war – und ist wohl auch heute noch – die Zeit der Ernte eine heilige Zeit. Wenn jetzt die Mähdrescher über die Felder rattern, so ist es wohl recht und billig, sich einmal daran zu erinnern (und es ist noch gar nicht so lange her) wie ungleich schwer die Erntearbeit früher war. Kräftige Mäher schnitten das Korn mit der Sense, emsige Mägde banden es in Garben und setzten Stiegen auf, zugstarke Pferde vor langen Leiterwagen brachten der Ernte Segen heim auf den Hof.

So ging man einst vielleicht bewußter als heute daran, die Früchte eines langen Jahres harter Arbeit zu bergen. Dazu mußte zunächst das Wetter günstig sein, und das Gebet des Landmann vor der Ernte pflegte deshalb ganz besonders innig zu sein; dann aber galt es noch zu alten Zeiten den Kampf aufzunehmen mit jenen Gewalten, mit denen der einstige Volksglaube Feld und Acker belegt sah.

Da war der Kornwolf oder die Roggenmuhme, die im Kornfelde hausten, jene bösen Geister, die vor der Sense flohen und schließlich doch in der letzten Garbe gefangen wurden. Ein anderer gefürchteter Korndämon war der Bilwitz, der ganz und gar aus Neid, Bosheit und Tücke zusammengesetzt war, daß man ihm kaum etwas anhaben konnte. Er sollte eine kleine scharfe Sichel an der großen Zehe seines rechten Fußes haben und damit nachts durch das Kornfeld laufen, wodurch Halm und Ähren zu Boden fielen.

Auch die „Fremden" fürchtete man während der Ernte, wahrscheinlich sah man früher in Fremden verwandelte böse Götter oder Geister. Um sich vor ihnen zu schützen, nahmen die Ernteleute diese „gefangen", banden sie mit Strohseilen und ließen sie erst nach Spendung eines Lösegeldes frei. Aus dieser Sitte entstand das bis in unser Jahrhundert hinein in Niedersachsen übliche „Binden" der Gutsherrschaft und ihrer Gäste, die am ersten Tage der Ernte auf das Feld kamen.

Die Verse, die dabei gesagt wurden, erbten sich mündlich seit Generationen fort, sie sind oft sehr entstellt, zielen aber alle eindeutig und übereinstimmend auf den Wunsch nach einer kleinen Arbeitsanerkennung. So empfing man die Tochter des Gutsherrn mit dem Spruch: „Hier komme ich gegangen, das Fräulein zu empfangen. Zu binden mit freundlichen Sachen, viel Komplimente kann ich nicht machen. Dies ist der erste Erntetag, daß ich das Fräulein binden mag, mit einem Korn- und Seidenband um des Fräuleins schneeweiße Hand. Ich wünsch' dem Fräulein 'nen goldenen Kamm, und aufs andere Jahr einen schönen Mann. So viel Korn in diesem Band, so viel Glück im Ehestand. Und läßt uns der liebe Gott noch länger leben, will ich über's Jahr dem Fräulein die Ehre wieder geben".

Dem Gutsherrn selbst sagte man es etwas deutlicher: „Wir Mäher sind lustig, wir streichen das Feld, wir möchten gern trinken und haben kein Geld. Ach möchte der Herr so gütig sein und schenken uns Schnitter ein Trinkgeldelein!" Der Lohn in Getränken oder klingender Münze blieb dann auch nicht aus.

Der letzten Roggengarbe, in der der Korngeist gefangen wurde, gab man vielfach die Gestalt eines Mannes, und dieser „Alte" wurde dann mit Gesang auf den Hof gebracht, wo später die darin enthaltenen Körner für die Vögel ausgestreut wurden. Es fiel den Leuten, die, obgleich aufgeklärt, noch fest an den alten Bräuchen hielten, nicht ein, diese Körner für sich zu nehmen. Man gab sie „den Engeln" und feierte damit die Erinnerung an ein uraltes Ernteopfer, durch das man den Göttern einen ganz bescheidenen Teil der Ernte als Dank für ihren Schutz und ihre Hilfe überließ.

Bei dieser Überreichung der letzten Garbe, des sogenannten „Alten", lautete allgemein der Überreichungsspruch seit undenklichen Zeiten: „Wir kommen getreten, kein Mensch hat uns hergebeten. Wir haben uns recht bedacht – und einen „Alten" gemacht. Der ist nicht von Distel und Dorn, sondern von reinem, guten Korn. Wir haben geschnitten, gebunden, in vielen heißen Stunden. Wir haben geharkt, daß der Sand nur so staubt. Wenn wir dann zurückkehren, seh'n die Mahlzeit wir vor uns steh'n. Von dem Kessel in den Löffel, von dem Löffel in den Mund, dabei laß' uns der liebe Gott gesund. Wir wünschen der Herrschaft 'nen goldenen Tisch, auf jeder Ecke einen gebratenen Fisch, in der Mitte eine Flasche Wein, dabei soll'n die Herrschaften lustig sein! So woll'n wir nun bitten um Bier und Brannewein, damit auch wir können recht lustig sein!"

So war im Grunde das Bringen des „Alten" die Hoffnung auf eine kleine Feier, ein willkommenes Ausruhen nach der Roggenernte, ehe das andere indessen gereifte Korn geschnitten werden konnte; nach der alten niedersächsischen Volksweisheit: „Wer Dag för Dag sien Arbeit deit, un jümmers op'n Posten steiht, un deiht dat froh, un deit dat geern, de kann sik ok mal ameseern!"

720277

Die „Boten des Lichts" scheinen fast vergessen

Der 2. Oktober ist seit 300 Jahren „Schutzengel-Sonntag"

Das „Fest der Heiligen Engel", welches die Kirche seit etwa 300 Jahren feiert, gibt Veranlassung, die alten Engel-Legenden, Mythisches und Dogmatisches, in Erinnerung zu bringen. Die alte christliche Lehre von den Engeln, die im Heidentum Vorformen hatten und die heute weitgehend in Vergessenheit geraten ist, gehört zu den großen (esoterischen) Überlieferungen unserer Religion.

Über die Herkunft und Bedeutung dieser „Boten des Lichts" haben die heiligen Kirchenväter, namentlich Basilius (330-379), Hieronymus (347-420) und Augustinus (354-430) Wundersames mitgeteilt. Die ersten Engel-Bildnisse überliefert die Genesis, das erste Buch Mose.

Die Welt der Engel ist hierarchisch gegliedert in Chöre und Ordnungen. Die drei obersten Chöre gehören zum Umkreis Gottes. Die „Seraphine" sind im Besitze der höchsten Liebe und werden auch „Feuerengel" genannt. Die „Cherubine" besitzen die vollkommene Erkenntnis, sie sind die „Weisheitsengel", welche die himmlischen Throne innehaben.

Die drei Ordnungen der untersten Chöre stehen den Menschen am nächsten; sie umfassen die „Fürsten" („Principates"), welche Völker regieren, ferner die drei Erzengel Gabriel (Gedächtnistag: 24. März), Michael (29. September) und Raphael (24. Oktober), welche die „großen Dinge melden" und über bestimmte Objekte (Länder, Städte, Gemeinden, Kirchen) herrschen. Und schließlich die „Schutzengel", die jedem guten Menschen hilfreich zugetan sind.

König David hat die Engel in den Psalmen herrlich besungen, und der heilige Apostel Paulus kennzeichnet sie als „dienende Geister" und „Erben des Heils" (vgl. Hebräerbrief). Auch in der Apokalypse, der Offenbarung des Johannes, spielen die Engel eine dominierende Rolle. Papst Paul V. (1605–1621) hat das „Fest der Heiligen Engel" eingeführt. Die heutige Terminierung (2. Oktober) stammt von Papst Clemens X., der von 1670 bis 1676 die Tiara trug.

Kurt Asendorf

Der Müller.



Wer Korn vnd Weitz zu malen hat
Der bring mirs in die Mül herab
Denn schütt ichs zwischen den Mülstein
Vnd mal es sauber rein vnd klein
Die Kleyen gib ich trewlich zu
Hirsch/Erbeiß ich auch newern thu
Dergleich thu ich auch Stockfisch bewern,
Würtz stoß ich auch mit gantzem trewen.



Erntedank

Afarnt sünd dei Feller – dei Harfstwind weiht.
Manch Bur vör sien Acker nu steit;
denm Kop gesenkt, sien Mütz inne Hand:
hei bringt usen Herrgott sien Erntedank!

Manch schwore Arbeit mößten dei Buern maken;
dortau hört woll gesunne Knaken.
Väl Dünger un Samen hebt sei annewand,
doch Wassen un Gedeih'n stun' in Gottes Hand.

Väl Rägen gävt un wenig Sünnenschien;
us Herrgott hett' wat mit us in Sinn!
Mal het hei uns leiv, mal straft hei togliek –
dat gift alle tau up düssen Erdenriek.

Trotz allem hebt wi use täglich Brot
tau stillen dän Hunger.
Doch woväl liet grote Not?

Dei in so groten Nöten sünd,
un wüßt denn weder ut noch in!

Un find kein Hülpe un kein Rat,
ob sei sik sörget freu un lat.
Dän blivt den bloß dei Trost alleen,
dat sei tohope int gemein
anbäet Di, Du truer Gott,
um Rettung ut all Angst un Not!

Nu möget wi all in Frieden de Ernte verzehr'n;
vergett aber nich an' Sönndag Din
Schöpfer to ehr'n! –

Dei Landmann steht in hohen Ehren;
hei is im Staat der erste Mann!
Doch kann dat Volk hei bloß ernähren,
wenn Gottes Segen er gewann!

L. Thies

720278

720279

„De Landlü levern us Getreid' – dat Mehl makt us de Möller"

Zum Erntedankfest eine Erinnerung an die alte Windmühlenzeit mit Hinweisen auf die Arbeit und Gebräuche

Die Felder sind abgeerntet; die Mähdrescher haben das Getreide gemäht, das Stroh gebündelt; Trecker das Korn zum Trockensilo gefahren, von wo es dann zur Mehlverarbeitung an eine elektrisch-automatische Mühle weitergebracht wird.

An die Zeiten – sie sind noch gar nicht einmal so lange her –, da das Getreide mit der Sense gemäht, in Hocken aufgestellt und dann eingefahren wurde, um im Winter auf der Tenne ausgedroschen, und das Korn zum Mahlen in die Windmühle gefahren zu werden, erinnert sich heute kaum noch jemand. „De Landlü bau'n de Felder un levern us Getreid, dat Mehl makt us de Möller, Gott segen-t alle beid", so hieß es einst.

Die Windmühlen gehörten einst zum charakteristischen Bild unserer heimischen Landschaft. Schon bei Merian fehlten sie auf keinem seiner alten Stiche. Später bildeten die Mühlen im nördlichen Deutschland mit ihren malerischen Flügelkreuzen viele Jahrhunderte hindurch eine besonders auffällige Erscheinung. Wer unsere niederdeutschen Lande durchwanderte, traf sie überall an. Sie standen auf den Wällen der Städte, am Ortsrande der Flecken, inmitten der Dörfer, auf einsamen Heidehöhen, in den Marschen, auf windgünstigen Grungürteln.

Doch dann kam die Zeit der Elektrifizierung und Automation. Man wurde von Wind und Wetter unabhängig. So begann an den schönen alten Windmühlen unseres Landes der Zahn der Zeit zu nagen. Eine nach der anderen stellte ihren Betrieb ein, verfiel nach und nach und wurde schließlich abgebrochen. Nur einige wenige sind in unseren Freiland-Museen als Denkmäler einer vergangenen Epoche erhalten geblieben.

Kaum jemand unserer heutigen Generation vermag sich noch vorzustellen, wie der Mahlvorgang in solch einer bei uns meist gebräuchlichen „Holländermühle" vor sich ging. So sei er hier kurz erläutert: Das Korn wurde durch den „Rump", einen hölzernen Trichter, eingeschüttet. In ihm war ein „Rüttelschuh" angebracht, so daß immer gleichmäßig viel Getreide in den Mahlgang fiel. Dieser Schuh schlug gegen einige vorstehende Zapfen, die dann das Klappern der Mühle hervorriefen.

Im Mahlgang waren die großen Mühlsteine „gerifft", um ein schnelleres und feineres Zermahlen des Getreides zu ermöglichen. Da die Mühlsteine durch das Mahlen abstumpften, mußten sie des öfteren neu geschärft werden, wobei man die alten Kerben mit einem doppelschneidigen Beil, „dat Steenbill", von neuem ausschlug. Den oberen, beweglichen Stein nannte man „Looper" (Läufer), den darunter befindlichen, der unbeweglich war, „Liggerstein".

Damit durch die Zentrifugalkraft des Loopers das Korn zwischen den beiden Steinen nicht seitlich abfließen konnte, wurde es durch die „Kupe" (Kufe) gehemmt. Es war dies ein runder Holzmantel, der den Looper und den oberen Rand des Liggers umschloß und nach unten durch das sogenannte „Ringholt" abdichtete. In dem Ringholz befand sich ein Loch, „die Schlucke", durch die das fertige Mehl nun durch viereckige hölzerne Kanäle, die „Piepen", in die bereitgehaltenen Säcke floß.

Das Recht, Mühlen zu bauen, war von altersher ein landesherrliches Regal. So befanden sich denn die Mühlen ursprünglich im Besitz der Grundherren, der Fürsten, Grafen und Klöster. Sie wurden von diesen alljährlich oder auf längere Zeit verpachtet und später erst zum selbständigen Bau freigegeben. In diesem Falle aber stand den Landesherren das Recht zu, den Bau von Windmühlen zu genehmigen oder zu verbieten. Als Zeichen dafür, daß sie ein Recht auf den Luftraum für sich in Anspruch nahmen, galt das sogenannte „Windgeld", das als Anerkennungsgebühr für den Bau einer Windmühle zu zahlen war.

Hiermit hing es auch wohl zusammen, daß bis etwa zu Anfang unseres Jahrhunderts noch viele Kornmühlen das „Windrecht" besaßen. Nach ihm konnte der Müller verlangen, daß Bäume, die nach Errichtung der Mühle gepflanzt wurden und dieser durch ihr Wachstum Wind entzogen, entweder gefällt oder zum mindesten stark beschnitten werden mußten.

Vor dem Mahlen entnahmen einstmals die Müller aus dem angelieferten Korn jedem Himten (1 Himten = 4 Metzen = 8 Stübchen = 16 Mühlenköpfe zu 1,94 l = 1 1/4 Kubikfuß = 31,15 l) ein Sechzehntel, das „Mattgut", als Mahllohn. Es wurde mit der hölzernen oder kupfernen „Mattschale" abgemessen, und es war in der alten Zeit eine bei der ländlichen Bevölkerung weitverbreitete Annahme, man müsse dabei dem Müller arg auf die Finger sehen, daß er „den Matten" nicht mehrmals nehme: „Junge, paß up un heww de Ogen apen, dat de Möller nich tweimal den Matten nimmt, du bliffst so lang in de Möhl, bet hei den Matten namen hat un hat dat Korn na baben dragen!" –

Doch all dies gehört einer vergangenen Zeit an: „De dode Möhl, se reckt as een Krüz, wuchti un groot swart in dat Awentroot. Dat Mahlwark slöppt. De Flögel staat still; de Wind drift mit de Stengen sien Spill. Tobraken de Wänn, tobraken dat Dack. De ganze Möhl versludert un wrackt . . ."

So sei der alten Windmühle, die unseren Vorfahren viele Jahrhunderte hindurch getreu gedient hat, jetzt, da wiederum der Ernte Segen eingebracht ist, hiermit in dankbarer Erinnerung ein stilles Denkmal gesetzt.

Gerhardt Seiffert

720280

Das vierte Quartal

720281

Der 6. Dezember ist der Festtag des heiligen Nikolaus, der heute ganz besonders als Freudenbringer für die Kinder gilt. Nikolaus war in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts Bischof von Myra, einer Hafenstadt an der kleinasiatischen Mittelmeerküste. Dort und in Byzanz ist seine Verehrung im 6. Jahrhundert nachweisbar. Im 10. Jahrhundert drang sein Kult auch nach Deutschland vor. Er wurde besonders gefördert durch die Kaiserin Theophanu. Diese byzantinische Prinzessin war die Gemahlin des deutschen Kaisers Otto II. Die in Rom ausgefertigte Heiratsurkunde vom 14. April 972 ist das Prunkstück des Niedersächsischen Staatsarchivs in Wolfenbüttel. Rand und Buchstaben der im Längsformat gefertigten Urkunde bestehen aus Gold. Dem Text sind Medaillons unterlegt, die einen Greifen über einer Hirschkuh und einen Löwen über einem Rind zeigen. Die Symbolik dieser Tiere kennt man nicht. Der Text, der mit einer Art Predigt über die Ehe beginnt, verbrieft die Schenkung von Gütern in Deutschland und Italien an die Kaiserin zu deren eigenen Verfügung. Die kostbare Urkunde stammt aus dem Achiv des Reichsstifts Gandersheim, das mit den Ottonen eng verbunden war. Wahrscheinlich hat die Kaiserin dieses kostbare Zeugnis des Hochmittelalters dort hinterlegt.

Blühende Barbarazweige bringen Glück

Petershagen (ug). Auf eine alte vorweihnachtliche Tradition ist das Schneiden der Barbarazweige am 4. Dezember zurückzuführen.

An diesem Tag holt man z. B. Zweige von Kirschen, Apfelbäumen, Mandelbäumchen, Forsythien oder Jasmin ins Haus, stellt sie ins Wasser, und wenn die Zweige dann zu Weihnachten blühen, so soll es nach einer früheren Sage für die Zukunft Glück bringen.

720282

Oktober – Gilbhard – Weinmonat

Der zweite Monat der herbstlichen Jahreszeit, der im altrömischen Kalender – wie der Name bekundet – an achter Stelle stand, steht im altdeutschen Kalender als Gilbhard und Weinmonat verzeichnet. Die Tageslänge verkürzt sich im Oktober um 123 Minuten.

Die Bauernregeln, welche dem zweiten Herbstmonat gewidmet sind, haben eine bedeutende Aussagekraft. Die bekanntesten Sprüche lauten: „Oktoberwetter warm und hell, bringt kalten Wind und Wetter schnell." – „Bringt der Oktober viel Frost und Wind, so sind der Jenner und Hornung gelind."

In der Landwirtschaft erreicht die Hackfruchternte jetzt ihren Höhepunkt. Die Kartoffelernte wird in diesem Jahr ebenso wie die Rübenernte beträchtlich hinter den Durchschnittswerten zurückbleiben. Die Herbstbestellung hat bereits begonnen. Obwohl die Saatzeit – infolge der späten Ernte – später einsetzt, sind Gerste und Roggen vielerorts schon hundertprozentig bestellt.

Um die Mitte des Monats, das heißt um den ominösen Sankt-Gallus-Tag (16.), beginnt auch der Weideabtrieb. Die Aufstallung der Milchkühe ist für die Bauern mit Mehrarbeit auf dem Hof verbunden. In früherer Zeit war der Sankt-Gallus-Tag auch der Stichtag für den Beginn der Hausschlachtungen.

Der Oktober ruft viele geschichtliche Erinnerungen wach. Am 1. Oktober 1529 – vor nunmehr vierhundertfünfzig Jahren – fanden in Marburg bedeutsame Religionsgespräche zwischen Luther, Melanchthon, Zwingli und Ökolampad statt.

Am 1. Oktober 1879 – also vor nunmehr hundert Jahren – wurde das Reichsgericht in Leipzig eröffnet. Der 1. Oktober 1636 ist der Todestag des berühmten Welfenherzogs August der Ältere. Am 2. Oktober 1749 wurde die Äbtissin D. von Gandersheim geboren, die das berühmte niedersächsische Nonnenkloster als Damenstift zur schönsten Blüte brachte. Am 3. Oktober 1226 starb Franz von Assisi, der Begründer eines Mönchsordens, der seinen Namen trägt.

Am 4. Oktober 1797 wurde der bekannte Schriftsteller Jeremias Gotthelf, der am 22. Oktober 1854 gestorben ist, geboren. Am gleichen Tage des Jahres 1868 starb der Theologe und Diakonie-Begründer Theodor Fliedner. Am 5. Oktober 1609 wurde der Barock-Dichter Paul Fleming geboren. Der 8. Oktober 1585 ist der Geburtstag des deutschen Tondichters Heinrich Schütz.

Am 9. Oktober 1879 – also vor nunmehr hundert Jahren – wurde der Physiker Max von Laue in Pfaffendorf geboren. Der Freund von Einstein, Planck und Heisenberg starb am 24. April 1960 in Berlin. Am 13. Oktober 1630 wurde die hannoversche Kurfürstin Sophie, die Mutter der Personalunion England-Hannover, geboren.

Am 15. Oktober 1852 starb Turnvater Ludwig Jahn, und am gleichen Tage des Jahres 1804 wurde der Maler Wilhelm von Kaulbach geboren. Am 16. Oktober 1752 wurde in Bredenbeck der deutsche Anstandslehrer Freiherr Adolph von Knigge geboren. Dieser Verfasser des vielgelesenen Buches über den „Umgang mit Menschen" fand in Bremen seine zweite Heimat und im altehrwürdigen Sankt-Petri-Dom der Hansestadt seine letzte Ruhestätte.

Am gleichen Tage des Jahres 1553 starb der Kunstmaler Lucas Cranach der Ältere. Am 17. Oktober 1815 wurde der Dichter Emanuel Geibel geboren. Am 18. Oktober 1884 starb der Welfenherzog Wilhelm von Braunschweig, und am gleichen Tage des Jahres 1896 der Theologe Ludwig Schneller, der Begründer des „Syrischen Waisenhauses".

Am 20. Oktober 1929 – also vor nunmehr fünfzig Jahren – starb der Gelehrte Rudolf Kittel. Am gleichen Tage des Jahres 1907 starb der Minister von Hodenberg. Am 23. Oktober 1805 wurde der deutsche Schriftsteller Adalbert Stifter geboren.

Am 24. Oktober 1648 wurde der Westfälische Friede geschlossen, der den Dreißigjährigen Krieg endgültig beendete. Am gleichen Tage des Jahres 1804 – also vor nunmehr 175 Jahren – wurde der Göttinger Physiker Wilhelm Eduard Weber geboren. Am 25. Oktober 1849 begründete der Theologe und Erweckungsprediger Ludwig Harms die Hermannsburger Mission. Am 26. Oktober 1828 starb der deutsche Agrarwissenschaftler Albrecht Thaer, der aus Celle stammte.

Am 30. Oktober 1683 wurde der hannoversche Kurfürst und englische König Georg II., der zweite Repräsentant der Personalunion England-Hannover, geboren. Am 31. Oktober 1517 schlug Martin Luther seine berühmten 95 Thesen zur Wiederherstellung der alten kirchlichen Ordnung an die Schloßkirche in Wittenberg.

Kurt Asendorf

720283

Oktober— Gilbhard— Weinmonat

Tageslänge seit Sommeranfang um sieben Stunden verkürzt

Der zweite Herbstmonat stand in den alten Jahrbüchern bis zur vorigen Jahrhundertwende unter dem Signum „Gilbhard" verzeichnet. Dieser Name, der schon im hohen Mittelalter in Gebrauch war, drückt die jetzige Jahreszeit sehr exakt aus, denn im Oktober verfärbt sich die Natur. Das Grün der Flora weicht jetzt dem Gelb und dem Braun.

Im altrömischen Kalender stand dieser Monat an achter Stelle. Daher stammt sein Name, denn Oktober ist eine Ableitung vom Lateinischen octo, das heißt: acht. Der altrömische Kalender, der bis zum Jahre 53 vor Christi dem Julianischen Kalender voranging, begann mit dem Monat März. Zu Beginn der dritten Monatsdekade tritt die Sonne aus dem Zeichen der Waage in das des Skorpions.

Von seinen sechs Lostagen ist der Sankt Gallustag am 16. der wichtigste. Für die Landwirtschaft verband sich mit diesem Tage stets das Ende der Weidezeit. Ein uralter Bauernspruch lautet „Mit Sankt Gall' bleibt die Kuh im Stall!" Der Sankt Gallustag war auch Stichtag für den Beginn der Hausschlachtung.

Der Oktober verkürzt die Länge des Tages mit 123 Minuten am stärksten von allen Monaten der zweiten Jahreshälfte. Der letzte Tag dieses Monats, der auch die Erinnerung an Luthers Thesenanschlag im Jahre 1517 wachhält und daher Reformationstag genannt wird, ist bereits sieben Stunden und vierzehn Minuten kürzer als der längste Tag des Jahres (Sommeranfang).

Für die Landwirtschaft verknüpft der Oktober in ganz besonderer Weise Anfang und Ende des Arbeitszyklus. Saat und Ernte sind im Oktober eng aufeinander bezogen. Die Ernte der Hackfrüchte, Kartoffeln und Rüben verläuft parallel zur Herbstbestellung. Im Oktober ist die Hauptsaatzeit für den Winterroggen und für den Winterweizen. Im Garten werden Wintergemüse und Winterobst geerntet und Bäume und Sträucher gepflanzt.

In den Weinbaugebieten beginnt jetzt die Weinlese, die dem Monat Oktober seinen Beinamen „Weinmonat" gab. Die zahlreichen Wettersprüche, die dem Monat gewidmet sind, haben eine große Vorbedeutung für den Winter.

Mit dem Monat Oktober verküpfen sich auch große geschichtliche Ereignisse. In der kommunistischen Welt erinnert man sich des Ausbruchs der Revolution im heutigen Leningrad am 25. Oktober 1917 (Gregorianischer Kalender).

In Österreich wurde am 20. Oktober 1860 ein neues Staatsgrundgesetz erlassen, das unter dem Signum „Oktoberdiplom" in die Geschichte eingegangen ist. In München trägt ein populäres Volksfest den Namen Oktoberfest. Dieses Fest hält die Erinnerung an die Vermählung Ludwigs I. mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen am 12. Oktober 1810 wach.

Im alten Rom gab es ein sehr populäres Oktoberfest, das mit einem Pferdeopfer verbunden war. Dieses Ernteopferfest wurde um die Mitte („Iden") des Monats gefeiert. Es ist unter dem Signum „Oktoberpferd" („october equus") in die Geschichte eingegangen.

Das Erntedankfest, das hier am ersten Sonntag im Oktober gefeiert wird, hat in den ackerkultischen Erntefesten der Sachsen eine ferne Vorgängerschaft, die mit dem altrömischen „Oktoberpferd" in Verbindung stand.

Kurt Asendorf

Oktobernevel un Kantüffelfüür

Nu ward dat to Huus gemütlich meent Fr. Hasselmann

In'n Gaarn bleiht noch de Astern. Rosen un Sönnenblomen. Blangen de Muur steiht 'n Ilex-Busch. siene roden Beern lücht' al von wieden. Üm düsse Tiet leggt de Natur ehr bunt Harvstkleed an. De Bläder von al de Bööm farvt sik geel, root un bruun. In'n Hagen de Spazeergänger höört Ekeln un Kastangeln fallen, dat Loof raschelt ünner siene Schoeh. Över Wischen un Weiden kummt de Nevel fröh hooch, de Köh kiekt dar mennigmal blot mit'n Kopp rut. Se findt noch Gras noog. Aver dat duurt nich mehr lang, denn staht se in'n warmen Stall. Dar achtern an'n See sitt eensam 'n Angler, he paßt so recht in dat friedliche Bild.

De Buurn hefft dat hille, et is nu meden in de Arnt, de Kantüffeln mööt inbröcht weern. Se sünd mit Treckers un Landmaschinen up't Feld togange. Wat'n Segen, dat noch schöön Wedder is! Över de Wisch kaamt Jungs un Deerns daher. Se fangt an un söökt de Kantüffeln up'n Acker na. Sünd ja nich all von'n Roder upgrepen worrn, liegt noch noog verstreut över't Feld. Se rückt langsam vör un kriegt ok noch wat rin in de Körv. Na 'ne Wiel kaamt se tohoop un raakt de Hömpels von Kantüffelkruut tosaam, bit dat 'n richtigen Barg afgifft.

De lange Heiner hölt 'n Rietsticken ran. Erst qualmt dat mächtig, denn kummt dat Füür in Gang. Rook treckt wiethen bit na'n Fuhrenkamp. Vörn up de Straat hoolt de Lüüd de Nees in de Luft un snuppert: Gifft ja nix Schöners as de Rook von'n Kantüffelfüür. De Jungs un Deerns sett sik blangenbi, kiekt in de Gloot un smiet Kantüffeln rin. Na 'ne Wiel haalt se de mit lüttje Stöck wedder rut. De een rullt se an'n Ackerrand in't Gras hen un her, de anner puult de Pell af. Narmswo up de Welt smeckt Kantüffeln beter as hier ünner den wieden Heben. Dat geiht 'ne ganze Tietlang, bit de Gesichter swart darbi weerd un de Hümpel utglööst. Nu ward dat sachts schummrig. De lüttje Gesellschap mutt na Huus.

Dat ward nu fröh düüster, wi all kaamt avends geern wedder na Huus. Von wieden seht wi al Licht dörch de Finstern schienen. Över Navers Schosteen steiht groot de Vullmaand. — Lang wöör de Sömmer un schöön. Wo sünd wi nich överall rümreist! Nu kann'n in alle Rauh doran torügdenken. De Fotos mööt noch in't Album kleevt weern, un dar staht de velen Böker in't Schapp, de wüllt wi lesen. Mudder kriggt ehr Stricktüüg her, bit Opas Geburtsdag ward de Pullover woll ferdig.

Gistern bün ik noch mal in'n Boom stegen, hüüt middag schall dat Zwetschenpannkoken geven. Sowat Godes kummt blot bi Muddern to Huus up'n Disch. Düssen Harvst laat wi uns gefallen. Bit to'n Winter hett dat noch gode Wiel, un denn gifft et ja wedder anner Freuden.

720284

„Laterne, Laterne ..."

Handwerksbrauchtum als Ursprung heimatlicher Kindersitte

Unsere Zeit mag noch so fortschrittlich, die Erwachsenen altem Brauchtum gegenüber noch so aufgeklärt sein — die Kinder wollen in den niedersächsischen Landen, wenn die Tage kürzer werden, wenn die Dämmerung früher eintritt und die Kleinen noch nicht so zeitig ins Bett müssen, eine althergebrachte Sitte nicht missen — das „Laternegehen". Und die Eltern gewähren ihnen diese Freude, wohl in der Erinnerung an die eigene Jugendzeit, gern.

„Bitte, bitte, eine Laterne, einen Lampion!", heißt es dann aus flehendem Kindermund — und welches Elternherz könnte sich dieser innig-kindlichen Bitte wohl verschließen, wenn schon die Nachbarskinder mit einem solchen vom Balkon oder vor der Haustür winken. Also wurde ein Lampion mit Stock und Kerze gekauft. Einst bastelte man sie selbst, ganz früher waren es Kürbisse aus dem eigenen Garten, die ausgehöhlt waren und in die man Löcher als Gesichter eingeschnitten und eine Kerze hineingesteckt hatte.

Damit ging es kindlichfrohen Herzens hinaus auf die Straße, wo schon die Nachbarskinder ungeduldig warteten. Von Mutters oder Vaters Hand geleitet, wanderte man dann gemeinsam singend und leuchtenden Auges durch die Straßen oder in den größeren Städten nur „um den Block". Alt sind die Lieder, die hier aus jugendfrischen, hellen Kinderkehlen erklingen. Von Generation zu Generation sind sie überliefert — wer weiß schon von wem?

Woher nun, so fragt man sich wohl heute, stammt dieser alte, schöne Brauch, der unseren Kindern immer noch so viel Freude bereitet und sicherlich auch in aller Zukunft bringen wird? Die Deutungen der Heimatkundler darüber sind vielfältig. Über den eigentlichen Ursprung, dieses namentlich in unserer niedersächsischen Heimat noch ziemlich verbreiteten Brauches läßt sich nichts Bestimmtes sagen. Einerseits meint man, daß diese abendlichen Laternenumzüge auf die Zeit der germanisch-heidnischen Tag- und Nachtgleiche am 29. September zurückführen, andererseits glaubt man, daß sie sich aus den kirchlichen Prozessionen am Lambertustage, dem 17. September, entwickelt haben, bei denen Lichter und Laternen getragen wurden.

Anderer Behauptung nach sind in unserer niedersächsischen Heimat die Laternenumzüge aus einem mittelalterlichen Umzug der Handwerksgesellen entstanden. Es war damals Sitte, daß die Handwerksmeister an dem Tage, an dem nach polizeilicher Vorschrift wieder bei künstlichem Licht gearbeitet werden mußte, ihren Gesellen ein Abendessen gaben. Nach der Mahlzeit veranstalteten die Gesellen unter Vorantritt einer Musikkapelle und unter Gesang von Liedern einen Umzug mit brennenden Lichtern und Lampen. Solche Lichtfeste gab es noch am Ende des 18. Jahrhunderts. Aus diesem Umzug und aus der Lambertusprozession also könnten die heutigen Laternenumzüge der Kinder entstanden sein.

Die Umzüge dauerten und dauern auch heute noch etwa eine Stunde, dann sieht man eines der Kleinen nach dem andern mit der erloschenen Laterne in den Häusern verschwinden. In den Träumen unbeschwert glücklicher Kinder aber leuchten sie noch lange beseeligend fort . . . Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne.

Gerhardt Seiffert

720285

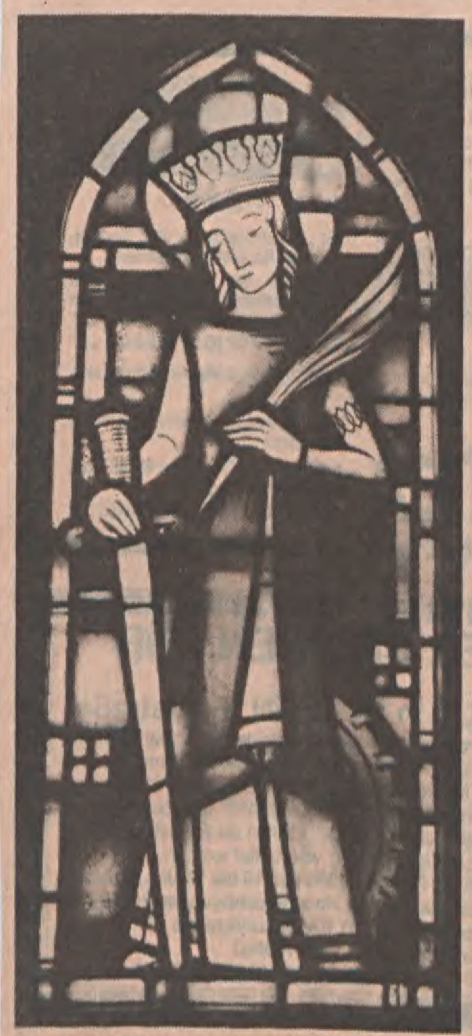


In der „guten alten Zeit" genügten ein ausgehöhlter Kürbis oder auch eine primitive selbstgebaute Laterne auf einem Stock, um die Kinderaugen beim abendlichen Laternegehen glücklich leuchten zu lassen. — Wenn sich auch das Drumherum gewandelt hat; der Zauber der alten Kindersitte ist bis heute geblieben.

Archiv Seiffert

720286

... die heilige Catharina. Dieser Name bedeutet die „Reine". Catharina lebte im ägyptischen Alexandrien. Wegen ihrer Missionstätigkeit unter den Philosophen des Landes machte sie sich strafbar. Sie wurde zum Tode durch das Rad verurteilt, jedoch zum Tode durch das



Schutzpatronin der Steyerberger Kirche: die im Jahre 307 hingerichtete heilige Catharina.

Schwert begnadigt. Deshalb wird sie mit Rad und Schwert dargestellt. Krone und Schreibfeder sollen auf die Lauterkeit ihres Wesens und ihre Gelehrsamkeit hinweisen. Sie war die Nothelferin der Schüler, Studenten und Jungfrauen. Als ihr Todesjahr gilt das Jahr 307; ihr Tag ist der 25. November.

Und wieder ist die „Laternenzeit“ gekommen

Ein Brauch aus heidnischer Vorzeit, der sich heute noch großer Beliebtheit erfreut

Einer der wenigen alten Bräuche unserer Vorfahren, der sich bis in unsere Zeit erhalten hat, ist das „Laternegehen“ der Kinder. Wenn die Tage kürzer werden und die Dämmerung früher als bislang einzusetzen beginnt, sieht man beim Dunkelwerden in den Städten und Dörfern unserer Heimat zahlreiche Kinder mit ihren erleuchteten Lampions, den „Laternen“, fröhlich durch die Straßen ziehen. Ein fürwahr schönes und reizvolles, ja fast malerisches Bild, das jeden anspricht.

Über den Ursprung dieser Lichterumzüge ist von Heimatforschern viel gerätselt worden. Weit hergeholt scheint zu sein, daß sie ägyptischen Mysterien entstammen, mit ziemlicher Sicherheit jedoch kann man annehmen, daß sie schon von unseren heidnischen Vorfahren zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche als Herbstfest zu Ehren Wodans begangen wurden.

An Stelle des Göttervaters traten dann in christlicher Zeit die Tage der Heiligen Lambertus und Michaelis (29. September), an denen im Mittelalter schon Umzüge der Handwerksgesellen mit Lichtern und Lampen stattfanden. Auf jeden Fall aber sind es die Kinder, die diesen alten Brauch, wohl unbewußt, bis in unsere heutige Generation hineingetragen haben und sicherlich auch weiterhin erhalten werden.

Herzerquickend ist es zu hören, mit welch kindlicher Freude und erstaunlich beeindruckender Innigkeit die Kleinen immer noch das weitverbreitete Lied singen „Ich gehe mit meiner Laterne, und meine Laterne mit mir. Da droben leuchten die Sterne, und unten leuchten wir!“ Es gab aber einst noch andere, jetzt vergessene Lieder, von denen nur einige heute weniger bekannte Verse in Erinnerung gebracht seien. So in heimischer Mundart:

„Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne! Düster is't all upp de Straat, doch för us noch nich to laat. Is de Sünn ook ünnergahn, baben steiht noch Stern un Man (Mond), loopt wi up de Straten rümmer, jümmer as Laternenkinner! Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne!

Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne! Meister, Lehrling un Gesell, de Laterne brennt so hell, kamt mal rut un hört jo an, wer am besten singen kann. Wer dat längste Licht hett kregen, kann et ook am längsten drägen! Laterne ...

Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne! Hen un her de Straat hendahl, jümmer wedder noch eenmal, singen alle denn so lut: „Pust doch jo'e Lampen ut, use Lichter doht so brennen, künnt us öhne Lamp' ook kennen!“ Laterne ...

Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne! Vör vernabend pust wi ut, morgen kamt wi wedder rut, un denn gifft' een nee'et Licht, aber'n nee' Laterne nicht. Wer us denn een Licht deiht geben, kann den Spaß noch mal erleben! Laterne ...

Drei andere heute kaum noch bekannte Lieder zum Laternegehen lauteten:

„Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne, brenne auf mein Licht, brenne auf mein Licht, aber ja meine liebe Laterne nicht. Meine Laterne ist hübsch und fein, drum geh ich mit ihr ganz allein. Ganz allein ist ungesund, meine Laterne ist kugelrund.

De Olsch mit de Lücht, de de Lüe bedrüggt, de de Eier haalt un nich bestahlt. Teihn Liter Bottermelk un teihn Liter Klümp, un wenn de Buer besaapen is, denn danzt he up de Strümp, un wenn de Strümp sünd kort un kleen, denn danzt he up de barften Been.

Aal, Aal, Aal, Madamm kam'n se mal daal! Mariken sitt in'n Kellerlook un all de Kaffee is öwerkookt! Laterne, Laterne, ich geh mit meiner Laterne und meine Laterne mit mir!“

In unseren Küstengegenden sang man wohl auch:

„Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne. Brenne auf mein Licht, brenne auf mein Licht, es schadet unserer Laterne nicht. Hamburg, Lübeck, Kiel und Bremen, wir brauchen uns nicht zu schämen, unsere Laterne ist bunt und schön, man kann uns weit von ferne sehn.

Man kann uns sehn up de lange Straat, wo all de Deerns up Holschen gaht. De Bäcker backt de Stüten lütt, de Kopmann gifft tau wenig in de Tüt. Violett, violett, o, wat sünd de Lü doch nett!“

Und schließlich sei noch an das rein hochdeutsche Lied erinnert, das meist in den größeren Städten gesungen wurde:

Straßen auf und Straßen ab ziehen wir mit Wonne, abends mit Papierlaternen, morgens scheint die Sonne. Leuchte, leuchte, guter Mond, wir sind heute heller, tanzet, tanzet, Sternelein, wir sind heute schneller.

Durch die Straßen auf und nieder leuchten die Laternen wieder: rote, gelbe, grüne, blaue! Lieber Mond, komm und schaue.

Wie die Blumen in dem Garten blüh'n Laternen aller Arten, und wir gehen lange Strecken mit Laternen an den Stekken: rote, gelbe, grüne, blaue! Lieber, Mond, komm und schaue!“

Möge uns dieser schöne alte Brauch des Laternegehens und auch seine Lieder und Verse noch recht lange erhalten bleiben.

Gerhardt Seiffert



„Laterne, Laterne, Sonne, Mond und Sterne ...“ – Schon seit altersher hatten die Kinder im Herbst viel Freude beim gemeinsamen „Laternegehen“. Archiv Seiffert

720287

720288

Oktober – Weinmonat – Gilbhard

Tage werden noch kürzer – Beginn der Rübenernte und des Weideabtriebs – Erinnerungstage

Der zweite Herbstmonat, der in unserem Kalender an zehnter Stelle steht und der im altdeutschen Kalender die Beinamen „Weinmonat" und „Gilbhard" führt, hielt im altrömischen Kalender den Platz Nummer acht (lateinisch octo).

Die Tage verlieren in diesem Monat 123 Minuten. Der letzte Oktober-Tag ist sieben Stunden und vierzehn Minuten kürzer als der längste Tag des Jahres zu Beginn der dritten Juni-Dekade (Sommeranfang).

In der Landwirtschaft beginnt jetzt die Rübenernte, die in diesem Jahre recht gut ausfallen dürfte. Die modernen Erntemaschinen erleichtern die Arbeit ganz wesentlich. Der Zuckerrübenbau, der hierzulande früher keine große Bedeutung hatte, nimmt heute im Hackfruchtbau die erste Stelle ein. Das gilt sowohl für das Marschgebiet als auch für die Geest. Der verstärkte Einsatz von Handelsdünger, namentlich Stickstoff hat auch die leichten Böden dem Zuckerrübenbau erschlossen. Im Oktober wird die Herbstbestellung zum Abschluß gebracht. Nach der Rübenernte wird der letzte Winterweizen gesät.

Gleichzeitig beginnt der Weideabtrieb. Ein wichtiger Stichtag ist in dieser Hinsicht der Sankt-Gallus-Tag (16. 10.). Eine alte Bauernregel lautet: „Nach Sankt Gall' bleibt die Kuh im Stall!" Dieser Spruch steht noch heute in Geltung, denn Mitte Oktober werden die Milchkühe aufgestallt. Das Jungvieh bleibt in der Regel noch vier Wochen länger auf der Weide. Die starken Regenfälle der letzten Zeit haben den Graswuchs gefördert, so daß das Grünland dem Weidevieh noch viel Futter bietet.

Historische und heimatgeschichtliche Bedeutung haben die meisten Tage im Oktober. Auch das Gedächtnis großer Persönlichkeiten erneuert dieser Monat in großer Zahl: Am 1. Oktober 1529 fand das Marburger Religionsgespräch statt. Am 3. Oktober 1226 starb der heilige Franz von Assisi. Am 4. Oktober 1864 starb der große Theologe und Philanthrop Theodor Fliedner.

Am 5. Oktober 1609 wurde der deutsche Barock-Dichter Paul Fleming geboren und am 7. Oktober 1862 der Schriftsteller Otto Ernst. Der berühmte deutsche Tondichter Heinrich Schütz erblickte am 8. Oktober 1585 das Licht der Welt. Der Geburtstag der hannoverschen Kurfürstin Sophie, der Gönnerin des Philosophen Leibniz, war der 13. Oktober 1630.

Am 15. Oktober 1852 starb Turnvater Ludwig Jahn, und am gleichen Tage des Jahres 1804 wurde der Maler Wilhelm von Kaulbach geboren. Am 16. Oktober 1553 starb der berühmte deutsche Künstler Lucas Cranach der Ältere, und am gleichen Tage des Jahres 1752 wurde Adolf Freiherr Knigge, der Verfasser des Buches über den Umgang mit Menschen, geboren.

Der 17. Oktober 1815 war der Geburtstag des Dichters Emanuel Geibel. Am 18. Oktober 1896 starb der Begründer des Syrischen Waisenhauses: Ludwig Schneller. Am 19. Oktober 1863 wurde der Theologen-Dichter Gustav Frenssen geboren, und am gleichen Tage des Jahres 1927 starb im Kloster Loccum der Abt Hartwig, der im Pfarrhause zu Hassel bei Hoya geboren wurde. Am 22. Oktober 1772 starb der berühmte hannoversche Unternehmer Johann Egestorff, und am gleichen Tage des Jahres 1854 starb der Dichter Jeremias Gotthelf.

Am 23. Oktober 1805 wurde der Dichter Adalbert Stifter geboren, und am gleichen Tage des Jahres 1843 wurde im Königreich Hannover die erste Eisenbahn in Dienst gestellt (auf der Strecke Hannover – Lehrte). Am 24. Oktober 1648 wurde der Westfälische Friede geschlossen, der den Dreißigjährigen Krieg beendete.

Am 25. Oktober gründete der wortmächtige Theologe Ludwig Harms die Hermannsburger Mission. Am 26. Oktober 1828 – also vor 150 Jahren – starb der deutsche Agronom Albrecht Thaer auf seinem Gut Möglin bei Wriezen. Thaer, der im Jahre 1572 in Celle geboren wurde, war Professor in Berlin und preußischer Staatsrat. Im Jahre 1806 begründete er auf seinem Gut die erste höhere landwirtschaftliche Lehranstalt. Thaer ist der Begründer der systematischen Landwirtschaftswissenschaft. Seine „Grundsätze der rationellen Landwirtschaft" haben Epoche gemacht.

Am 28. Oktober 1878 – also vor hundert Jahren – starb in Bremen der Reiseschriftsteller Georg Kohl. Er war der Sohn eines Bremer Weinhändlers und wurde in der Sögestraße am 28. April 1808 geboren.

Am 30. Oktober 1683 wurde der englische König und hannoversche Kurfürst Georg II. geboren, und am gleichen Tage des Jahres 1910 starb der Philanthrop und Begründer des Roten Kreuzes, Henri Dunant. Der letzte Oktober-Tag hält die Erinnerung an Luthers Thesenanschlag am 31. Oktober 1517 wach. Dieser Tag wird in den Ländern des Luthertums als „Reformationsfest" begangen.

Der Oktober hat einer populären deutschen Festlichkeit den Namen gegeben. Das Oktoberfest in München (auf der Theresienwiese) hält seit 1812 die Erinnerung an die Vermählung des Kronprinzen Ludwig von Bayern mit der Prinzessin Therese von Sachsen-Hildburghausen wach.

Kurt Asendorf

720289

November - Neblung - Windmonat

Lange Nächte / Empfindlicher Temperaturrückgang

Der dritte Herbstmonat, der der vorletzte des Kalenderjahres und der letzte des Kirchenjahres ist, stand im altrömischen Kalender – sein Name bezeugt es – an neunter Stelle. Der römische Imperator Gajus Julius Cäsar setzte ihn im Jahre 53 vor Christi an die elfte Stelle des Kalenders. Dort hat er noch heute seinen Platz. Im altdeutschen Kalender stand er unter dem Namen „Neblung" („Nebelmonat") und „Windmonat" verzeichnet. Diese Namen hatten ihre volle Berechtigung, denn im November regieren Erlkönig und Äolus.

Die Novembernebel und Novemberstürme übertreffen in Häufigkeit und Stärke alle anderen Nebel und Stürme, die den Herbst und das Frühjahr begleiten. Der letzte Herbstmonat hat hierzulande eine Mitteltemperatur von etwa 3,5 Grad Celsius Plus. Das ist in Hinsicht auf den Vormonat ein empfindlicher Temperaturrückgang.

Zu Beginn der dritten Monats-Dekade tritt die Sonne aus dem Zeichen des Skorpions in das des Schützen. Der sonnennächste Planet Merkur ist jetzt – wegen der Konjunktion mit der Sonne – unsichtbar. Der Mars geht um 21 Uhr unter, und der Jupiter sinkt zu Beginn des Monats um 22 Uhr. Der große und ferne Planet Saturn geht am Monatsende um Mitternacht auf.

Die Tage, die nun schon viel kürzer sind als die Nächte, nehmen in diesem Monat insgesamt 93 Minuten ab, das heißt: der 30. November ist acht Stunden und 47 Minuten kürzer als der längste Tag des Jahres (Sommeranfang). Die zahlreichen Wettersprüche, die dem November gewidmet sind, geben eine klare Vorschau auf das Winterwetter.

Im November beginnen in der Landwirtschaft die vielfältigen Stallarbeiten. Die Fütterung erfordert große Exaktheit in der Rationierung. Ein alter Bauernspruch lautet: „Mit Vielem hält man haus, mit Wenigem kommt man aus." Die Feldarbeit konzentriert sich jetzt nur noch auf die Bestellung des letzten Wintergetreides, vor allem Roggen und Weizen. Gleichzeitig wird die Winterfurche gepflügt. Im Garten wird Unkraut und Laub beseitigt. Die Stämme der Obstbäume werden gereinigt, und die Lagerräume (Mieten etc.) werden sorgfältig kontrolliert.

Das Kalenderblatt des November weist viele Gedenktage auf. Der erste Tag des Monats war allen Heiligen („Allerheiligen") und der zweite Tag allen Verstorbenen („Allerseelen") geweiht. Diese beiden hohen Festtage der katholischen Kirche gewinnen auch in protestantischen Landen zunehmend Bedeutung. Der vorletzte Sommer des Kirchenjahres ist als „Volkstrauertag" den Kriegstoten, und der letzte Sonntag als „Ewigkeitssonntag" oder „Totensonntag" allen Entschlafenen geweiht. Der diesjährige Volkstrauertag fällt auf den 13. November, und der Totensonntag auf den 20. November. Am Mittwoch vor dem Totensonntag begeht die lutherische Kirche den Buß- und Bettag. Am 27. November beginnt mit dem ersten Advent das neue Kirchenjahr 1978.

Im November jähren sich die Geburts- und Todestage vieler berühmter Persönlichkeiten. Am 3. November 1634 wurde Angelus Silesius geboren. Der 5. November 1494 ist der Geburtstag des Poeten Hans Sachs. Der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter wurde am 7. November 1810 geboren. Am 10. November 1483 erblickte Martin Luther das Licht der Welt, und an dem selben Tag des Jahres 1759 trat Friedrich Schiller ins Leben.

Der 12. November 1755 ist der Geburtstag des Freiheitshelden und Heeresreformators Gerhard von Scharnhorst, der in Bordenau bei Neustadt am Rbge. geboren wurde. Der jungverstorbene schwäbische Dichter Wilhelm Hauff kam am 29. November 1802 – also vor genau 175 Jahren zur Welt. Hauff veröffentlichte vor genau 150 Jahren seine berühmten „Phantasien im Bremer Ratskeller".

Von den Berühmtheiten, die im November das Zeitliche segneten, sollen hier der Schwedenkönig Gustav Adolf, der am 6. November 1632 bei Lützen den Heldentod starb, der Schriftsteller Wilhelm Raabe, der am 15. Nov. 1910 endigte; der Mystiker Jakob Böhme, der am 17. November 1624 „aus der Zeit ging"; der Komponist Franz Schubert, der am 19. November 1828 starb; der Dichter Josef von Eichendorff, der am 26. November 1857 seine Augen schloß und der schweizer Dichter Conrad Ferdinand Meyer, der am 28. November 1898 heimging, genannt werden.

In der deutschen Geschichte hat der Monat November eine hervorragende Bedeutung: Die Staatsverträge, welche die süddeutschen Staaten im November 1870 dem Norddeutschen Bund zuordneten, nennt man die „Novemberverträge". Die „Novemberrevolution" nennt man jene geschichtlichen Ereignisse, die während der letzten Oktobertage des Jahres 1918 durch eine Meuterei auf der Hochseeflotte in Kiel ausgelöst wurden und die dann in der ersten November-Dekade des Jahres 1918 zur Beseitigung der Monarchie und zur Ausrufung der Republik führten.

Kurt Asendorf

720290

November – Windmonat – Neblung

Der letzte Tag ist fast neun Stunden kürzer als im Juni / Wieder viele Gedenktage

Der elfte Monat unseres Kalenders und der dritte der dritten Jahreszeit, welcher nach der Bekundung seines Hauptnamens im altrömischen Kalender an neunter Stelle stand (novem=neun), steht im altdeutschen Kalender unter den Namen „Windmonat" und "Neblung=Nebelmonat" verzeichnet. Diese Namen sind treffliche Kennzeichnungen des Vormonats der winterlichen Jahreszeit, denn Winde, Stürme und Nebel sind jetzt an der Tagesordnung und geben dem November sein eigentümliches Gepräge.

Die Tage werden jetzt noch einmal merklich kürzer. Der 30. November, der sogenannte Sankt-Andreas-Tag, ist 93 Minuten kürzer als der erste November-Tag, der sogenannte Allerheiligen-Tag. Im Verein mit den vier Vormonaten Oktober, September, August und Juli kürzt der November die Tageslänge – von Sommeranfang gerechnet – fast neun Stunden.

Die Bauernregeln, welche dem November gewidmet sind, haben eine große Vorbedeutung. Sie sind nicht zu trennen von den fünf Lostagen dieses Monats, von dem Allerheiligen-Tag am 1., von dem Sankt-Hubertus-Tag am 3., von dem Sankt-Martins-Tag am 11., von dem Sankt-Katharinen-Tag am 25. und von dem Sankt-Andreas-Tag am 30.

Die bekanntesten Sprüche lauten: Wenn um Martini Nebel sind, dann wird der Winter meistens lind. – An Martini Sonnenschein, tritt ein kalter Winter ein. – Sankt Elisabeth (19.) sagt an, was der Winter für ein Mann. – Wie Sankt Kathrein wird's Neujahr sein. – Andreas-Schnee tut dem Korne weh. –

In der Landwirtschaft geht jetzt die Feldarbeit zu Ende. Am Ende der Herbstbestellung steht der Winterweizen, der in der Fruchtfolge durchweg hinter den Rüben steht. Ende des Monats wird das Jungvieh aufgestallt. Im Garten werden jetzt die Gemüsebeete umgegraben. Laub und Unkraut werden beseitigt und kompostiert.

Der diesjährige November hat vier Sonntage, von denen der vorletzte (19.) dem Andenken der Kriegsopfer geweiht ist. Der Volkstrauertag 1978 hält in besonderer Weise die Erinnerung an das Ende des Ersten Weltkrieges wach, der vor sechzig Jahren zu Ende ging. Der letzte Sonntag im November (27.) ist allen Verstorbenen geweiht. Mit diesem Totensonntag oder Ewigkeitssonntag geht das Kirchenjahr 1978 zu Ende.

Am Mittwoch zwischen Volkstrauertag und Totensonntag begeht die evangelische Kirche den Buß- und Bettag. In den katholischen Gemeinden wird am 1. November das Allerheiligen-Fest begangen, und am 2. November ist der Allerseelen-Tag.

Der November ruft wieder viele heimatgeschichtliche Erinnerungen wach. Am 1. November 1765 starb der Herzog W. A. von Cumberland, der in der Geschichte des Kurfürstentums Hannover eine Rolle spielte. Am 2. November 1584 starb der tatkräftige Welfenherzog Erich II. von Calenberg. Am 3. November 1782 starb der heilige Marianus von Bardowick, der im Bistum Verden hoch verehrt wurde.

Am 4. November 1806 wurde das Hannoverland französisch. Am 5. November 1494 wurde der Dichter Hans Sachs geboren. Am 6. November 1632 starb der Schwedenkönig Gustav Adolf bei Lützen den „Heldentod". Am 7. November 1739 wurde Ernst Graf von Platen geboren, und am selben Tage des Jahres 1810 erblickte der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter das Licht der Welt.

Am 8. November 790 starb der erste Bischof von Bremen, Willehad. Am 10. November 1483 wurde Martin Luther geboren, und am selben Tag des Jahres 1759 erblickte Friedrich von Schiller das Licht der Welt. Am 11. November 1727 starb der berühmt-berüchtigte Doktor Eisenbart. Am 12. November 1755 wurde der deutsche General und Heeresreformator Gerhard von Scharnhorst in Bordenau bei Neustadt am Rbge. geboren.

Am 13. November 1726 starb in der Verbannung in Ahlden an der Aller die Welfen-Prinzessin Sophie Dorothea, die Mutter des englischen Königs und hannoverschen Kurfürsten Georg II. und die Großmutter des Preußenkönigs Friedrich II. –

Am 14. November 1865 starb der Begründer der Hermannsburger Mission, Ludwig Harms. Am 15. November 1910 starb der Schriftsteller Wilhelm Raabe. Am 18. November 1851 starb der Welfenkönig Ernst August in Hannover. Am 19. November 1828 – also vor 150 Jahren – starb der berühmte Komponist Franz Schubert. Am 20. November 1629 wurde der erste hannoversche Kurfürst Ernst August geboren, und am selben Tage des Jahres 1022 starb Bischof Bernward von Hildesheim. Am 22. November 912 wurde Kaiser Otto der Große geboren. Am 25. November 1697 erblickte der geistliche Liederdichter Gerhard Tersteegen das Licht der Welt.

Am 26. November 1857 starb der Dichter Joseph von Eichendorff. Am 29. November 1802 wurde der Dichter Wilhelm Hauff geboren. Kurt Asendorf

720291

November – Neblung – Windmonat

Im dritten Monat der dritten Jahreszeit sind die Tage 8 Stunden kürzer als am Sommeranfang

Der elfte Monat des Jahres, der im altdeutschen Kalender unter den trefflichen Namen Neblung und Windmonat verzeichnet stand, reduziert die Tageslänge noch einmal ganz beträchtlich. Ultimo ist immerhin 93 Minuten kürzer als der erste Novembertag und sogar 8 Stunden und 47 Minuten kürzer als der längste Tag des Jahres zu Beginn der dritten Juni-Dekade (Sommeranfang).

In der Landwirtschaft geht die Feldarbeit jetzt rasch zu Ende. Die Steckrübenernte beschließt die Erntezeit des Jahres. Auch die Herbstbestellung wird jetzt beendet. Der letzte Winterweizen und auch der Winterroggen wird jetzt gesät. Die Aufstallung, die vor vier Wochen mit dem Milchvieh begann, wird jetzt mit dem Jungvieh abgeschlossen. Das Räumen der Gräben steht jetzt im Vordergrund der Außenarbeit.

Die alten Bauernregeln, welche dem November gewidmet sind, zeichnen sich durch seltene Originalität der Formulierung aus. Die bekanntesten Sprüche lauten: „Novemberdonner hat die Kraft, daß es viel Getreide schafft." – „Wenn's im November regnet und frostet, dieses der Saat das Leben kostet." – „November hell und klar, ist übel fürs nächste Jahr." – „Ist der November kalt und klar, ist mild und trüb der Januar." –

Der zweite Sonntag im November, am 11. des Monats, ist der weithin bekannte Martinstag. Der dritte November-Sonntag am 18. des Monats, wird als Volkstrauertag begangen. Der dann folgende Mittwoch steht hierzulande als Buß- und Bettag in Geltung. Der vierte und letzte November-Sonntag am 25. des Monats ist auch der letzte Sonntag des Kirchenjahres, der bereits zur Adventszeit überleitet. Am 2. November feiert die katholische Kirche das Fest Allerseelen.

Der November ist reich an bedeutenden Erinnerungstagen: Am 3. November 1624 wurde der deutsche Barockdichter Angelus-Silesius alias Johannes Scheffler geboren. Am 4. November 1806 annektierte Napoleon Bonaparte das Kurfürstentum Hannover, das seit dem Jahre 1714 durch eine kurfürstlich-königliche Personalunion mit Großbritannien verbunden war. Die Franzosenzeit dauerte sieben Jahre.

Am 5. November 1494 wurde der deutsche Poet Hans Sachs geboren. Am 6. November 1632 fiel der Schwedenkönig Gustav II. Adolph auf dem Schlachtfeld von Lützen im Kampf gegen den katholischen deutschen Kaiser und seinen alten Haudegen Tilly. Am 7. November 1810 wurde der populäre plattdeutsche Dichter Fritz Reuter in Stavenhagen (Mecklenburg) geboren. Am gleichen Tage des Jahres 1879 – also vor hundert Jahren – wurde der russische Revolutionär Leo Trotzki in Iwanowka (Ukraine) geboren.

Der 10. November ist der Geburtstag von zwei weltberühmten Deutschen: Im Jahre 1483 wurde der Reformator Martin Luther in Eisleben als Sohn eines Bergmannes geboren, und im Jahre 1759 wurde der Dichterfürst Friedrich von Schiller in Marbach/Neckar als Sohn eines Mediziners geboren. Am 11. November (Martinstag) 1727 starb der vielbesungene Doktor Johann Andreas Eisenbart. Am 12. November 1755 wurde in Bordenau (Kreis Neustadt am Rbge.) der deutsche Heeresreformator Gerhard von Scharnhorst geboren.

Am 13. November jährt sich der Geburtstag des kunstsinnigen Fürsten Philipp der Großmütige von Hessen zum 475. Male. Er starb am 31. März 1567 in Kassel. Am gleichen Tage des Jahres 1904 – also vor 75 Jahren – wurde Graf York von Wartenburg, der Nachkomme eines berühmten Generals des Freiheitskrieges, in Klein Oels in Schlesien geboren. Graf York gehörte im Zweiten Weltkrieg zum „Widerstand" und unterstützte das Attentat am 20. Juli 1944. Er starb am 8. August 1944 in Berlin-Plötzensee durch die Hand des Henkers.

Am 13. November 1726 starb nach 32jähriger Verbannung im Schloß Ahlden an der Aller die Welfenprinzessin Sophie Dorothea, die von ihrem Gemahl wegen ihrer Liebesaffäre mit dem schwedischen Offizier Philipp von Königsmark verstoßen worden war.

Am 14. November 1865 starb in Hermannsburg der bekannte Theologe und Erweckungsprediger Ludwig Harms, der eine segensreiche Missionsanstalt begründete. Am 15. November 1910 starb der populäre deutsche Schriftsteller Wilhelm Raabe. Am 18. November 1851 starb im Schloß zu Herrenhausen der Welfenkönig Ernst August von Hannover, der Vater des letzten hannoverschen Königs Georg V. –

Am 19. November 1828 starb der Komponist Franz Schubert. Am 20. November 1629 – also vor 350 Jahren – wurde der hannoversche Kurfürst Ernst August geboren. Am 22. November 912 wurde der deutsche Kaiser Otto der Große geboren. Am 25. November 1697 wurde der berühmte geistliche Liederdichter Gerhard Tersteegen geboren.

Am 26. November 1857 starb der Dichter Joseph von Eichendorff. Am gleichen Tage des Jahres 1879 – also vor hundert Jahren – wurde in Schlawe (Pommern) der Fernseh-Pionier Hans Bredow geboren. Bredow erreichte den Anschluß Deutschlands an das Weltfunknetz.

Am 29. November 1597 wurde der hannoversche Gelehrte Michael Havemann geboren. Am 30. November 1827 erblickte die hannoversche Romanschriftstellerin Auguste von der Decken das Licht der Welt. Am gleichen Tage des Jahres 1954 – also vor 25 Jahren – starb in Baden-Baden der bekannte deutsche Dirigent und Beethoven- und Brahms-Interpret Wilhelm Furtwängler.

Kurt Asendorf

720292

Woher kommt unser Adventskranz?

Die Entwicklung ging von der „Buchsbaumkrone" zum Tannenkranz

„Advent, Advent, ein Lichtlein brennt. Erst ein, dann zwei, dann drei, dann vier – dann steht das Christkind vor der Tür!" – so hört man es jetzt aus erwartungsfrohem Kindermund. Zur stillen Schummerstunde erklingt hie und da wohl auch unter dem lichtgeschmückten Tannenkranz das christgläubige Adventslied „Macht hoch die Tür, das Tor macht weit".

Dies wirft zu jetziger Zeit zuweilen die Frage auf: „Woher kommt den nun eigentlich unser Adventskranz?" Volkstumskundler und Brauchtumsforscher sind diesem nachgegangen. Sie meinen in unterschiedlichen Ergebnissen, daß unser Adventskranz in Deutschland aus der Welt des protestantischen Pietismus stammt, wie er uns in den Schriften von Matthias Claudius oder auf den Bildern des Philipp Otto Runge entgegentritt.

Diese Zeit war reich an religiösem Leben. Sie hat die ursprünglich ernste Adventszeit in eine frohe, liederfüllte Zeit freudiger Erwartung verwandelt. Es ist daher nicht verwunderlich, daß hier, vor etwa 180 Jahren, zum ersten Male der Adventskranz – allerdings in Form einer Adventskrone – genannt wurde.

So hieß es bei der Schilderung einer Weihnachtsfeier des Jahres 1795, daß in der Mitte „ein mit 24 Wachsstöckchen besetzter Buxbaumkronleuchter" hing, und 1814 erzählte man von einer „grünen Krone", die die Kinder zu einer Adventsfeier gebunden hatten.

Zahlreicher werden die Nachrichten über den Gebrauch von Adventskränzen erst einige Jahrzehnte später, und zwar stammen sie fast immer aus dem Wirkungskreis von Johann Hinrich Wichern, dem Vater der Inneren Mission und Gründer des Rauhen Hauses in Hamburg. Wichern wurde Zeit seines Lebens nicht müde, in Wort und Schrift für den Adventskranz zu werben. In den Adventsandachten des Rauhen Hauses, die er seit den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts abhielt, war auch immer ein Adventskranz aufgehängt.

Er hatte damals allerdings nicht nur vier Lichter, wie heute bei uns, sondern für jeden Adventstag war auf dem „Adventskronleuchter" ein Licht. „Den ersten Tag" – so schrieb Wichern in einer seiner Weihnachtserzählungen – „wurde eines der Lichter angesteckt, am zweiten ein zweites dazu, am dritten auch ein drittes und so fort, bis der Lichterkranz immer größer ward und glänzender strahlte."

Man kann somit Johann Hinrich Wichern wohl als eifrigsten Förderer der Adventskranzsitte in unserer Heimat ansehen. Er starb vor einhundert Jahren, 1881. Von seinem Tode bis nach dem Ersten Weltkrieg war der Adventskranz weiterhin wie zu Wicherns Lebzeiten nur bei den vorweihnachtlichen Adventsfeiern der Kirche in Gebrauch geblieben; aber er war noch lange nicht in allen Familien bekannt.

Erst allmählich bürgerte sich der Brauch des grünen Lichterkranzes zur Adventszeit auch in den Kreis der Familien ein. Aus Tannengrün gewunden und mit roten oder goldenen Bändern sowie mit vier Kerzen für jede der vier Adventswochen geschmückt, ziert er heute als Hängekranz oder Tischgesteck wohl jede Wohnung als Wahrzeichen vorweihnachtlicher Stimmung; den Kindern zur Freude, den Erwachsenen zur stillen Besinnung. Gerhardt Seiffert

720293

Der Heilige Martin, Patron vieler niedersächsischer Kirchen wie z. B. der Martinskirche in Nienburg, ist ein Vorbild christlicher Nächstenliebe. Als ein frierender Bettler vor dem Stadttor von Amiens kauerte und der Soldat Martin kein Geld bei sich hatte, teilte der Krieger seinen weiten Soldatenmantel mit dem armen Kerl.

Nachts erschien Christus dem Reiter im Traum mit dem halben Mantel und sagte: „Martinus, der noch Katechumene, Taufbewerber ist, hat mir diesen Mantel geschenkt". Das bedeutet: Wer sein Herz beim Armen hat, der dient dem Herrn Christus in besonderer Weise.

St. Martin buckelte später, als Bischof, nicht vor irgendwelchen hochgestellten Personen. Als Kaiser Maximus Blutschuld auf sich geladen hatte, weigerte sich der mutige Bischof hartnäckig, an der kaiserlichen Tafel zu erscheipen.

Der große Beter Martin von Tours liebte die Stille, in die er sich immer wieder zurückzog. Er wußte: Die Stille ist die Nahrung der Frömmigkeit.

Martins Todestag, der 11. November (401), wurde bald darauf als Martinstag gefeiert. Meistens ging es dabei, wie bei den anderen heiligen Festen, vor allem um die Vigilie, um den Vorabend, also um den 10. November.

So ziehen in Nienburg die Kinder seit unvordenklichen Zeiten am 10. November bei Einbruch der Dunkelheit von Haus zu Haus und singen ihr Martinslied, um dann von freundlichen Händen gespendete Gaben in Empfang zu nehmen:

„Marten, Marten, goe Mann,
de et wol noch dohn kann,
Appel un de Bärn,
Nöte mag ick geern;
gäwt mi wat, gäwt mi wat,
lat mi nich to lange stahn,
ick mot noch väle Wäge gahn,
ick hör de Slötels klingen,
ick glöbe, se wüllt mi wat bringen,
ick hör de Slötels klappern,
ick glöbe, ick krieg en paar Appel!"

Im frühen 20. Jahrhundert bekam das alte Lied nach „Wäge gahn" folgenden neuen Schluß:

„Von hier bet na Köln;
Köln is ne grote Stadt,
da gäwt mi alle Lüe wat,
mi wat, di wat,
allen lütjen Kinnern wat."

Oft sang man zusätzlich „Ein feste Burg" und erinnerte damit an Martin Luther, der am Martinstag 1483 geboren und getauft ist. Ließ sich niemand blikken oder gab jemand zu dürftig, erschall der Schmähvers: „Witten Tweern, swarten Tweern, N. N. Mudder giwt nich geern".

Heute ist in Nienburg das immer noch übliche Martinssingen verwildert: Das Lied kommt nicht über einige Worte hinaus. Übrig blieb eine laute, freche Bettelei. Wegen solcher Entartungserscheinungen suchten die Behörden schon 1747 in Braunschweig-Wolfenbüttel, das Martinssingen von Kindern und Erwachsenen völlig abzuschaffen.

Das Martinssingen mit ganz ähnlichen Liedern ist auch z. B. aus Stolzenau, aus Hachmühlen (Kreis Springe) und aus der Umgebung von Bad Pyrmont bekannt.

Der 11. November war das Ende des bäuerlichen Wirtschaftsjahres. Da waren Naturalabgaben fällig, z. B. die Martinsgans. So aßen am Martinstag viele Familien im Wesertal die Martinsgans.

Der Martinstag ist noch heute im Bewußtsein der niedersächsischen Bevölkerung lebendig, besonders an Orten wie z. B. Nienburg, die eine Martinskirche haben.

Martinslied.

W. Everding.

Martin war ein armer Knabe,
sang ums liebe Brot;
frommer Leute milde Gabe
stillte seine Not.
Jedes Lied aus seinem Munde
klang so hell und rein;
Aug' und Miene gaben Kunde
von dem Herzen sein.

Martin wurde Augustiner
aus Gewissensnot;
als des Ordens treuster Diener,
fand er schier den Tod.
Endlich ihn ein Bruder lehret,
daß Gott jeden liebt,
der sich ganz zu Christo kehret
und sich dem ergibt.

Martin ward ein frommer Hirte:
Armen half er gern;
das Verlorne und Verirrte
lockte er zum Herrn.
Gottes Wort in deutschem Klange
hob er hoch empor.
Luther lebet im Gesange
noch in unserm Chor.

— (Um die Gans.) Wenn der November mit seinen trüben, grauen Nebeltagen ins Land zieht, dann ist die Zeit des großen Gänsesterbens gekommen. Von der Martinsgans hören wir zum ersten Male im 12. Jahrhundert. Nach den Korveier Annalen schenkte 1171 Othelricus von Svalenberg den Mönchen des Klosters Korvei am Feste des heiligen Martins eine silberne Gans. Die Gänse sollen nämlich diesen Heiligen durch ihr Geschnatter verraten haben, als er am Tage seiner Wahl zum Bischof von Tours im Gänsestall ein Versteck suchte, um sich in seiner großen Demut und Bescheidenheit dem hohen Amte zu entziehen. Seitdem müssen die Gänse schmoren und braten. Nach Simrock, Carl Clemen und Eugen Fehrle handelt es sich bei den Martinsgansschmäusen um ein altgermanisches Opfer- und Erntedankfest, das auf Mitte November fiel und bei welchem die Gans als „Wachstumsgeist" getötet und gegessen worden ist. Nach Einführung des Christentums ließ zwar die Kirche in weiser Duldung dem Volke diesen tiefeingewurzelten Kultbrauch, verlegte ihn aber auf den Martinstag und brachte ihn so mit dem Heiligen in Verbindung. Bei verschiedenen anderen Handwerken wurde ehemals, wenn mit abnehmender Tageslänge bei Licht gearbeitet werden mußte, der Beginn dieser „Lichtabende" feierlich mit dem Schmause der „Lichtgans" begangen, an dem sich Meister, Gesellen und Lehrlinge in schöner Eintracht und regem Wetteifer beteiligten. Der Volksglaube spricht der Gans prophetische Eigenschaften zu. Aus der Farbe des Brustbeins der Martinsgans läßt sich die Witterung des bevorstehenden Winters erkennen: „ist der Knochen hell und klar, so wird es einen strengen Winter geben, ist er dagegen dunkel und grob, so steht viel Schnee und laues Wetter bevor."

720294

Vorbild christlicher Nächstenliebe: Martin

Sein Todestag am 11. November wird als Martinstag gefeiert



720295



In eindrucksvoller Weise vermittelt diese alte Darstellung die Sage, wonach der Heilige Martin seinen Mantel mit einem frierenden Bettler geteilt haben soll.

Am 11. November ist Martinstag

Die wundersame Wandlung vom Kriegsmann zum frommen Christen

Und woher haben die „Martinsgänse" ihren Namen?

Dr. Werner Hübner 1981

720296

Nachdem sich das Laternenlied der Kinder in den Abendstunden etwas rarer gemacht hat, wird es nicht lange dauern, bis die Kinder am Martinsabend, dem 10. November, an den Haustüren stehen und ihre Gaben und Geschenke einsammeln.

St. Martin war ein tapferer Kriegsmann unter den byzantinischen Kaisern Konstantin und Julian. Er entsagte jedoch dem rauhen Handwerk und wurde frommer Christ. Man wollte ihn zum Bischof von Tours machen, was er entschieden ablehnte. Der Legende nach versteckte er sich in einem Gänsestall, aber die Tiere verrieten ihn, und so kam er doch noch zu dem von ihm nicht erwünschten Bischofshut.

Im Jahre 370 gründete er bei Poitiers das erste abendländische Kloster. Er starb am 8. November 397 und wurde am 11. November begraben. Nach seinem Tod wurde er einer der bedeutendsten Schutzpatrone des merowingisch-fränkischen Reiches. Sein bekanntestes Kleidungsstück, der Mantel (die Cappa), wird in Tours aufbewahrt. Der Legende nach soll er diesen Mantel mit einem frierenden Bettler am Stadttor von Amiens geteilt haben.

Der Martinstag spielt in Holland und Belgien eine ebenso große Rolle, nur daß aus dem Martin ein Claas oder Klaus wird. Bereits im Grenzgebiet zwischen Deutschland und Holland entstanden die Ansingelieder, die sich bis in unsere Gegend erhalten haben.

Wenn die Kinder an die Tür kommen, singen sie und warten dann schon auf die Gaben, die in ihren Plastiktüten verschwinden. Den eigentlichen Text der Lieder kennt kaum noch jemand. Vor allen Dingen trennt keiner mehr das eigentliche „Martiniheischelied" von den Ansingeliedern.

Da im Laufe der vielen Jahre keine Unterschiede zwischen der Vorzeit und dem eigentlichen Martinsabend mehr gemacht werden, freut man sich, wenn solche Lieder heute überhaupt noch gesungen werden. Am eigentlichen Martinsabend hat sich nun ein Lied eingebürgert, das in zahllosen Abwandlungen von den Kindern gesungen wird, man möchte sagen, daß schon in jedem Dorf ein anderer Text vorgetragen wird.

Wenn nun diese Lieder erklungen sind, öffnet sich die Haustür und die Kinder bekommen ihren Lohn in Form von Süßigkeiten, Nüssen, Äpfeln oder anderen kleinen Geschenken. Aber wehe, es tut sich nichts, und die Sänger müssen unverrichteter Dinge wieder abziehen. Schnell sind dann recht derbe Verse zur Hand.

Nun noch einiges zu den „Martinsgänsen". Angeblich, weil die Tiere den heiligen Martin in Tours verraten haben, werden sie zu Martini verspeist. Dieses Gänseessen hat aber sicher einen anderen Grund. Mit der Zeit um den Martinstag beginnt auch heute noch für den Bauern die Zeit, an der es auf dem Feld keine Arbeit mehr gibt. Das Futter für die Tiere wird knapp.

In alter Zeit mußte der Zins abgeliefert werden. Die Geistlichkeit erhielt diesen vielfach in Form von Gänsen. Heute noch erinnert im süddeutschen Raum die Kirchweihgans an diese Zeit. Da man außer dem guten Essen, auch wieder über Martin, das Trinken nicht vergessen durfte, wurde früher der Martinswein gereicht. Martin soll einmal Wasser zu Wein verwandelt haben.

Die Mönche in Würzburg verteilten am 11. 11. diesen Wein. Im sächsischen Raum stellten die Kinder Krüge mit Wasser in die Salinen und sangen dazu: „Marteine, mach Wasser zu Weine".

Da die Protestanten auch einen Martin brauchten, verlegte man in diesen Gegenden den Martinstag auf den 10. November. Das war Luthers Geburtstag.

Im schlesischen Raum, besonders aber in Böhmen, schmückte man die Martinsgans mit bunten Lichtern. Die Martinsfeuer brannten in dieser Nacht überall. Aus Kürbissen und Rüben wurden Gesichter gemacht. Die Früchte wurden ausgehöhlt und ein Licht hereingestellt. In Baumgabeln, in Sträuchern und auf Mauern leuchteten dann diese geheimnisvollen Dinge. Nur selten sieht man heute noch solch Gesicht um diese Zeit. Die Martinsfeuer sind erloschen, die Laternenumzüge bei uns mögen noch an die alte Martinsgeschichte erinnern.

Nach diesem Abend wird es still, die dunkle Zeit bricht an. – „Nach Martini scherzt der Winter nicht."

720297

Wegen Ausartung verboten: Martinisammeln und -singen

Alte Landesherrliche Verordnungen waren oft kurios

Es ist heute recht interessant, einmal zu lesen, wie sich die Fürstliche Verwaltung der Braunschweig-Lüneburgischen Lande um das allgemeine Wohl der Untertanen sorgte. So wurden zum Beispiel auch althergebrachte Sitten verboten. Das aber kam wohl daher, daß einstmals schöne alte Bräuche durch Ausartung mehr und mehr verflachten.

So hieß es derzeit in einer Verordnung aus dem Jahre 1743 über das „Einsammelen zu Martini, Nicolai, Weyhnachten und Neujahr": „Niemanden, der nicht ausdrückliche Verwilligung von dem gnädigsten Landesfürsten dazu erhalten hat, und bey Einsammlung des Geschenkes solche vorzeiget, soll erlaubt seyn, auf Martini, Nicolai, Weynachten und Neujahr herum zu gehen und Geschenke zu sammelen; wie denn auch allen und jedweden untersagt ist, dergleichen Collectanten etwas zu geben, widrigenfalls, und wenn dieser Verordnung entgegen gehandelt wird, nicht allein diejenigen, so ohne habende Verwilligung sammeln, sondern auch die, so ihnen etwas geben, mit nachdrücklicher Strafe angesehen werden sollen."

Und eine landesherrliche Verordnung vom 1. Dezember 1747 besagt: „Das Neujahrs-, Fastnachts- und Martini-Singen der Kinder und erwachsenen Leuten soll, insbesondere in den beyden Vestungen Braunschweig und Wolfenbüttel und den anderen Städten völlig abgeschaffet, und die Uebertreter, andern Bettelleuten gleich, aufgehoben, die also singend bettelnde Kinder und deren Eltern aber, wenn sie es gewußt und zugegeben, auf des Directorii der Armenanstalten geschehenes Abmelden an die Obrigkeit, theils mit Gelde, theils mit Leibesstrafe dem Befinden nach bestrafet und angesehen, zu Herausgebung des empfangenen angehalten, und dieses sowohl, als die Geldstrafe dem Armen-Directorio behufs der Armenanstalten eingeliefert werden."

In der Fürstlich Wolfenbüttelschen Consistorio Verordnung vom Jahre 1669 wurde befohlen: „In den Advents- und Fastenwochen keine Trauungen." Dazu hieß es: „Es soll stricte über die Kirchen-Ordnung gehalten werden, und die Prediger nach Maaßgabe derselben keine Copulationen in der ersten Advents- und Fastenwoche verrichten oder Hochzeiten geschehen lassen, sondern wenn die Nothwendigkeit ein anderes zu Zeiten erfordern sollte, die Interessen an Fürstliches Consistorium um vorhero darinn zu cognosciren, und dem Befinden nach zu dispensieren, verweisen und sich disfalls aller eigenmächtigen dispensation bey Vermeidung ernstlicher Bestrafung lediglich zu enthalten." –

Und schließlich – um nur ein Kuriosum anzuführen – wäre noch eine in den „Braunschweigischen Anzeigen" im Jahre 1828, Nr. 76, veröffentlichte Bekanntmachung des herzoglichen Kammer-Collegiums vom 6. September jenes Jahres aufgezeichnet; eine Steuer für auswärtige Papiertapeten betreffend. Der entsprechende Text lautet: „Mittels allerhöchsten Rescripts vom 14. d. M. ist allergnädigst verordnet worden, daß vom 1. Octbr. d. J. an bei den mit diesem Tage eintretenden Gränzzoll-Recepturen, von allen in die hiesigen Lande eingehenden ausländischen Papiertapeten, eine Eingangsabgabe von 18 Gute Groschen für den Ctr., außerdem aber in den Städten Braunschweig und Wolfenbüttel von den daselbst eingeführt werdenden dergleich ausländischen Tapeten, statt des bisherigen Accisesatzes zu 1 pr. Ct. (einem Prozent) des Werthes, eine Verbrauchssteuer von 6 Gute Groschen für den Centner entrichtet werden soll, und wie Wir zu Bublcation dieser allerhöchsten Anordnung befehligt worden sind; so wird solches hiermit zur allgemeinen Kenntnis gebracht." –

Nach alten Akten
von Gerhardt Seiffert.

720298

Düstere Gestalt als Kinderfreund

Mancherorts wurde Knecht Ruprecht „Aschenklaus“ genannt

Die Verehrung des Hl. Nikolaus, der den Kindern am 6. Dezember, dem Nikolaustag, etwas in den Schuh legt, hat in Niedersachsen eine lange Geschichte.

An der Weser wurde St. Nikolaus besonders verehrt. Das beweisen z. B. das herrliche Nikolausfenster im Bücker Dom, das Fresko des Bischofs in St. Martin in Nienburg und die St.-Nicolai-Kirche in Rinteln. Nikolaus war der Patron der Schiffer, weil er oft zu Schiff die Gemeinden seines Bistums besucht hat.

Die Legende erzählt von dem Kinderfreund: In Myra, dem Bischofssitz des Heiligen, grassierte vor 1600 Jahren Hungersnot. Als endlich Getreideschiffe übers Meer kamen, fingen brutale Seeräuber die Nahrungsmittel ab. Die Seeräuber forderten für die Herausgabe riesige Goldmengen oder alle Kinder der Stadt. Da die Einwohner nicht genügend Gold zusammenbringen konnten, versammelten sie schließlich ihre geliebten Kinder zur Übergabe. Im letzten Moment gelang es Bischof Nikolaus, durch die Opferung des kostbaren Kirchenschatzes die Kinder und damit die ganze Stadt zu retten. So war der 6. Dezember stets ein Tag der Kinder.

Im alten Hoya zogen die Kleinen mit einem großen Stock, einem langen Rock und einem riesigen Sack los und sangen an den Türen. Dann stießen die Sänger munter mit dem Stock auf und erhielten aus einem Waschkorb Äpfel, braune Kuchen und kleine „Klunkerwürste“.

Noch vor dem Zweiten Weltkrieg zogen am Nikolausabend z. B. in Rinteln verkleidete „Nikoläuse“ von Tür zu Tür und sangen, um Gaben bittend, „Kling' Glöckchen, klingelingeling, kling' Glöckchen, kling. Tut mir auf die Türen, laßt mich nicht erfrieren.“ Aus Ostfriesland sind „Gebildbrote“ zum Nikolaustag bekannt.

Neben dem Kinderfreund im Heiligenkalender stand seit eh und je eine laute, handfeste, pelzverbrämte, schwerbeladene, unheimlich düstere, von Haus aus dämonische Gestalt: Knecht Ruprecht, den man auch „Busseklaus“ oder „Aschenklaus“ nannte, weil er mit seinem Aschensack unartige Kinder schlug.

Im Braunschweigischen gab es als Gestalt des weihnachtlichen Brauchtums weiter den „Schimmelreiter“, einen Restbestand der germanischen Religion. Auch weitere verkleidete Gestalten der Vorweihnachtszeit sind bezeugt, die ursprünglich gefesselte, teuflische Unholde waren.

Bald verschmolzen sie alle mit dem Hl. Nikolaus. Der letztlich daraus entstandene Weihnachtsmann ist nicht vor 1820 bezeugt. Zu seiner Verbreitung hat entscheidend der Niedersachse Hoffmann von Fallersleben durch sein einst höchst beliebtes Kinderlied „Morgen kommt der Weihnachtsmann“ beigetragen.

„Sünner Klaus, de gode Mann, kloppt an alle Dören an“

Nikolaustag am 6. Dezember seit Jahrhunderten ein Kinderfest

Das beliebteste und traditionsreichste Kinderfest in unserem Kalender ist seit 900 Jahren der Nikolaustag. Uralte Bräuche sind mit diesem Tage „im Zauber der Vorweihnacht“ verbunden. Unser heimischer Volksmund widmete dem Symbolum dieses Tages, dem heiligen Bischof von Myra, zahlreiche Sprüche und Reime. Der bekannteste Reim lautet hierzulande: „Sünner Klaus, de gode Mann,/kloppt an alle Dören an;/littje Kinner gifft he wat,/grote stickt he in sien Sack.“

Ein Kernstück des alten Brauchtums hat sich bis heute erhalten: Vielerorts ziehen in der abendlichen Dämmerstunde des Nikolaustages Kinder als „Kläuse“ verkleidet durch die Straßen von Haus zu Haus und erbitten Geschenke mit dem Vers: "Lat't us nicht so lange stahn, denn wie meut't noch wiedergahn."

Der heilige Nikolaus, der auch mit „Knecht Ruprecht“ identifiziert wird, ist eine echte geschichtliche Gestalt, die durch viele Legenden zu einer Unkenntlichkeit geworden ist.

Wer weiß heute noch, daß er den Ehrennamen „Bekenner“ führte und auf dem Konzil zu Nicäa im Jahre 325 gegen die Irrlehre des Arius von Alexandrien (gest. 336), der die Gottgleichheit Christi leugnete, gewichtige Worte sprach. Wer weiß heute noch, daß er der Schutzpatron der Seeleute, der Weber, der Schneider, der Metzger, der Notare, der Advokaten und der Schüler ist?

In der Ostkirche überstrahlt er seit nunmehr 1000 Jahren alle anderen Heiligen und steht im Range gleich hinter der Gottesmutter. Seine Gebeine ruhen seit dem Jahre 1087 in der Krypta der Basilika San Nicola in Bari. Über dem Gruftaltar hängen viele Weihegaben, vor allem Schiffsmodelle. Unzählige Gotteshäuser sind diesem „Volksheiligen des Abendlandes“ geweiht.

In der Kunst wird er in bischöflicher Kleidung dargestellt. Auf seinem Buche trägt er drei goldene Kugeln oder er hält drei Brote in der Hand. Weitere Attribute des heiligen Nikolaus sind Schiff und Anker.

Der Brauch, die Kinder in der Nacht zum Nikolaustag heimlich zu beschenken, wird mit der Legende in Verbindung gebracht, daß der heilige Nikolaus in drei Nächten Beutel Geldstücke in die Schlafzimmer von drei Geschwi[illegible] (jungen Mädchen) warf, um sie vor [illegible]tion zu retten.

Kurt Asendorf

Der Hubertusschlüssel

720299

Volksglaube und Mythologie

Der Heilige Hubert ist bis heute einer der volkstümlichsten Heiligen geblieben. Er stammte angeblich aus einem herzoglichen Geschlecht Aquitaniens und war Bischof von Lüttich, wo er 727 gestorben ist. Seine Reliquien wurden 825 in das später St. Hubert benannte Kloster Andain (Andagium) überführt, von wo sie seit den Hugenottenkämpfen 1568 verschwunden sind.

Seit dem zehnten Jahrhundert breitete sich seine Verehrung in der Diözese Lüttich, in den Ardennen, in Luxemburg, in der ganzen Eifel, im Trierer Land und im Herzogtum Lothringen, im Kölner, Jülicher und Bergischen Land und in Westfalen immer stärker aus. In allen diesen Gegenden wurden ihm zu Ehren viele Kirchen und Kapellen errichtet.

Sein Fest ist der dritte Nebelmond (November). Dieser Tag führt im Bergischen noch den Namen „Allerteufel". Wahrscheinlich sollte damit der Humor unserer Vorfahren zu seinem Recht kommen, denn dieser Tag folgt bekanntlich auf Allerheiligen und Allerseelen.

Der Hubertusorden

Im Herzogtum Jülich nahm die Verehrung des Heiligen neuen Aufschwung, seitdem am Hubertustag 1444 Herzog Gerhard von Jülich-Berg den Herzog Arnold von Geldern in der Schlacht bei Linnich besiegt hatte. Zum Andenken stiftete Herzog Gerhard für Jülich den hohen Ritterorden vom Heiligen Hubert, der dann später der höchste Orden des bayerischen Königshauses wurde. Der Hubertusorden wurde 1708 von Johann Wilhelm Kurfürst von der Pfalz (1690 bis 1716) erneuert und hat sich in Bayern bis 1919 erhalten.

Der Heilige wurde Patron der Jäger, Beschützer der Hunde und Helfer gegen die Hundswut, wahrscheinlich zuerst im wildreichen Hochwald der Ardennen. Hier brachte man noch im achten Jahrhundert Diana die Erstlinge der Jagd als Opfer dar. Bereits im neunten Jahrhundert soll dann unter den „großen Herren" der Ardennen die Sitte bestanden haben, dem Heiligen Hubert in Andain die Erstlingsbeute der Jagd zu opfern. Auf seinen Gedächtnistag legte man den Tag der Eröffnung der Großjagd und hält dies vielfach noch heute so. Früher auch begingen die Jäger den Tag ihres Schutzpatrons besonders feierlich. Sie hörten in voller Jagdausrüstung die heilige Messe, um Flinten und Hunde gegen Behexung geschützt zu wissen.

In der Kölner Kirchenprovinz bildete der Heilige Hubert mit Antonius, Cornelius und Quirinus die Gruppe der heiligen vier Marschälle (Gottes), die wegen ihrer „täglichen Hilfe" für Menschen und Haustiere unter den Landleuten hoch verehrt waren. Seine Beliebtheit verbreitete sich von den Ardennen aus allmählich über französischen und deutschen Boden; sie spiegelt sich auch in dem Attribut des Heiligen wider, im Hirsch mit dem strahlenden Kreuz im Geweih. Ein solcher Hirsch, der in der Heiligenlegende Christus bedeutet und deshalb als Führer zum Heil das Symbol der Erlösung trägt, soll nach einer spätmittelalterlichen, dem 15. Jahrhundert angehörigen Legendenfassung St. Hubertus, als er noch am Hofe Pipins von Heristal lebte, auf der Jagd erschienen sein und veranlaßt haben, daß er sich vom Weltleben abkehrte. — Diese in verschiedene Heiligenlegenden verwobene und verherrlichte Wundersage kennen die älteren Hubertusviten noch nicht. (Vermutlich wurde sie aus der Eustachius-Legende, der sie schon im achten Jahrhundert eigen war, herübergenommen.)

In einem Segenspruch aus Münstereifel (1600) tritt Hubertus als Helfer der Fallen- oder Schlingensteller auf. Nach dem Inhalt des Spruchs handelt es sich um Fallen oder Schlingen, um die man dreimal „mit dem linken Fuß", das heißt linksherum, gehen und sie dann mit Wasser besprengen mußte, nachdem man die Beschwörungsformel hergesagt hatte.

Kult und Brauchtum

Bereits seit dem zehnten Jahrhundert wurde der Heilige gegen den Biß toller Hunde angerufen. Dieser Kult entstand wohl ebenfalls zuerst im wildreichen Hochwald der Ardennen und verbreitete sich unter französischen und rheinischen Jägern und Forstleuten, die die Gefahr rasender Hunde kannten und fürchteten. Im Volk suchte man sich auf verschiedene Weise gegen den Biß und seine Folgen zu schützen oder der Gefahr vorzubeugen.

In erster Linie mußte gegen die Hundswut der sogenannte „Hubertusschlüssel" helfen. Dieser Schlüssel war ein 18 bis 20 Zentimeter langes handgeschmiedetes, nagelartiges, gesegnetes Eisen in hölzernem Heft und hatte einen petschaftartigen flachen Kopf mit eingefügtem Horn, Halbmond oder ähnliches und diente zum Ausbrennen der Wunde, ein altes und beliebtes Mittel gegen die Tollwut.

Nach einer späteren Legendenfassung hatte der Heilige Hubert selbst einen goldenen Schlüssel gebraucht und dieser soll ihm vom Heiligen Petrus oder von einem seiner Nachfolger (Papst) gegeben worden, später aber verschwunden und durch einen in Sainte Croix de Liège aufbewahrten kupfernen Schlüssel aus dem neunten Jahrhundert ersetzt worden sein. — Solche Schlüssel werden vielerorts heute noch in den Kirchen aufbewahrt.

Die gebissenen Menschen oder Tiere werden mit dem glühend gemachten Eisen oder Schlüssel entweder auf die Schadenstelle oder auf die Stirne „biß zum lebhaften Fleisch gedruckt".

Auch war es früher üblich, daß ein Gebissener nach St. Hubert wallfahrtete. Dort wurde die Bißwunde ausgebrannt, dem Verletzten außerdem die Stirn geritzt und in diese ein winziges Fädchen aus der Stola gelegt, die angeblich dem Heiligen von einem Engel zur Bischofsweihe gebracht worden war und in St. Hubert aufbewahrt wurde.

Neun Tage lang mußte die Wunde verbunden bleiben. Am neunten Tage oder an neun aufeinander folgenden Tagen mußte der Kranke zu den heiligen Sakramenten (Beichte und Kommunion) gehen; am zehnten Tag wurde der Verbandsstoff verbrannt und die Asche in eine Senkgrube hinter dem Altar geschüttet. Während der Kur mußte der Kranke neunerlei diätetische und religiöse Vorschriften beachten, wobei die heilige Zahl neun eine große Rolle spielte. — Bis in die jüngere Zeit herauf blieben diese Heilmethoden und die mit ihr verknüpften Bräuche erhalten.

Bei der Hubertuskapelle in Ückesdorf (Kreis Bonn) wurden am 3. November an die Pilger und Gläubigen Hubertusplätzchen verteilt und von den Männern in den oberen Rand der Hose, von den Weibern in den des Unterrocks genäht, um gegen den Biß toller Hunde geschützt zu sein.

Auch suchte man sich durch weißgegerbte und mit roter Farbe bespritzte, 18 bis 20 Zentimeter lange und ein bis eineinhalb Zentimeter breite, am Hubertustag in der Kirche gesegnete (und in oder vor dieser feilgebotene) Lederriemchen vorbeugend zu schützen. Man trug sie im Knopfloch des Rocks oder am Hosenträger. — Diese Riemchen könnte man als Ersatz früherer Opferfelle betrachten.

Hufeisen und Nagel

Der Volksglaube setzt den Heiligen Hubert in Beziehung zu Wodan, zum Freischützen, zum Hundsgestirn, zur Artemis, zum Wilden Jäger und zur Wilden Jagd und die Hubertusjagd selbst zum deutschen Seelenkultus. Die Verbindung zum Wilden Jäger fand auch in Volkssagen und -erzählungen ihren Niederschlag.

Beim Eingang in Oberwesel war früher im Straßenpflaster ein Hufeisen dargestellt, das auf St. Hubertus' Roß bezogen wurde. Der Halbmond im „Schlüssel" und das Hufeisen haben jedenfalls in der Form eine sehr große Ähnlichkeit. Die Beziehung dieses Wahrzeichens auf das Roß des Heiligen dürfte aber an die Stelle eines älteren heidnischen getreten sein. So hängt ein Hufeisen im Dom zu Wexiö (Südschweden), das von Odins Roß Sleipnir herrühren soll. Überhaupt berühren sich die berittenen Heiligen (St. Michael, St. Martin, St. Hubert) sehr innig, gehen vielfach ineinander über und sind oft später für den ebenfalls berittenen Wodan (Odin) eingetreten.

Der Mittelpunkt des Hubertuskultes ist das glühende, brennende und dadurch heilende Eisen in Form eines sogenannten Schlüssels oder eigentlich Nagels. Der Nagel aber ist wiederum ein wesentlicher Bestandteil des Hufeisens, der es äußerlich aber fest mit Roß und Reiter vereinigt.

MICHAEL DAMBÖCK

720300

Dezember – Wintermonat – Julmonat – Christmonat

Nach dem Winteranfang am 22. Dezember werden Tage wieder länger / Morgen beginnt die Adventszeit / Viele Erinnerungstage

Der letzte Monat des Jahres und der erste der winterlichen Jahreszeit, der seit altersher im Zauber besonderer Festlichkeit steht, stand im altdeutschen Kalender unter den Namen Wintermonat, Julmonat und Christmonat verzeichnet. Die Tageslänge erreicht bis zum Beginn der dritten Dezember-Dekade ihr absolutes Minimum, das immerhin neun Stunden kürzer ist als das Maximum des Monats Juni am Sommeranfang. Am 22. Dezember (Winteranfang) werden die Tage wieder länger und gewinnen bis Ultimo fünf Minuten. Der Tag der Wintersonnenwende wurde schon in heidnischer Zeit festlich gefeiert. Relikte dieser Festivität leben heute in den alten Weihnachtsbräuchen fort.

In der Landwirtschaft steht jetzt die Viehhaltung im Vordergrund des Arbeitspensums. – Die zahlreichen Bauernregeln, welche dem Dezember gewidmet sind, haben eine bemerkenswerte Aussagekraft. Die bekanntesten Sprüche sollen hier in Erinnerung gebracht werden: „Dezember kalt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Höh". – „Wenn die Kälte in der ersten Adventswoche kam, hält sie zehn volle Wochen an". – „Kalter Dezember und fruchtbar Jahr, sind vereinigt immerdar." – Weihnachten im Schnee – Ostern im Klee".

In diesem Jahr fallen die vier Adventssonntage auf den 2., 9., 16. und 23. Dezember. Auf diese Weise wird uns eine sehr lange Weihnachtsszeit beschert. In der letzten Dezember-Dekade gibt es – die zwischen zwei Feiertagen gelegenen Montage am 24. und 31. eingerechnet – acht arbeitsfreie Tage. Das ist eine ungewöhnliche Dekade, die vielen Menschen willkommen sein wird und die dennoch die alte Spruchweisheit bestätigen könnte: „Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen".

Aus der Adventszeit tritt der Sankt-Nikolaus-Tag am 6. Dezember, der in diesem Jahr auf einen Donnerstag fällt, besonders festlich hervor. Der heilige Nikolaus, der auch Schutzpatron vieler Kirchen in unserer Heimat ist, war ein Wundertäter und Bischof von Myra in Kleinasien, der in der katholischen Kirche seit über tausend Jahren hochverehrt wird. Als Festtag der Kinder steht der Sankt-Nikolaus-Tag seit altersher auch in unserer Heimat in Geltung.

Der Dezember ist ohnehin reich an denkwürdigen Erinnerungstagen: Zunächst sollen hier die „runden" Gedenktage erwähnt werden: Am 18. Dezember 1879, also vor nunmehr hunderte Jahren wurde der deutsche Maler Paul Klee in München-Buchssee geboren.

Am 3. Dezember jährt sich der Todestag des Goethe-Intimus Johann-Peter Eckermann zum 125. Male. Eckermann, der aus Winsen/Luhe stammte, ist durch seine „Gespräche mit Goethe" unsterblich geworden. Am 18. Dezember 1679, also vor nunmehr dreihundert Jahren, starb der Welfenherzog Johann Friedrich, der in der Geschichte unserer Heimat eine bedeutende Rolle spielte.

Am 4. Dezember 1137 starb der deutsche Kaiser Lothar von Sachsen. Er war der reichste Fürst Norddeutschlands. Am 5. Dezember 1791 starb der Komponist Wolfgang Amadeus Mozart, und am gleichen Tage des Jahres 1835 starb der deutsche Dichter August Graf von Platen-Hallermund.

Am 6. Dezember wurde der geistliche Liederdichter Nikolaus Selnecker geboren, und am gleichen Tage des Jahres 1892 starb der bekannte deutsche Erfinder und Unternehmer Werner von Siemens. Am 7. Dezember 1819, also vor nunmehr 160 Jahren trat die erste Verfassung des Königreiches Hannover in Kraft. Am 9. Dezember 1692 wurde das alte welfische Hannoverland Kurfürstentum.

Am gleichen Tage des Jahres 1594 wurde der Schwedenkönig Gustav II. Adolph geboren. Am 10. Dezember 1520 verbrannte Martin Luther seine Bannbulle und setzte damit ein Fanal im Kampf gegen das Papsttum. Am 11. Dezember 1843 wurde der deutsche Mediziner Robert Koch, der Entdecker der TBC, geboren.

Am gleichen Tage – acht Jahre früher – wurde der deutsche Theologe und Politiker Adolph Stoecker geboren. Am 13. Dezember 1769 starb der deutsche Dichter Christoph Fürchtegott Gellert. Am 14. Dezember 1720 wurde Justus Möser, der große Sohn Osnabrücks, geboren. Am 16. Dezember 1770 starb der berühmte Komponist Ludwig van Beethoven.

Am 17. Dezember 1789 wurde der hannoversche Baumeister Georg Ludwig Friedrich Laves geboren. Am 18. Dezember 1803 ist der Todestag des deutschen Universalgelehrten Johann Gottfried Herder. Am 20. Dezember starb Käthe Luther, die Gemahlin des deutschen Reformators.

Am 21. Dezember 1748 wurde im Pfarrhaus in Mariensee bei Hannover der Dichter Ludwig Hölty geboren. Am 22. Dezember 1891 starb der deutsche Ethnologe Paul des Lagarde. Am 23. Dezember 1597 wurde der deutsche Barockdichter Martin Opitz geboren. Der 27. Dezember schließlich ist der Geburtstag des berühmten deutschen Theologen Johann Arnd (1555) und des berühmten Astronomen Johannes Kepler (1571).

Kurt Asendorf

720301

Dezember – Wintermonat, Christmonat

In diesem Jahr hat der Monat fünf Sonntage – Allmählich werden die Tage wieder länger

Der zwölfte und letzte Monat des Jahres, der im altrömischen Kalender, das heißt bis zum Jahre 153 vor Christi, an zehnter Stelle stand und der demzufolge noch heute seinen altbekannten Namen führt, stand im altdeutschen Kalender als Julmond, Wintermonat und Christmonat verzeichnet. Der Name Julmond ist heidnischen Ursprungs und erinnert an das große Julfest der Germanen, welches in Skandinavien besonders festlich begangen wurde und im Zeichen der Wiederkehr der Sonne stand.

Nach der Christianisierung wurde das Julfest als Weihnachtsfest oder Christfest gefeiert und stand im Zeichen der Erinnerung an die Menschwerdung Gottes, der Geburt des Welterlösers Christus. Um das Jahr 350 unserer Zeitrechnung vollzog sich dieser Wandel, der den Geburtstag von Jesus auf den 24. Dezember fixierte.

Der festliche Reigen im Kalender wird eingeleitet vom ersten Advents-Sonntag, der in diesem Jahre auf den 3. Dezember fällt. Mit diesem Tag wird auch das neue Kirchenjahr eröffnet. Drei Tage später ist der Gedächtnistag des heiligen Nikolaus, des wohltätigen Bischofs von Myra. Der Sankt-Nikolaus-Tag (6. 12.) ist ein Festtag für die Kinder.

Im Jahre 1310 wurde der Geburtstag Christi zum Neujahrstag für Deutschland bestimmt. Diese Verfügung, die von den deutschen Bischöfen in Köln erlassen wurde, blieb bis zum Jahre 1691 in Kraft. Seither feiern die Deutschen den Neujahrstag am 1. Januar. Die Weihnachtsbräuche, die alle Wandlungen überdauert haben, sind uralt. Der Weihnachtsbaum steht im Mittelpunkt des alten Brauchtums. Seine Urheimat ist das Elsaß. In unserer engeren Heimat wurde der Lichterbaum nach dem Befreiungskrieg populär. Vor hundert Jahren wurden erstmalig Weihnachtsbäume in den Kirchen unserer Heimat aufgestellt.

Der Advents- und Weihnachtsschmuck in den Straßen unserer Städte ist freilich viel jünger. Der Weihnachtsbaum als Platzschmuck kam erst nach dem Zweiten Weltkrieg richtig in Mode. Üppige Mahlzeiten geben den Festtagen seit Jahrhunderten ein besonderes Gepräge. Im Raum Bremen, Verden, Hoya, Nienburg, Syke stand schon vor zweihundert Jahren der sogenannte Klaben hoch im Kurs und die „Braunkuchen", ein altes Sirup-Gebäck, gab es wochenlang in großen Mengen. Die Völlerei nahm am Weihnachtsabend oft groteske Formen an, so daß dieser Abend als „Vullbuksabend" in den Wortschatz unserer Heimat eingegangen ist. –

Während der ersten beiden Dekaden des Monats Dezember verlieren die Tage 23 Minuten. Diese Lichtabnahme hat zur Folge, daß der Tag der sogenannten Wintersonnenwende, der 22. Dezember, neun Stunden kürzer ist, als der Tag der „Sommersonnenwende" am 21. Juni.

Die alten Bauernregeln, welche dem Dezember gewidmet sind, zeichnen sich durch eine große Vorbedeutung aus. Die bekanntesten Sprüche in unserer Heimat lauten: Dezember kalt mit Schnee, gibt Korn auf jeder Höh'. – Dezember veränderlich und lind, der ganze Winter ein harmloses Kind. – Kalter Dezember und fruchtbar Jahr, sind vereinigt immerdar.

Der Dezember ist reich an Erinnerungstagen: Am 3. Dezember 1854 starb der Goethe-Konfident Johann Peter Ekkermann. Am 4. Dezember 1137 starb der deutsche Kaiser Lothar, der eine Schlüsselstellung in der deutschen Frühgeschichte einnimmt. Dieser Tag ist der heiligen Barbara geweiht. Am 5. Dezember 1791 wurde der weltberühmte Komponist Wolfgang Amadeus Mozart geboren, und am gleichen Tage des Jahres 1835 starb der deutsche Dichter August Graf von Platen.

Am 6. Dezember 1530 wurde der deutsche Theologe und Liederdichter Nikolaus Selnecker geboren, und am gleichen Tage des Jahres 1892 starb der berühmte deutsche Erfinder und Unternehmer Werner von Siemens. Am 8. Dezember 1728 – also vor nunmehr 250 Jahren – wurde der Arzt und Literat Johann Georg Zimmermann geboren. Der aus Brugg im Schweizer Kanton Aargau stammende Gelehrte, der in Göttingen studiert und promoviert hatte, war (seit 1768) der erste Leibarzt des englischen Königs und hannoverschen Kurfürsten Georg.

Am 10. Dezember 1520 verbrannte Martin Luther seine Bannbulle. Am 11. Dezember 1835 wurde der deutsche Theologe und Politiker Adolf Stöcker geboren, und am gleichen Tage des Jahres 1843 erblickte der Arzt und Bakteriologe Robert Koch das Licht der Welt. Am 14. Dezember 1720 wurde der Osnabrücker Literat Justus Möser geboren. Am 16. Dezember des Jahres 1770 erblickte der weltberühmte deutsche Komponist Ludwig van Beethoven in Bonn das Licht der Welt, und am gleichen Tage des Jahres 1859 wurde der Germanist Wilhelm Grimm geboren.

Am 18. Dezember 1803 wurde der deutsche Dichter und Theologe Johann Gottfried Herder in Mohrungen in Ostpreußen geboren. Am 21. Dezember 1748 wurde im Pfarrhaus Mariensee bei Hannover der „Hain-Bund"-Dichter Ludwig Hölty geboren. Am 23. Dezember 1597 erblickte der deutsche Barock-Dichter Martin Opitz das Licht der Welt. Der 27. Dezember 1571 ist der Geburtstag des berühmten Astronomen Johannes Kepler, und am gleichen Tage des Jahres 1555 wurde der bekannte Theologe und Erbauungsschriftsteller Johann Arnd geboren.

Der vorletzte Dezember-Tag ist dem Gedächtnis des Königs David und der letzte Tag dieses Monats und Jahres dem des Papstes Sylvester 1. gewidmet. Dieser kluge und tatkräftige Pontifex, der vom Jahre 314 bis zu seinem Tode am 31. Dezember 335 regierte, soll Kaiser Konstantin den Großen, der dem Christentum den Weg zur Weltreligion ebnete, getauft haben.

Kurt Asendorf

720302

Mariä Lichtmeß — Sitte und Brauch

Bedeutung und Ursprung

Der Name „Lichtmeß" leitet sich von dem mittelhochdeutschen Wort „mezzen", das heißt „verkünden, ankündigen" ab (vgl. arab.: Muezzin = Gebetsrufer, -ankündiger). Die Sonne, das Licht kündigt sich an, wird stärker.

Lichtmeß schließt die Weihnachts- und Winterzeit ab. Schon scheint die Sonne kräftiger und die Tage werden wieder länger: „Bis Neujahr wächst der Tag einen Hahnenschritt, bis Dreikönig einen Hirschensprung und bis Lichtmeß eine ganze Stund'." Die Arbeit bei Licht hört auf, und der Bauer rüstet sich wieder für sein schweres Schaffen. Jetzt gibt es auf dem Lande wieder die fünfte Mahlzeit, die man im Herbst zu Martini (11. November) eingestellt hatte. Abends, noch bei Tageslicht, wird dieses gemeinsame Mahl eingenommen, denn man kann an diesem Tag schon das Licht „missen" (entbehren).

Von der Kirche wurde der Lichtmeßtag (2. Februar) seit früher Zeit als Tag der Reinigung Marias und der Darstellung Jesu im Tempel am 40. Tag nach seiner Geburt gefeiert. Wohl zur Verdrängung der römisch-heidnischen Reinigungs- und Sühnefeiern (Amburbalien), bei denen Fackeln an das Volk verteilt wurden, hat die Kirche die Kerzenweihe eingeführt. Dem Wachs und den Kerzen, die vom Priester gesegnet wurden, werden die höchsten Schutzkräfte zugeschrieben. Das „Lichtmeß" ein „Marienfesttag" wurde, ist eigentlich nicht verwunderlich, denn: Als Maria an ihrem Sterbeort Ephesus vom Konzil im Jahr 431 den Titel „Gottesgebärerin" erhielt, stieg sie zur größten Heiligen der katholischen Kirche auf. Ihre Altäre und Kultstätten zählen heute Legion. Das erste Fest im Jahr zu ihren Ehren ist deshalb in ein Meer von Licht getaucht. Infolge der Segnung wurden die Lichtmeßkerzen Sakramentalien und gewannen ihre symbolische Bedeutung (nachträglich) durch den „greisen Seher Simeon" (Luk. 2/32), der Christus „ein Licht zur Erleuchtung der Heiden" genannt hatte.

Ländliches Brauchtum

Auf dem Lande bekommt auch das kleinste Bübchen sein brennendes Wachsstöckchen in die Hand, um an der Lichterprozession und Kerzenweihe dieses Tages teilzunehmen. Nach dem Gottesdienst träufelt der Hausvater drei Tropfen vom neugeweihten Wachs auf ein Stück Brot, gibt es den Kindern und zeigt es dem Vieh im Stall. Die geweihten Kerzen sollen vor Krankheit und Tod, Blitz und Hagelschlag schützen. Am Lech formte man aus einem roten Wachsstock kleine Kreuze und brachte sie auf allerlei Geräten, ja sogar auf den Hüten an. Wenn Mariä Lichtmeß auf einen Sonntag fällt, ist die Segens- und Schutzkraft der Kerzen besonders groß. Lichtmeßgeborenen Kindern sagt man Hellsehergaben nach. Im Inntal zündet man am Abend vor Lichtmeß der Mutter Gottes zu Ehren für die ungetauften Kinder und die armen Seelen im Fegefeuer drei Kerzen an, die man auf den Tisch, darunter und auf das Weihwasserkrüglein stellte.

Sehr schlecht dagegen und von übelster Vorbedeutung ist es, wenn die Sonne während der Kerzenweihe scheint, dann tritt ein Sterben bei Menschen und Immen ein. Und wenn sie den Geistlichen auf der Kanzel anscheint, so wird es ein schlechtes Jahr.

Besondere Sorge wird an diesem Tag den Bienen zugewandt, die ja das Wachs für die geweihten Kerzen lieferten. Im östlichen Böhmen war es Brauch, daß jeder Bauer nach der Messe mit seiner Kerze, ohne erst sein Haus zu betreten, dreimal unter frommen Gebeten, die Bienenstöcke umging, um sie vor Dieben zu schützen und den Honig zu vermehren. Auch darf ein Bienenvater an Lichtmeß keinen Besuch außerhalb des Hauses machen, sonst ziehen die jungen Schwärme im Frühjahr fort.

Lichtmeß war auch seit jeher Einstand und Abgang der Dienstboten. Wenn der Knecht sagte: „Bauer, wir zwei machen Lichtmeß", so bedeutete das die Kündigung, und der Hausherr setzte sich hin und schrieb umständlich die überlieferte Formel ins Zeugnis: „... hat treu und fleißig gedient und bepflog eine gute Aufführung ..."

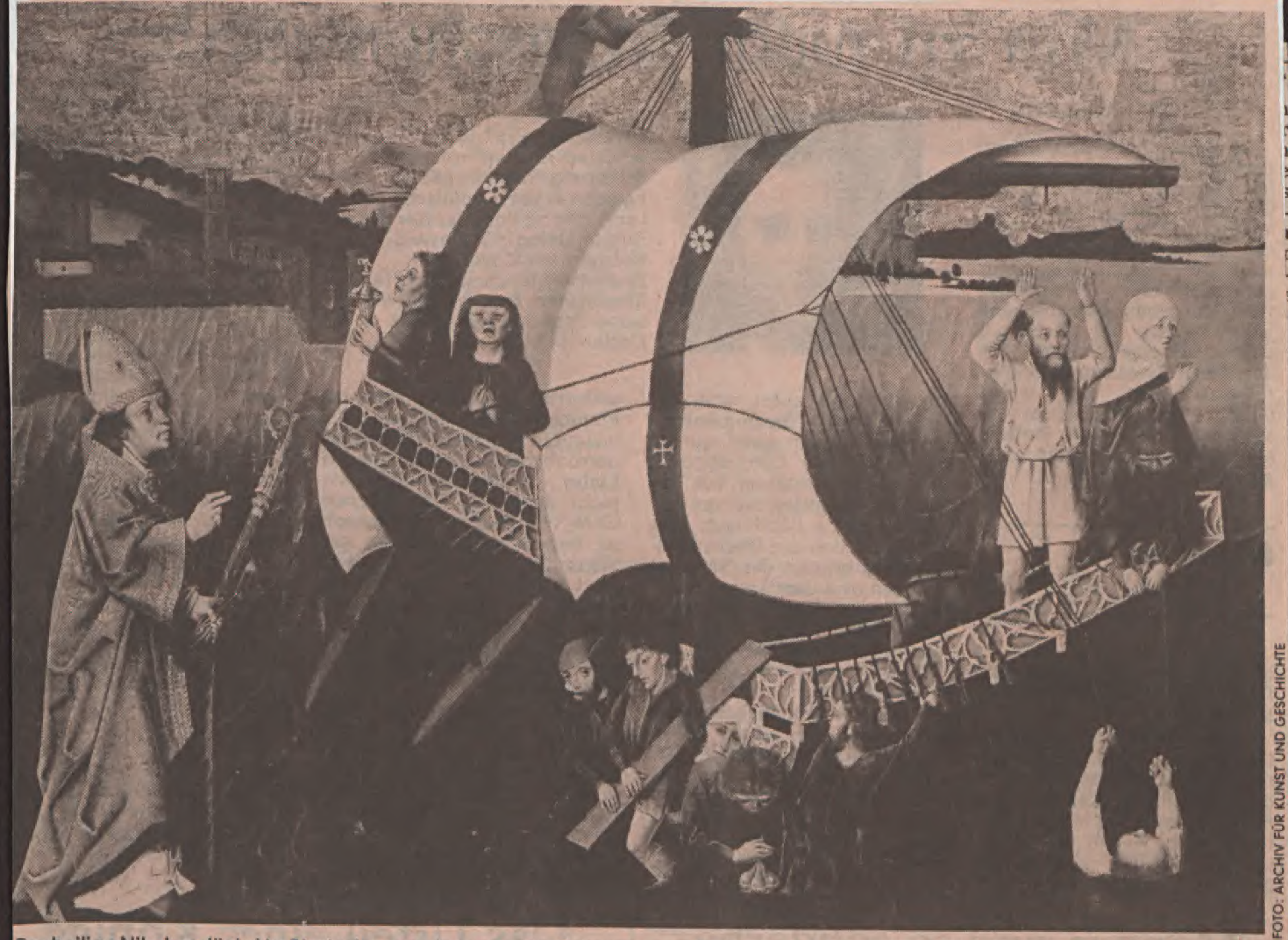
Das „Kirchlein-tragen"

Hatte man die Dienstbotenfrage an diesem Tag hinter sich gebracht, durfte man nicht die fälligen Zahlungen vergessen, denn Lichtmeß war auch Zahltag. Im westfälischen Münster nennt man einen vergeßlichen Schuldner geradezu „Lichtmeß" und gratuliert ihm an diesem Tag ironisch zum Namenstag.

Nach altem heidnischen Brauch ließ man im Frühling die Wintermächte auf Schifflein, die mit Lichtern besteckt wurden, vom fließenden Wasser fortschwemmen. In der deutschen Sprachinsel Eisenkappel (Kärnten) heißt dieser sonderbare Brauch „Kirchleintragen" oder „Das Feuer ins Wasser tragen". Da bringen Kinder am Vorabend des Lichtmeßtages auf langen Stöcken kunstfertig aus Pappe hergestellte Kirchlein, deren eingeölte Papierfenster von einer im Innern brennenden Kerze beleuchtet werden. Sie tragen sie die Vellach aufwärts bis zur Brücke, die unterhalb des Ritterschlosses Hagenegg über den Bach führt. Dort nehmen sie die Kirchlein von den Stöcken und setzen sie in den Fluß, der die meisten von ihnen auf seinen Wellen fortträgt, während andere bald im bewegten Wasser untergehen. Die Kinder folgen den schwimmenden Kirchlein in Prozession, an deren Spitze ein alter Mann den lateinischen Lobgesang Simeons hersagt, worauf der Chor das „Ehre sei Gott dem Vater und dem Sohne und dem Heiligen Geist" betet. Zu Beginn unseres Jahrhunderts beteiligten sich noch Erwachsene an der Prozession und brachten mitunter so große Kirchen herbei, daß mehrere Männer daran zu tragen hatten.

M. D.

720303


FOTO: ARCHIV FÜR KUNST UND GESCHICHTE

Der heilige Nikolaus (links) im Bischofsornat als segnender Schutzpatron der Seeleute. Gemälde eines schwäbischen Meisters um 1460

Wer war Nikolaus, dessen Namenstag der 6. Dezember ist? Sein Bild in Legende und Historie

720304

Gefeiert, gefangen, als Toter entführt

Von ROLF STARON

Nikolaus war Bischof in der kleinasiatischen Metropole Myra. Er war der Zeitgenosse der römischen Kaiser Diokletian (284 – 305) und Konstantin des Großen (306 – 337).

Schon zu Nikolaus' Abstammung und Jugend sind Einzelheiten überliefert. Geboren wurde er in der griechischen Hafenstadt Patras an der Nordküste des Peloponnes. Sein Vater war ein gewisser Euphemios. Seine Mutter trug den Vornamen Anna und war die Schwester des damaligen Bischofs von Myra. Die Eltern sollen recht wohlhabende Leute gewesen sein. Über eine Profession des Vaters ist allerdings nichts bekannt.

Der junge Nikolaus wurde von seinem Onkel, dem Bischof von Myra, zum Priester geweiht und zum Abt eines Klosters gemacht, das der Bischof selber gegründet hatte.

Rettung durch Kaiser Konstantin

Wie Nikolaus seinerseits dann zum Bischof in der damals bedeutenden Stadt Myra aufstieg, dazu setzen nun schon Formulierungen ein wie „Es wurde erzählt . . .".

Danach sollen sich die kirchlichen Würdenträger nach dem Tode des Onkels auf keinen Nachfolger haben einigen können. Sie beschlossen, die Wahl einer höheren Fügung zu überlassen: Derjenige, der als erster am nächsten Tag die Bischofskirche von Myra betreten würde, sollte das freigewordene Bischofsamt übernehmen. Und dieser erste anderntags war Nikolaus – freilich ohne das Geringste von diesen Konditionen der Wahl gewußt zu haben.

Nach dem Tode seines Onkels wallfahrte Nikolaus ins Heilige Land. Auf dem Bischofsstuhl von Myra entfaltete er sodann fromme Aktivitäten, die den Herren des Römerreiches, unter dessen weltlicher Oberhoheit Myra stand, mißfielen. Er wurde eingekerkert.

Ihn rettete der Herrscherwechsel in Rom. Konstantin der Große erklärte nach 312 die christliche Religion zur Staatsreligion. Nikolaus durfte nach Myra zurückkehren.

Umstritten ist, ob Nikolaus auf dem Konzil von Nicäa (dem heutigen Iznik/Türkei) erschien. Zu diesem Konzil hatten sich am 19. Juni des Jahres 325 auf Aufforderung Kaiser Konstantins im kaiserlichen Palast zu Nicäa 250 Bischöfe versammelt und stritten um die Lehre des Arius, nach der Christus kein Gott sei. Nikolaus soll mit vehementen Auftritten wesentlich dazu beigetragen haben, daß das Arianertum verurteilt, die Konzilsbeschlüsse als kaiserliches Reichsgesetz verkündet wurden.

Gestorben ist der Bischof von Myra um das Jahr 350 n. Chr. Daß dieser Mann eine außerordentlich bedeutsame Gestalt gewesen sein muß, dafür gibt es einen nicht alltäglichen, historischen Beleg: Rund 730 Jahre nach seinem Tod, am 8. Mai 1087, langten die Gebeine des Bischofs in der süditalienischen Stadt Bari an. Höfliche historische Handbücher nennen es eine Überführung, andere sprechen von einer Entführung, organisiert von kaufmännischen Seefahrern. Der Besitz seiner Gebeine muß demnach als eine außergewöhnliche religiöse Kostbarkeit gegolten haben.

Vor allem über Frankreich hielt dann die Nikolaus-Verehrung ihren Einzug in die gesamte Christenheit. Welche Ausmaße sie annahm, läßt sich mit einem statistischen Detail belegen: Im 14. Jahrhundert verzeichnen Namensbücher den Vornamen Nikolaus (oder Klaus) am zweithäufigsten nach Johannes. 1415 hießen in der Stadt Görlitz 33 Prozent aller Männer Nikolaus.

Noch heute wird in Bari an jedem 8. Mai die einstige Ankunft seiner sterblichen Überreste gefeiert. Eine Nikolausstatue wird aufs Meer hinausgefahren, Gläubige folgen ihr in Booten.

Ursprung des Festes: drei Beutel voll Gold

Das Nikolaus-Fest am 6. Dezember mit der Beschenkung der Kinder geht auf die berühmteste Nikolaus-Legende zurück. Sie erzählt, daß ein verarmter Edelmann auf die unselige Idee kam, seine drei Töchter einem sehr unziemlichen Gewerbe auszuliefern.

Als dem Bischof von Myra dies zu Ohren kam, machte der sich noch in derselben Nacht unverzüglich auf den Weg. Die Nachtzeit wählte er, um als Wohltäter unerkannt zu bleiben. Durchs Fenster warf er drei Beutel mit Goldstücken ins Schlafgemach der Töchter, womit sie für ein tugendhaftes Leben gerettet waren.

720305

„Thörichtes Affenspiel" um den Nikolaus vor 300 Jahren verboten

Trotzdem freuen sich die Kinder noch heute auf den 6. Dezember

Ähnlich dem Martinstag hat sich der Nikolaustag am 6. Dezember erhalten. St. Nikolaus verdankt seine Existenz dem Bischof Nikolaus von Myra, der zu Beginn des 4. Jahrhunderts gelebt haben soll. Da man sich nicht so ganz sicher war, mußte noch ein zweiter Ahnherr herbei, und somit kam auch noch der Abt Nikolaus von Sion zu Ehren, der Bischof von Pinara war und dort am 10. Dezember 564 starb.

Ursprünglich wurde Christus auf einem weißen Pferd dargestellt. Er trug rote Kleider und hatte eine Rute in der Hand. Die rote Farbe des Tuches ist die Siegesfarbe des Glaubens geworden. Aus welchem Grund man den reitenden Christus durch den Nikolaus ersetzte, ist nicht sicher festzustellen. Jedenfalls reitet er schon viele hundert Jahre durch die Lande und bringt Äpfel, Nüsse und Backwerk für brave und fleißige Kinder; die anderen werden mit der Rute bekanntgemacht.

In den Niederlanden und am Niederrhein ist er als Clas, Claes oder Cool bekannt. Eine ähnliche Rolle nahm der heilige Stephanus ein. Dieses Märtyrers gedenkt man am 26. Dezember, dem Tag seines Geburtstages. Schon zu Lebzeiten war er dazu auserwählt, Gaben der Liebe an die Armen auszuteilen.

Es gab daraufhin eine alte Sitte, Kindern erst am zweiten Weihnachtstag die Gaben auszuhändigen. Besonders kam das im friesischen Raum vor, wo Stephan auf einem Schimmel am Tag vorher durchs Watt geritten kam, um Kekse, Äpfel, Nüsse und vieles mehr abzuliefern.

Das mit dem Namen Nikolaus und Stephan verbundene Pferd, ohne das beide nicht mehr denkbar waren, erhielt im Laufe der Jahrhunderte eine besondere Aufwertung dadurch, daß Stephan zum Schutzheiligen der Pferde wurde, während St. Nikolaus das Patronat für die Kinder erhielt. Es gibt Gegenden, wo man beider Heiligen der Einfachheit halber am 6. Dezember gedenkt. Der Stephansritt wird in manchen niederrheinischen Dörfern noch heute begangen.

In dem Städtchen Sonneberg übernahm die Rolle des Kinderbeschenkens der Herschäklaus. Es war eine pelzvermummte Gestalt mit zwei Flederwischen am Kopf. Im friesischen Raum hatte man Sunnerklaus.

Eine andere Figur ist der Aschenclas oder der Bullerclas. Vor langer Zeit führte man ihn, der ein Bärenfell trug, an einer Kette. Diese Figuren erschreckten freilich die Kinder mehr, als sie sie durch ihr Erscheinen erfreuten. In den einzelnen Gegenden gab es außerdem noch den Graule, Butzegraul, Butzemann oder den Pelzmärtel.

Auch das Pferd wurde dargestellt, man dachte sich die „erschröcklichsten Physiognomien" aus. Mit einem furchterregenden Pferdekopf, dessen Kinnlade entsetzlich klapperte, stieß man die unartigen Kinder. Dieses Monstrum war der Klapperbock. Das Gegenstück stellte die Habergeiß dar, die ihren Namen von dem Haferstroh hatte, woraus sie ein Gewand trug. Die Habergeiß, die von vier Männern gebildet wurde, war aus weißen Bettüchern erstellt. Ebenso ein Gebilde war der dänische Weihnachtsbock.

Da aber mit diesen Biestern viele Menschen erschreckt wurden und auch Kriminaltaten in dieser Vermummung geschahen, sogar Kinder, die der Nikolaus oder ähnliche Figuren in den Sack gesteckt hatten, vor Angst starben, wurde dieses „thörichte Affenspiel" im Jahre 1682 vom Herzog von Mecklenburg verboten. Es hat sich aber bis zur heutigen Zeit in manchen Gegenden erhalten, wenn auch in entschärfter Form, und stellt doch wohl noch ein Attribut längst vergessener Zeiten dar.

Dr. Werner Hübner

720306

Der 11. Dezember bedeutet ein kirchliches Doppeljubiläum

Papst Damasus formulierte vor 1600 Jahren Glaubensbekenntnis

Der 3. Advent ist in diesem Jahr der Gedächtnistag des heiligen Damasus, der als Dichter und Bauherr sowie Verfasser des christlichen Glaubensbekenntnisses in die Geschichte eingegangen ist. Das Wirken dieses Papstes, der merkwürdigerweise weithin unbekannt geworden ist, vor allem in protestantischen Landen, soll hier aus guten Gründen skizziert werden. Denn das Damasus-Gedächtnis hat Jubiläumscharakter.

Vor genau 1600 Jahren formulierte der hervorragende Pontifex Maximus das christliche Glaubensbekenntnis, das mit der Trinitätslehre aufs engste verknüpft ist. Und seit 1200 Jahren wird das Damasus-Gedächtnis am 11. Dezember in der Kirche gefeiert. Damasus I., der als Nachfolger von Liberius und als Vorgänger von Siricius im Jahre 366 den Stuhl Petri bestieg, regierte fast zwei Jahrzehnte (bis 384). Er gab dem Papsttum „Primat und fürstlichen Zuschnitt".

Damasus, der die Statue der Victoria aus dem Senat in Rom entfernen ließ und damit das Ende des Heidentums symbolisierte, übertrug vor nunmehr genau 1600 Jahren den Titel „Pontifex Maximus" von den heidnischen römischen Kaisern auf die Päpste. Er schuf damals den Begriff des „Apostolischen Stuhles", der sich als dauerhaft erwies. Der deutsche Vatikan-Gelehrte Hans Kühner hat diesen Papst mit Recht als den Eckpfeiler der römischen Kirche gekennzeichnet.

Unter diesem „Papst-Herrscher der Spätantike" (Kühner) erstanden der Kirche sechs große Lehrer, deren Namen noch heute mit Ehrfurcht genannt werden: Basilius der Große (330–379), Gregor von Nazianz (329–390), Gregor von Nyssa (331–394), Ambrosius (340–397), der „Vater des Kirchenliedes", Hieronymus (347–420), der Schöpfer der „Vulgata", der lateinischen Bibelübersetzung aus dem Griechischen und Aramäischen, und Hilarius von Poitiers (310–367), der siegreiche Widersacher der Arianer und Verfasser der zwölf Bücher über die Trinitätslehre („De Trinitate").

Der heilige Hieronymus war der Geheimsekretär des Papstes, der die Liturgie durch die Einbeziehung des Kirchenjahres ganz wesentlich bereicherte. Im Jahre 382 bestimmte er den Kanon der biblischen Bücher und führte am Schluß der Psalmen das „Gloria Patri" ein.

Der Dichter (Epigrammatiker) Damasus ist der Verfasser berühmter Epitaphe, die – von dem Kalligraphen Philokalus gemeißelt – noch heute eine Zierde der Grabstätten (Katakomben) sind. Damasus machte auch jene Katakomben wieder zugänglich, die der Christenverfolger Diokletian, der römische Kaiser von 285–305, hatte zuschütten lassen.

Über den Märtyrergräbern ließ dieser kunstsinnige Papst imposante Kirchen erbauen. Damasus starb am 10. Dezember 384 und fand seine letzte Ruhestätte in der von ihm im Jahre 380 erbauten Titelkirche S. Lorenzo in Damaso. Er ist der Schutzpatron der Fieberkranken. Kurt Asendorf

720307

Das Julfest war Vorgänger des Christfestes

Vor 1200 Jahren begann in Niedersachsen die Christianisierung / Seit 800 Jahren „Weihnachten"

Das Weihnachtsfest 1977 ruft in unserer Heimat in ganz besonderer Weise viele geschichtliche Erinnerungen wach! Es sind erfreuliche und auch schreckliche Erinnerungen. Das letztere ist der Fall im Hinblick auf eine verheerende Naturkatastrophe, die am ersten Weihnachtstag des Jahres 1277 eintrat und die eine fruchtbare Marschlandschaft vor der Mündung der Ems in einem Meerbusen begrub. Dieser Eisflut des Jahres 1277 folgten drei schwere Sturmfluten in den Jahren 1267, 1362 und 1377, die im alten Grenzgebiet zwischen der Provinz Groningen und Ostfriesland (Bezirk Aurich) einen Landstrich von 13 Kilometer Länge und 12 Kilometer Breite in einen tiefen Meerbusen verwandelten. Auf diesem Landstrich standen fünfzig Ortschaften, darunter die Stadt Torum und zwei Marktflecken.

Auch in unserer engeren Heimat richteten die vorgenannten Sturmfluten großen Schaden an. Mehrere Dorfschaften auf der linken Weserseite wurden durch Hochwasser vernichtet. Erwähnt seien hier nur die urkundlich erwähnten Orte Note und Ekkerikhusen im Hoyaer Land.

Zu den erfreulichen Erinnerungen, die sich mit dem diesjährigen Weihnachtsfest verknüpfen, gehören zwei Frühdaten unserer Heimatgeschichte. Vor genau 1200 Jahren, in der Vorweihnachtszeit des Jahres 777 betrat der aus England stammende Missionar Willehad, der spätere Bischof von Bremen, den Boden unserer Heimat. Karl der Große, der die Sachsen unterworfen und den ersten Reichstag in Paderborn abgehalten hatte, betraute Willehad im Jahre 777 mit der Missionierung des Bremer Landes. Zehn Jahre später, um Weihnachten 787, wurde Willehad zum Bischof von Bremen ernannt. Der wortmächtige Apostel war viel erfolgreicher als sein erster kurzfristiger Vorgänger Lebuin, der fünf Jahre früher in Marklohe auftrat und der hierzulande kein Gehör fand.

Das Weihnachtsfest oder Christfest hat im Kalender eine heidnische Vorgängerschaft. Diese Vorgängerschaft war in Deutschland das Fest der Wintersonnenwende und in Skandinavien das Julfest. Aus dieser Vorgängerschaft lassen sich viele alte Weihnachts-Gebräuche erklären. Aber nicht nur in Nordeuropa und in Deutschland (Germanien) gibt es diese heidnische Vorgängerschaft des Christfestes! Auch im alten Rom war der 25. Dezember ein hoher Festtag. An diesem Tage („Dies natalis invicti") feierte man in Italien den „Geburtstag der Unbesiegten" (Sonne). So kam es, daß der Geburtstag des Weltheilands, der nirgends exakt beurkundet ist, auf die heidnischen Lichtfeste fixiert wurde. Diese Lichtfeste ließen sich leicht auf Christus, der von sich gesagt hatte: „Ich bin das Licht der Welt!" beziehen.

Im frühen Mittelalter umfaßte das eigentliche Weihnachtsfest vier volle Tage. Die sogenannte Christnacht, die Nacht vor dem ersten Festtag, wurde jahrhundertelang besonders festlich begangen. Die „Christmetten" am 24. Dezember standen im Zeichen der sogenannten Weihnachtsspiele, die eine besondere Gattung der mittelalterlichen geistlichen Spiele waren.

Seit zweihundert Jahren besteht das Weihnachtsfest aus Heiligabend und zwei Festtagen. In dem im Jahre 1719 veröffentlichten Meditationsbuch des Lunser Pfarrers Johann Ebel stehen noch drei Weihnachtstage verzeichnet. Im Jahre 1893 veröffentlichte der Germanist Tille in Leipzig seine „Geschichte der deutschen Weihnacht". Diesem grundlegenden Werk ist zu entnehmen, daß der Weihnachtsbaum und die Weihnachtsbescherung in Deutschland und in Nordeuropa ihren Ursprung haben.

Ein mit brennenden Kerzen und mit Süßigkeiten geschmückter Baum wird schon in Jon Arnasons „Isländischen Volkssagen" erwähnt. Nach der Christianisierung wurde dieser Baum zum Symbol des neuen Heils. Im 12. Jahrhundert ist in dieser Dichtung schon von dem Weihnachtsmann die Rede. Das Wort Weihnachten („wihenaht") wird erstmals 1177 urkundlich erwähnt. Das Elsaß ist in Europa der Landstrich, wo das alte Weihnachts-Brauchtum die älteste Pflegestätte hat. Der mit Zucker und mit Puppen geschmückte Christbaum war schon im Mittelalter in Straßburg und Umgebung in allgemeinem Gebrauch.

Kurt Asendorf

720308

Die Loos-Nächte und der Volksglaube

Brauchtum zur Erforschung des Schicksals

Die zwölf Nächte zwischen dem 21. Julmond und dem 1. Hartung schienen infolge ihrer Heiligkeit den Menschen besonders geeignet, daß man während ihrer Dauer die Zukunft erforschen und einen Blick in die von den Nornen bescherten Schicksals-Loose machen könne. Man stellte sich vor, daß in dieser Zeit die Himmlischen auf Erden umherziehen; gemeint sind die Asen des nordischen Götterhimmels und nicht die Heiligen des Christentums, die meist nur vordergründig angebetet werden. Sie dienen lediglich als Werkzeuge der Volksseele, die „gebraucht" werden, um mit den Lichtwesen in Verbindung treten zu können. Das „Brauchen" ist gleichbedeutend mit „Zaubern" und wird zwangsläufig durchgeführt, weil die Ur-Kulte durch kirchliche Dogmen unterbunden worden sind.

Daher spielt in diesem Zeitabschnitt das Brauchtum, das sich auf die Enthüllung der Zukunft bezieht, besonders die Gepflogenheit des Loosen-Gehens oder Lößelns, eine so hervorragende Rolle. In diesen Nächten erhoffte man am ehesten Aufschluß über das Wie?, Warum?, Wann?, Wozu? und Weshalb? des menschlichen Daseins zu erhalten.

Aus dem Blut der Opfertiere, aus dem Rauch gewisser Kräuter, die man in Flammen warf, aus dem Wehen des Windes, aus dem Flug und Geschrei der Vögel, aus dem Wiehern der Pferde oder durch Werfen von Runenstäbchen suchte man des Lebens Rätsel zu erkunden.

Zum Erforschen der Zukunft gehören aber nicht nur gewisse Tiere und Pflanzen, sondern auch gewisse Tätigkeiten, eben das „Brauchen" oder „Zaubern". Heute sind diese Worte mit einer herabwürdigenden Nebenbedeutung versehen, ursprünglich schlossen sie aber keinen anderen Begriff in sich, als etwa solche vom Christentum verwendeten Bezeichnungen wie „Wandlung" oder „Zeremonie". Nun ist es aber nicht so, daß der Mensch des Zauberns kundig bzw. hiezu geeignet ist. Da gab es nun im Walde bei den Heiligtümern der Götter, in heiligen Hainen hausende Frauen, die als Dienerinnen der Nornen beim Volke in hohem Ansehen standen und denen auch die Gabe zugeschrieben wurde, besonders befähigt zu sein, dem Fragenden bei der Erforschung seines Schicksals an die Hand zu gehen.

Ursprünglich war zum Loosengehen wohl jede der zwölf Nächte geeignet, heute knüpft es sich — sofern es überhaupt noch ausgeübt wird — an ganz bestimmte Nächte, das ist vor allem die Weihnacht, die Jahresschlußnacht und die Dreikönigsnacht.

Eine andere Deutung des Wortes „Loosen" ist die im Sinne von „aufmerksam, gespannt Hören", oder „Horchen". Noch heute bedeutet in der niederösterreichischen Mundart „loosen" so viel wie „horchen" und „zuhören". Beim Loosen in ursprünglicher Bedeutung als Zauber kam es eben auch viel darauf an, bei der Praktizierung des Brauchs mit größter Aufmerksamkeit auf jedes Geräusch und jedes Gesicht zu achten.

Opfersteine und Kreuzwege

Nun geschah das Loosen nicht nur zu bestimmten Zeiten, in bestimmten Nächten, sondern auch an ganz bestimmten Orten, nämlich dort, wo man sich die Überirdischen oder auch Unterirdischen am liebsten weilend dachte. Das waren vor allem die von den Wohnstätten der Menschen weit abgelegenen Plätze. Geopfert wurde hauptsächlich bei Götterbäumen, auf Opferhügeln, in heiligen Hainen oder bei Opfersteinen.

Von den umgebenden Bewohnern häufig aufgesucht, führten aus den Haupthimmelsrichtungen zu diesen Stätten Wege, die sich hier vereinigten oder kreuzten. So wurden Kreuzwege auch zu Kennzeichen von Orten glaubenstümlicher Bedeutung. Das ist auch der Grund, warum sich an sie überhaupt ein gewisser Überglaube knüpft, der dann in christlicher Zeit noch nachhielt, so daß sich die Kirche veranlaßt sah, die Kreuzwege in Verruf zu bringen, als Orte, die von bösen Geistern und Unholden, als die man bekanntlich die Götter insgeheim auch bezeichnete, heimgesucht werden.

Um diese Orte unschädlich zu machen, den „Teufelsspuk" und das „Hexentreiben" zu bannen, errichtete man mit Vorliebe an Wegkreuzungen und Weggabelungen christliche Abzeichen, wie Kreuze, Marterln, Kapellen usw. Oder man hing an den Götterbaum, der dort stand, ein Heiligenbildnis, was nicht selten Anlaß bot, daß solche Bäume geschont wurden und bisweilen ein vielhundertjähriges Alter erreichten, so daß sie bis in unsere Tage von alten Zeiten künden.

Strenge Vorschriften

Trotz der Verchristlichung des an die Kreuzwege sich knüpfenden Glaubens, behielten aber solche Orte im Volke ihr Ansehen, sie blieben zumindest unheimlich und galten nach wie vor als Plätze, worüber die „wilde Jagd" (Wodan und sein Gefolge) zieht, oder sonstwie Gespenster und Geister zu gewissen Zeiten ihr Unwesen trieben.

Das Loosengehen ist auch an eine gewisse Stunde gebunden. Als hiefür günstigste Zeit gilt entweder die Zeit des Gebetläutens, häufiger jedoch die Mitternachtsstunde.

Der Loosergang wird vom Volk als ernste Unternehmung betrachtet, wobei, soll dem Looser kein Unheil widerfahren, gewisse Vorschriften genau einzuhalten sind: Die Zahl der Looser soll eine ungerade (1, 3 oder 5, mehr nicht) und die Teilnehmer selbst alle gleichen Geschlechts sein. Weder am Hin- noch am Rückweg darf ein Wort gesprochen werden, mag kommen was will! Auch darf sich bei Gefahr, daß „der Kopf im Genick stecken bleibt", keiner der Looser umdrehen. Auch nüchternen Magens muß man sein und soll 24 Stunden vorher keinen Liebesverkehr gepflegt haben.

Bockschwanz und Katzenschwanz

Einige nehmen zum Loosengehen auch einen Bock- oder Katzenschwanz mit. Jedenfalls sollen aber die Looser, wenn sie nicht schon Schuhe aus Ochsenhaut anhaben, ein Stück einer solchen im Sacke mittragen und, am Kreuzweg angelangt, sich daraufstellen. Das schützt vor der „wilden Gjaid". — Bockschwanz und Ochsenhaut deuten auf ein einstiges Tieropfer, das vor der Schicksalserforschung dargebracht wurde. Die Katze war das Lieblingstier der Göttin Freya.

Am Kreuzweg eingetroffen, hat man eine volle Stunde ruhig zu verharren und mit größter Aufmerksamkeit auf jede Erscheinung und jedes Geräusch zu achten. Was man hört und sieht soll man „bei sich behalten"; jedenfalls darf man nie sagen, wenn man schon seine Erfahrungen anderen mitteilen will — was auch erst neun Wochen nach dem Loosen geschehen soll — daß einem von diesem oder jenem Ereignisse durch das Loosen Kunde zu Teil geworden ist.

Entgegen der ganz bestimmten Vorschrift des unbedingten Schweigens werden in einigen Orten des Waldviertels beim Hin- und Rückweg Sprüche und Reime hergesagt, die solange wiederholt werden, bis man an Ort und Stelle angelangt ist. — Es ist möglich, daß dies in früheren Zeiten Zaubersprüche waren, wahrscheinlicher geschah es, um für manche den Gang weniger unheimlich zu machen, läßt einem doch die Nacht gar vieles sehen und hören, wenn man allein in stockdunkler Finsternis einen solchen Weg geht.

Volksaberglaube

Aus Bayern ist uns ein Brauch überliefert, dem zweifelsohne das Looswerfen der Runen zugrunde liegt. In einer der vielen Loosnächte, heißt es, soll man 21 verschiedene Buchstaben auf kleine Täfelchen schreiben, unter das Kopfkissen legen und dann Schlag Mitternacht zwölfmal hinter das Kissen langen und je 1 Täfelchen ziehen. Früh morgens sieht man zu, was die Buchstaben für ein Wort ergeben. Dieses kündet dann das Schicksal im kommenden Jahr.

In einer der Loosnächte soll man während des Gebetläutens ein Tischlein mit Eßbesteck für drei Personen decken und in Milch gekochten Hirsebrei oder Leinsamen anrichten. Das Tischlein bleibt die ganze Nacht über stehen; die Speisen werden dann morgens ins Feuer geworfen. Wo das geschieht gedeiht der Flachs, bekommt das Garn wenig Knöpfe und bleicht die Leinwand schön weiß.

In manchen Orten ist es auch gebräuchlich, daß in einer der drei bzw. vier besonderen Loosnächte die Mädchen — ohne beim Hin- und Rückweg ein Wort zu reden oder sich umzublicken — an die vier Ecken des Hofes „horchen" gehen. Hört die Horcherin „Ja", so heiratet sie; wenn „Nein", dann nicht.

Für die Jäger wichtig zu wissen ist es noch, daß sie nach ihrem Tode ebensoviele Jahre im Gefolge des „wilden Jägers" dienen und an allen Luftfahrten teilnehmen müssen, sooft sie in einer Loosnacht auf die Pirsch gegangen sind.

M. D.

720309

Die wilde Jagd

Aus dem Glauben unserer Vorfahren

König der Asen und Fürst aller Welten ist Wodan oder Odin. Walvater, Siegvater und Heervater nennt man ihn als Gott des Schlachtfeldes. Götter und Menschen ehren und fürchten ihn als den Allvater. Zieht er hinaus zum Kampf und Streit, begleitet von ruhmvollen Helden, so schmückt ein glänzender Goldhelm mit vorwärts gesträubten Adlerschwingen sein sinnendes Haupt. Ein strahlender Goldharnisch schirmt ihm die Brust, und ein kostbares, immer siegendes Schwert hängt an seiner Seite. In der Hand führt er den herrlichen Speer, der nie das Ziel verfehlt. Wohin diese Waffe auch geworfen wird, stets kehrt sie in die Hand des kämpfenden Gottes zurück.

Doch nicht immer erscheint der Ase in glänzender Rüstung. Oft zeigt er sich bei den Menschenkindern als wandernder Greis mit langem Barte. Dann hängt ein blauer, fleckiger Mantel um seine Schultern, während das würdige Haupt mit einem breitkrempigen Hut bedeckt ist. Obgleich groß und edel von Gestalt, erscheint er auch zuweilen als kleines gebücktes Männlein mit weißem Bart und kahlem Haupt, um das Mitleid der Menschen zu erregen.

Wodan besitzt nur ein Auge; denn das andere mußte er in grauer Vorzeit zum Pfande geben, als er von dem klugen Riesen Mimir die Erlaubnis erhielt, aus dem Brunnen der Weisheit trinken zu dürfen.

Um seinen Arm trägt Wodan den herrlichen Goldring Draupnir (der Traufende), der von einem kunstsinnigen Zwerg verfertigt worden ist. Jenes herrliche Kleinod hat die wunderbare Eigenschaft, daß von ihm in jeder neunten Nacht acht ebenso kostbare Ringe abtropfen.

Wodans Gefolge

Zwei nachtschwarze Raben, Hugin (Gedanke) und Munin (Erinnerung), sitzen bedächtig auf den kräftigen Schultern Odins. Graut der Morgen, so erheben sie ihre Fittiche und ziehen als Kundschafter in die weite Welt. Nach ihrer Heimkehr aber flüstern sie dem lauschenden Göttervater ins Ohr, was von ihnen auf dem Fluge erspäht und erforscht wurde. Zu Odins Füßen lagern zwei blitzäugige Wölfe, Geri (der Gierige) und Freki (der Gefräßige). In Gesellschaft der beiden Raben begleiten sie ihn ständig, wenn er auf seinem weißen, achtfüßigen Roß Sleipnir mit Windeseile durch die Lüfte reitet und auch über Wasser, Wolken, Wälder und Felder dahineilt. Vom gewaltigen Stampfen der Hufe erdröhnt das Gewölk, und vom Flattern der glänzenden Mähne flammt es in den dunklen Klüften, durch welches das mutige Tier mit dem Reiter dahinstürmt.

In finsteren Nächten, besonders in der Zeit der Zwölften (Weihnachten), zieht Wodan oft mit seinem wütenden Heer durch die stürmenden Lüfte. Da vernimmt der ängstliche Mensch das Wiehern der Rosse, das Bellen der Hunde, das Knallen der Peitsche, den Ton der Jagdhörner und furchtbares Jagdgeschrei. Außerdem hört man Katzengeschrei, das Gekrächze kohlschwarzer Vögel, Natterngezische und donnerndes Wagengerassel.

Diesen Vorgang nennt man die wilde Jagd. Mancher Sterbliche erblickt an der Spitze der unheimlischen Schar den mächtigen Gott Wodan auf seinem weißen Rosse. Hinter ihm aber reiten auf ihren feurigen Hengsten allerlei wilde Ritter und Knappen, deren glühende Panzer und flammende Schwerter Angst und Grausen erregen. Wo dies wütende Heer in schaurigen Stunden einherzieht, entstehen Verwüstungen aller Art, Häuser werden beschädigt, Schiffe zertrümmert und Bäume in den Wäldern geknickt oder entwurzelt. Tobt die wilde Jagd beim Herannahen des Frühlings unter Sturmesbrausen durch die Luft, so gilt dies als Vorzeichen eines fruchtbaren Jahres. Sieht man das wütende Heer in den Wolken dahinjagen, so soll ein schrecklicher Krieg zu erwarten sein.

Bevor Odin mit der wilden Schar auszieht, läßt er zuweilen auf Erden bei einem Schmid sein weißes Roß beschlagen und gibt dem willigen Meister einen reichlichen Lohn. Sterblichen Helden erweist der Gott mitunter die Gunst, an dieser unheimlichen Jagd teilnehmen zu dürfen. Als Ehrenlohn erhalten sie von der Beute ein Stück Wild, das sich später in Gold verwandelt.

Auf solchen stürmischen Jagdzügen naht sich Wodan auch manchmal einem trauernden Helden, der auf weiter Heeresfahrt in Gefangenschaft geriet und dessen Gattin nach langem vergeblichen Harren im Begriff steht, sich mit einem anderen Mann zu verheiraten. Dann wird der Gefangene in den weiten Mantel Odins eingehüllt und pfeilschnell durch die Lüfte zur Heimat getragen (nach Karl A. Krüger).

MICHAEL DAMBÖCK

720310

„Helljäger reitet in Sturmhut und Wolkenmantel . . ."

Das Wodanswappen – erklärt nach einer alten heimischen Sage

Es war um die Zeit der „hilligen Nächte" – so erzählte einst Oldvadder am brennenden Herdfeuer im Flett –, als draußen wütend der Sturm am Strohdach des alten Niedersachsenhauses zauste und wild durch die knorrigen Äste der hohen alten Eichen am Gehöft fegte. Den ganzen kalten Winternachmittag über hatte Wodans brausende Jagd den weißen Hirsch gehetzt. Die Menschen hatten in den grauen Wolkenfetzen Rossegewieher, Hundegeheul und Johogeheul vernommen und sagten: „Helljäger reitet in Sturmhut und Wolkenmantel hoch über unser Haus" und lauschten mit stiller Ehrfurcht dem Sausen und Brausen.

Durch den schwarzen Grund, über das Moor und durch das Bruch war der reisige Troß wie eine sturmgepeitschte Wetterwolken dahergezogen. Die vielköpfige Meute blieb weit hinter dem Allvater zurück, der auf seinem nie ermüdenden weißen Roß unaufhaltsam dahinstürmte. Wohin er seinen Weg nahm, da neigten die Bäume ihre Kronen, und wohin der schnaubende Schimmel seinen dampfenden Atem blies, da hüllten sich Busch und Baum in glitzernden Raureif, und die silberstämmigen Birken sahen mit ihren tief herabwallenden langen feinen Rutenzweigen selber aus wie heilige Rosse mit tief herabwallenden Mähnen.

Am linken Hinterfuß war dem Götterroß schon ein Eisen verloren gegangen, und noch immer konnte es das flüchtig dahinschießende Hirschtier nicht einholen. Da lichtete sich der Wald, und in einer sanften Talmulde erblickte der wilde Jäger ein tiefverschneites Gehöft, umflossen von einer unter dem Eise murmelnden Beeke und von uralten Eichenbaumkronen überschattet. Dahin lenkte der Hirsch seine rasende Flucht und lief in seiner Todesangst in die Missendör durch die groote Deele, um hinter dem kräuselnden Rauch des Herdfeuers Schutz zu suchen.

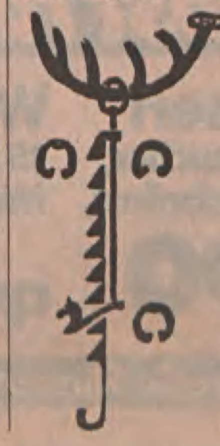
Mit wenigen Sätzen war auch der Helljäger ihm gefolgt, und die drei Eisen seines Rosses drückten sich unter der Wucht des gewaltigen Sprunges tief in die Lehmdeele ein. – „Gib mir meine Beute heraus, Bauer!" – rief er dem Hausherrn zu, der sich im Zwielicht des Fletts mit den Seinen um die wärmende Glut seines Herdes versammelt hatte. Aber im selbigen Augenblick war die stolzstämmige Tochter des Hauses aufgesprungen, schlang ihre weißen Arme dem zitternden Hirsch um den Hals, und ihr langes Blondhaar floß wie ein goldener Schleier um den Nacken des Tieres.

„Gib das Wild heraus", donnerte Wodan abermals, „ich sage es dir beim Zorn der Götter für dich und die Deinen!" – Allgütiger Wode", erwiderte unerschrocken der Bauer, „eine heilige Stätte ist unseres Hauses Herd, und noch keinen haben die Götter gestraft, der an ihm Schutz suchte." – „Das Wort eines tapferen Grundherren in Ehren!", sprach da der Schimmelreiter und lehrte den ihm von der Bäuerin gereichten Metbecher durstig mit einem Zuge.

Bevor er aber sein Roß wandte, forderte er vom Herdfeuer ein noch frisches Buchenscheit, und während sein Blick nachdenkend durch das Flett schweifte, grub seine Götterhand in das Stirnende des Rähmenholzes das Bild des neunzackigen Kesselhakens, dazu die drei Hufabdrücke aus der grooten Deele, und über das Ganze setzte er, gleichsam als Bekrönung, ein Horn des Geweihs des weißen Hirsches, der sich unter des Hauses Tochter Liebkosungen noch immer nicht von der Herdstelle am Kesselhaken getraute.

Dann gab er dem Roß die Sporen, und mit einem Satz stand er wieder draußen vor der Tür. Hier straffte der wilde Reiter noch einmal die Zügel, richtete sich hoch auf im Sattel und drückte das Siegel tief in das Holz des Setzbalkens über dem Tor und sprach: „Die Götter schützen dieses Hofes Heim und Herd!" Abermals folgten dem harten Druck der silbernen Sporen des Jägers ein paar gewaltige Sätze des schnaubenden Schimmels; dazu ein weithin schallendes „Hoorridoo!" – und Roß und Reiter stürmten wieder gen Walhall empor.

Des Hauses Tochter geleitete den weißen Hirsch, der sich folgsam ihrer Hand anvertraute, wieder in den weiten Wald. Aber jedes Jahr um die gleiche Zeit stellte er sich am Herde des einsamen Gehöftes wieder ein. Er brachte dem Hause Glück und Gedeihen, den Menschen Gesundheit, dem Vieh Vermehrung und seiner Beschützerin Schönheit wie unvergängliche Jugend.



Die Nachkommen dieses altniedersächsischen Bauerngeschlechtes aber führten noch bis in alle weiteren Generationen stolz als Hausmarke über dem starkeichenen Torbogen das Wodanswappen: den neungezackten Kesselhaken mit den drei Hufeisen des Wodanrosses und dem Geweihstück des weißen Hirsches.

Gerhardt Seiffert

720311

Das Neujahrsfest im Wandel der Zeit

Jahrhundertelang lag das Neujahrsfest auf dem 25. März

Kein anderes Jahresfest war in unserem Kalender einem solchen Wechsel unterworfen wie das Neujahrsfest, welches jahrhundertelang, das heißt im frühen und hohen Mittelalter, am 25. März, dem Tag der Empfängnis Christi oder Mariä Verkündigung, gefeiert wurde. Ein Kölner Konzil verlegte das Fest im Jahre 1310 auf den ersten Weihnachtsfeiertag (25. 12.). Diese Neuordnung fand allerdings keine allgemeine Zustimmung in Deutschland. Die Reformation brachte dann um die Mitte des 16. Jahrhunderts den ersten Januar, der seit der großen römischen Kalenderreform im Jahre 153 vor Christi im Imperium Romanum der Jahresanfang gewesen war, als Neujahrstag wieder in Geltung.

Durch ein Dekret des sonst ziemlich unbedeutenden Papstes Innozenz XII., der von 1691 bis 1700 als Nachfolger Alexanders VIII. und Vorgänger Clemens IX. die Tiara trug, wurde der erste Januar vollgültiger Neujahrstag in Europa.

Mit dem Neujahrsfest ist seit altersher die Sitte des Beschenkens verbunden gewesen. Diese Sitte zur Erhaltung der Freundschaften wurde im späten Mittelalter von der Weihnachtsbescherung verdrängt. Geblieben sind in ihrer alten Bedeutung die Neujahrswünsche.

Zu den alten Neujahrsbräuchen gehören das Schießen und Hantieren mit Feuerwerkskörpern sowie das Glockenläuten. Diese Sitte, das neue Jahr lärmend zu begrüßen, hat ihren Ursprung im Geisterglaube und in dem Bestreben, die Unholde zu vertreiben, welche nach heidnischer Überlieferung in den sogenannten Zwölfen, den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und Epiphanias (6. 1.) ihr Unwesen treiben.

Die Wende vom alten zum neuen Jahr steht seit unvordenklichen Zeiten im Zeichen der Zukunftserforschung. Es werden Bleifiguren gegossen, Karten gelegt, Bibelstellen gegriffen und Schuhe geworfen. Die Sterndeuter haben dann Hochkunjunktur, und die Horoskope füllen die Spalten in den Gazetten.

Der vorangehende Silvestertag, der sogenannte Altjahrsabend steht mit seinem alten Brauchtum in engster Verbindung zu dem Neujahrsfest, das 1979 an einem Montag gefeiert wird. Weihnachten, Silvester und Neujahr sind im übrigen seit Jahrhunderten mit üppigen Mahlzeiten verbunden. Gänse, Karpfen und Backwerk wurden sogar zu Synonyma der Feste: Weihnachtsgänse, Weihnachts- und Neujahrs-Karpfen und Christstollen gehören seit vielen Generationen zu den Tafelfreuden am Ende und Anfang des Jahres.

Kurt Asendorf

So war die Jahreswende im alten Niedersachsen

Der Volksglauben wurzelte tief in der Vergangenheit

Am 28. Dezember, am Tage der Unschuldigen Kindlein, fanden einst die seltsamen Bischofsspiele statt, wie sie für das 14. Jahrhundert z.B. für Stadthagen, Hameln und Osnabrück bezeugt sind: Schüler wählten aus ihrer Mitte einen zum „Bischof", der nun mit gewaltigem Aufwand auf kirchlichem Gelände einen Tag lang als „Bischof" tätig wurde. Diese Bischofsspiele trugen meistens karnevalsähnliche Züge.

In den Nächten von Weihnachten bis zum 6. Januar führte nach dem Volksglauben, der Reste der untergegangenen germanischen Religion aufgesaugt hat, Wodan (Odin), einst der Gott der im Kampf Gefallenen, seine „Wilde Jagd" durch die Lüfte.

In der Südheide sprach man in ähnlichem Zusammenhang von „Frau Gode, Fru Gaur oder Fru Gaus". Im westlichen Südharz darf man in den Tagen nach Weihnachten keine Wäsche waschen und aufhängen. Sonst stirbt jemand im Hause.

Im Landkreis Cloppenburg schnitzten in den Tagen von Weihnachten bis zum 6. Januar junge Leute durch Stockaufrauhen kunstvolle Gebilde, deren feinste Formen wie „Engelshaar" anmuten. Die kleinen Kunstwerke suchte der Hersteller unbemerkt in das Haus seines liebsten Menschen, besonders seiner Braut, zu bringen. Das Museumsdorf Cloppenburg besitzt solche „Wäperaute und Tunschere".

Am Silvesterabend wurde Blei gegossen, um die Zukunft zu erahnen. Dieser Brauch wurde vielfach mit einem Reim eingeleitet: „Kumm, mien Gret'n, wi wült get'n, denn dat Blee seggt jümmer wohr, wünsch Di Glück taun nigen Johr".

Der Schritt vom alten ins neue Jahr wurde durch einen Sprung vom Tisch oder Stuhl angedeutet. In der Neujahrsnacht legten die Mädchen in abergläubischer Absicht ein Gesangbuch unter das Kopfkissen. Das Vieh wurde in der Neujahrsnacht besonders gut gefüttert. Dann war im ganzen nächsten Jahr genug Futter da.

In der Celler Gegend wurde den Obstbäumen im Blick auf das neue Jahr ein Geldstück „geschenkt", damit die Ernte gut werde. Man raunte dabei: „Appelboom, ek schenk die watt, schenk du mi davör Appeln. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen".

Am Neujahrsmorgen teilte der Pfarrer in der Barockzeit, wie wir besonders aus Nienburg wissen, in seiner Predigt allen „Ständen" Gottes reichen Segen für das neue Jahr aus.

Die Dorfkinder zwischen Weser und Elbe verkleideten sich und sangen, um eine Gabe bittend, an den Türen: „Neues Jahr, neues Jahr, Schön ist's, wohlgetan! Der Herr hat uns bedenket und uns ein Neujahr schenket ..."

Oft klang bei diesem Heischegang (heischen = betteln) schon das Thema des Dreikönigstages an: So sangen die Dorfkinder in Borstel westlich Nienburg und in Hoya:

„Ick bün so'n lüttjen König,
gifft mi nicht to wenig,
lat mi nicht so lange stohn,
denn ick mut noch wieder gohn.
Halli, halli, hallo,
so geht's n Bremen to".

Dr. Dr. Nicolaus Heutger

720312

Vor 160 Jahren wurde den Lehrern Neujahrssingen verboten

Erinnerung an altniedersächsische Sitten zum Jahreswechsel

Es war ein recht armseliges Leben, das zu alten Zeiten die Dorfschulmeister in unserer niedersächsischen Heimat fristeten. Teils erhielten sie ein schmales Salär vom Fürstlichen Consistorio, teils unterhielten sie die Bauernschaften der einzelnen Orte. Immer aber war es zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel.

Da war es denn kein Wunder, daß die Lehrer jede Gelegenheit wahrnahmen, um ihren Lebensstandard etwas aufzubessern. So bei Hochzeiten, Schlachtefesten, Begräbnissen und vor allem auch zur Jahreswende. Da zog der Lehrer mit seinen Schulkindern von Gehöft zu Gehöft und „gradeleert tau'n ni-en Johr", wobei er ein glückverheißendes Sprüchlein aufsagte und mit den Schülern ein frommes Lied anstimmte. Dabei fielen für die Kinder als Dank Obst und Süßigkeiten ab, und dem Lehrer wurden einige Münzen in die Hand gedrückt.

Das aber mißfiel dem hohen fürstlichen Consistorium, und es erließ im Jahre 1819 ein „Rescript wider das Neujahrssingen", das nachstehenden Wortlaut hatte: „Es ist dem Fürstlichen Consistorium bekannt geworden, daß in mehreren Oertern hiesigen Landes noch der für das Ansehen der Schullehrer und für die Sittlichkeit der Jugend, ja oft selbst für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Ruhe nachtheilige Gebrauch des Neujahrsingens der Schullehrer und Schulkinder, wobei den Erstern ein herkömmliches Accidenz von den Einwohnern gereicht wird, Statt finde.

Da nun die Abstellung dieser unpassenden und schädlichen Gewohnheit sehr wünschenswerth ist, und zu hoffen steht, daß die Gemeinden, in welchen das Neujahrsingen bisher üblich gewesen, durch zweckdienliche Vorstellungen von Seiten der Prediger zu vermögen sein werden, ihre Schullehrer der Billigkeit gemäß, für die dabei bisher erhobenen Accidenzien auf eine angemessene Weise zu entschädigen, indem sie einsehen müssen, daß das Neujahrsingen für ihre eigenen Kinder nachtheilig sei, und doch die Schullehrer nach dessen Abstellung den Ausfall der dafür bisher gezogenen Einnahme nicht ohne Vergütung tragen können; so hat der Generalsuperintendent in der ihm anvertrauten Superintendentur, die Specialsuperintendenten, so fern sie zugleich Prediger sind, und durch diese die unter ihrer Aufsicht stehenden Prediger aufzufordern, sich Jeder in seinem Wirkungskreise alle Mühe zu geben, um durch zweckdienliche Vorstellungen ihre Gemeinden zur Abschaffung des unschicklichen Neujahrsingens, und zugleich zur Bestimmung und Zusicherung einer dem Schullehrer des Orts für den Verlust der ihm bisher dafür gereichten Accidenzien, aus der Gemeindecasse oder von den Einwohnern, nach einem auszumittelnden Verhältnisse jährlich zu leistenden Entschädigung zu bewegen, und wird alsdann, wo es den Predigern gelingt, der guten Absicht hierin zu entsprechen, dies zur besonderen Zufriedenheit zu gereichen.

Übrigens hat der Generalsuperintendent als Prediger auch sich selbst hiernach zu achten, und im Monate Februar des nächsten Jahres 1820, nach einzufordernden Berichten von den Superintendenten seiner General-Inspection anzuzeigen, was von jedem Prediger zu obigem Zwecke geschehen sei, welchen Erfolg dies gehabt habe, und ob zu Neujahr 1820 das Neujahrsingen wirklich unterbliebe; auch welche Entschädigung für das bisher dabei entrichtete Accidenz an den Schullehrer, in jedem eingepfarrten Orte, wirklich geleistet sei, und in Zukunft jährlich werde geleistet werden." –

Den Gemeinden wurde also offiziell aufgegeben, die Lehrer für den entstandenen „Verdienstausfall durch das Neujahrsingen" zu entschädigen. Was dann wohl auch geschehen sein mag, denn in der Folgezeit sind keine weiteren Klagen oder Erlasse bekanntgeworden.

Geblieben aber war das Glückwünschen und Neujahrsblasen einzelner Personen, was den Bürgern allmählich zur Last wurde, da es zuweilen zur aufdringlichen Bettelei ausartete. So sah sich denn das „Herzogliche Kammer-Collegium" im Jahre 1830 genötigt, ein „Rescript wider das Neujahrsblasen und Gratulieren" zu erlassen, in dem es diesen alten Brauch mit Strafen belegte. So hieß es darin:

„Bei Einreichung eines Gesuchs um Erlaubniß zum Neujahrsblasen und zum Gratulieren, ist zur Sprache gekommen, daß noch in dem gegenwärtigen Jahre ein ähnlicher Mißbrauch durch Musici, Postillions, Briefträger ec. hin und wieder Statt gefunden hat, und da dieser Unfug in der Folge nicht mehr geduldet werden kann, und gänzlich abgestellt werden muß, so wird das herzogliche Kreis-Amt veranlaßt, zur gänzlichen Abschaffung dieser dem Publico zur Last fallenden Mißbräuche zweckdienliche Maßregeln zu treffen, und die etwanigen Contravenienten zur Strafe zu ziehen." –

Doch hat diese Verordnung, gegenüber der vorigen, wenig genützt. Zu tief war dieser alte, trotz einiger Mißstände immerhin schöne Brauch des Glückwünschens zum neuen Jahr im Volke verwurzelt. Bis in unsere Zeit hinein hatte er sich zum Beispiel bei den Schornsteinfegern, den Müllmännern und anderen Berufen erhalten. Man nahm die Glückwünsche dankbar an und geizte nicht mit einer kleinen Gabe. Gerhardt Seiffert

720313

Silvester und Neujahr

Volksglaube im Wandel der Zeit

Unsere Vorfahren, bei denen die Götterverehrung und die besonderen Feste im engen Zusammenhang mit dem Wechsel der Jahreszeiten standen, begannen mit der Wintersonnwendnacht ihr Jahr. Nach dem alten Glauben stieg zu dieser Zeit All-Vater Wodan (Odin) zur Menschenwelt herab und hielt einen segnenden Umzug durch Dörfer und Fluren, begleitet von gütigen Göttern und Göttinnen. Alle Geschöpfe jubelten ihnen zu, und alles erhielt eine heilige Weihe. Das Lied des „wütenden Heeres" ertönte und aus dem Lärm desselben schloß man auf die Fruchtbarkeit des bevorstehenden Jahres. Der Jahresanfang ist auch der schicklichste Zeitpunkt, die Götter um Fruchtbarkeit von Acker und Vieh anzuflehen.

In diesen Tagen ruhte die Arbeit und jeglicher Streit, und es mußte am Fest der reinsten Freude laut und fröhlich zugehen, man gab sich Spiel und Tanz hin und veranstaltete fürstliche Gelage, bei denen vor allem das Schwein eine Hauptrolle spielte. Der „Jul-Eber" hat sich bis heute sein Andenken beim Weihnachts- und Neujahrsessen bewahrt, oft schenkt man sich zu Neujahr auch kleine Glücks-Schweinchen (aus Schokolade, Marzipan o. ä.).

Papst Silvester, der von 314 bis 334 den „Stuhl Petri" innehatte, gab dem Neujahrsfest seinen eigentlichen Namen. Die Kirche nahm es aber erst 813 in ihren Kalender auf. – Die heidnischen Gebräuche, die lärmenden Belustigungen, die üblichen Verkleidungen, Maskenumzüge usw. waren im Volk so tief eingeprägt, daß es dem Christentum nicht gelang, die angenommene Zeitrechnung abzuändern. Wenn auch die Theologen immer nach dem Kirchenjahre rechneten, das in der ältesten Zeit mit Ostern, dann mit dem Fest der „Geburt des Herrn", dann mit „Maria Verkündigung" und später mit dem ersten Adventsonntag begann, blieb der 1. Jänner, der nach verschiedenen Jahresanfängen seit dem 16. Jahrhundert wieder zur eigentlichen Herrschaft kam, immer ein bedeutsamer Tag, so daß sich die Kleriker veranlaßt sahen, ein anderes Mittel in Anwendung zu bringen: Sie verlegten, nachdem schon früher das „Geburtsfest Christi" auf den 25. Dezember festgesetzt worden war, auf den 1. Jänner das Fest der „Beschneidung des Herrn", und nun konnte sich die Feier des Tages dieser biblischen Bedeutung zuwenden.

Erst später also wurde der Neujahrstag, der ursprünglich kein christlicher Festtag war, auch kirchlich als ein solcher begangen, um die Gläubigen von den heidnischen Sitten und Gebräuchen abzuhalten und sie zu einer Bußfeier zu vereinigen.

Auch im alten Österreich wurde dem Neujahrstage fortan eine große Wichtigkeit beigelegt. In Wien selbst ist er seit 1767 ein wahrer Galatag des Jahres, seitdem Kaiser Josef II. durch ein „Allerhöchstes Handbillet" vom 30. November 1766 die Gratulationen, die zu Ostern und zu Weihnachten dargebracht wurden, auf diesen Tag verlegte.

Brauchtum und Volksglaube

Wie bei allen Jahresanfangsfesten hat auch an diesem Tag jedes Tun sinnbildhafte und vorauswirkende Bedeutung: umständlich wird in eifriger Scheuerarbeit das Haus gereinigt, „'s alte Jahr wird außiputzt", dabei aber darf der frühe Arbeitsschluß nicht übersehen werden, damit nicht etwa gar die Hex' durch eine unversehens im Dämmerlicht geöffnete Tür in Haus oder Stall dringt.

Die Silvester-Nacht gilt nach allgemeiner Regel als „sper", aber die gleichzeitigen Namen „Fleischnacht" oder „Bratlrauhnacht" und die vielen „Schniddn", die überall gebacken werden, deuten darauf hin, daß es auch in dieser „speren" Rauhnacht nicht zu mager hergeht, wenn man sich nach dem „Außirauckn", dem Räucherngehen, zu Tisch setzt.

Allzulange leidet es aber die Burschen nicht in der Stube, denn draußen hört man schon die Büchsen, Terzerole, die kleinen Böller und heute auch oft die modernen „Raketen", die das alte Jahr „außi" und das neue „eina" schießen.

Dieses Einschießen oder Einblasen des neuen Jahres soll das Leben in der Natur wecken und eine reiche Ernte fördern. – „Freu ju Böme", singen die Knechte im Hildesheimschen, während sie dabei die Obstbäume umtanzen. Oft umwinden sie auch die Bäume mit Strohkränzen, legen Steine zwischen die Äste und schießen die Neujahrssonne des Morgens an, damit sie, für die ihr erwiesene Ehre dankbar, recht viele Früchte bringe.

Guts Jahr, guts Jahr,
daß s'Korn guat grat,
daß d'Äpfel und d'Birn
zu die Fenster naus flieg'n!

Ähnlich dem „Schlag mit der Lebensrute", der die wunderbare Lebenskraft auf den Menschen überträgt, „pfeffern" in Bayern die Mädchen am Neujahrstag die Burschen mit Gerten und stellen an sie die Frage: „Schmeckt das neue Jahr gut?"

Das „Neujahr-Wünschen"

Am Neujahrsmorgen ist es vor allem wichtig, wer die ersten heilbringenden Wünsche überbringt, ob sie ein kräftefrohes Kind ausspricht oder ein altes Weib, wirkt nach dem Volksglauben mitentscheidend auf das Schicksal des kommenden Jahres. Kein Wunder, daß man trachtet, die ersten Glückwünsche von einem der Patenkinder zu empfangen oder doch wenigstens von den Zechbuben, die für das Heil, das sie mit ihren Sprüchen bringen, auch ein Recht auf eine entsprechende Gegengabe haben. Sie wird ihnen dann in Form von Eßwaren und Geld zuteil, die ihnen als ein uraltes – wenn auch ungeschriebenes – Recht zustehen.

Der Glückwunsch, mündlich oder schriftlich dargebracht, war seit jeher allgemein üblich. Auch die heute so beliebten Glückwunschkarten haben ihre Geschichte. Die ersten Karten gehen auf die Anfänge der Holzschneide- und Kupferstecherkunst zurück. Schon damals fing man an, sich mit der Herstellung dieser „sichtbaren Zeichen der dargebrachten Glückwünsche" zu befassen. Diese ältesten Neujahrskarten zeigen in der Regel das Christkind mit einem Spruchband in den Händen, worauf zu lesen war: „Ein gut sälig jar" oder „fil god jar". Im 17. Jahrhundert verschwanden dann die religiösen Darstellungen, und Allegorien mit überschwenglichen Versen traten an ihre Stelle. Im 18. Jahrhundert und zu Beginn des 19. Jahrhunderts kamen dann farbige Karten in Gebrauch, auf diesen war meist Fortuna abgebildet, wie sie ihr Füllhorn ausleert.

720314

Sankt Silvester – Täufer des Kaisers Konstantin

Der Namensgeber des letzten Tages im Jahr starb 335 als Papst

Der Papst, welcher dem letzten Tag unseres Kalenders (seit nunmehr 1930 Jahren) seinen Namen gab, ist mit den Ehrentiteln „Confessor“ und „Catholicus“ in die Geschichte eingegangen. Dieser bedeutende Pontifex maximus leitete die „Zweite Periode des Papsttums“ ein, die bis zum Ende des Pontifex von Gregor I. (gest. 604) reicht.

Silvester trug die Tiara, welche ihm von Kaiser Konstantin persönlich zugeeignet wurde, von 314 bis zu seinem Tode am 31. Dezember 335. In der welthistorischen Reihe der Päpste steht er – nach dem Apostelfürsten Petrus – an 34. Stelle.

Der geborene Römer, der die besondere Gunst Konstantins besaß und schon früh im Schutze des Kaisers lebte, vollzog in der Ewigen Stadt den grundlegenden Wandel vom Heidentum zum Christentum. Papst Silvester war auch der erste Sakralbauherr der Kirche. Er schuf die ersten Hauptbasiliken: die Lateranskirche und die Peterskirche, die über dem Grabe des Apostelfürsten errichtet wurde.

Auch die Heilig-Kreuz-Kirche zu Jerusalem, die das Gedächtnis der Kaiserin-Mutter Helena in besonderer Weise wachhält, war das Werk dieses großen Papstes, dem die Historiographen „weltweite Schau, umfassende Güte, weltdurchdringende Liebe und die Gesinnungstreue eines Felsenmannes“ nachgerühmt haben. Unter dem Präsidium dieses hochgelehrten Papstes fand auch das erste allgemeine Konzil zu Nicäa statt, das im Jahre 325 die Glaubensformel der christlichen Kirche dauerhaft fixierte.

Mit diesem Papst begann in der Kirche die Zeit des gewaltigen Aufschwungs. Silvester hat die ersten großen Kirchengesetze erlassen. Er steht auch als der Täufer des Kaisers Konstantin in Geltung. Durch die Taufe soll der erste christliche Imperator des Römischen Reiches von dem Papst geheilt worden sein. Die herrlichen Fresken in der Silvesterkapelle in Rom erzählen diese Legende des Kaisers.

Papst Silvester wurde zu einem Symbol des Weltfriedens. Er starb mit dem Vermächtnis: „Regieret die Kirche mit Milde, hütet die Schafe und liebet euch untereinander herzlich“. Er fand seine letzte Ruhestätte auf dem Friedhof der Priscilla. Seine Attribute sind Papstkreuz, Tiara, Engel, Buch und Stier.

Der von einem heidnischen Zauberer getötet worden war, auf wundersame Weise wieder zum Leben erweckte. Diese Überlieferung bewirkte das merkwürdige Patronat, das alle Haustiere nebst dem Futter einschließt.

Kurt Asendorf

Das Spiel mit dem Feuer

Die ersten Raketen zündeten die Chinesen im 13. Jahrhundert. Heute werden zu Silvester allein in Deutschland Knallkörper im Wert von 85 Millionen Mark verpulvert. WELT am SONNTAG erzählt die Geschichte des Feuerwerks

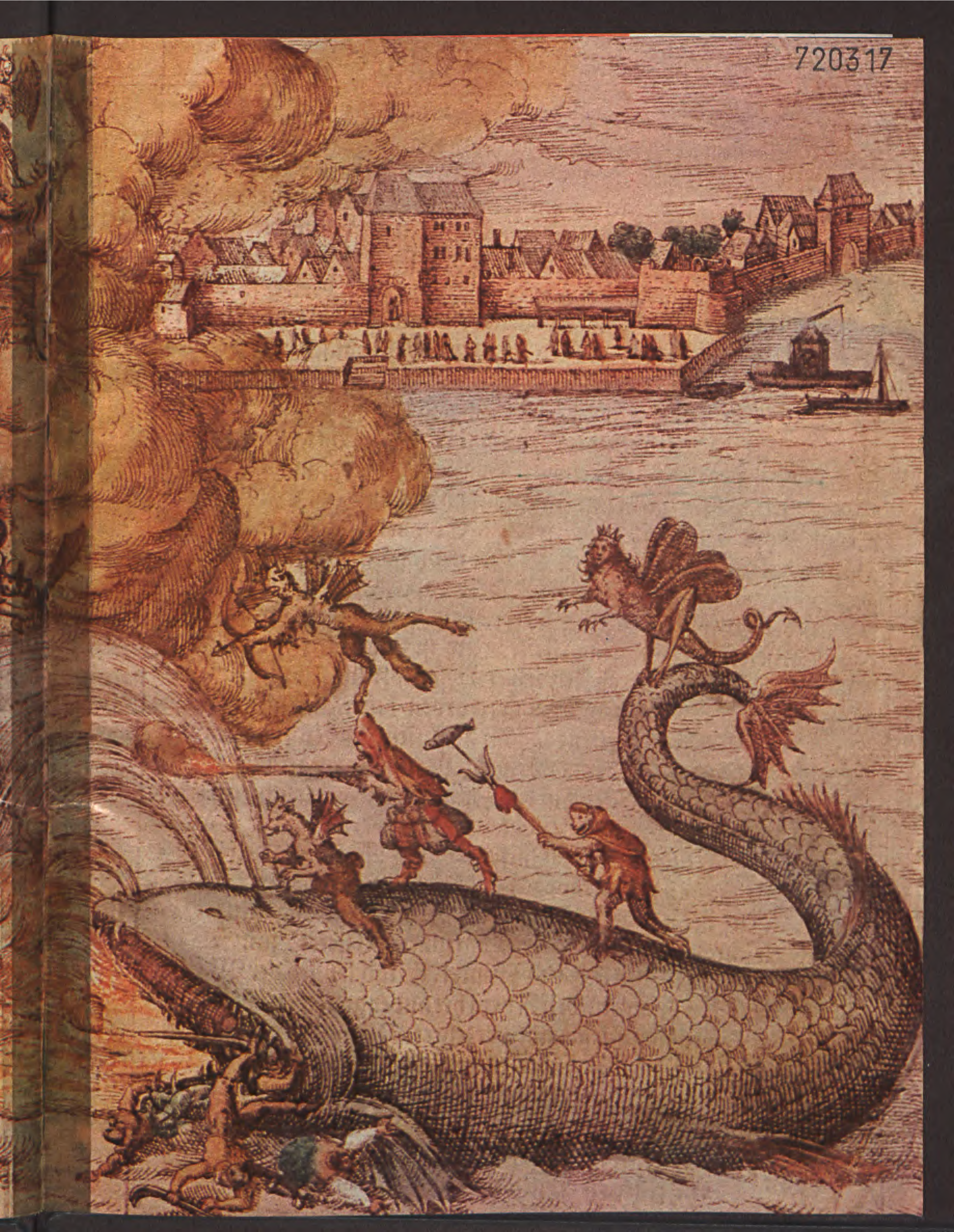
Hamburg, 31. Dezember 1980, 24 Uhr: Tausende von Silvesterraketen erleuchten den Himmel – Hamburgs Feuerwehr mußte in dieser Nacht 37 durch Feuerwerkskörper entstandene Brände löschen

720316



Ein feuerspeiender Drachen für das Hochzeitspaar

Während die Italiener dem Feuerwerk von Anfang an einen künstlerischen Charakter gaben, diente es in Deutschland zunächst nur für kriegerische Spektakel. Wie auf diesem zeitgenössischen Kupferstich, der eine „Seeschlacht" auf dem Rhein vor Düsseldorf zeigt – inszeniert im Jahre 1585 zur Hochzeit des Herzogs von Jülich: Ein Wal kämpft gegen einen feuerspeienden Drachen


720317

720318



Feuerwerke als Präzisionsarbeit

Frankfurter Feuerwerker aus dem Jahr 1676 bei der gefahrvollen Herstellung von Leuchtraketen, oftmals explodierten die Geschosse schon in der Werkstatt (Abbildung oben). Der exakte Aufstellungsplan eines großen Feuerwerks auf dem Nürnberger Schießplatz im November 1686, mit mehr als 300 Raketen und sechs riesigen Feuerrädern (Abbildung unten). Das erste Nürnberger Feuerwerk wurde bereits am Fastnachtsdienstag des Jahres 1508 entzündet.

Barocke Böllerschüsse, die alles in den Schatten stellten

Dieses bombastische Feuerwerk vor dem Japanischen Palais am Dresdner Hof im Jahr 1718 gilt als Höhepunkt aller Barockfeuerwerke. Es wurde anläßlich der Ordensvergabe des Goldenen Vlieses an den Kurprinzen gezündet und stellte die Sage von der Eroberung des Vlieses dar. Die Vorbereitungen nahmen mehrere Monate in Anspruch (Abbildung rechts, Kupferstich von August Corvinus).

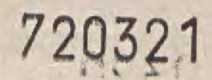

720319

720320



Moskau 1856: Raketen für die Zaren-Krönung

Das letzte große Feuerwerk des 19. Jahrhunderts fand am russischen Hof statt. Anlaß war die Krönung des Zaren Alexander II. im Jahre 1856 in Moskau. Danach verloren Feuerwerke ihren Glanz. Das Bürgertum begnügte sich mit bescheideneren Lichtfesten. (Abbildung: Lithographie nach einem Gemälde von Auguste Thomas Marie Blanchard.)



Bei Dunkelheit baten die Ratsherren von Konstanz die in der Stadt zum Reichstag weilenden Gäste an den See. Kaiser Maximilian, Fürsten und Volk sollten etwas erleben, was es bis dahin noch nie auf deutschem Boden gegeben hatte: Fakkeln leuchteten auf, flogen von Begleitbooten in die Fässer, in denen es geheimnisvoll glimmte, und plötzlich zischten wild durcheinander und funkensprühend die 300 Rohre über den See, verwandelten für Sekunden den Himmel glutrot, schlugen gurgelnd und dampfend in träges Wasser.

Die Rohre waren Feuerwerkskörper – jener Reichstag im Jahre 1506 erlebte das erste Feuerwerk nördlich der Alpen. Eine späte Premiere, überaus derb dazu. Schon Jahrhunderte zuvor hatten andere Völker jenes flammende Spiel zu einer feinen Kunst entwickelt.

Sie begann mit der Entwicklung des Schießpulvers. Wie so oft: Das Grausige bedingt das Schöne, untergehakt wie zwei Schwestern gehen sie durch die Geschichte: 1232 explodierten bei der Mongolenbelagerung von Tien-King zum ersten Mal Sprengkörper; zur selben Zeit aber trieb das Schwarzpulver in China die ersten Feuerwerkskörper an und die staunende Menge zu einem wahren Freudentaumel.

„Schnee von China" nannte ein Geheimschreiber des Sultans von Ägypten bedeutungsvoll das aus dem Osten; und der deutsche Kirchenlehrer und Naturforscher Albertus Magnus erwähnte es 1260.

Knapp 100 Jahre später flogen die ersten Brandraketen bei den Kämpfen zwischen Venezianern und Paduanern in die Heerlager; zur selben Zeit aber zischte in Vicenza an einer Schnur eine feuersprühende Taube vom Dach des Bischofspalastes in die staunende und abergläubische Menge, die allzugern an ein göttliches Wunder glauben wollte. Der Bischof beherrschte sich aber und klärte die Ungläubigen auf, daß es sich um eine neumodische Erfindung handele – das Feuerwerk.

Die Italiener nahmen sich mit einem wahren Rausch des neuen Feuerspiels an. Tief in der Seele wurden geheimnisvolle Kräfte freigesetzt und ▷

720322

wirken – wahrscheinlich – noch heute beim Anblick eines Feuerwerks. Jahrtausende war die Existenz der Menschen unmittelbar an den Besitz des Feuers gekettet, Prometheus verbannten die Götter lebenslänglich an den Felsen, nur weil er die Flamme gestohlen hatte.

Dazu kam: Seit dem Turmbau zu Babel stießen die Menschen Gott nicht mehr materiell ins Reich Gottes, nun konnten sie ihm das einst kostbare Gut im Überfluß hoch in den Himmel schleudern.

In Italien nahm das Feuerwerk von Anfang an einen künstlerischen Charakter an: bei den großen Festen, vor allem in Florenz, wurden eigens für diesen Zweck entworfene zierliche Vasen mit Feuerwerkskörpern an Schnüren über die Straßen gespannt und märchenhafte Drachenfiguren aufgestellt, die inmitten des Feuerregens drohende Schatten warfen.

Anders in Deutschland. Dort diente das Feuerwerk anfangs nur dem kriegerischen Schauspiel, wie bei dem Spektakel in Konstanz.

Allerdings: Zwei Städte könnten sich um das Erstgeburtsrecht streiten.

Konstanz kann urkundlich zweifelsfrei sein Feuerwerk von 1506 belegen. Nürnberg nicht. Dort fand jeweils am Fastnachtsdienstag ein sogenannter Schönbart- oder Schembartlauf statt, bei dem abschließend ein Feuer entzündet wurde; daraus entwickelte sich ein Feuerwerk – möglicherweise schon 1493, wahrscheinlich aber erst 15 Jahre später.

Immer aber ging es um eine kriegerische Darstellung. Sie muß manchmal wahrhaft barbarischen Charakter gehabt haben. Voller Stolz berichtet der Ulmer Feuerwerker Josef Furttenbach über seine Regie: „Zuerst soll ein pompöses Feldgeschrei ertönen, begleitet von Trompeten und Heerpauken." Dann folgt der Abschuß der Feuerwerkskörper: „Als ob eine Companie Musquetiere in guter Ordnung gliederweise schießen thete."

Entsprechend entwickelte sich die Kulisse. Zuerst waren es kastenförmige Türme, schon bald aber formten sie sich zu regelrechten Burgen mit einem Hauptturm und vier Erkern. Das älteste Burg-Feuer fand in Nürnberg statt. Es wurde 1535 zu Ehren von Karl V. veranstaltet, der Tunis erobert hatte.

Die Veranstalter waren nicht zimperlich.

Über Stunden blitzte und knatterte es aus allen Erkern und Mauerlöchern, Rauch und Dampf hüllte die Zuschauer ein, dann strahlten wieder riesige Feuersäulen in die Höhe. Die Menschen waren amüsiert und voller Grusel: zu genau wußten sie noch um Schrecken und Tod, die für die Bürger einer Stadt leibhaftig wurden, wenn der Feind die Mauern überrannt hatte.

Diese kriegerische Form hielt sich in Deutschland nur in den äußersten Provinzen bis ungefähr 1750; aus dem fernen Gumbinnen in Ostpreußen wurde ein derartiges Schauspiel noch im Jahre 1742 vermerkt.

In den kultivierteren Zentren wurden die Feuerwerks-Burgen kleiner, dafür entstanden prächtige Säulenreihen, allegorische Figuren und geheimnisvolle Gestalten der Sagen.

Kurz: Das Feuerwerk hielt Einzug im Barock-Theater und wurde zu einem bestimmenden Faktor.

Francesco Santurini, ein Italiener in München, schuf mit seinen Feuerwerk-Theatern einen der Höhepunkte dieser Kunstgattung. Der Anlaß: 1660 wurde dem Münchener Hof eine Prinzessin, 1662 der Thronerbe, der spätere Kurfürst Max Emanuel, geboren.

Die Feste dauerten jeweils drei Tage, ein fortlaufendes Drama di fuoco: Die Säulenkulissen erreichten die stolze Höhe von 36 Metern, überall spieen Drachen Feuer, Hölleneingänge loderten blutigrot, vom Himmel blitzte es in allen Farben; auf dem Starnberger See kämpften zum Schein Flotten gegeneinander und verglühten anschließend im bengalischen Licht.

Auf riesigen Leinwänden wurden Landschaften und Straßenzüge gemalt, und am letzten Tag ging der Feuerregen zum beliebtesten Spektakel jener Jahre los: „Troja in Flammen." In einer Regieanweisung von 1690 heißt es: „Bei einem Feuerwerk müssen 600 bis 800 Raketen gleichzeitig des Effektes wegen gestartet werden."

Möglicherweise war damit schon der Niedergang dieser Kunstform eingeleitet. Denn die Devise lautete: Größer und gewaltiger, desto besser.

So zischten 1747 in Pillnitz anläßlich der bayerisch-sächsischen Doppelhochzeit nicht weniger als 23 000 Raketen in die Höhe, Dresden gar leitete seine Feuerwerke mit 2000 Schuß aus den Gewehren seiner Grenadiere ein, und Hamburg leuchtete ganze Wasserarme bengalisch aus.

Im 19. Jahrhundert verlor das Feuerwerk seine frühere Größe, das Bürgertum begnügte sich mit Lichtfesten in seinen Gärten, oder geschäftstüchtige Unternehmer machten mit dem Feuerwerk eine Show. So in Berlin mit dem sprichwörtlichen „Treptow in Flammen", so auch auf dem Wiener Prater, wo ein Theater „Werthers Leiden frei nach Goethe" aufführte.

Die Beschreibung: „Zuerst lodert eine 120 Meter lange Flammenwand auf, Werther macht Lotte unter einem Baum, an dem wie weiße Blütenblätter Feuerwerkskörper brennen, eine Liebeserklärung. Und als er ihr zu Füßen fällt, verwandelt sich der Baum glutrot."

Das Volk hatte damit vom Feuerwerk Besitz ergriffen und hält es bis heute fest – zumindest einmal im Jahr, wenn es Silvester den „Schnee aus China" am Himmel aufleuchten läßt – so gestaltlos und bar jeden dramatischen Effektes, daß sich vielleicht mancher Fürst der Barockzeit verächtlich abwenden würde. *Claus Larass*

Silvester 81: Feuerwerk für 85 Millionen Mark

Beim diesjährigen Silvester-Feuerwerk werden die Bundesbürger nach Schätzung der Hersteller 85 Millionen Mark in die Luft schießen – ebensoviel wie im vergangenen Jahr. 70 Prozent des Geldes werden voraussichtlich für Raketen, Sonnenräder und Fackeln ausgegeben, der Rest für Krachmacher, wie Kanonenschläge, Knallkörper und Schwärmer. Alle diese Artikel gehören zur – grün gekennzeichneten – Feuerwerksklasse II, die nur von Erwachsenen gekauft und benutzt werden dürfen. Feuerwerksspielwaren der schwarzen Klasse I (Wunderkerzen, Knallbonbons, die auch Kinder unter 18 kaufen können, spielen dagegen kaum eine Rolle. Garten- und Großfeuerwerke der Klassen III und IV dürfen nur mit Sondergenehmigung gezündet werden. 85 Prozent der in Deutschland hergestellten Feuerwerkskörper werden am Jahreswechsel verkauft – in nur drei Tagen. In diesem Jahr darf der Einzelhandel erst ab 29. Dezember Raketen und Knaller anbieten. Noch kürzer ist die Zeit, in der sie abgebrannt werden dürfen: Laut bundeseinheitlichem Sprengstoffgesetz nur am Silvester- und Neujahrstag. Die Gemeinden können die Spanne noch weiter einengen. So haben die Hamburger zum Beispiel nur sieben Stunden Zeit: von Abends 18 bis morgens 1 Uhr. Einige Orte mit vielen Strohdachhäusern haben gar ein totales Verbot erlassen – die Sylter Gemeinden mit Ausnahme von List bereits vor 3 Jahren. Übertretungen können teuer werden: theoretisch bis zu 10 000 Mark, in der Praxis kommen Übeltäter aber mit 100 Mark davon.

Leichtsinn und Unachtsamkeit führen immer wieder zu Unfällen. Die häufigste Ursache: Raketen und Schwärmer werden im Zimmer angezündet. Die schwersten Verletzungen geschehen durch selbstgebastelte Feuerwerkskörper. An den zwei tödlichen Unfällen der letzten Silvesternacht hatte aber das Feuerwerk nur indirekt schuld: Beim Versuch, die Farbenpracht besser zu sehen, stürzte in Nürnberg ein 56jähriger aus dem Fenster, in Bad Tölz ein 18jähriger vom Dach.

TITEL: GERMANISCHES NATIONALMUSEUM NÜRNBERG, ACTION PRESS, NIEDERSÄCHSISCHE STAATS- U. UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK GÖTTINGEN, BILDARCHIV PREUSSISCHER KULTURBESITZ (2), STADTMUSEUM DÜSSELDORF

720323

Silvester und Neujahr

Geschichte und Brauchtum im deutschen Land

Unsere Vorfahren, bei denen die Götterverehrung und die besonderen Feste im engen Zusammenhang mit dem Wechsel der Jahreszeiten standen, begannen mit der Wintersonnwendnacht ihr Jahr. Nach dem alten Glauben stieg zu dieser Zeit All-Vater Wodan (Odin) zur Menschenwelt herab und hielt einen segnenden Umzug durch Dörfer und Fluren, begleitet von gütigen Göttern und Göttinnen. Alle Geschöpfe jubelten ihnen zu, und alles erhielt eine heilige Weihe. Das Lied des „wütenden Heeres" ertönte, und aus dem Lärm desselben schloß man auf die Fruchtbarkeit des bevorstehenden Jahres. Der Jahresanfang ist auch der schicklichste Zeitpunkt, die Götter um Fruchtbarkeit von Acker und Vieh anzuflehen.

In diesen Tagen ruhte die Arbeit und jeglicher Streit, und es mußte am Fest der reinsten Freude laut und fröhlich zugehen, man gab sich Spiel und Tanz hin und veranstaltete fürstliche Gelage, bei denen vor allem das Schwein eine Hauptrolle spielte. Der „Jul-Eber" hat sich bis heute sein Andenken beim Weihnachts- und Neujahrsessen bewahrt, oft schenkt man sich zu Neujahr auch kleine Glücks-Schweinchen (aus Schokolade, Marzipan o. ä.).

Papst Silvester, der von 314 – 335 den „Stuhl Petri" innehatte, gab dem Neujahrsfest seinen eigentlichen Namen. Die Kirche nahm es aber erst 813 in ihren Kalender auf. Die heidnischen Gebräuche, die lärmenden Belustigungen, die üblichen Verkleidungen, Maskenumzüge usw. waren im Volk so tief eingeprägt, daß es dem Christentum nicht gelang, die angenommene Zeitrechnung abzuändern. Wenn auch die Theologen immer nach dem Kirchenjahre rechneten, das in der ältesten Zeit mit Ostern, dann mit dem Fest der „Geburt des Herrn", dann mit „Maria Verkündigung" und später mit dem ersten Adventsonntag begann, blieb der 1. Januar, der nach verschiedenen Jahresanfängen seit dem 16. Jahrhundert wieder zur eigentlichen Herrschaft kam, immer ein bedeutsamer Tag, so daß sich die Kleriker veranlaßt sahen, ein anderes Mittel in Anwendung zu bringen: Sie verlegten, nachdem schon früher das „Geburtsfest Christi" auf den 25. Dezember festgesetzt worden war, auf den 1. Januar das Fest der „Beschneidung des Herrn", und nun konnte sich die Feier des Tages dieser biblischen Bedeutung zuwenden.

Erst später also wurde der Neujahrstag, der ursprünglich kein christlicher Festtag war, auch kirchlich als ein solcher begangen, um die Gläubigen von den heidnischen Sitten und Gebräuchen abzuhalten und sie zu einer Bußfeier zu vereinigen.

Auch im alten Österreich wurde dem Neujahrstage fortan eine große Wichtigkeit beigelegt. In Wien selbst ist er seit 1767 ein wahrer Galatag des Jahres, seitdem Kaiser Josef II. durch ein „Allerhöchstes Handbillet" vom 30. November 1766 die Gratulationen, die zu Ostern und zu Weihnachten dargebracht wurden, auf diesen Tag verlegte.

720324

Weihnachten.



Madonna mit Kind
Oberrheinischer Meister, 2. Hälfte 15. Jahrhundert,
Kastanienholz, vollrund geschnitten, Freigelegte Originalfassung

720325



Große, tiefe Beckenschlägerschüssel
Deutschland um 1500.
∅ 38,4 cm, Höhe: 7 cm.

720326



Kleine Kredenz
Nußbaum, Toskana, Ende 16. Jhdt.
Höhe: 87 cm, Breite: 76 cm, Tiefe: 41 cm.
vgl. Fr. Schottmüller: „Wohnungskultur und Möbel der Italienischen Renaissance", Stuttgart 1921,
Seite 92, Abb. 210 f. und Seite 96, Abb. 219 f.

720327



Anbetung
Nußholz, alpenländisch, Anfang 16. Jahrhundert.
Höhe: 60 cm, Breite: 54 cm.



Anna Selbdritt

Lindenholz, rückseitig ausgehöhlt, Reste der originalen Fassung eingestimmt, Höhe: 100 cm, Breite: 91 cm, Altbayern, um 1520.
Meister aus dem Leinberger Kreis.

720328



720329

Heiliger Wolfgang



Geburt Christi
Lindenholz-Hochrelief mit originaler, freigelegter Fassung. Linhart Pamstell, Kärnten, um 1510. Größe: 60 x 48 cm.

720331



Jan van der Heyden (1637 — Gorkum — 1712)

„Flußlandschaft mit Landhäusern“

Öl/Holz. Größe: 46 x 59,5 cm. Lit.: „Jan van der Heyden“ von Helga Wagner, Amsterdam 1971, Nr. 178a mit Abbildung.
Provenienz: Collection Marquis de Montesquiou, Versteigerung Paris 1788, Nr. 93

720332

Weihnachtslieder klingen wieder durch das Land

Hoher Anteil Niedersachsens am weihnachtlichen Liedgut

Wohl ist das Jahr an Festen reich, doch ist keine Zeit des Jahres so erfüllt von Liedern und Geschichten, von Erzählungen und Gedichten, wie gerade die Weihnachtszeit. Niedersachsen hat an diesem weihnachtlichen Singen und Klingen einen nicht unbedeutenden Anteil.

So hat der Hofkapellmeister in Wolfenbüttel, Michael Praetorius, dem alten frommen Weihnachtslied „Es ist ein Ros entsprungen" seinen schönen, ewig jungen Klang gegeben. Er starb in der Herzogstadt im Jahre 1621. Den ehrfürchtig-gläubigen Liedern „Ihr Kinderlein kommet" und „Alle Jahre wieder" schenkte der Niedersachse Johann Abraham Schulz die Melodien, die sie in den immergrünen Kranz unseres christnächtlichen Singens sinnfällig einflochten.

Dieser Komponist wurde in Lüneburg am 31. März 1777 als Sohn des „Haußbäckerers" Nicolaus Schulz geboren. Früh schon zog es ihn in die St.-Johannis-Kirche, um dort dem Orgelspiel des Kantors und dem Gesang der Sängerknaben zu lauschen. Seine Mutter, eine geborene Gerken aus Bergen bei Celle, verstand des Sohnes Liebe zur Musik und brachte ihn zu dem Musiklehrer Johann Christoph Schmügel am Johanneum, der den Jungen im Klavierspielen und Komponieren unterrichtete. Der berühmte Hofkomponist J. Ph. Kirnberger in Berlin übernahm seine weitere musikalische Ausbildung, nach deren Abschluß und Wanderjahren er bei Prinz Heinrich, dem Bruder des „Alten Fritz" auf Schloß Rheinsberg als Kapellmeister weilte.

1795 ging er als Hofkapellmeister nach Kopenhagen, kehrte aber bald wieder nach Deutschland zurück und starb am 10. Juni 1800 in Schwedt. Als Opern- und Oratorienkomponist ist J. A. P. Schulz in Vergessenheit geraten, als Liederkomponist aber ist er bis heute weithin bekannt, am sinnfälligsten in seinem Weihnachtslied „Ihr Kinderlein kommet".

Zu dem freudvollen Lied „O Tannenbaum" schrieb Georg Anschütz (geboren 1868 in Braunschweig, gestorben 1953 in Hamburg) die zweite und dritte Strophe. In der altehrwürdigen Marienkirche zu Lübeck hielt Dietrich Buxtehude (geb. 1637 zu Oldesloe, gest. 1707 in Lübeck) seit 1673 an den fünf Sonntagen vor Weihnachten Kirchenkozerte ab, die durch die von ihm eigens hierfür komponierten Kantaten-Zyklen berühmt wurden.

Das schöne und innige Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht", 1818 in Oberndorf bei Salzburg von Joseph Mohr gedichtet und von Franz Gruber komponiert, war bereits ein Jahr später in der Dorfkirche des niedersächsischen Isernhagen bei Hannover bekannt. Der weit in den Landen herumgekommene fahrende Musikus und Puppenspieler Ferdinand Trollmann hatte es dem Pastor von Isernhagen, Georg L. Meyer in der Adventszeit vorgespielt und ihm den Text übermittelt. Es gefiel dem Pfarrer so, daß er den fahrenden Sänger bat, das Lied mit dem Kirchenchor einzuüben.

In der Christnacht des Jahres 1819 erzählte Pastor Meyer in der Predigt seiner Gemeinde von dem neuen Weihnachtslied, das im Vorjahr fernab in den hohen Bergen des Salzburgischen entstanden sei. „So höret denn seine Weise und lasset sie in Eure Herzen eingehen!", schloß er. Die Orgel begann ihr präludierendes Spiel, dann ertönte auf den Saiten einer Geige, der Geige des Spielmanns Trollmann, die neue Melodie; der Chor fiel ein, und nun erklang es in Niedersachsen zum ersten Male „Stille Nacht, heilige Nacht".

Dem Träumen der Kinder vom Weihnachtsfest und ihrem heißen Sehnen nach dem Weihnachtsmann hat der Dichter unserer Nationalhymne, Heinrich Hoffmann von Fallersleben, in einem 1835 gedichteten und von dem Breslauer Komponisten Ernst Richter vertonten Lied herzlichen und verständnisvollen Ausdruck gegeben. In ihm findet die glückselige Kindes- und Weihnachtsfreude ihren fröhlichen Widerhall und erlösenden Ausklang in dem Jubelruf glücklicher und gläubiger Kinderherzen: „Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben."

Gerhardt Seiffert

720333



Abb. 4: Christi Geburt. Meister der goldenen Tafel von Lüneburg. Um 1418. Landesmuseum Hannover.

Vom Adventskranz zum Adventskalender

Wie der erste Adventskalender entstand, berichtet G. Seiffert

„Advent, Advent, ein Lichtlein brennt. Erst eins, dann zwei, dann drei, dann vier – dann steht das Christkind vor der Tür!" So singen jetzt die Kinder erwartungsfreudig, wenn in den Wohnungen am Adventskranz das erste Licht der Erwartung angezündet wird und damit den Beginn der Weihnachtszeit kündet.

Nach Eintragungen in der Chronik des „Rauhen Hauses", das der Begründer der „inneren Mission", Pastor Johann Hinrich Wichern, als Armenhaus und Erziehungsanstalt in Hamburg errichtet hatte, hing an den Adventstagen des Jahres 1860, also vor nunmehr 125 Jahren, im Versammlungsraum lichtergeschmückt aus Tannengrün der erste Adventskranz.

Nun sind aber 24 Tage eine lange Zeit, besonders dann, wenn ein rosiges Kindermündchen jeden Morgen die Mutter ungeduldig fragt: „Mutti, wann ist denn nun endlich Weihnachten?" Nun, die Mutter wußte wohl stets eine kluge, hinhaltende Antwort auf die Frage ihrer Kleinen. Doch war damit deren Ungeduld kaum besänftigt, und so kam man auf den Gedanken, eine Weihnachtsuhr zu schaffen, deren Zeiger täglich vorgerückt werden mußten und auf deren Zahlen jeweils ein neuer religiöser Erbauungsspruch aus der Bibel hinwies und selbstverständlich am 24. Dezember das Christkind in der Krippe in buntem Transparentpapier als weihnachtliches Erbauungsmotiv erscheinen ließ.

Doch wußten die Kleinsten der Kinder wenig weder mit einer Adventsuhr noch mit frommen Sprüchen oder Bildern so recht etwas anzufangen. Deshalb suchte man ihnen die vierundzwanzigtägige Vorweihnachtszeit etwas zu versüßen und erfand den Adventskalender „för alle lüttjen Lekkerschnuten".

Eine erfindungsreiche Mutter soll, so wird aus der Zeit um die Jahrhundertwende, etwa 1904/05, überliefert, ihren kleinen Lieblingen 24 Kekse mit Puderzucker auf den Deckel eines Schuhkartons geklebt haben und ließ an jedem Dezembertag einen davon abnaschen. In anderen Erinnerungen wird berichtet, daß die Kinder in einigen abgelegenen Heidedörfern für jeden Tag der Vorweihnachtszeit sich einen Kreidestrich an ihre Bettbutze gemacht hätten.

Aus all diesen zunächst primitiven Dezemberkalendern entwickelten sich denn in unseren niedersächsischen Landen durch die Papier- und Süßwaren-Industrien jene glitzernden und buntfarbigen Adventskalender mit ihren numerierten süßigkeitsgefüllten Türchen, wie sie uns heute aus vielen Schaufenstern und Auslagen mit einem rotbäckigen und weißbärtigen Weihnachtsmann entgegenlachen. Wohl wird von neugierigen Kindern ein Türchen hie und da schon vorsichtig geöffnet, aber was nützt es, 24 Tage bleiben 24 Tage.

Wenn man dann doch endlich das letzte Pförtchen geöffnet hatte, war die Freude zwar groß – aber schon ein paar Tage später klagte so een lüttjer Dreemalklooger ut de Heid treuherzig: „Nu kann ick den Kalender wechschmiten. Wat is dat Johr blot so bannig lang, Wiehnachten awers jümmers sau koort!?"

720334

720335

Gabentisch von 1836: Erst mit der bürgerlichen Gesellschaft entwickelte sich in der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts das Weihnachtsfest zu seiner heutigen Form. ABBILDUNGEN: BUCHER

Bange Minuten vor dem Moment der Bescherung

Konsumterror und Weihnachtsfreuden / Schon vor der Ausbreitung des Christentums war die Mittwinterzeit Anlaß für festliche Akte

„Hanno ließ sein Knie los, das er bislang umschlungen gehalten hatte... Dann und wann empfand er das Bedürfnis, tief einzuatmen, denn jetzt, da der Gesang... die Luft erfüllte, zog sein Herz sich zusammen. Weihnachten... Durch die Spalten der hohen, weißlackierten, noch fest geschlossenen Flügeltür drang der Tannenduft und erweckte mit seiner süßen Würze die Vorstellung der Wunder dort drinnen im Saale, die man jedes Jahr aufs neue mit pochenden Pulsen als eine unfaßbare, unirdische Pracht erharrte... Was würde dort drinnen für ihn sein?"

Die Frage, die sich Hanno Buddenbrook in Thomas Manns Familienchronik stellt, ist alle Jahre wieder aktuell. Nur selten zwar wird der Gabentisch hinter einer „hohen, weißlackierten Flügeltür" aufgebaut sein, die Spannung jedoch ist hinter den Furnierholztüren bescheidener Mietshäuser sicher nicht geringer als im großbürgerlichen Haushalt der hanseatischen Patrizierfamilie.

Steht das Fest bei den lieben Kleinen wegen seiner Geschenkeflut nach wie vor hoch im Kurs, so ist es bei vielen Erwachsenen aus ebendiesem Grund in Mißkredit geraten. Zwei Jahrzehnte nach Kriegsende erwachte bei der jungen Generation ein kritisches Bewußtsein, das der Konsumwelt und ihrem höchsten Jubelfeste im Dezember ablehnend gegenübersteht. Das Schlagwort vom „Konsumterror" machte die Runde: der eigentliche Sinn des Festes sei dahin, einen Grund zu feiern hätten nur noch Handel und Industrie. „Feiern wir Weihnachten doch gleich im Kaufhaus", schlug gegen Ende der sechziger Jahre ein linkes Magazin auf seiner Titelseite vor.



Die Metamorphose des Weihnachtsfests vom Gedenktag an Christi Geburt zu dem der bunten Kartons und Pakete setzte schon vor hundertfünfzig Jahren ein. Mit der bürgerlichen Kultur im neunzehnten Jahrhundert formte sich das Weihnachtsfest in seinem heutigen Gepräge heraus. Denn es waren vor allem die nun wohlhabenden bürgerlichen Schichten, die in der Lage waren, Geschenke zu überreichen und so zur treibenden Kraft des Geschenkekults wurden. Gleichzeitig legte man Wert darauf, den materiellen Besitz nach außen zu leugnen. Über Geld sprach man in der Familie nicht – und schon gar nicht vor Fremden. Wenn also zu Weihnachten aufwendige Geschenke verteilt wurden, so kamen Weihnachtsmann und Christkind als mythische und zugleich anonyme Gabenbringer gerade recht. Der Schenkende blieb dezent im Hintergrund.



Das Weihnachtsfest ist freilich wesentlich älter als der damit verbundene Schenkritus unserer Tage. Aber schon vor Ausbreitung des Christentums war die Mittwinterzeit Anlaß festlicher Akte. Der Fixierung Christi Geburt auf den 25. Dezember gingen spannungsreiche politische und religiöse Auseinandersetzungen voraus. Erst mit dem Erstarken der christlichen Religion und ihrer Anerkennung als Staatsreligion im Römischen Reich gewann die Datierungsfrage der Geburt Christi an Bedeutung.

Hippolytos, Gegenpapst im Schisma der Römischen Kirche und Gegner des antichristlichen Imperiums unter Kaiser Heliogabalus, setzte zu Beginn des dritten Jahrhunderts den 25. Dezember als Geburtstag fest. Der Termin war bis dahin für die Reichsfeier des Sonnengottes „sol invictus" vorgesehen. Hippolytos wollte schlicht ein Gegenfest ins Leben rufen, das an Bedeutung nicht zu übertreffen war. Welcher Anlaß wäre besser geeignet gewesen als das Christgeburtsfest? Der vorderasiatische Mithraskult, die Verehrung eines altarischen, ursprünglich indischen Lichtgottes, der im römischen Imperium zum Sonnengott wurde, blieb trotzdem noch lange bestehen. Schließlich erhob Kaiser Theodosius 381 auf dem Konzil zu Konstantinopel den 25. Dezember als Feiertag von Christi Geburt zum Dogma.

Bei der Missionierung Mittel- und Nordeuropas stieß dieses Datum auf ähnlich günstige Voraussetzungen wie schon zuvor im Mittelmeerraum. Sonnen- und Fruchtbarkeitskulte der Mittwinterzeit konnten im Norden nach und nach durch das neue Fest überdeckt werden. Im Jahr 813 erklärte die Mainzer Synode im deutschen Sprachraum das Weihnachtsfest zum allgemeinen kirchlichen Feiertag. Durch Krippenspiele und Darstellungen in der Kunst wurde es schnell populär.

Daß besonders die Kinder in freudiger Geschenkerwartung dem Fest entgegensehen, läßt sich seit dem sechzehnten Jahrhundert belegen. Im Zeitalter des Biedermeier wurde das frohe Fest endgültig zum Bescherungsfest für die lieben Kleinen.

Schon ein Jahrhundert zuvor waren in verschiedenen Städten die Weihnachtsmärkte auf dem Platz an der Kirche entstanden. Die Festtagsstimmung lockerte den Geldbeutel der Kirchgänger, für Dienstmädchen und Gesinde war Weihnachten zudem Zahlzeit und der „Weihnachtstaler" wechselte an den Buden rasch den Besitzer. Mögen auch die Zeiten sich geändert haben, die Werktätigen mittlerweile über tariflich verbrieftes Weihnachtsgeld verfügen, der Ritus vorweihnachtlicher Einkäufe ist geblieben. Mehr noch: Beinahe bedrohlich stellt sich uns alle Jahre wieder die verzweifelte Frage nach dem „richtigen Geschenk".

Von Jahr zu Jahr mehrte sich im Zeitalter bürgerlicher Prosperität der Geschenkeberg auf dem Gabentisch. Festtagsglück und die Erfüllung des Wunschzettels hingen dabei eng mit der Artigkeit des Kindes zusammen. Wer nicht gehorchte, wurde mit einer Rute bedacht. So avancierten der Weihnachtsmann und Knecht Ruprecht zu willkommenen Drohgestalten.



Nikolaus: Hoffnung der Kinder, Drohmittel der Eltern.

Selbstverständlich waren üppige Weihnachtsgeschenke im vergangenen Jahrhundert und bis in die jüngste Vergangenheit ein Privileg betuchterer Kreise. Die Älteren unter uns wissen noch ein Lied davon zu singen, wie es in manchen Familien um die Geschenke bestellt war: Nüsse, ein paar Apfelsinen und wollene Unterhosen lagen auf dem Gabentisch. Erst nach Ende des Zweiten Weltkriegs sackte der zusehends größer ausfallende weihnachtliche Geschenkeberg auch in die unteren Schichten der sozialen Pyramide.

Das genaue Datum der Bescherung schwankt von Region zu Region und änderte sich auch mit den Epochen. Auch die Art des Schenkens variiert. Im Frankreich des Empire etwa gab es die Geschenke erst am Neujahrstag, die Erinnerung an die römischen Neujahrsgeschenke drängt sich da auf; später dann lagen die Schachteln und Tüten am Morgen des 25. Dezember vor dem Kamin. Im Österreich des Biedermeier rannten die Kinder noch im Nachthemd am Christtagsmorgen zur Fensterbank, auf der die Pakete lagen. In Norddeutschland wurden die Pakete in die Stube geworfen, wie man bei Theodor Fontanes „Effi Briest" nachlesen kann.

Wer noch nicht weiß, was er seinen Lieben auf den Gabentisch legen soll, dem sei die umfassende Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit von Ingeborg Weber-Kellermann ans Herz gelegt. Fast alle Fragen zur Festperiode von der Adventszeit bis zum Dreikönigsfest werden darin beantwortet. – Bis 13 Uhr haben die Läden auch morgen noch geöffnet. *Klaus Simon*

Ingeborg Weber-Kellermann: Das Weihnachtsfest. Eine Kultur- und Sozialgeschichte der Weihnachtszeit. Bucher Verlag, München, 1987. 232 Seiten. 68 DM.

Wall Street und weitere Weltbörsen vor der Jahreswende / Analyse der aktuellen Situation und Ausblick / Von Arnd Hildebrandt

Auch nach dem ‚schwarzen Montag' sind internationale Aktien nicht tabu

nichts mehr ändern. Für die Vereinigten Staaten und Großbritannien gilt es übrigens als nachgewiesen, daß durchschnittliche Dividendenrenditen der bedeutendsten Aktien von etwa 3 Prozent mit zyklischen Kursgipfeln zusammenfallen. Eine zyklische Baisse endet aus historischer Sicht meist dann, wenn sich die Dividendenrenditen im Bereich von 6 Prozent befinden.

Die Korrekturen, die die hohe Bewertung der Aktien nicht nur in Wall Street während des Sommers zu erzwingen begannen, hätten ganz normal verlaufen können, ohne die zugrunde liegenden zyklischen Aufwärtstrends zu brechen. Doch dies verhinderte, wie zahllose Börsenbeobachter meinen, Mitte Oktober der amerikanische Finanzministers Baker mit gezielt gestreuten, mehrfach widerholten und damit zweifelsfrei durchdachten Vorwürfen an die deutsche Adresse. Die Vereinigten Staaten, so erklärte Baker, wollten den Dollar gegenüber der D-Mark nicht weiter stützen. Die Deutschen verhielten sich unbotmäßig, indem sie ihre Zinsen angehoben hätten. Dies sei eine Bedrohung für die Weltwirtschaft, behauptete der Minister.

Unter jenen, denen die tatsächliche Entwicklung und die Kausalität der Zinsveränderungen bekannt waren, konnten nur Böswillige behaupten, Baker habe recht. Da die Börse Desinformation und unrealistische Darstellungen nicht duldet, kam prompt ihre Quittung in Form eines drastischen Kurseinbruchs. Zahlreiche Analytiker interpretierten das Verhalten des amerikanischen Aktienmarktes so, daß für ihn mit Bakers Äußerungen das Maß an Ablenkung, Täuschung und – in psychologischen Dimensionen ausgedrückt – „Rationalisierung" seitens der Regierung in Washington voll gewesen sei. Die Börse habe mit ihrem Kurssturz zeigen wollen, daß sie endlich reinen Tisch haben wolle in der Frage der für die gesamte Weltwirtschaftsordnung geradezu schicksalhaften amerikanischen Haushalts- und Handelsbilanzdefizite. Von diesen brisanten Problemen abzulenken und zu diesem Zweck andere Länder als Schuldige aufzubauen, habe der Aktienmarkt nicht mehr zulassen wollen, heißt es.

Die These, daß der „schwarze Montag" eine unmißverständliche Warnung an die Politiker in Washington gewesen und daß diese Botschaft auch bei den richtigen Stellen angekommen sei, gilt als erhärtet, nachdem es in der amerikanischen Hauptstadt sofort lebendig wurde. Präsident Reagan, der das Debakel in Wall Street zunächst mit „Gewinnmitnahmen" abzutun versuchte, traf sich schon kurze Zeit später mit führenden Kongreßmitgliedern, um über den Abbau der Haushaltsdefizite zu beraten. Er, der sich Steuererhöhungen zur Senkung der Haushaltsdefizite und zur Drosselung des importanregenden Konsums bis dahin geradezu halsstarrig widersetzt hatte, erklärte, daß er nun über alles, also auch über höhere Steuern, zu reden bereit sei.

Der Eindruck, daß Märkte die Politiker durch extreme Verhaltensweisen zu Taten zwingen können, die unter normalen Bedingungen undenkbar wären, hat sich nach dem 19. Oktober gefestigt. Jene, die diesen Überlegungen folgen, sind kompromißlos davon überzeugt, daß die amerikanische Börse und mit ihr wieder alle anderen der Welt eindeutig zu erkennen geben werden, wenn die Bemühungen zur Verringerung der Haushaltsdefizite in fruchtlosen Aktionismus ausarten. In diesem Fall würde eine zweite und womöglich noch schlimmere Verkaufswelle rund um den Erdball toben. Aus einer scharfen Warnung könne dann das Signal für einen unweigerlich bevorstehenden Niedergang des Kapitalismus in der bisher praktizierten Form werden, heißt es.

Es gibt auch noch eine andere, recht ernst zu nehmende Interpretation des Kurssturzes an den führenden Börsen. Sie stützt sich auf die Ereignisse vom Oktober 1929 und versucht darzulegen, daß das Börsendebakel vom Oktober 1987 etwa die gleiche Bedeutung habe. Auch diesmal sei der Börsenkrach

Das erste Quartal 1988 wird Signale setzen

der „Schlußgong" einer Wirtschaftsphase und zugleich die Ankündigung eines unwiderruflichen, schmerzhaften Niedergangs, heißt es. Hier haben sowohl markttechnisch orientierte Analytiker als auch Kenner der monetären Gegebenheiten zahlreiche Einwendungen, obgleich sich manche Publizisten geradezu lustvoll oder aus der Absicht, möglichst großes Aufsehen zu erregen, der Aufgabe widmen, nahtlose Parallelen zwischen 1929 und 1987 nachzuweisen. Ob die These von der „letalen Warnung" wirklich sticht, wird man nach Meinung erfahrener markttechnisch orientierter Börsenanalytiker erst irgendwann zwischen der Jahreswende 1987/88 und dem Ende des ersten Quartals 1988 am Verhalten der Börsen erkennen können. Ganz von der Hand zu weisen ist sie nicht, aber es besteht immerhin eine nicht geringe Hoffnung, daß die Politiker in Washington jetzt unter dem Druck der Märkte und breiter Bevölkerungsschichten, denen der Börsenkrach enorme Verluste oder „Nicht-Gewinne" bescherte, handeln werden. Immerhin findet im November 1988 die nächste Präsidentschaftswahl statt.

Daß alle Börsen der Welt von dem „Ausverkauf" in Wall Street erfaßt wurden, erklärt sich aus der allgemeinen Bedeutung der monetären Probleme der Vereinigten Staaten für die Weltwirtschaft. Zahllose Anleger, die im Grunde um die nur noch schwer zu rechtfertigende Bewertung der Aktien wußten, entschlossen sich angesichts der durch Bakers Äußerungen offenkundig gewordenen Konfrontationsabsichten, „Kasse zu machen" und der als bedrohlich empfundenen Entwicklung mit möglichst hohen liquiden Mitteln ins Auge zu sehen. Der Rest war eine Kettenreaktion, die an der einen oder anderen Börse noch durch besondere technische Faktoren verstärkt wurde.

Unter der vielerorts als nicht gering bezeichneten Wahrscheinlichkeit, daß sich die Finanzmärkte mit den in Gang gekommenen Bemühungen der Amerikaner, ihr Haus monetär in Ordnung zu bringen, arrangieren, äußern Analytiker die Auffassung, daß 1988 in Wall Street eine neue zyklische Aufwärtsbewegung der Aktienkurse entstehen könnte. Sie empfehlen daher, fallende Kurse zu nutzen, um gezielt Qualitätsaktien zu kaufen und sie über längere Zeit zu halten. Nach einhelliger Ansicht werden Anleger die noch bevorstehenden schwierigen Zeiten nur dann durchstehen können, wenn sie Qualität zum obersten Gebot erheben und zweitrangige oder spekulative Papiere abstoßen. Eine Auswahl der herausragenden Qualitätspapiere bietet der Dow Jones Index für Industriewerte, der sich daher nach wohl einhelliger Meinung im Falle eines neuen nachhaltigen Aufschwungs sehr viel besser entwickeln dürfte als Indices, die breiter gestreut sind und daher auch qualitativ zweifelhafte Papiere enthalten.

*

Der kanadische Aktienmarkt, der traditionell eine sehr starke Anziehungskraft auf deutsche und schweizerische Anleger ausübt, wird sich auch in Zukunft unmittelbar im Fahrwasser der amerikanischen Börse bewegen. Dies ist historisch vorgezeichnet und Anfang Oktober 1987 zusätzlich dadurch untermauert worden, daß die Vereinigten Staaten und Kanada nach langem Ringen ein Freihandelsabkommen unterzeichnet haben. Analytiker aller Lager sind sich weitgehend einig darüber, daß die kanadischen Zinsen im Zusammenhang mit der Börsenkrise vom letzten Oktober einen zyklischen Höhepunkt überschritten haben und weiter sinken werden. Manche Experten sagen sogar einen drastischen Zinsrückgang voraus, der durch einen spürbaren konjunkturellen Abschwung erzwungen werden dürfte. Daher lauten die Prognosen für 1988, daß die inflationsempfindlichen Aktien, die überwiegend Sachwerte verkörpern, wohl bis auf weiteres „ausgespielt" haben. Wegen der starken Engagements besonders ausländischer Anleger in diesen Titeln sei hier noch ein weiterer „Ausverkauf" zu befürchten. Dafür sei beim nächsten bedeutenden Aufschwung mit einer herausragenden „relativen Stärke" der Versorgungs- und Konsumaktien zu rechnen.

*

Der japanische Aktienmarkt hat unter dem Gesichtspunkt der sogenannten „Kapitalisierung", also des addierten Börsenwerts aller gehandelten Aktien, etwa Mitte 1987 den bis dahin führenden amerikanischen Markt überrundet. Die Kehrseite der Medaille ist aber, daß die absolute und relative Überbewertung der japanischen Aktien dadurch sehr deutlich zum Ausdruck kommt. Eigentlich hatte man erwartet, daß ein möglicher Börsenkrach diesmal im Gegensatz zu 1929 nicht von New York, sondern von Tokio ausgehen würde. Tokio wäre wegen der horrenden Überbewertung der meisten Aktien eigentlich schon 1986 überreif gewesen für einen Kurssturz. Diese Überbewertung zeigt sich noch immer in Kurs/Gewinn-Verhältnissen von 60 oder mehr. Dies bedeutet: Im laufenden Kurs ist das Sechzigfache des geschätzten Jahresgewinns je Aktie enthalten. An den europäischen und den amerikanischen Börsen mußte man vor dem Kurssturz vom Oktober schon tief in die Argumentationskiste greifen, um Kurs/Gewinn-Verhältnisse von 20 plausibel zu machen. Die Bewertung der meisten japanischen Aktien ist also weder im internationalen Vergleich noch angesichts der wirtschaftlichen Entwicklung in diesem asiatischen Land in irgendeiner Weise zu rechtfertigen.

Daß im Oktober der Krug an den japanischen Aktien noch einmal vorübergegangen ist, läßt nach Meinung von Beobachtern entweder auf eine außerordentlich gute Disziplin vor allem der Großanleger oder auf „Manipulation" schließen. Es ist bekannt, daß die Regierung in Tokio Broker und institutionelle Investoren mehrfach eindringlich aufgefordert hat, durch gezielte Käufe gegen weiter sinkende Kurse anzugehen.

Unter Experten besteht kein Zweifel darüber, daß die Regierung in Tokio zu sehr viel weitergehenden Mitteln greifen würde, wenn die Kurse zum freien Fall übergehen sollten. Man erinnert daran, daß der japanische Staat während einer heftigen Baisse vor gut 20 Jahren einen Pool bildete, um das auf den Markt drängende Überangebot an Aktien aufzunehmen. Damit gelang es, den damaligen Kursverfall aufzuhalten. Es dauerte nicht lange, bis die Kurse wieder stiegen, und während dieses Anstiegs wurde der staatliche Stützungspool mit Gewinn aufgelöst. Ob sich dieses Verfahren in der jetzigen Zeit mit Erfolg wiederholen ließe, wagen Analytiker zu bezweifeln, aber sie glauben, daß sich die Regierung in Tokio irgend etwas einfallen ließe, wenn es an den Börsen des Landes eines Tages wirklich kritisch werden sollte.

Ein Umstand, der nicht nur für den japanischen Aktienmarkt, sondern auch für die gesamte Wirtschaft des Landes außerordentlich gefährlich werden könnte, ist in der Wertpapierspekulation japanischer Unternehmen zu sehen. Es gehörte gewissermaßen zum guten Ton, daß Gesellschaften, die über hohe liquide Mittel verfügten, zur Aufbesserung ihres mageren Betriebsgewinns Engagements in Festverzinslichen und in Aktien eingingen. Dieses Verfahren dürfte übrigens auch ein wesentlicher Grund dafür gewesen sein, daß die japanischen Aktienkurse über Jahre hin in beispiellos luftige Höhen gestiegen sind.

Inzwischen wurden einige Fälle bekannt, in denen die betriebsfremden Aktivitäten von Unternehmen an den Wertpapiermärkten zu schweren Verlusten führten. Allein die Vorstellung, was ein nicht zu bremsender Kurseinbruch in Japan an Spekulationslust und Schieflagen bei Unternehmen ans Tageslicht bringen könnte, müßte Horrorvisionen auslösen. Aus diesem Grund dürfen die Aktienkurse in Japan einfach nicht über ein gewisses Maß hinaus fallen. Man weiß aber, daß keine Börse der Welt auf Dauer Manipulationen oder Exzesse duldet. Daher raten kritische Analytiker unablässig, japanische Aktien zu meiden, auch wenn sie mancherorts noch so eindringlich zum Kauf empfohlen werden sollten.

*

Der Londoner Aktienmarkt hat sich nach dem sogenannten „Big Bang" vom Oktober 1986, der die völlige „Liberalisierung" dieses Finanzplatzes einläutete, zu bedeutendsten Drehscheibe des internationalen Aktienhandels entwickelt. Kein größeres Finanzinstitut, das etwas auf sich hält, ist nicht wenigstens mit einer kleinen Repräsentanz in London vertreten. Experten sagen voraus, daß man in Zukunft in London auch außerbörslich bedeutende Aktien aus aller Welt zum Teil zu günstigeren Bedingungen kaufen und verkaufen kann als an den jeweiligen heimischen Börsen.

Dem britischen Aktienmarkt selbst, der sich von 1974 bis Mitte Oktober 1987 in einer niemals wirklich gebrochenen Hausse befand, haben Analytiker aus aller Welt bis zuletzt die besten Noten gegeben. Die Politik der Regierung Thatcher, die eine völlige Umwandlung der Wirtschaft in Großbritannien zum Ziel hat, wirkte und wirkt noch vorbildhaft auf die Führung anderer Industrieländer. Zu erwähnen ist hier besonders die Privatisierungspolitik, die Aktiengesellschaften unter dem Schlagwort des „Volkskapitalismus" aus

In London gute Chancen für einen „Neubeginn"

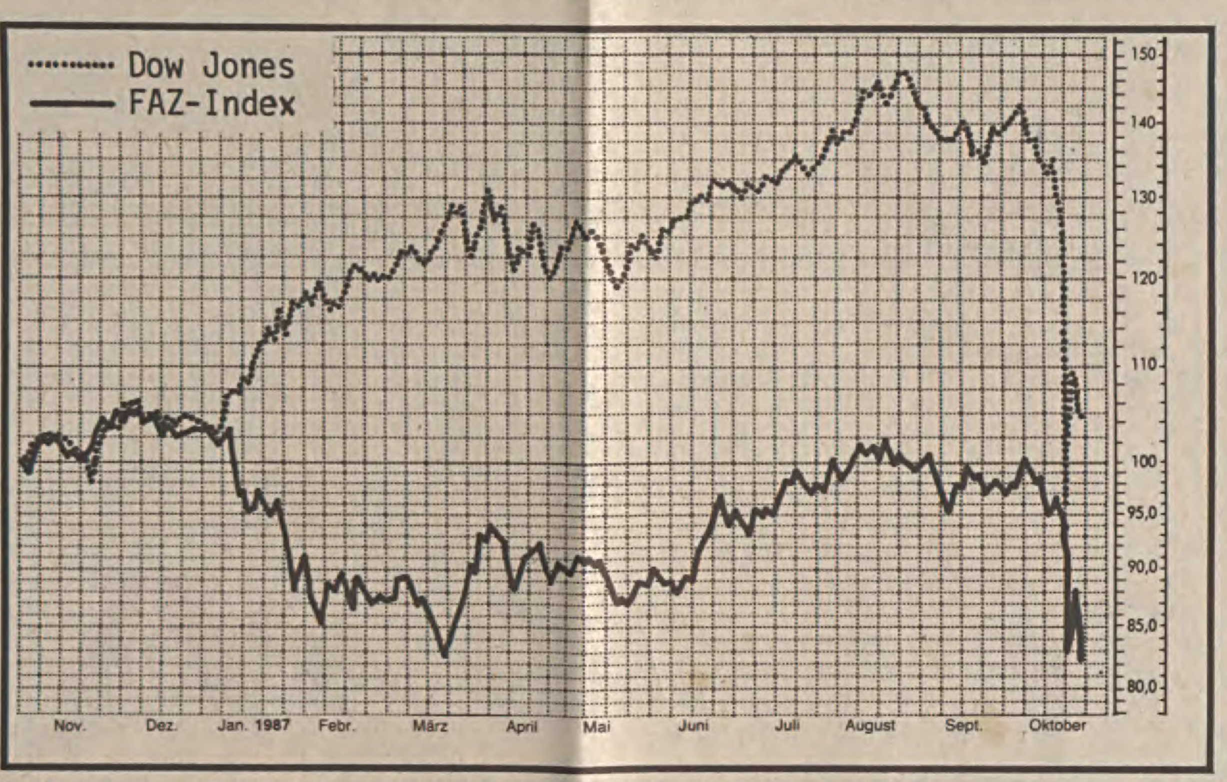
vollem oder partiellem Staatseigentum in ein möglichst breitgestreutes privates Eigentum übergehen lassen soll. Die Londoner Börse hat die Wirtschaftspolitik der britischen Regierung stets zu honorieren versucht, bis sich nach den Wahlen vom Juni 1987 herausstellte, daß sie aus vorwiegend technischen Gründen überfordert war. Die Schwemme von Neuemissionen und Kapitalerhöhungen zehrte letztlich an den für Aktienengagements zur Verfügung stehenden liquiden Mitteln. Mit anderen Worten: Trotz ungebrochener Anlagebereitschaft privater und institutioneller Investoren auch aus dem Ausland überstieg das Angebot an Aktien etwa zur Jahresmitte die mobilisierbare Nachfrage. Dies ist die typische Folge einer Hausse, die auch entscheidend dazu beigetragen hat, zum Beispiel der deutschen Aktienhausse ein sehr frühes Ende zu bereiten. In London hätten sich die technisch bedingten Verwerfungen nach Meinung vieler Experten im Laufe des Herbstes 1987 wohl noch richten lassen, wenn der „schwarze Montag" in Wall Street nicht in die Quere gekommen wäre. Trotz allem geben Analytiker ausgesuchten britischen Qualitätsaktien für den Fall, daß sich die Krise vom Oktober überzeugend bewältigt läßt, hervorragende Chancen für einen „Neubeginn". Dies wird damit begründet, daß derzeit in keinem Land der Welt bessere politische, konjunkturelle und monetäre Bedingungen bestünden als in Großbritannien, um Anleger trotz aller Enttäuschungen für Aktien zu begeistern.

*

Auf dem europäischen Kontinent fällt auf, daß eine Börse, die bei früheren Krisen häufig „Hochkonjunktur" hatte, trotz mancher Aufschwungversuche seit ihrem 1986 erreichten Hoch nie wieder richtig in Fahrt gekommen ist. Es handelt sich um die **Schweizer Börse.** 1987 gab es in Zürich zwar noch einmal einen deutlichen Aufschwung, der die Indices auf neue Rekordhöhen getragen hat, doch war dies nur ein Zwischenspiel, das schon zwei Wochen vor dem „schwarzen Montag" beendet wurde.

In der Vergangenheit ist die Schweiz in Zeiten internationaler monetärer Unruhen fast ausnahmslos der Platz gewesen, an dem schutzsuchende Gelder Unterschlupf zu finden hofften. Der Hauptgrund dafür war die traditionelle Stabilität des goldgeränderten Schweizer Franken. Waren ausländische Gelder erst einmal im Franken, so flossen sie zum Teil auch in Schweizer Aktien. Diesmal





Im Gegensatz zum F.A.Z.-Index tendierte der Dow Jones bis zum September aufwärts. GRAFIK: Dr. H.-D. Schulz / G. Teufel

720336



Neunzehnhundertzwölfe war's...

„...zu dieser Zeit", so schreibt Barbara Röttger aus Gehrden (Deister), „war meine heute 80jährige Mutter, ihres Namens Käthe Knöfler, geb. Schröder, eine kleine wonnige Nienburgerin aus der Großen Drakenburger Straße, in der sie noch weitere 60 Jahre verbracht hat, bevor ich sie zu mir nach Gehrden holte. Geblieben ist meiner Mutter ein stilles kleines Heimweh nach ihrer Weserstadt; und als lebendiges Zeichen der Verbundenheit bringt der Briefträger jeden Tag „Die Harke"!"

Was die alte Dame ihrer Tochter über jene Zeit der Kindheit in Nienburg erzählt hat, inspirierte diese zu nachstehenden

Gedanken zum Weihnachtsfest

Neunzehnhundertzwölfe war's,
als Käthchen brav fürs Foto saß,
mit all den zauberhaften Dingen,
welche Weihnachtsmänner bringen.

Bruder Henry, links im Bilde,
führt ausnahmsweise nichts im Schilde.
Für Käthe gibt's ein Puppenstübchen;
blankes Fahrrad für das Bübchen,

das leider nicht aufs Bilde paßt,
weil selbiges nicht soviel faßt,
denn nur der elegante Puppenwagen
kommt stilvoll dekoriert zum Tragen.

Das Schild davor fertigte Papa,
der ein Malermeister war,
und Henry, der Leichtmatrose,
bedeckt veschämt kniekurze Hose.

Frischgestärkt im Lockenhaar
paßt Käthes Schleife wunderbar
zu Rüschen, Stiefeln, Mokkakanne
und zur geschmückten Edeltanne . . .

Wenn ich nun dieses Jahr bedenke
und die tollen Festgeschenke,
Computertechnik, Video;
macht das die Kinderseele froh?

Und der Weihnachtsmann, der gute?
Manchmal ist mir so zumute,
als sei er unter Riesengaben
von uns Menschen längst begraben . . .

Barbara Röttger

Die Harke, 20.12.1988

720337

Knecht Ruprecht vor dem Jahr 2000

Wotans Beitrag zur niedersächsischen Weihnacht

VON RUDOLF WINKLER

Warm angezogen und derb beschuht marschierten sie nun wieder in die Adventszeit, voran zum 6. Dezember der stiefelfüllende Nikolaus und jetzt zum Fest mit prallem Gabensack der brave Weihnachtsmann. Zwei wahre Fremdlinge im Zeitalter der Automation, tun sie so, als hinge die Hoffnung auf materielle Festfreuden nicht an tariflichen Realitäten wie Weihnachtsgeld oder dreizehntem Monatsgehalt, sondern an ihrer mythischen Erscheinung, und zweifelsfrei sind sie entschlossen, durch die siebziger und achtziger Jahre festen Kurs auf das nächste, das dritte Jahrtausend zu halten, unberührt von der Frage, wie sie da wohl hineinpassen werden. Aber – wie paßten sie denn in die Vergangenheit?

Beide sind sie von bester Herkunft, doch dem Feld ihres freundlichen Wirkens, dem christlichen Abendland, sind sie nicht entsprossen. Nikolaus, eigentlich ein Hauptheiliger der griechisch-orthodoxen Kirche, kam vor neun Jahrhunderten auf denkbar unheilige Weise zu uns: Es geschah im Jahre 1087, daß italienische Kaufleute seine Gebeine im kleinasiatischen Myra, wo er im 4. Jahrhundert als Bischof wirkte, heimlich aus der Kirche holten und in ihre Heimatstadt Bari schafften.

Ähnlich unbefangen ging der Volksbrauch – ganz besonders im Nordwesten Deutschlands – bei der Besetzung des zweiten Postens eines Verteilers guter Gaben vor: Als Weihnachtsmann wurde Wotan dienstverpflichtet, der ehedem höchste Gott im germanischen Glauben. Sein Beiname „hruodperath" – der Ruhmglänzende – schliff sich im Sprachgebrauch zu „Ruprecht" ab, und als Knecht dieses Namens fing er nach seinem Sturz vom Götterthron zunächst einmal ganz klein an.

Den unschönen Reliquienraub von Myra hatten jene Kauffahrer vor 900 Jahren natürlich nicht begangen, um einen Beitrag zum Aufbau der europäischen Weihnachtsfolklore zu leisten. Sie handelten aus streng lokalem Eigennutz und hofften ernsthaft, der Heilige würde trotz oder gerade wegen dieses reichlich schnöde inszenierten Ortswechsels fortan nur zum Heil von Bari Wunder wirken. Auf wesentlich kürzerem Umweg wechselte dagegen der alte Heide Wotan von Walhall zur Weihnacht hinüber.

Die frühmittelalterlichen Weihnachtsspiele, schlichte dramatische Darstellungen der Geburtsgeschichte Jesu, ursprünglich von der Kirche der besseren Anschaulichkeit halber gepflegt, gerieten seit dem 13. Jahrhundert mehr und mehr in Laienhände, die nicht nur aus der biblischen Quelle schöpften. Überlieferte Vorstellungen aus vorchristlichen Sonnenwendfeiern mischten sich hinein, der Personenkreis um die Heilige Familie weitete sich entsprechend aus, und dabei rückte auch Wotan – als „wilder Jäger", der in Sturmnächten mit seinem schwarzen Wolkenheer über die Erde brauste, im Volksmund und -glauben lebendig geblieben – mit sinnfälligem Kontrast neben die Krippe.

So siedelte sich in der ehedem stillen Adventszeit ein vielschichtiger, landsmannschaftlich hundertfach differenzierter Mummenschanz an und weitete sich schließlich zu einem blanken Fastnachtstreiben aus, in dem der als Ruprecht auferstandene alte Heidengott nicht der einzige sozusagen Buhmann war. In Niedersachsen, wo man ihn in glatter Verkehrung seiner Herkunft häufig den „ruh Clas", den „rauhen Nikolaus", nannte, spielten auch Wotans Pferde – um nicht zu sagen: Rosse – mit, grauslich dargestellt von jeweils zwei jungen Burschen: Weithin bekannt vor allem der „Schimmel" aus dem Kreis Minden und der „spanische Hengst" aus der Gegend um Bassum. Am Nordrand des Harzes mimte man statt dessen, lakenumhüllt, mit der zweizinkigen Heugabel den gehörnten „Habersack" und an der Ostseeküste mit einem hölzernen Widderkopf den rammlustigen „Klapperbock".

Unterdessen war auch das Christkind längst seiner Krippe entstiegen und zog mit um als „heiliger Christ" – kein biblischer Heiland, sondern eine lichte Mädchengestalt, die weit eher aus dem nordischen Julfest zu kommen schien, begleitet nicht nur vom Knecht Ruprecht und seinesgleichen, sondern auch vom Apostel Petrus oder vom heiligen Martin, der es von seinem Martinstag am 11. November nicht weit zur Adventszeit hatte.

Neben ihn stellte man den aus dem fernen Orient entführten Nikolaus, nicht nur wegen seines überzeugend auf den 6. Dezember gelegten Geburtstages, sondern auch wegen seines Rufes als gütiger Geber: Hatte Martin der Legende zufolge sein Gewand mit einem Bettler geteilt, so sollte Nikolaus zu Lebzeiten in Myra einem bankrotten Kaufmann nachts einen Beutel Geld ins Haus geworfen haben, damit dessen Töchter nicht als Sklavinnen verkauft zu werden brauchten.

All diese Figuren unterlagen niemals einem festen Ritual: von der Phantasie des mit ihnen den Dezember ausschmückenden Volkes frei und immer wieder neu gestaltet, hielten sie Schritt mit Zeitgeschmack und -geist, bis sie allmählich verblaßten. Nikolaus und Ruprecht jedoch blieben und rückten im vorigen Jahrhundert, als der kerzenbesteckte Tannenbaum das allgemeine Festsymbol wurde, in ihrer uns vertrauten Gestalt auf ihre heutigen Plätze, Wotan vulgo Ruprecht als Weihnachtsmann erstmals seit Walhall wieder in leitender Position.

Gerade diese beiden Überlebenden aus einer bunten Schar haben schon soviel Schwellen zu neuen Jahrhunderten überschritten, daß ihnen das Jahr 2000 keine große Hürde setzen kann. So urwüchsig sie sich im deftigen Brauchtum des Mittelalters gaben, so geschmeidig glichen sie sich unserer rationalen Konsumgesellschaft an: Erst stehen sie im Schaufenster Modell für die Absatzwerbung, dann tragen sie, den selbstgeweckten Bedarf deckend, gekonnt volkstümlich die vollen Säcke aus, und kein Verbraucher ist ihnen gram.



Links: Dörfliches Adventsbild vor 150 Jahren: ein Mädchen in weißem Schleier als „Christkind" und Ruprecht, damals noch „Knecht" und kein selbständiger „Weihnachtsmann", zogen von Haus zu Haus und sangen für groß und klein ihr gewissenhaft einstudiertes Weihnachtslied.

720338



Rechts: Knecht Ruprechts Bild vor 100 Jahren: so kam er am Heiligen Abend pelzvermummt mit Rauschebart, Sack und Rute durch die Tür, ließ sich von den Kindern ein Gedicht aufsagen und teilte zum Lohn Äpfel und Nüsse aus – eine Rolle, in der Millionen Familienväter alljährlich ein ernstes Anliegen und den schönsten Weihnachtsspaß zugleich erblickten. (Archiv Winkler)

720339

AUS DER LÜNEBURGER HEIDE

Die „Twölwten" im Niedersachsenland

Sie hielten sich bis in die Gegenwart

Im gesamten deutschen Sprachgebiet bezeichnet man mit den „Zwölften" — niederdeutsch „Twölwten" — die Zeitspanne zwischen Weihnachten und dem Dreikönigstag. In diesen zwölf heiligen Nächten trieb nach dem Glauben unserer Vorfahren eine seltsame Geisterwelt ihr Wesen, aus der bis auf den heutigen Tag eine Göttergestalt sich in zahllosen Sagen erhalten konnte: der Heljäger. In den Zwölften jagt er mit seiner Meute durch die Lüfte, und wo ein Unvorsichtiger eine Tür, ein Loch in Haus oder Hof zu schließen vergaß, schickt er sogleich einen Hund hinein, der dann das ganze kommende Jahr nicht von seinem Platz hinter dem Herd weichen will.

Aus dem altgermanischen Mythos hat sich ein überaus lebendiges, kraftvolles Brauchtum des Landes entwickelt, das mit mehr oder minder bedeutsamen Resten bis in unsere Tage hineinreicht und einstmals das Tun und Lassen der Menschen in hervorragendem Maße bestimmte. Für seine Entstehung war keine Jahreszeit so berufen wie die düsteren, oft stürmisch erregten Tage der Jahreswende. In ihrer Dämmerung, ihrem unheimlichen Geistern konnte wachsen, was der Seele unserer Altvordern willkommen erschien. Mittelpunkt ihres Ahnens und Glaubens war der bereits erwähnte Heljäger. Er spielt daher im alten Brauchtum eine bestimmende Rolle. Vor ihm mußten zwischen Weihnachten und Neujahr Hof und Haus, vor allem die große Tür an der Diele sicher verriegelt sein, damit er nicht hereinkommen und seinen Weheruf ausstoßen konnte: Ruhbeen oder Kahlbeen? ...



Gleichviel wie die Antwort kam, das Unglück folgte immer. Ruhbeen bedeutete den Verlust eines Tieres, gewöhnlich des besten Stückes im Stall — Kahlbeen hingegen den Tod eines Hausgenossen. Man sucht sich vor dem Blick des Unholden zu verbergen und vermied alles, was seinen Unmut herausfordern konnte. Man unterließ jegliche Wäsche, denn wer zwischen Weihnachten und Neujahr Hofzäune und Hecken bekleidet, so sagt man, muß im neuen Jahr eine Leiche bekleiden. Ueberhaupt ruhte in diesen Tagen auf keiner Arbeit Segen.

Dem Heljäger war alles Runde, sich Drehende zuwider. Mag sein, daß in diese Vorstellung der Glaube vom Neid der Götter hineinspielt. Daher fuhr man keinen Dünger auf den Acker, man rührte die Grützmühle nicht an, man vermied es peinlich, Spinnrad oder Haspel anzurühren und die runden Schinkenteller zu scheuern.

Das große, alles Denken und Tun überschattende Ereignis in den Zwölften waren einmal der Altjahrs- und der Neujahrstag. Am „Olljohrsabend" nahm der Bauer vom alten Jahr Abschied wie von einem guten Freunde, zugleich aber war er an diesem Abend vor dem wilden Jäger auf der Hut. Mancherlei von der altbäuerlichen Neujahrssitte hat sich in die Gegenwart hinüberetten können. Das Lärmen in der Neujahrsnacht findet seine letzte Erklärung im Glauben an die Verscheuchung böser Geister, in dieselbe Richtung weist das Neujahrsschießen am Silvesterabend. Auch der einst in der südlichen Heide bekannte „Rummelpott" dient weiter nordwärts bis zur Stunde dem gleichen Zweck, wenn dieser auch durch das Hervortreten des Gabeheischens vollends überschattet wird. Wer aber wollte sich den geheimen Wünschen der kleinen, ausgelassenen Burschen widersetzen, wenn sie artig ihr Sprüchlein aufsagen:

„Ik seh' en Schosteen roken,
dat weer nich wiet hier weg,
van luter Appelkoken,
de swömmen in'e Fett.
De eene weer to kleen,
dar gifft dat twee vör een,
de anner weer to grot,
dat hett vör us keen Not!"

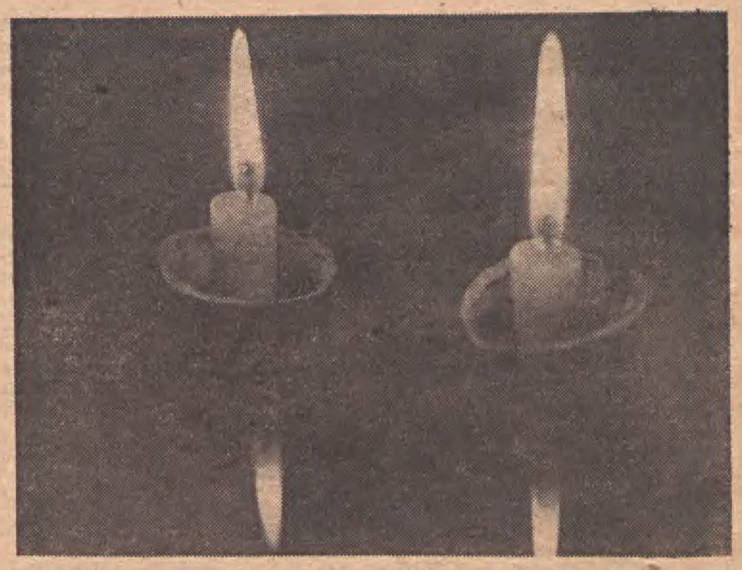
Der Verscheuchung böser Geister diente dazumal auch das Peitschenknallen der Dorfburschen. Einer von ihnen trat schließlich ins Haus und sagte:

„Ik wünsche jük en frölich ni'et Johr,
Gesundheit, langes Lewen un all'ns,
wat to'r Liewesnahrung un Notdurft ehört!"

Kam indessen die landsübliche Gabe nicht, so war er um die passende Antwort nicht verlegen:

„Ik wünsche jük en slechtet ni'et Johr,
hundertdusend Lüse up een'n Hor,
den Kop vull Schörwe
un den Oas vull Wörme!" ...

Die Altjahrsnacht war nicht allein willkommene Gelegenheit zu lauten Umzügen, Schmausereien und Gelagen. Es gab auch still veranlagte Wesen, die die Einsamkeit suchten, um in ihr die große Frage an das Schicksal zu stellen. Mädchen gossen und gießen noch Blei, um daraus wichtige Schlüsse auf das eigene Liebesleben ziehen zu können. In der Südheide nahm man einen Erbschlüssel, dazu ein „Arvbook", meistens ein Gesangbuch. Wo der sich drehende Schlüssel zur Ruhe kam, fand man die Anfangsbuchstaben vom Namen des Zukünftigen. Wollte man aber den Zeitpunkt der Hochzeit wissen, so setzte man zwei mit einem Licht versehene Nußschälchen auf Wasser. Stießen sie zusammen, so war der Glückstag im neuen Jahr zu erwarten.



Wenn die beiden Lichter in den Nußschalen zusammenstoßen, werden die beiden Verliebten, die sie gesetzt haben, im neuen Jahr ein Paar.

Den Abschluß der Zwölften bildet der Dreikönigstag. Auch in seinem Brauchtum greifen Altes und Neues ineinander. Unverkennbar darin ist die einstige Bedeutung als Lichtfeier, die mit Umzügen mannigfacher Art begangen wurde. Die christliche Glaubenswelt gab auch diesem Tag einen neuen Inhalt. Schon im 3. Jahrhundert wurde er von ihr gefeiert, im Morgenlande im Andenken an die Taufe Jesu im Jordan, im Abendlande als Fest der Offenbarung Christi, als deren Versinnbildlichung die Anbetung des Christuskindes durch die Magier aus dem Morgenlande anzusehen ist. Am Dreikönigsabend zogen drei Knaben als Heilige Drei Könige verkleidet mit dem Stern singend und gabebittend von Haus zu Haus. Die ersten Umzüge dieser Art werden aus dem Jahr 1637 gemeldet. Sie waren bis in die neuere Zeit auch in unserer engeren Heimat verbreitet.

Von den Sternsingerliedern, die in den einzelnen Landschaftsgebieten ihre besondere Färbung hatten, mag eins im Anfang genannt sein:

„Hier treten wir her ohn' allen Spott,
einen schönen guten Abend, den gebe Sie Gott,
einen schönen guten Abend und ein fröhlich' Neujahr,
auf daß Sie kein Unglück widerfahr! ... usw."

Eins ist das Sinnfällige, Erhebende im Brauchtum der zwölf heiligen Nächte, gleichviel ob wir Weihnachten, Neujahr oder den Dreikönigstag nehmen — in allem offenbart sich die gute deutsche Sitte, jene geheimnisvolle Kraft, die dem Dasein des einzelnen wie der großen Gemeinschaft seine Eigenart verleiht. Und ob in ihr manches Altehrwürdige versank, um Neuem Platz zu machen, unwiderleglich fest steht die Tatsache, daß aus dem Kampf gegen das Böse, Unheildrohende am Ende der Sieg des Guten wachsen konnte, die Liebe von Mensch zu Mensch, die ihren schönsten Ausdruck findet im fröhlichen Geben an groß und klein!

Wilhelm Carl-Mardorf.

720340

Alte Volkssitten und -bräuche um die Weihnachts- und Neujahrszeit.

Die drei hohen Festtage und -zeiten waren besonders auf dem Lande von jeher in einen Kranz feiner, fester Sitten und Bräuche gebunden. Sitte und Brauch verschönerten das Leben, veredelten den Menschen. Das Volk hat es verstanden, nicht nur die regelmäßig wiederkehrenden großen Ereignisse, sondern sogar die einfachsten Vorgänge des Lebens in einer ihm eigenen Art sinnvoll zu gestalten und mit allerhand Bräuchen auszuschmücken.

So waren auch mit der hohen Festzeit zu Anfang des Kirchenjahres eine ganze Reihe von Sitten und Bräuchen eng verbunden, an denen das Volk festhielt und die zum Teil heute noch lebendig sind. Manche wurzeln im Überglauben, andere wieder sind religiösen Ursprungs und reichen nicht selten in's Heidentum zurück. Zu ihnen gehört das Advents- oder Julblasen, eine Sitte, die im Osnabrück'schen noch heute ausgeübt wird. Die alten Julhörner hat man einfach durch Kuhhörner ersetzt, die über einen Brunnenrand gehalten werden, um den Klang zu verstärken. Man hört in der Adventszeit Abend für Abend die dumpfen, langgezogenen Töne von allen Seiten des Dorfes oder Städtchens klingen bis zum heiligen Abend. An manchen Orten wird auch das Blasen durch Singen von alten Weihnachts- und Hirtenliedern begleitet.

In der langen Dämmerung der zwölf heiligen Nächte, in der Zeit der sich wiedererneuernden Sonne, fuhr nach dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren Wotan, der oberste Gott der Germanen, mit lautem Getöse durch die Lüfte und kehrte lohnend und strafend in den Behausungen der Menschen ein. Noch heute zieht in Norddeutschland während des Advents und zu Weihnachten „Wode" oder der „Schimmelreiter" durch das Land, um nachzusehen, ob die Leute fleißig sind und die Frauen und Mädchen das Spinnrad schnurren lassen. Für die Kinder tritt „Nikolaus", der „Klaus" oder „Knecht Ruprecht" das Regiment an, hier als Spender schöner Gaben, dort als Rächer von Unarten. Diese Namen gehen wohl alle zurück auf den Namen Nikolaus, der ein Heiliger der alten Kirche, Bischof von Myra in Kleinasien und ein besonderer Freund der Kinder war. In diesem Zusammenhange bringen wir einen Bericht aus einer fast 150 Jahre alten schaumburg-lippischen Akte: „Am Abend vor Weihnachten verkleiden sich in Stadthagen und Bückeburg junge Leute, auch zuweilen alte Narren, ziehen einen Rock von Leinwand an, hängen ein Bettuch um, setzen eine Perücke von Werg auf, befestigen Hörner auf ihrem Kopf, nehmen eine große Kette in die linke und einen Stab in die rechte Hand und gehen beim Dunkelwerden in die Häuser zu den Kindern, voran geht einer mit einem weißen Kleide (das Christkindchen), sagt, wer er sei, läßt die Kinder beten, verspricht den Gutgearteten eine Weihnachtsgabe und läßt den Mutwilligen neuen Gehorsam geloben. Können die Kinder vor Schrecken und Angst sich nicht sogleich entschließen, so ruft er seinen Gefährten, den Klas herein, welcher sofort mit der Kette ein so fürchterliches Gerassel anfängt und so heftige Drohungen ausstößt, daß man Beispiele hat, daß Kinder den Kinderschrecken bekommen haben und gestorben sind."

In der Adventszeit sind in den Fenstern der Bäckerläden Reiter aus Kuchenteig ausgestellt. Ein zweitausend Jahre alter Brauch, der bis in jene Zeit zurückgeht, da sich unsere Vorfahren abends am Herd von dem Schimmelreiter erzählten. Auch Tierfiguren, Hirschböcke genannt, darunter vor allem Hasen, finden sich unter dem Stutenkram in den Schaufenstern und später unter dem Weihnachtsbaum, der als Lichterbaum geschichtlich zuerst 1734 Erwähnung findet.

Wenn am Abend vor Weihnachten, nachdem Kinder und Jungvolk verkleidet im Dorfe umhergezogen waren, um Gaben zu heischen, alles zur Ruhe gegangen war, riß um Mitternacht ein dreimaliger Hornruf die Schläfer aus dem Schlummer. Es war der Nachtwächter, der von Haus zu Haus zog, ein Weihnachtslied anstimmte und allen gesegnete Weihnachten wünschte. Diesen Wunsch hatte der Hausherr dann besonders zu lohnen. Lange vor Tagesgrauen fand die Bescherung statt, und durch die kalte Winternacht ging es oft stundenweit zur Weihnachtsmette.

Für jung und alt bedeuteten früher die Weihnachtsfesttage eine sehnsüchtig erwartete Fahrt ins Schlaraffenland. Als Festspeise wurde seltener ein Schweinebraten, dafür aber mehr eine fette Gans oder der Weihnachtshase gewertet.

In den schon erwähnten zwölf heiligen Nächten, auch „Twölften" genannt, spielte der Überglaube eine besondere Rolle. So durfte man in dieser Zeit zum Beispiel nicht waschen, da sonst jemand im Hause sterben mußte. Wer in den Twölften den Hagen bekränzt, muß im neuen Jahr den Kirchhof bekränzen." Starb in dieser Zeit ein Mann, eine Frau oder ein Kind, so mußten im nächsten Jahr aus demselben Dorfe je nachdem 12 Männer, Frauen oder Kinder zum Kirchhof gebracht werden. Auch durfte man nicht düngen, sonst verendete ein Stück Vieh aus dem gereinigten Stalle.

Auch die Jahreswende ist mit Sitten und Bräuchen aller Art verwoben. Denken wir zuerst an das Neujahrssingen in der Silvesternacht. Junge Burschen gehen von Haus zu Haus hinter die Fenster, singen Choräle und sagen den Neujahrsspruch: „Ich wünsche euch den Gottessegen und dazu ein großes Glück. Gott laß euch in Frieden leben jede Stund und Augenblick. Gott bewahre dieses Haus, da wir gehen ein und aus. In dem schönen Himmelsgarten wird euch Jesus einst erwarten. Amen, Amen, das ist wahr. Wir wünschen euch ein frohes Jahr. Knechte und Mägde singen hinter dem Fenster des Hausherrn, wofür sie ein gutes Trinkgeld einstecken. Natürlich fehlt auch der Nachtwächter nicht mit Wünschen für das neue Jahr.

Um 12 Uhr steigt man vielfach auf Tische oder Stühle, um mit dem Glockenschlage ins neue Jahr zu springen. Zur selben Zeit hört man draußen Böllerschüsse, junge Burschen bringen ihren Mädchen so den Neujahrsgruß. In der Neujahrsnacht kann ein Mädchen auch erfahren, wen es einmal heiraten wird. Es muß in seiner Kammer eine Schale mit Wasser, Seife und Handtuch auf den Tisch stellen, eine Kerze anzünden und sich selbst nackend unter den Tisch setzen. Dann wird der Zukünftige mit dem Schlage 12 bei ihr eintreten.

Die verbreitetste Sitte ist wohl das Bleigießen in der Silvesternacht. Das auf alle mögliche Art und Weise ergatterte Blei wird nachts 12 Uhr in alte Pfannen oder Feuerschaufeln geschmolzen und durch einen alten Erbschlüssel ins Wasser gegossen. Die so entstehenden Figuren sollen bevorstehende Ereignisse künden. So deutet ein Kranz oder Ring Hochzeit, ein Hufeisen Glück, eine Wiege Geburt, Sargnägel Tod. Man schließt auch aus den Figuren auf den Beruf des Zukünftigen. Burschen und Mädchen lassen wohl manchmal gemeinsam Blei ins Wasser laufen. Wenn es zusammenfließt, wird aus ihnen ein Paar.

Der eine oder andere verbringt den letzten Abend des scheidenden Jahres, den Altjahrsabend, auch wohl in ernster Betrachtung. Es wird ein Neujahrslied gesungen, aus einem Andachtsbuch gelesen und mit Gebet geschlossen. Beim Morgengrauen des neuen Tages nimmt man Bibel oder Gesangbuch zur Hand, um einen Vers aufzuschlagen, der für das kommende Jahr als Richtschnur dienen soll.

G. R.

720341

Winterzeit Grünkohlzeit

Nahrhafte Landpartie

Am Unterlauf der Weser fahren in diesen Wochen die Genießer hinaus aufs Land zum Grünkohlessen. Besser sollte es Grünkohlschlemmen heißen. In typisch norddeutscher Bescheidenheit sagt man schlicht „Kohlfahrten" dazu. Seit urdenklichen Zeiten waren derartige Ausflüge den Herren der Schöpfung vorbehalten, heute haben sich längst die Frauen ihren Platz am Kohlpott und den Griff zum „Oldenburger Landwein", dem klaren Branntwein des Nordens, erkämpft. So ein richtiges Grünkohlessen ist nichts für schwache Mägen. Fangen Sie am besten auch gar nicht erst mit dem Kalorienzählen an, denn dabei würde Ihnen leicht schwarz vor den Augen. Ich meine jedoch, daß ein gesunder Mensch sich ab und an einmal so eine richtig urtümliche Eßorgie leisten darf. Dafür gibt es kaum etwas Schöneres als den Grünkohl.

Wer sein Gewissen beruhigen will, der denke daran, daß Grünkohl eine wahre Vitamin-C-Bombe ist: er hat davon mehr als alle anderen Gemüse. Nur die Paprikaschote kommt an ihn heran. Aber die vielgepriesenen Zitronen oder Grapefruits haben nur ein Drittel des Vitamin-C-Gehalts des Grünkohls. Des rohen, natürlich. Aber selbst gekocht übertrifft sie der Grünkohl noch immer.

Grünkohl-Knigge

Wenn auch die Fans des krausblättrigen Kohls dessen Saison bereits am Buß- und Bettag eröffnen, so weiß der Kenner, daß Grünkohl nur nach dem ersten Frost seinen vollen Wohlgeschmack entfaltet. Das ist beileibe kein Aberglaube. An sich hat der Grünkohl nämlich einen etwas strengen Geschmack, den man im Spätherbst dadurch mildert, daß man den Kohl kurz vorkocht und das Wasser weggießt. Wobei natürlich auch viele Vitamine den Spülstein hinunterschwimmen. Bleibt der Kohl auf dem Feld und wird dort vom ersten Frost gepackt, so steigt die Zuckerkonzentration in den Blättern, sie werden milder.

Strünke und alle gelben Blätter werden beim Zurichten radikal weggeschnitten. Die dicken Rippen kann man nicht essen, deshalb streift man die Blatteile davon ab. Wenn man das untere Ende festhält geht das mit den Fingern ganz leicht, wenn man deren Spitzen an die Rippe drückt und entlangstreift. Danach unbedingt gründlich waschen, denn Sandkörnchen verderben jeden Genuß, man muß sich dann zerknirscht und hungrig erheben. Die sandfreien Blätter kann man entweder hacken, oder man treibt sie durch den Fleischwolf. Ich bin fürs Hacken.

Eineinhalb bis zwei Kilo Grünkohl sollte man für eine richtige Schlemmerei schon kaufen. Dann braucht man noch Schmalz von Schweinen oder Gänsen. Darin läßt man 2 Zwiebeln (kleingeschnitten) nur blaßgelb werden. Grünkohl dazu, umrühren und einige Minuten dünsten, ehe man mit Salz, Pfeffer aus der Mühle und einer ganz kleinen Prise Zukker würzt. Mehr als einen guten Viertelliter Fleischbrühe gieße ich nicht zu, denn der Kohl soll nicht suppig werden. Zugedeckt auf kleiner Flamme etwa 1 Stunde köcheln lassen. Einige Male umrühren. Dann 350 g entbeintes Pökelfleisch (Kasseler) und 350 g durchwachsenen Räucherspeck – den man in der Grünkohlheimat „gestreiften" nennt – auflegen. Wieder zudecken und eine weitere halbe Stunde köcheln lassen. Dann je nach Menge der Kochbrühe 1 – 2 EL Haferflocken unter die Blätter rühren, damit das Gericht sämig wird. Und deftiger muß es auch noch werden, deshalb legt man jetzt noch 400 g Kochmettwurst auf und läßt zugedeckt noch eine weitere halbe Stunde garen.

Zum zünftigen Anrichten wird der Grünkohl auf eine große Platte gehäuft und mit portionierten Wurst- und Fleischstücken belegt. Die Beilage kann man als Kranz um den Kohl legen, sie muß aus kroß gebratenen, kleinen Pellkartöffelchen bestehen. Und dabei können wir den Bremer Hausfrauen gleich einen ihrer Tricks abgucken: Beim Braten träufeln sie etwas Sirup über die Kartöffelchen, der karamelisiert und gibt dabei Farbe und pikanten Geschmack.

Sprachschwierigkeiten

Grünkohl-Kenner haben längst die Stirn gerunzelt, weil ich noch nichts von der Grünkohl-Spezialwurst geschrieben habe. Das habe ich nur deshalb nicht getan, weil es diese Wurst südlich von Hannover kaum noch zu kaufen gibt. Vor dem Namen dieser Wurst, ohne die eigentlich nach bremisch-oldenburgischem Volksglauben kein Grünkohl ein echter Grünkohl ist, habe ich persönlich keine Scheu, denn ich weiß wie gut diese Grützwurst schmeckt. Sie heißt „Pinkel".

Da wir gerade bei Namen sind, muß auch noch darauf hingewiesen werden, daß der Grünkohl viele andere Namen hat: Blattkohl, Pflückkohl, Winterkohl und vor allem auch Braunkohl. Unter dem letzten Namen ist er in Bremen bekannt. Früher gab es tatsächlich einmal eine braune Sorte. Diese ist längst vom Markt verschwunden, aber was so ein echter Hanseat ist, den stört das „man gar nicht", er bleibt bei dem angestammten Namen. Und er sagt auch in den vornehmsten Kreisen ganz ungeniert: „Braunkohl und Pinkel".

Grünkohl ist sicher ein sehr altes norddeutsches Essen. Wenn Bremen die Hochburg ist, dann reicht das Verbreitungsgebiet recht weit nach Nordosten, besteht aus ganz Schleswig-Holstein und Teilen Niedersachsens.

Schnaps muß sein

In Nordfriesland ist vor allem der 21. Februar Grünkohltag. Dann lodern dort aus der Frühzeit überkommene Winterverbrennungsfeuer in die Nacht, und danach feiert man in den Stuben beim Grünkohlessen.

In Bremen ist der Grünkohl zu einer sehr vornehmen Tradition geworden. Zu zwei der wichtigsten stadtpatriotischen Anlässe gibt es würdevolle Banketts; wer dazu eine Einladung bekommt, kann sich „von" schreiben. Das sind „Eis-Wette" und „Schaffermahlzeit". Und beide wären ohne Grünkohlessen undenkbar. Zum Schluß noch eine dringende Bitte: Trinken Sie als Grünkohlneuling unbedingt dazu und danach mehrere klare Schnäpse. So will es nicht nur die Tradition – Verdauungspillen mögen nämlich wirkungsvoller sein, sie schmecken aber längst nicht so gut zum Grünkohl.

720342

Wenn es zwölf schlägt

Aberglauben und Marotten am Silvesterabend

Jedes Fest hat sein eigenes Gesicht. Auch Silvester und der Neujahrstag. Manche feiern mit Pfannkuchen, Punsch und Radau, andere in besinnlicher Stille. Alle aber erhoffen von dem neuen Jahr Gutes und Schönes.

Mystische Bräuche und Bauernregeln, abergläubisches Bleigießen und Glückwünsche in vielerlei Form erfüllen von jeher die erste Stunde des neuen Jahres. Und bevor es Weihnachtsgeschenke gab – vor dem 16. Jahrhundert! –, beschenkte man sich am Neujahrstag. Schon Caligula stand am ersten Tage des neuen Jahres in der Vorhalle seines Palastes und nahm mit kritischen Blicken die Gaben seiner Untertanen persönlich im Empfang.

Um 1500 beschenkte der Hausherr nur die weiblichen Mitglieder der Familie. Kinder und Männer gingen völlig leer aus. Gutenberg verschickte die ersten gedruckten Glückwunschkarten zum Jahresanfang. Zur Biedermeierzeit überreichte man gemalte Glückwünsche aus Seide, Atlas und Porzellan. Eine Berliner Eisengießerei stellte damals sogar papierdünne Gratulationskarten aus Eisen her.

Nicht uninteressant dürften die kleinen Schrullen und Marotten bekannter und berühmter Persönlichkeiten sein. Schiller deutete sein Schicksal für das neue Jahr nach den Ereignissen am letzten Tag des alten Jahres. Brachte ihm der Silvestertag Gutes, dann bangte er um die Zukunft. Er hielt ein günstiges Ereignis als böses Omen für das nächste Jahr und nahm an, das scheidende Jahr wollte ihm rasch noch etwas Wohltätiges erweisen, bevor die schlimmen Tage kamen.

Goethe legte Wert auf das erste Wort oder den letzten Satz, der in seiner Umgebung nach dem Klang der Silversterglocken gesprochen wurde. Balzac, der meist nachts arbeitete und dann bis gegen Mittag schlief, schwor sich in einer Silvesternacht, von nun an täglich um acht Uhr aufzustehen. Er engagierte dazu einen herkulischen Diener, der den Dichter in der Frühe gewaltsam aus dem Bett riß und ihm anschließend eine kalte Dusche verabreichte. Wie lange er das durchführte, ist nicht mehr festzustellen. Ibsen duldete in der Silvesternacht weder Tinte noch Schreibpapier in seiner Nähe, um einmal ganz frei von seinem Rüstzeug zu sein. Franklin entschloß sich in einer Silvesternacht, an jedem Tag des neuen Jahres eine bestimmte Summe zu verschenken. Bald konnte er sich vor Bettlern und Tagedieben nicht mehr retten.



Oscar Wilde, der Ästhet, sammelte in der Silvesternacht alle Zigarettenstummel seiner Gäste, weil er glaubte, daß ihm diese „Sparsamkeit" Glück bringen würde.

Beethoven haßte Glückwünsche. Am Neujahrstag bekam er einmal eine Gratulationskarte seines Bruders Johann, der Gutsbesitzer war. Sofort schrieb er auf die Rückseite: „Unsinn! Ludwig van Beethoven, Gehirnbesitzer."

Caruso glaubte, daß ihm dunkelhaarige Menschen in der Silvesternacht Unglück brächten. Blonde betrachtete er als Glücksbringer. Sein Aberglaube beruhte auf einem Ereignis in der Silvesternacht 1894, die er nur mit blonden Freunden verbracht hatte. Im darauffolgenden Jahr erhielt er dann den ersten großen Vertrag mit Neapel, den er als Geschenk des Schicksals ansah. Der junge Märchendichter Andersen ließ sich am letzten Tag eines jeden Jahres von einer „weisen Frau" aus Kaffeesatz weissagen, nachdem sie ihm einmal prophezeit hatte, daß man ihm zu Ehren eines Tages eine ganze Stadt illuminieren würde. Und als Odense, seine Geburtsstadt, ihn tatsächlich so feierte, erkaufte er sich an jedem Silvester bei dieser Kartenlegerin das Schicksal für das kommende Jahr.

Seltsame Wege geht das Genie. Unkontrollierbar und wirr. Aber auch weniger berühmte Menschen entschlossen sich am Jahresende zu mancherlei Narrheiten. So legte ein spleeniger Lord in der Silvesternacht das Gelübde ab, an jedem Monatsersten des kommenden Jahres einen Boxkampf auszutragen. Einmal vergaß er fast den Termin. Erst kurz vor Mitternacht erinnerte er sich seines Gelöbnisses, zog im Klub die Jacke aus und boxte, ohne ein Wort zu sagen, einfach seinen Spielpartner vom Stuhl.

Ein Amerikaner wollte seine Eitelkeit damit bekämpfen, daß er in der Silvesternacht den Entschluß faßte, künftig in Sackleinen zu gehen und sich nicht mehr zu rasieren. Er führte das auch durch – und seine Familie enterbte ihn.

So trieben und treiben in der letzten Stunde des Jahres viele Menschen seltsame und merkwürdige Dinge, um das Schicksal des kommenden Jahres günstig zu beeinflussen.

Zum Schluß sei noch für die verraten, die es vergessen haben, daß der 31. Dezember seinen Namen vom Papst Sylvester hat, der Konstantin den Großen vom Aussatz geheilt haben soll.

R. K.

Frohe Weihnachten und viel Glück im neuen Jahr



Alte Bräuche aus Ost und West

Die Vielfalt der deutschen Kulturlandschaft

Wenn der gestirnte Weihnachtshimmel wieder über unserem Lande steht, denken unter dem strahlenden Lichterbaum noch viele Millionen Heimatvertriebene selig, aber auch mitunter bitter und bedrückt, an die vertraute heimelige Welt ihrer Kindheit und Jugend zurück. Als Greise, Frauen und Kinder Hab und Gut verlassen mußten, um bei beißender Kälte, dichtem Schneetreiben und eisigen Winterstürmen auf hartgefrorenen Straße keuchend und hastend in überstürzter Flucht den niederwalzenden Panzermassen zu entkommen, brach ihnen eine Welt zusammen.

Doch Millionen gelang es nicht einmal nach grenzenlosem Leid und kräftezehrenden Strapazen das nackte Leben zu retten, um in vollgepferchten Massenlagern und Elendsquartieren des zerstörten Landes 1945 die erste Weihnachten in Freiheit und Frieden bei Hunger und Kälte zu erleben.

Doch in den Weihnachtsfeiern und Weihnachtsbräuchen der verschiedenen deutschen Landsmannschaften spiegelt sich noch soviel von der Seele dieses geprüften Volkes wider und erhält uns so das reiche Kulturerbe des einstmals blühenden deutschen Ostens ...

Die meisten Bräuche stammen noch aus uralter Volksüberlieferung unserer Vorfahren und wurden klugerweise von der Kirche übernommen und behutsam sinnverändert ihrer Heilslehre angepaßt weitergegeben. In der Zeit, da die Sonne ihren tiefsten Stand erreicht, begegnet sich so der Glaube an den Heiland mit der Hoffnung, auf die Wiedergeburt des Lichts.

Schon die Laternenumzüge am St.-Martins-Tag (dem 11. November) eröffnen den Vorweihnachtszauber über unserem Land. Nicht nur im Rheinland, sondern auch in Thüringen, Franken und Schwaben ziehen die Kinder mit bunten selbstgebastelten Laternen hinter dem Schimmelreiter St. Martin einher, singen das Martinslied und bekommen dafür kleine Gaben. Früher trug man anstelle der farbenfrohen Papierlaternen ausgehöhlte Kürbisse, Rüben und Gurken, in die menschliche Gesichter, Sonne, Mond und Sterne geschnitzt waren.

St. Nikolaus und seine Begleiter

In vielen Gegenden Deutschlands, besonders aber in Pommern, zogen in der Vorweihnachtszeit vermummte Gestalten, Schimmelreiter und Bär, Storch und „Schabuck" — ein Felldämon — durch die Dörfer. In der märkischen Grafschaft Ruppin war es der Schimmelreiter mit der Christpuppe und anderen Vermummten. In Ostpreußen begleiteten Schimmel, Bär, Storch und Ziege den „Nätklas", den heiligen Nikolaus am 6. Dezember.

Sankt Nikolaus bleibt nun mal die Hauptperson dieser Vorweihnachtsbräuche als Kinderfreund und Gabenbringer und als Schutzpatron der Kaufleute, Schiffer und Scholaren.

Auf einem Schimmel reitend, kommt der Nikolaus durch die Lüfte und wirft seine Gaben in den Schornstein, in den die Kinder ihre Schuhe stellen. In Niederbayern legen die Buben Mützen und die Mädel Teller oder Schuhe vor das Fenster, doch nur die artigen Kinder erhalten Geschenke, während die unartigen Rüben oder eine Rute vorfinden. Nikolaus und Ruprecht, Pelzmärtl und andere weihnachtliche Gabenbringer fließen in der Gestalt des Weihnachtsmannes zusammen.

Christliche und heidnische Bräuche vermischen sich auch im Buttmandl-Laufen in Berchtesgaden. Dort reitet Sankt Nikolaus im Bischofsornat, von einem „Nikolo-Weibel" begleitet, durch die Stadt und bringt Gaben für die Kinder. Zu seinem Gefolge gehören die „Buttmandln", acht junge Burschen, jeder in einem Strohballen eingebunden, mit Kuhglocken behängt und fratzenhaften Fellmasken über dem Kopf. Dazu kommen noch drei „Gankerl" (Teufel), zottige Fellmänner mit Teufelsfratzen und langer roter Zunge.

Nürnberg, die Spielzeug- und Lebkuchenstadt, mit seinem berühmten Christkindlesmarkt, überliefert uns eine sehr alte Kunde vom Weihnachtsbaum. Beim Urbansritt, der im alten Nürnberg im Mai stattfand, trug man vor Jahrhunderten dem Heiligen einen mit Spiegelchen behängten Tannenbaum voraus, der damit als Vorläufer des damals noch unbekannten Weihnachtsbaums gilt.

Die schöne Sitte in unseren Städten auf öffentlichen Plätzen einen „Weihnachtsbaum für alle" aufzustellen, stammt aus Weimar.

Im Weimar Goethes stiftete der Hofbuchhändler Hoffmann in den Jahren nach den Befreiungskriegen einen „Christbaum für arme Kinder".

Wunderwelt der Christnacht

Lichtträger sind auch die Weihnachtspyramiden, die im Erzgebirge angefertigt werden. In den Städten und Dörfern zwischen Zschoppau und der Zwickauer Mulde stellt man die „Weihnachtsberge": als Gemeinschaftserzeugnisse örtlicher Schnitzvereine zur Schau. Es sind von Kerzen umrahmte Holzstabgestelle, bei denen die Lichtwärme ein Flügelrad in Bewegung setzt. Auf öffentlichen Plätzen kann man sieben bis zehn Meter hohe „Pyramiden für alle" bewundern und bestaunen, wahre Krippenberge mit Darstellungen aus der Natur und dem Leben der engeren Heimat.

So baute man in Schlesien die „Weihnachtszepter" und in Bayern die lichterbestückten „Paradeise". Die Fischer auf der pommerschen Insel Hiddensee bastelten ihre „Bügelbäume" aus Nüssen, Backwerk und Kerzen, und die Friesen auf der Insel Föhr Weihnachtsgestelle aus Äpfeln, Zukkerwerk und Gebäckstücken.

Hier und dort auf dem Lande erleben Mensch und Tier noch gemeinsam das Wunder der Christnacht, wie im Stalle zu Bethlehem. In vielen Gegenden gibt man dem Vieh am Weihnachtsabend neunerlei Futter oder füttert es in der Wohnstube. Die Obstbäume erfahren die gleiche brüderliche Liebe: man legt Weihnachtsspeisen auf ihren Wurzelteller, behängt ihre Zweige mit Kuchen, Weihnachtsäpfeln und schlesischen Klößen.

In Pommern, Sachsen und anderen mitteldeutschen Landschaften ist das Quempas-Singen ein Höhepunkt der Weihnachtszeit. Der Name „Quempas" stammt von dem Anfang des alten lateinischen Kirchenliedes „Quem pastores lauvadere" („Den die Hirten lobten sehre"). Vor Weihnachten werden in der Schule die Quempas-Chöre mit alten lateinischen Kirchenliedern eingeübt, die dann am Weihnachtstag erklingen.

In den zwölf Nächten zwischen dem 25. Dezember und dem 6. Januar gibt es noch einmal ein gespenstisches Treiben. Die Perchten ziehen im Alpenland mit Getöse durch die Rauhnächte. Es sind die Burschen der Dörfer, in schwarzen Schaffellen vermummt und mit gehörnten Tier- und Teufelsmasken unkenntlich gemacht. Zwischen diesen „häßlichen Perchten" tauchen die „schönen Perchten" mit hellen, blitzenden Sonnenmasken auf.

Und zum Abschluß ziehen besonders in Süddeutschland die Jungen am 6. Januar, dem Tage der Heiligen Drei Könige, als Kaspar, Balthasar und Melchior verkleidet, durch die Orte und singen vor den Häusern „Die Heiligen Drei Könige, so sind wir genannt", und andere Sternsingerlieder. Süße Gaben sind ihnen herzlich willkommen.

Freude und Hoffnung erfaßte unsere germanischen Vorfahren zur Zeit der heiligen zwölf Nächte. Freude und Hoffnung erfüllt auch uns heutige Deutsche zur Weihnachtszeit, und wir ersehnen nichts anderes als Glück, Frieden und Wohlfahrt für unser leidgeprüftes Volk und Vaterland!

HANNSWOLF STRÖBEL

720343

Baum und Licht im Weihnachtsbrauch

Betrachtungen aus alter Zeit

Die volkskundliche Wissenschaft hat oft einfache und natürliche Vorgänge des Brauchtums mit Unterstellungen und Ansichten verdunkelt, die aus der sogenannten primitiven Sphäre stammen, aus dem Halbdunkel besonders ängstlicher und bedrückter, zu Schreck und Unruhe neigender Menschen. So ist es auch dem schönsten Sinnbild der deutschen Feste ergangen, dem Lebensbaum, der in der Wintersonnenwendezeit als Weihnachtsbaum seine größte und weitreichendste Bedeutung im Volksbrauch erhalten hat.

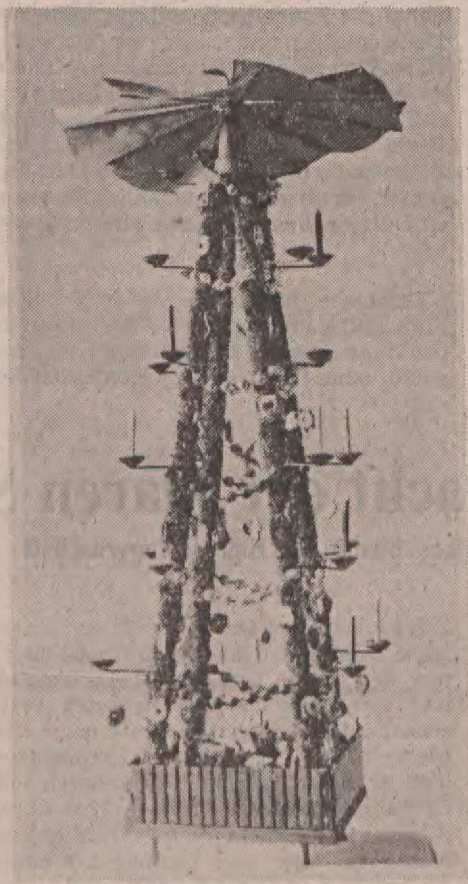
Ein namhafter deutscher Professor der Volkskunde hält beispielsweise eine Abwandlung des Baumsinnbildes, die in den Stuben aufgehängten Zweige und Zweigbüschel besonders von Fichten und Tannen, wie man sie von den Alpen bis nach Finnland findet, für Gespensterscheuchen, und der Weihnachtsbaum selbst wird vielfach verdächtigt, dem übel berüchtigten volkskundlichen Dämonenabwehrzauber zu dienen. Es ist so erheiternd zu beobachten, daß die Vertreter einer geistigen Volkskunde oft nur für die Ungeistigkeit und Primitivität der Erscheinungen im deutschen Volkstum Interesse haben und anstatt der offensichtlichen Linie der natürlichen geistigen Bedeutung die unnatürliche ungeistige Verabergläubigung als Hauptziel ihrer Forschung brachten.

Deutsche Volksbräuche

Wenn es etwas im deutschen Volksgebrauch gibt, das klar und schön wie die Natur selbst den menschlichen Festwillen versinnbildlicht, ist es der Weihnachtsbaum in seinen zahlreichen Abwandlungen. Es ist undenkbar, daß ein solches Festbild in den heißen Ländern entstehen kann; es gehört zu den Waldgebieten der nördlichen Zone, zu denen auch das tiefe Erlebnis der Gegensätze von Tag und Nacht und Sommer und Winter gehört.

Das Christentum hat auf dieses Fest der Wintersonnenwende, das für die nordischen Völker ja das größte Erlebnis des Jahreslaufs war und auf die Zeit der Erneuerung der lebenspendenden Sonnenbahn das Geburtstagsfest des Heilands verlegt, sicherlich unter dem gewaltigen Eindruck, den die Begehung des Julfestes und der Wintersonnenwende bedeutete. Die germanischen Völker haben sicher immer ihr Julfest mit dem immergrünen Baum ihrer Wälder gefeiert und die erneuerte Sonne sicher immer mit Lichterschmuck begrüßt.

Von allen christlichen Festen ist auch das Weihnachtsfest ein wahres Volksfest ohne jede Trennung von Stämmen, Landschaften und religiösen Bekenntnissen geblieben, an dem die sonstigen Merkmale der christlichen Symbolik fehlen, auch die Kirche hat erst seit dem Jahr 354 unter Papst Liborius die Krippe selbst, die Darstellung der Geburt Christi als Festbestandteil eingeführt. Es überwiegt aber Baum und Licht, und alles was zu Haus und Hof gehört, auch das Vieh, wird mit diesen Weihesinnbildern bedacht. Auch im Stall wird ein Weihnachtslicht entzündet, selbst in dem protestantischen Schleswig-Holstein wurde noch um 1880 ein Licht vor die Viehkrippe im Stall gestellt.



Weihnachtspyramide aus der Mark Brandenburg, Schlesien und Sachsen

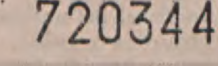
Volkskunst und Brauchtum

Die Verwendung von Baum und Licht hat in den verschiedenen deutschen Landschaften und Stammesgebieten die verschiedensten Gestaltungen erfahren. Immer aber kommt diese Vereinigung deutlich zum Ausdruck, immer ist sie das Sinnbild der Vereinigung der Familie, zu frohen Gaben und zur Spende als Zeichen der Liebe und Lebensbejahung. Die holzarmen Inseln der Nordsee haben einfache Holzgestelle mit immergrünem Efeu geschmückt, in Schlesien ist die besondere Form des Putzapfels alt überliefert und heute noch in manchen Gegenden auf dem Lande üblich, das Erzgebirge hat die Weihnachtspyramide als besonderes Volkskunstwerk ausgebildet, und im Klausenbaum des Rheinlandes, der aus einer von sechs Äpfeln mit einem siebenten in der Spitze aufgebauten Stabpyramide besteht, aus deren Benennung die Bedeutung eines Baumsinnbildes deutlich hervorgeht.



Weihnachtsgestell aus Ost- und Westfriesland

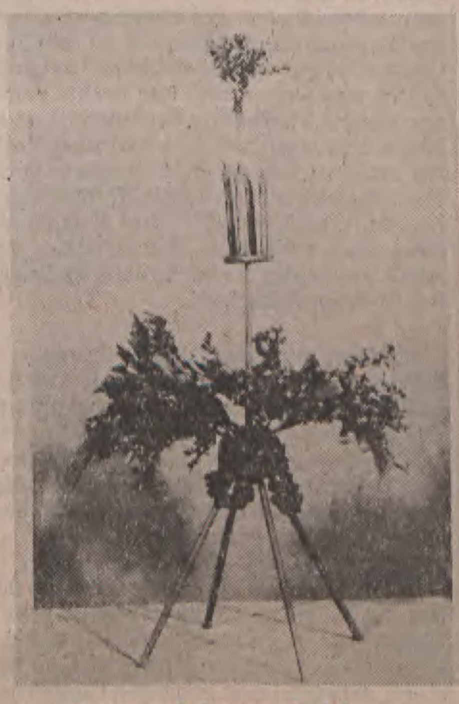
Die schmückenden Zutaten sind überall Laub und Früchte, Gaben der fruchtbaren Erde an das neue Licht, und es zeugt für die Kraft dieses Brauchtums in Deutschland, daß sich hier noch im 20. Jahrhundert eine Heimindustrie in den Waldgebieten Thüringens entwickeln konnte, die lediglich diesen Schmuck für alle Länder der Welt, wo ein Weihnachtsbaum brennt, herstellen. Der Glasschmuck des Baumes hat sich nicht zuletzt deswegen durchgesetzt, weil er ein Lichtträger ist.



720344



Rheinischer Klausenbaum



Putzapfel aus Schlesien

Niederdeutsche Weihnachtsbräuche

720345

Mit dem Heiligen Abend, dem Julfest unserer Vorfahren, beginnt die geheimnisvolle und sagenreiche Zeit der 12 Nächte. Ihr Brauchtum ist aus ältester Zeit in unsere heutigen Weihnachts- und Nachweihnachtssitten übergegangen. Auch der Ursprung des Lichterbaumes als Sinnbild des ewigen Lebens stammt aus vorchristlicher Zeit. Damals waren jedoch Licht und frisches Grün noch getrennt. Während sich als Lichtsinnbild der Julklotz darstellte, wurden an Wänden und Balken die heil- und segenspendenden Zweige von Tannen oder Machandeln und Misteln als Zeichen des auch im kältesten Winter ungebrochenen Lebens aufgehängt. Durch das ganze Mittelalter hindurch finden wir diese Trennung von Licht und frischem Grün. Die ersten Weihnachtsbäume in Deutschland, sie wurden um 1600 zum ersten Male im Elsaß erwähnt, besaßen noch keine Kerzen. Eine der ersten Verbindungen von Grün zum Lichterbaum kennen wir aus Niedersachsen.

Das Hannoversche Christkindl der Lieselotte

Doch war es noch keine Tanne oder Fichte, von der wir erzählen hören, sondern eine Pflanze, die dem Volke von jeher schon als Lebensbaum galt: Der Buchsbaum. Vom lichtgeschmückten Buchsbaum, als einem frühen Weihnachtsbaum in Niedersachsen, haben wir ein Zeugnis in einem Brief, der berühmten Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans, der Lieselotte von der Pfalz, an ihre Tochter, in dem sie sich der bei ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie in Hannover, verbrachten Jugendjahre (1659 bis 1683) erinnert. Von ihrem letzten Weihnachtsfest in Hannover schreibt sie: . . . „da richtet man Tische wie Altäre her und stattet sie für jedes Kind mit allerlei Dingen aus, wie neue Kleider, Silberzeug, Puppen, Zuckerwerk und alles mögliche. Auf diese Tische stellt man Buchsbäume und befestigt an jedem Zweig ein Kerzchen. Das sieht allerliebst aus, und ich möchte es noch heutzutage gern sehen. Ich erinnere mich, wie man mir in Hannover das Christkindl zum letzten Male kommen ließ. Man läßt Schüler kommen, die ein richtiges Schauspiel aufführen. Zuerst kommt der Stern, dann der Teufel und der Engel. Hierauf Christus mit St. Peter und anderen Aposteln. Der Teufel klagt die Kinder an und verliest ihr Sündenregister. Hierauf sagt Christus, er sei gekommen um ihnen Geschenke zu bringen. Da sie aber so böse seien, wolle er nicht bei ihnen bleiben. Der Engel und St. Peter bitten für sie und versprechen, daß sie sich bessern werden. Christus verzeiht ihnen, und Sankt Peter und der Engel führen sie zu den Tischen. Wenn es fünf oder sechs sind, läßt sich nichts Hübscheres denken, denn alles ist mit buntfarbigen und silbernen Bändern behangen!"

So wurde also in unserer niedersächsischen Heimat ein Weihnachtsfest vor 300 Jahren gefeiert. Aus dem Buchsbaum, der in unserer niederdeutschen Gartenkunst große Bedeutung hatte, ist ein Tannen- oder Fichtenbaum geworden. Freilich auch nicht ohne Zwischenstufen.

Die Weihnachtspyramide

Die Fichte als Weihnachtsbaum ist erst verhältnismäßig sehr spät in viele unserer niedersächsischen Landschaften gekommen. Das hängt damit zusammen, daß es außerhalb des Oberharzes in Niederdeutschland kaum Tannenwälder gab. Die Wälder bestanden fast ausschließlich aus Buchen und Eichen, die den Graswuchs für die Waldweide begünstigten und deren Eicheln und Bucheckern für die Schweinemast unentbehrlich waren. Die Stelle des Lichterbaumes hat lange Zeit, bis weit ins 19. Jahrhundert hinein, in Niedersachsen und Schleswig-Holstein die sogenannte Weihnachtspyramide vertreten.

Der Heimatdichter Friedrich Freudenthal spricht von ihr in seinen Kindheitserinnerungen aus der Lüneburger Heide. Dort war sie ein pyramidenförmiger Aufbau aus grüngestrichener Pappe, auf dem einige Lichter befestigt wurden. Reicher geschmückt finden wir die Weihnachtspyramide in einer Beschreibung des Hamburger Malers Berend Goos (nach O. Lauffer). Er berichtet: „Tannenbäume waren damals in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts noch nicht so allgemein im Schwunge wie jetzt. Dafür hatten wir in der Regel eine sogenannte Pyramide aus vier oben zusammenlaufenden mit Buchsbaum- oder Tannenlaub dicht umwundenen Stäben bestehend, oben mit einer Fahne aus Flittergold verziert. Der untere viereckige Raum enthielt die schönsten Gartenanlagen mit Grotten, Teichen, Brücken sowie den dazu passenden Figuren versehen, alles aus Moos, Strohblumen, Pappe und Spiegelglas angefertigt. Die belaubten Seitenrippen der Pyramide dienten zugleich als Halter der das ganze hell bestrahlenden Wachskerzen. Und im Innern hing noch von der Spitze herab ein schwebender Wachsengel, recht niedlich anzuschauen."

Die ersten Weihnachtsbäume in Niedersachsen

Die erste Erwähnung des Weihnachtsbaumes im norddeutschen Raum entnehmen wir dem selbstbiographischen Roman „Anton Reiser" des 1756 in Hameln geborenen Gymnasiallehrers und Professors der Altertumskunde Karl Philipp Moritz. Er wurde bekannt durch seine Gespräche mit Goethe in Rom. In diesen, seinen Kindheitserinnerungen erwähnt er etwa für die Jahre 1760/65 „den mit Wachslichtern besteckten und mit versilberten Aepfeln und Nüssen behängten Tannenbaum seiner Kindheit."

Der erste Beleg für den lichtergeschmückten Weihnachtsbaum an der Nordseeküste führt zu Friedrich Jacobi in das Schloß Wandsbek bei Hamburg. Hier feierten im Jahre 1796 der Buchhändler Friedrich Perthes mit der Familie des Wandsbeker Boten Matthias Claudius und anderen Personen das Weihnachtsfest mit dem lichtergeschmückten Tannenbaum. In Hamburg selbst wird der Weihnachtsbaum erst 1806 bezeugt. In Bremen muß er schon vor diesem Zeitpunkt bekannt gewesen sein; denn in den Bremer „Wöchentlichen Nachrichten" vom 15. Dezember 1806 veröffentlichte ein Hasteder Einwohner folgende Anzeige: Alle Jahre werden durch Domestiquen Tannen- und Föhrenbäume abgeschnitten, um Weihnachtszierrate für Kinder davon zu machen. Ich warne hiermit diejenigen, sich zu hüten, indem ich Vorkehrungen getroffen habe, die unangenehm für diejenigen sein werden. Wenn aber jemand Bäume haben will, so stehen solche zum billigen Preis zu Dienste."

Auch in den folgenden Jahren werden in Bremen im Wochenblatt Weihnachtsbäume zum Verkauf angeboten.

Am 14. März 1817 verbot eine Verordnung des Rates der Stadt Bremen das Hereinbringen und den sogenannten Verkauf der Weihnachtsbäume. Der Rat weist darauf hin, daß diese Unsitte für unsere holzarmen Gegenden die höchst verderbliche Folge herbeigeführt habe, daß das Nadelholz im Garten und auf dem Lande in diebischer Weise auf das Frevelhafteste beschädigt und verwüstet werde. Weil die Baumschänder meistens die Kronen der Bäume abbrächen, würden die Bäume in ihrem Wachstum gehindert und völlig unbrauchbar gemacht. Es heißt am Schluß dieser Verordnung: „Ein hochweiser Rat erwartet vom hiesigen Publico mit Recht, daß es dem ferneren Verkaufe von Weihnachtsbäumen keinen Vorschub leisten werde, da es einem jeden, welcher die Seinigen am Christabend zu erfreuen wünscht, leicht sein kann, dieses auf jede sonstige Weise zu bewerkstelligen." Aehnliche Verordnungen sind 1877 vom Rat in Hannover verkündet worden. So lautet das 1817 in Hannover herausgegebene Verkaufsverbot von Weihnachtsbäumen wie folgt:

Publicandum der Polizei-Direktion
am 18. Dezember 1817.

Das früher schon bestandene Verbot des Verkaufs junger Tannen auf dem Weihnachtsmarkte und in den Häusern wird hiermit bei Strafe der Confiskation der Tannen und dem Befinden nach bei Geld- und Gefängnisstrafe erneuert und soll überhaupt sowohl in den Toren in und vor der Stadt dergleichen junge Tannen, deren rechtmäßiger Besitz nicht durch gerichtliche oder sonstige genügende Atteste dargetan wird, ohne Ausnahme angehalten werden.

720346

Die Berichte von den ersten Weihnachtsbäumen im Niederdeutschen Raum erwähnen die Weihnachtsbaumsitte als ein Kinderspiel. So wurde der erste in Schaumburg-Lippe nachweisbare Weihnachtsbaum der 1801 im Pfarrhaus zu Petzen bei Bückeburg stand, von den Kindern des Pastors für ihr zweijähriges Schwesterchen übergoldet. Als im Jahre 1822 der Zuchtmeister Grabbe in Detmold an seinen Sohn Christian Dietrich den späteren Dichter der Hermannschlacht einen Weihnachtsbrief schrieb, erwähnte er darin: „Noch eins, lieber Christian, was ich bald vergessen hätte. Minchen hat diesen Morgen der Mutter einen Weihnachtsbaum vor das Bett gestellt und gratulierte dabei zum Christfest. Deine Mutter brach im Bette in ein lautes Gelächter aus und sprach, ob sie denn wieder in ihre Kindheit gekommen."

Für Rinteln ist der Weihnachtsbaum für die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch die Jugenderinnerungen des 1850 in Rinteln geborenen Professors Dr. Adolf Keyser nachgewiesen. Er schrieb 1927 in seinem Buch „Die Jugendtage eines Kleinstädters": „Das Weihnachtsfest bildete für uns Kinder den Glanzpunkt des Jahres. In den meisten Familien brannte der Lichterbaum am Morgen des ersten Weihnachtstages nach der Frühandacht, in meinem Elternhause am Vorabende."

In der Mindener Gegend war um 1870 der Weihnachtsbaum überall bekannt und eingeführt. Die meisten kleinen Leute auf dem Lande bekamen ihn von ihrem Bauern, bei dem sie arbeiteten, und der sie aus einer „Schnette" (Bergteil) holte.

Hier wie anderswo wurde der Baum in jener Zeit mit Wachskerzen, Aepfeln und vergoldeten Nüssen geschmückt, manchmal auch mit Papierrosen besteckt und mit Plätzchen behängt. Erst kurz vor der Jahrhundertwende wurden die Glaskugeln und Kugelketten üblich.

Das Hillechristspiel

Weihnachtliche Spiele sind uralt. Wir kennen die schönen Krippenspiele, die hoffentlich aus der Wiederanknüpfung an echtes Volksgut immer wieder neues Leben erhalten. Aber auch andere Spiele, in denen wie in der Schilderung der Lieselotte der heilige Geist auftritt, sind uns vielfach überliefert. So finden wir ein Hillechristspiel in Sieber im Westharz, das zweifellos auf ein ehrwürdiges Alter zurückblickt. Erst tritt ein Schäfer auf, der plattdeutsch die Geburt des Kindes verkündet. Dann zeigt ein Engel die Ankunft des Heiligen Christ an. Dieser tritt auf in weiß gekleidet mit hohem Patriarchenhut und prüft, ob die Kinder ihren Eltern gehorsam waren. Nikolaus weiß nichts Gutes zu berichten und läßt den „Rustikus", der ebenfalls plattdeutsch spricht, die Sünden der Kinder aufzählen. Petrus versichert, er werde die bösen Kinder nicht in den Himmel hineinnehmen, doch als sich der Heilige Christ entfernen will, bittet Petrus ihn, zu bleiben und erst die Kinder zu hören. Er läßt die Kinder beten und Rustikus (Ruprecht) muß sie beschenken. Wir haben hier in dieser schönen Ueberlieferung des Harzdörfchens alle weihnachtlichen Gestalten, auch die vorchristlichen, beisammen. Eine gewisse Aehnlichkeit mit dem hannoverschen Christkindl, das zur kleinen Lieselotte von der Pfalz kam, ist nicht zu übersehen.

720347

Weihnachten in Altniedersachsen

Von alten Bräuchen unserer Vorfahren

Von Gerhardt Seiffert, Fallersleben

Inniger, bescheidener, andachtsvoller als heute, mit allerlei treu von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Sitten und Bräuchen beging man im alten Niedersachsen und Bremischen die Weihnacht.

Auch ohne Tannenbaum und große Geschenke war zu ältester Zeit Weihnachten ein frohes Fest. Meist hatte man gerade kurz vorher geschlachtet, so daß Fleisch und Wurst genug vorhanden waren. Dazu wurde schon in der Adventszeit allerlei Kuchen gebakken; die so sehr beliebten „söten Stuten", die Krengel, Bretzel, Sterne und Herzen wie die Klöben oder auch die Klaben, jene Kuchenbrote aus Weizenmehl, Butter und Korinthen, die den Kindern und allen, die zum Haus und Hof gehörten, zum Heiligen Christ geschenkt wurden.

Ursprünglich war dieses Backwerk die einzige Weihnachtsgabe, denn eine Bescherung heutiger Art gab es zu alten Zeiten nicht. Später kam die Sitte auf, daß die Kinder am Heiligen Abend vor dem Schlafengehen ihre Mützen oder Schuhe, manchmal auch wohl einen Teller auf den Tisch oder vor das Fenster stellten, und am anderen Morgen fanden sie eine Handvoll Haselnüsse, Äpfel und „Kinjes-Kouken" (Kind-Jesu-Kuchen) darin, die das Jesuskind über Nacht gebracht hatte. Diese Kuchen stellten häufig einen Hahn oder einen Reiter zu Pferde, Rüter to Peer, dar, das Abbild des Schimmelreiters Wodan, eine Erinnerung aus heidnischer Zeit.

Vor dem Fest erschien hie und da wohl auch ein Erwachsener als St. Nikolaus verkleidet, Nicklas, Klaas oder Knecht Ruprecht mit einer Rute aus Birkenzweigen und einem Beutel voller Äpfel und Nüsse, die er unter die Kinder verteilte, nachdem sie stotternd und etwas verängstigt ihre Gebete aufgesagt hatten.

Arme Dorfbewohner erhielten noch bis zu Beginn unseres Jahrhunderts von den wohlhabenden Bauern als Festgabe ihr „Weihnachtsholz". Von diesem bekamen auch nahegelegene Klöster einen nennenswerten Anteil, meist mehrere Faden Holz. Weihnachtsholz nannte man auch die Kostproben vom letzten Schlachten, die an Verwandte und Bekannte in der Stadt gesandt wurden als Dank dafür, daß man, wenn man zu Einkäufen in die Stadt kam, bei ihnen einkehren konnte und bewirtet wurde.

Am Heiligen Abend oder in der Frühe des ersten Weihnachtstages war Gottesdienst. Da es in alter Zeit in den Kirchen noch keine Beleuchtung gab, brachte jeder außer einem Stövken zum Fußwärmen auch sein Wachslicht mit, das er in einem einfachen Lichthalter aus Blech oder Messing vor seinem Platz aufstellte. Wer es sich leisten konnte, brannte einen „Siebenstern" an, einen Leuchter mit sieben Lichtern, wie er heute noch in Bevensen im Lüneburgischen üblich ist. Ob aus diesem „Siebenstern-Gottesdienst" in Bevensen die Sitte des lichtergeschmückten Weihnachtsbaumes entstanden ist, halten Heimatforscher für recht unwahrscheinlich. Nachweisbar dagegen ist, daß es, wie aus einem Brief der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, bekannter unter dem Namen Lieselotte von der Pfalz, vom Jahre 1708 an ihre Tochter, die Herzogin von Lothringen, hervorgeht, schon 1660 in Hannover den mit Kerzen besteckten Weihnachtsbaum gab.

Die allgemeine Sitte des Aufstellens eines geschmückten, lichterstrahlenden Weihnachtsbaumes hat sich in unserer niedersächsischen Heimat auf dem Lande erst sehr spät eingebürgert. Noch in den sechsziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts traf man die geschmückte, mit Kerzen besteckte Tanne in den Bauernhäusern sehr selten an. Wahrscheinlich ist sie zuerst in den Pastoren- und Lehrerhäusern eingeführt worden und wurde dann allmählich von der Gemeinde übernommen. Häufig aber war der in der Schule aufgestellte Weihnachtsbaum der einzige des ganzen Dorfes. Die Konfirmanden und Konfirmandinnen des betreffenden Jahrganges sorgten für seine Ausschmückung und alle trugen zu den Kosten bei.

Wochenland vorher begannen die Vorbereitungen. Die Gelder sammelten der „oberste" Knabe und das „oberste" Mädchen ein. Wer nichts gab, durfte auch nicht an der Feier teilnehmen. Den Tannenbaum holte man aus dem Gemeindeforst. Wenn das auch nicht offiziell erlaubt war, so wurde es doch stillschweigend geduldet. Die Ausschmückung mit bunten Ketten, Rauschgold, Netzen, vergoldeten Äpfeln und Nüssen, Papierrosen und Lilien erfolgte nach Übereinkunft in einem Bauernhause am Tage vor dem Fest bei verschlossenen Türen. Wenn das Werk vollendet war, trug der stärkste Mann des betreffenden Hofes den Baum zur Schule, während die ihn begleitenden Kinder Weihnachtslieder anstimmten.

Das war das Zeichen für die Erwachsenen, sich auch zum Schulhause zu begeben, wo eine Christfeier abgehalten wurde, die mit einer Ansprache der ersten Konfirmandin an den Lehrer begann. Dieser hielt darauf eine kurze Rede, und mit dem gemeinschaftlichen

Altniedersächsische Weihnacht



720348

Gesang eines Weihnachtsliedes endete die schlichte, stimmungsvolle Feier. Unter dem Weihnachtsbaum, der Eigentum des Lehrers blieb, lag regelmäßig ein buntes Halstuch oder eine Tabakspfeife, so daß der Beschenkte im Laufe der Jahre eine stattliche Sammlung dieser Gegenstände zusammenbekam.

Nach dem nie versäumten Besuch des Weihnachts-Gottesdienstes, wurde altem Brauch zufolge daheim besonders gut und recht lange gegessen. Man nannte deshalb den Abend als Vullbuksawend (Vollbauchsabend). Dabei durfte die beliebte Brannewinkolschale (die Branntweinkaltschale) nicht fehlen.

Die allgemeine Festfreude kam in verschiedenen Gegenden Niedersachsens auch dem Vieh, ob Pferd, Kuh, Schwein, Huhn oder Hofhund zugute. Alle erhielten eine besonders reichliche Futterration. Für die Vögel wurde eine Garbe Korn auf einer Stange aufgestellt. Früher leuchtete man hie und da am Heiligen Abend mit einem Licht unter den Eßtisch, um nach Getreidekörnern zu sehen, die von den Dreschern und dem Gesinde unter den Schuhsohlen hereingetreten worden waren. Je größer ihre Zahl war, desto reichlicher fiel angeblich im neuen Jahre die Ernte aus.

Die Weihnachtsbescherung der Kinder wie auch die der Angehörigen von Haus und Hof fand ursprünglich in der Frühe des ersten Festtages, nicht wie heute am Heiligend Abend statt. Die Geschenke fielen sehr bescheiden aus, anfänglich gab es nur nützliche Dinge, dazu kam ein Teller mit Äpfeln, Nüssen, Honigkuchen und später etwas Spielzeug dazu, aber man war zufrieden und glücklich. Die Dienstboten in Haus und Hof erhielten ebenfalls Weihnachtsgaben. Wenn sie auch nicht besonders kostbar waren, sie bestanden zumeist aus nützlicher Bekleidung und nötigem Schuhwerk, selten derzeit aus klingender Münze, so wurden sie doch mit ehrlichem Dank aufgenommen.

Altniedersächsische Weihnacht, lang, lang liegt sie zurück und doch vergoldete sie in ihrer schlichten Bescheidenheit, in ihrer tiefen Gläubigkeit und ihrer innigen Verbundenheit zwischen Mensch und Vieh das Leben unserer Vorfahren.

Niederdeutsche Weihnachtsbräuche

Mit dem Heiligen Abend beginnt die geheimnisvolle Zeit der zwölf Nächte

vor langer Zeit

/ Der Buchsbaum als Vorgänger des Tannenbaums

720349

Mit dem Heiligen Abend, dem Julfest unserer Vorfahren, beginnt die geheimnisvolle und segensreiche Zeit der zwölf Nächte. Ihr Brauchtum ist aus ältester Zeit in unsere heutigen Weihnachts- und Nachweihnachtssitten übergegangen. Auch der Ursprung des Lichterbaumes als Sinnbild des ewigen Lebens stammt aus vorchristlicher Zeit. Damals waren jedoch Licht und frisches Grün noch getrennt.

Während sich als Lichtsinnbild der Julklotz darstellte, wurden an Wänden und Balken die heil- und segenspendenden Zweige von Tannen oder Machangeln und Misteln als Zeichen des auch im kältesten Winter ungebrochenen Lebens aufgehängt. Durch das ganze Mittelalter hindurch finden wir diese Trennung von Licht und frischem Grün. Die ersten Weihnachtsbäume in Deutschland – sie wurden um 1600 zum ersten Male im Elsaß erwähnt – besaßen noch keine Kerzen. Eine der ersten Verbindungen von Licht und Grün zum Lichterbaum kennen wir aus Niedersachsen.

Doch war es noch keine Tanne oder Fichte, von der wir erzählen hören, sondern eine Pflanze, die im Volke schon von jeher als Lebensbaum galt: Der Buchsbaum. Vom lichtgeschmückten Buchsbaum als einem frühen Weihnachtsbaum in Niederdeutschland haben wir ein Zeugnis in einem Brief der berühmten Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans, der Liselotte von der Pfalz, an ihre Tochter, in dem sie sich der bei ihrer Tante, der Kurfürstin Sophie, in Hannover verbrachten Jugendjahre (1659–1663) erinnert.

Von ihrem letzten Weihnachtsfest in Hannover schreibt sie: „... da richtet man Tische wie Altäre her und stattet sie für jedes Kind mit allerlei Dingen aus, wie neue Kleider, Silberzeug, Puppen, Zukkerwerk und alles mögliche. Auf diese Tische stellt man Buchsbäume und befestigt an jedem Zweig ein Kerzchen. Das sieht allerliebst aus, und ich möchte es noch heutzutage gern sehen. Ich erinnere mich, wie man hier zu Hannover das Christkindl zum letzten Male kommen ließ. Man ließ Schüler kommen, die ein richtiges Schauspiel aufführten. Zuerst kam der Stern, dann der Teufel und der Engel. Hierauf Christus mit St. Peter und anderen Aposteln. Der Teufel klagte die Kinder an und verlas ihr Sündenregister. Hierauf sagte Christus, er sei gekommen, um ihnen Geschenke zu bringen, da sie aber so böse seien, wolle er nicht bei ihnen bleiben. Der Engel und St. Peter baten für sie und versprachen, daß sie sich bessern würden. Christus verzieh ihnen, und St. Peter und der Engel führten sie zu den Tischen. Wenn es fünf oder sechs waren, ließ sich nichts Hübscheres denken, denn alles war mit buntfarbigen und silbernen Bändern behangen."

Die Weihnachtspyramide

Die Fichte als Weihnachtsbaum ist verhältnismäßig spät in viele unserer niedersächsischen Landschaften gekommen. Das hängt damit zusammen, daß es außerhalb des Oberharzes in Niedersachsen kaum Tannenwälder gab. Die Wälder bestanden fast ausschließlich aus Buchen und Eichen, die den Graswuchs für die Waldweide begünstigten und deren Eicheln und Bucheckern für die Schweinemast unentbehrlich waren.

Die Stelle des Lichterbaums hat lange Zeit, bis weit ins 19. Jahrhundert hinein, in Niedersachsen und Schleswig-Holstein die sogenannte Weihnachtspyramide vertreten. Der Heimatdichter Friedrich Freudenthal spricht von ihr in seinen Kindheitserinnerungen aus der Lüneburger Heide. Dort war sie ein pyramidenförmiger Aufbau aus grün gestrichener Pappe, auf dem einige Lichter befestigt wurden.

Reicher geschmückt finden wir die Weihnachtspyramide in einer Beschreibung des Hamburger Malers Berend Goos. Er berichtet: „Tannenbäume waren damals (in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts) noch nicht so allgemein im Schwunge wie jetzt. Dafür hatten wir in der Regel eine sogenannte Pyramide aus vier oben zusammenlaufenden, mit Buchsbaum oder Tannenlaub dicht umwundenen Stäben bestehend, oben mit einer Fahne aus Flittergold verziert. Der untere viereckige Raum enthielt die schönsten Gartenanlagen mit Grotten, Teichen, Brücken sowie den dazu passenden Figuren versehen, alles aus Moos, Strohblumen, Pappe und Spiegelglas angefertigt. Die belaubten Seitenrippen der Pyramide dienten zugleich als Halter, der das ganze hell bestrahlenden Wachskerzen. Und im Innern hing noch von der Spitze herab ein schwebender Wachsengel, recht niedlich anzuschaun."

Lichterbäume

1799 beschrieb der Bückeburger Konsistorialrat Horstig, der Erfinder einer damals bekannten Stenographie, wie Weihnachten in der Familie seines Freundes, des Regierungsrates Ulrich von Ulmenstein, gefeiert wurde.

In der Weihnachtsstube stand am Christabend auf der Mitte einer großen Tafel ein großer Pavillon aus Pappe mit Glasfenstern und vor demselben eine kleine springende Fontäne, ringsumher von Wachslichtern erleuchtet, die auf dem umgebenden Gelände standen. Auf allen Seiten standen mit Wachslichtern erleuchtete Teller voll Obst und Beiwerk und dabei eine Menge größerer und kleinerer Geschenke: Soldaten aus Zinn, Holzwaren, Blechwaren, Puppen und Kleidungsstücke. Wenn alles bereitet war und die Lichter angesteckt waren, wurde geklingelt.

Im lautesten Jubel kamen die Kinder die Treppe heruntergesprungen, die größeren voranstürzend, die kleineren auf den Armen ihrer Wärterin. Und wenn nun alles besehen und untersucht war, dann ging die ganze Gesellschaft in den oberen Stock hinauf (Lange Straße 19) und fand in der Kinderstube große grüne Bäume mit Wachslichtern besteckt und mit Zuckerwerk behangen. Unter denselben lag eine Menge von Spielsachen und nützlichen Geräten, mit denen die Kinder, welche sie selbst verfertigt hatten, ihre Eltern und Geschwister beschenkten. Da gab es Handschuhe, Strümpfe, schön geflochtene Körbchen, Dosen und Schachteln aus Pappe, Stickereien und anderes mehr. Die Weihnachtsbaumsitte galt in Niedersachsen in erster Linie als ein „Kinderspiel".

Das Hillechristspiel

Weihnachtliche Spiele sind uralt. Wir kennen die schönen Krippenspiele, die aus der Wiederanknüpfung an echtes Volksgut immer wieder neues Leben erhalten. Aber auch andere Spiele, in denen – wie in der Schilderung der Liselotte – der Heilige Geist auftritt, sind uns vielfach überliefert. So finden wir ein Hillechristspiel in Sieber im Westharz, das zweifellos auf ein ehrwürdiges Alter zurückblickt.

Erst tritt ein Schäfer auf, der plattdeutsch die Geburt des Kindes verkündet. Dann zeigt ein Engel die Ankunft des Heiligen Christ an. Dieser tritt auf, in Weiß gekleidet mit hohem Patriarchenhut und prüft, ob die Kinder ihren Eltern gehorsam waren. Der anwesende Nikolaus weiß nichts Gutes zu berichten und läßt den Rustikus, der ebenfalls plattdeutsch spricht, die Sünden der Kinder aufzählen. Petrus versichert, er werde die bösen Kinder nicht in den Himmel hineinnehmen. Doch als sich der Heilige Christ entfernen will, bittet Petrus ihn, zu bleiben und erst die Kinder zu hören. Er läßt die Kinder beten und Rustikus (Ruprecht) muß sie nun doch beschenken.

Walter Siebert

Weihnachtsbälle vor hundert Jahren

Früher durfte man eigentlich erst auf Silvester zu so richtig ausgelassen und tanzfröhlich sein. Weihnachten war mehr ein Fest, das in den Familien gefeiert wurde. Vor hundert Jahren aber kamen die Tanzvergnügen zu Weihnachten doch schon auf. Zumeist wurden diese auf den zweiten Feiertag gelegt.

Tänzer hatten damals einen halben Reichsthaler zu zahlen. Zuschauer bezahlten 50 Pfennig Eintrittsgeld. Das war damals eine erkleckliche Summe, denn die Mark hatte eine hohe Kaufkraft. So gab es für eine Mark beispielsweise schon ein vierzehnpfündiges Schwarzbrot.

Ch. L.-Th.

720350

Weihnachten im alten Niedersachsen

Ein interessanter Überblick von Dr. Dr. Nicolaus Heutger

Im Wienhausener Liederbuch (um 1460) kreisen von 59 Liedtexten 16 um das Weihnachtsfest. Die Nonnen sangen gern lateinisch-niederdeutsche Weihnachtslieder. Echt weiblich ergründen die Nonnen, woher Maria denn wohl die Windeln für ihr Kind habe: „Josep tog sine höseken ut – unde makede dem kinde ein windeldok". Josef zog seine Hose aus und machte dem Kind daraus ein Windeltuch.

Das Wienhausener Liederbuch enthält die älteste bekannte Niederschrift eines der schönsten Weihnachtslieder des norddeutschen Raumes „In dulci jubilo".

Wallfahrten

Von den alten niedersächsischen Weihnachtsbräuchen mag die Wallfahrt zur wundertätigen Muttergottes von Obernkirchen erwähnt sein: Jedes Jahr zu Weihnachten kam eine große Pilgerschar in das noch bestehende Stift. Der Marienfigur wurde eine goldene Krone aufs Haupt gesetzt, die so geformt war, daß die vielen Gläubigen ihre Opfermünzen hineinlegen konnten. Aus vielen Orten, wie z. B. 1478 aus Wiedensahl, wurden große Kerzen nach Obernkirchen gebracht und der Gottesmutter geweiht.

Gottesdienste

Die Gottesdienste am Heiligen Abend sind liturgiegeschichtlich nicht so fest verankert wie sie uns heute erscheinen. Noch 1734 trat König Georg II. Christabendgottesdiensten und Musiken „in der Nacht vor dem ersten Weynachts-Fest" energisch entgegen. Der Gottesdienst sollte auf die eigentlichen Festtage beschränkt bleiben. Dabei hatte es die heute wieder üblichen Christnachtgottesdienste schon im Mittelalter gegeben, wie wir z. B. aus dem Stift Bücken im Landkreis Nienburg wissen.

Jedenfalls war noch im früheren 20. Jahrhundert an vielen Orten wie z. B. in Nienburg und Rinteln (St. Nikolai) der wichtigste Weihnachtsgottesdienst die Christmette früh am 1. Weihnachtstag. Zu diesem Festgottesdienst brachte an vielen Orten wie z. B. in Nienburg jeder eine brennende Kerze mit. Im Mittelalter war der 24. 12. noch strenger Fasttag. Erst am 25. 12. wurde festlich getafelt.

Weihnachtsbilder

Die ältesten niedersächsischen Weihnachtsbilder stammen aus dem Umkreis des Künstlerbischofs Bernward von Hildesheim. An der Bronzetür im Hildesheimer Dom ist das Weihnachtsgeschehen dargestellt.

In der von Bernward inspirierten Buchmalerei gibt der Heilige dem Geheimnis der Weihnacht seine ganz persönliche Deutung: Aus der Ewigkeit wird da die Krippe mit Jesus senkrecht von oben in die sichtbare Welt hineingesenkt. Jesus ist für Bernward nicht der höchste Gipfel der Menschheit, sondern das Fleisch gewordene Gotteswort. Das Kind wirkt nicht wie ein Kleinkind, sondern wie ein verkleinerter Erwachsener, der einen Kreuznimbus trägt. Entscheidend ist für Bernward nicht das Krippenkind, sondern der Mann Jesus, der der Menschheit Kunde von Gott bringt.

Aus dem späteren Mittelalter gibt es zahlreiche Weihnachtsbilder in Niedersachsen, sowohl gestickt, wie z. B. auf einer Altardecke des Klosters Ebstorf, als auch geschnitzt, wie z. B. im Altar von Schinna, Landkreis Nienburg, oder auf Kalk gemalt, wie z. B. im Chor der Kirche von Marklohe bei Nienburg.

Weihnachtsgeschenke

Wenn am Heiligen Abend das Weihnachtsglöcklein erklingt, kommen alle in die Weihnachtsstube. Der Weihnachtstisch ist noch mit weißen Tüchern zugedeckt. Christbaum und Krippe strahlen im Kerzenlicht. Wem das Herz voll Freude ist, dem öffnet sich die Hand – heute und früher.

Die Weihnachtsgeschenke waren in alter Zeit durchweg bescheiden. Wenn es hoch kam, erhielt man eine wertbeständige, silberne Weihnachtsmedaille, wie sie Harzer Münzmeister prägten. Im Nienburg der Biedermeierzeit gab es, wie Wilhelm Siebert überliefert, vor allem praktische Sachen.

Gern schenkte man den Kindern der Biedermeierzeit aber auch bunte Zinnfiguren, z. B. Jagd und Jäger, Schlittenfahrten und ganze Völkerschauen aus kleinen Zinngießerwerkstätten in Braunschweig, Celle, Göttingen, Hannover und Hildesheim, die sich mit solchem Spielzeug über Wasser hielten, seit ihre bisherigen Kunden für Gefäße seit etwa 1820 das neue, preiswerte Steingutgeschirr kauften.

Ein guter Teil der Zinnfiguren stellte Soldaten dar, deren Paradeuniformen oft von Kindern mit den Farben der heimischen Truppe bemalt worden waren.

Der Lichterbaum

Der grüne Lichterbaum ist in Niedersachsen im Gegensatz zu den westlichen Gebieten Deutschlands erst recht spät bezeugt: Der 1756 geborene Hamelner Karl Friedrich Moritz, ein Freund Goethes, beschreibt in bezug auf die Zeit um 1760 in seinem autobiographischen Roman „Anton Reiser" den mit Wachslichtern besteckten und mit versilberten Äpfeln und Nüssen behängten Tannenbaum seiner Kindheit an der Weser.

Gegen die Verbreitung des Weihnachtsbaumes erhoben sich manche Stimmen: So verbot 1817 die Polizeidirektion Hannover den Verkauf von jungen Tannen auf dem Weihnachtsmarkt. Mancher befürchtete Baumfrevel. Und doch: In der Biedermeierzeit setzte sich der Lichterbaum überall durch. So schreibt der 1850 in Rinteln geborene Adolf Keysser in seinem gemütvollen Buch „Die Jugendtage eines Kleinstädters" (1927): „Das Weihnachtsfest bildete für uns Kinder den Glanzpunkt des Jahres. In den meisten Familien brannte der Lichterbaum am Morgen des ersten Weihnachtstages nach der Frühandacht; in meinem Elternhaus am Vorabend."

Um 1930 war der Lichterbaum in Niedersachsen überall verbreitet. Die immergrüne Tanne ist ein Symbol der Hoffnung, was durch ihre nach oben sich verjüngende Form noch unterstrichen wird. Die brennenden Kerzen verkünden, daß das Licht in der Finsternis leuchtet.

Weihnachtskrippe

Alte Weihnachtskrippen sind nur äußerst selten auf uns gekommen. Aus dem 18. Jahrhundert stammen reizvolle Wachsfiguren einer Krippe aus der Malteserkommende Lage bei Rieste, die nach Osnabrück gelangt sind.

Unsere Krippenspiele haben ihre Wurzeln schon im Mittelalter. Im Kloster Walsrode mußte die jüngste Klosterjungfrau als „Maria" ein noch heute vorhandenes, spätgotisches Christkind wiegen, das mit winzigen Heideperlen geschmückt ist.

Weihnachtslieder

Weihnachten ist nicht vorstellbar ohne Weihnachtslieder. Nach einer Legende soll in der Weihnachtsnacht 1006 Pater Laurentius im Kloster Pöhlde am Südharz den Grundbestand des Liedes „Es ist ein Ros' entsprungen" gedichtet haben. Als Kaiser Heinrich II. gerade in Pöhlde weilte, soll sich im Klostergarten eine Rose mitten in der kalten Christnacht zur Blüte entfaltet haben. Pater Laurentius hat nach dieser Legende dieses Erlebnis noch in derselben Nacht aufs Pergament gebracht.

Immerhin bezeugt diese Legende die frühe Bekanntheit des herrlichen Liedes in unserem Raum. „Es ist ein Ros' entsprungen aus einer Wurzel zart. Wie uns die Alten sungen – von Jesse kam die Art". Die „Wurzel Jesse", also die Ahnenreihe Jesu, ist auf der Holzdecke der Michaeliskirche in Hildesheim (13. Jahrhundert) dargestellt. Der Wolfenbütteler Hofkapellmeister Michael Praetorius (1571–1621), Titularprior des Klosters Amelungsborn, schuf für „Es ist ein Ros' entsprungen" den vierstimmigen Satz.

720351

Weihnachten – Natale Domini

Seit 1625 Jahren wird in Europa das Christfest gefeiert

Das Fest der Geburt des Herrn („Natale Domini“) wird in diesem Jahr in Europa zum 1625. Mal gefeiert. Das erste staatlich sanktionierte Christfest wurde im Jahre 353 von dem römischen Kaiser Konstantius II. verordnet. Dieser Kaiser, im Jahre 317 in Sirmium, der heutigen jugoslawischen Stadt Mitrowitz, geboren und 361 in Kilikien gestorben, war der zweite Sohn des Kaisers Konstantin der Große (285–337). Konstantin hatte das Christentum zur Staatsreligion erklärt. Kaiser Konstantinus II. proklamierte den 25. Dezember zum Geburtstag des Herrn.

Dieser Tag hatte ein exaktes Verhältnis zu dem Empfängnis-Tag Christi, denn er war auf Grund prophetischer Aussagen auf den 25. März gelegt worden. Die Distanz zwischen den beiden Daten entspricht genau der Dauer der menschlichen Schwangerschaft. Schon Kaiser Konstantinus II. ließ in seinem Festverzeichnis den Geburtstag Christi (25. 12.) und den Gedächtnistag des heiligen Stephan (26. 12.) feierlich zusammenfassen. Auf diese Weise entstand die weihnachtliche Festfolge.

Die zahlreichen Bräuche, welche mit dem Christfest seit altersher verbunden sind, wurzeln in heidnischen Überlieferungen. In Deutschland und Skandinavien waren die Bräuche zum größten Teil schon mit der Wintersonnenwende und mit dem Julfest verbunden.

Der Christbaum, der erst vor hundert Jahren seinen großen Siegeszug durch viele Länder der Erde antrat, hat seine heidnischen Vorläufer in der heiligen Eberesche der Isländer, in dem immergrünen Mistelzweig der Kelten und Engländer und in dem brennenden Julblock der Schweden, Norweger und Dänen. Die Urheimat unseres Weihnachtsbaumes ist das Elsaß. Dort war der buntgeschmückte Tannenbaum schon vor dem Dreißigjährigen Krieg in Mode.

Das alte Natursymbol der Treue und Beständigkeit, das viel Heidnisches zu bewahren scheint, war vielen Geistlichen ein Greuel. Viele Pfarrer befürchteten, daß der buntgeschmückte Lichterbaum die christliche Besinnlichkeit schmälern könnte. Einer der großen Wortführer in diesem Streit der Meinungen um den Weihnachtsbaum war der Bremer Schrifttheologe und Erweckungsprediger Gottfried Menken, der von 1802 bis 1811 das Pfarramt von Sankt Pauli und anschließend bis zu seiner Emeritierung vierzehn Jahre Primariatspfarrer an Sankt Martini war. Menken, der am 1. Juni 1831 im Alter von 63 Jahren in Bremen starb, war ein entschiedener Widersacher des Weihnachtsbaumes.

Der Zauber der Weihnacht ist ganz wesentlich mit den alten Weihnachtsliedern verbunden, die von dem Hauptfest des Jahres alles Heidnische abstreifen und es zu dem wahren Christfest machen. Die Versuche der Nationalsozialisten, das Christfest im Sinne ihrer Mythologie heidnisch umzuprägen, scheiterten vor allem an dem alten und populären christlichen Liedgut. Die meisten der herzstimmigen Weihnachtslieder entstanden schon vor Jahrhunderten. Das altbekannte Einstimmungslied: „Es ist ein Ros' entsprungen ...“ wurde schon im 16. Jahrhundert gesungen.

Kurt Asendorf

Hille Christ

Zu den interessantesten Sitten und Gebräuchen im Kreislauf des Jahres gehören die der Weihnachtszeit. Welch ein Zauber übt das Wort Weihnachten auf unsere Kleinen aus, die Augen leuchten heller in der strahlenden Erwartung kommender Dinge, und eine straffere Selbstzucht, nur aus Furcht, den Weihnachtsmann zu betrüben und dadurch sein Wohlwollen zu verlieren, macht sich bemerkbar.

Besonders gefürchtet war einst der in den Abendstunden mit seinem Sack und mit der Fitzelrute von Haus zu Haus gehende Weihnachtsmann oder „hille Christ“ genannt, der sich nach dem Betragen der Kinder erkundigte, ihre Wünsche aufschrieb und ein strenges Gebetsverhör anstellte. Unter furchtbarer Angst vor dem langen weißen Bart und der drohenden Rute stammelten die zitternden Lippen das alte Kindergebet: „Lieber, guter Weihnachtsmann, sieh mich nicht so böse an, stecke deine Rute ein, ich will auch stets hübsch artig sein!“ Oft kam es hierbei zu drolligen Auftritten, besonders dann, wenn die Kleinen einen guten Bekannten hinter der Maske erkannten.

Zu den typischen Erscheinungen der Vorweihnachtszeit gehörten auch die „Drei Weisen“ oder „Heiligen Drei Könige“, zu denen sich noch als vierter der „König Herodes“ gesellte. Sie trugen vergoldete Papierkronen auf dem Kopfe, während der rußgeschwärzte König Herodes zum Zeichen seiner Würde ein Schwert in den Händen hielt. Einer der drei Weisen trug auf einer Stange den großen hölzernen Stern, in dem, von einer Kerze beleuchtet, Maria mit dem Jesuskind thronte. So zogen sie an den langen Abenden vor Weihnachten von Haus zu Haus und sangen zu der Musik der mitgeführten Streichinstrumente das alte Drei-Königs-Lied: „Es kamen drei Weisen aus dem Morgenland.“

Gerhardt Seiffert

720352

Weihnachten zu alter Zeit

Ein kleiner Streifzug durch altniedersächsisches Brauchtum

„In den Straßen warten grün wieder nun die Weihnachtsbäume. Kommt ihr treuen Heimatträume. Laßt die alten Lichter glühn!"

Einfacher, schlichter und anspruchsloser als heute wurde einst von unseren niedersächsischen Vorfahren das Weihnachtsfest begangen; wohl aber inniger, sinnbewußter und gläubiger. Vor allem auf dem Lande war der Christabend erfüllt von schöner menschlicher Gemeinschaft. Da saß dann nach Beginn der Dunkelheit alles, was zum Haus und Hof gehörte: Bauer und Bäuerin, deren Kinder, Oma und Opa, de Olenteiler, die Mägde und Knechte zu ältesten Zeiten in der groten Deele um das offene Herdfeuer, später in der „Stuw" um den Tannenbaum traulich vereint.

Der Bauer nahm die alte, abgegriffene Hauspostille zur Hand, in der seit Generationen schon das Leben der Besitzer, deren Geburt und Sterben, verzeichnet war. Durch die nur vom leisen Knistern des Holzfeuers unterbrochene Stille des Raumes erklangen in heimischer Mundart dann die Worte des Lukas-Evangeliums: „In düsse Tied käm vun Kaiser Augustus en Order rut, dat jedereen sick in de Stüerlisten inschriewen schull – Düt wär ganz wat Ni-es – dat wörr to'n ersten Mal dörchföhrt – un domals wär Kyrenius Stattholer öwer Syrien – So güng ock Josef von Galiläa ut de Stadt Nazareth na Judäa, na David sin Heimatstadt – de heet Bethlehem – mit Maria, de em antruut wär. Un se schall Moder warn – As se nu dor wärn, käm de Tied, dat se to liggen kamen schull – Un se bröch ehrn ersten Söhn to Welt un wickel en in Windel un lä em in en Krüff" –

Danach gab es ein kräftiges Abendbrot mit „Büdelwost ut de Pann" und allerlei andere Gerichte, von denen man essen konnte, bis „de Buk vull" war, daher der Name „Vullbuksawend". Anschließend gab es dann „Honnigkauken", den die Erwachsenen in die „Brannewienkolschale" eintunken konnten. Große Geschenke wie heutigentags gab es einstmals nicht: für die Erwachsenen meist ein wärmendes Kleidungsstück, für die Kinder „Brätjenkerle", auf Draht gezogene Bratäpfel, „Honigkuchenmänner" mit buntem Zuckerguß und Augen aus Mandelkernen. Dazu dann auch noch etwas Spielzeug. Für die Mädchen aus Stoffresten genähte Puppen, für die Knaben selbstgeschnitzte Steckenpferde oder Pferd und Wagen. Man war über diese kleinen Gaben erfreut, dankbar und zufrieden. Auch die Haustiere wurden am Christabend nicht vergessen. Jedes, ob Hund, Katze, Federvieh, Kühe oder Pferde, erhielten eine tüchtige Sonderzuteilung des Futters.

Mancherlei waren auch die altniedersächsischen Bräuche, die bis in die heidnische Zeit zurückreichen, da unsere Altvorderen in der Wintersonnenwende die Wiederkehr des Lichtes festlich begingen. So hatten schon die kürzesten Tage um den 21. Dezember eine besondere Bedeutung, an denen weder eine Abnahme noch eine Zunahme der Tageslänge bemerkbar war und das Rad der Zeit also gleichsam stille stand. Da durfte nach altem Volksglauben kein drehbarer Gegenstand bewegt werden, weil dies Unglück für Haus und Hof bedeutete. Deshalb wurden in manchen Gegenden unserer Heimat alle drehbaren Geräte feststehend gesichert oder an einen verschlossenen Ort gestellt.

Der Helljäger, der in dieser Zeit seinen Umzug durch die Lüfte hielt, daß die alten Eichenäste auf dem Hofe knarrten, konnte alles sich Drehende nicht leiden und belegte das Haus mit seinem Zorn.

Deshalb durfte man auch zur Wintersonnenwende keine Grützemühle drehen, nicht spinnen, nicht haspeln und auch keine Schinkenteller drehend scheuern. Es sollte also derzeit schon Feiertagsstille in Haus und Hof herrschen.

Längst verklungen sind die alten Sagen vom wilden Jäger und vom Schimmelreiter. Knecht Ruprecht, der Weihnachtsmann, das Christkind und der Tannenbaum sind heute Symbole der Weihnachtszeit. Während der lichtergeschmückte Tannenbaum sich erst etwa seit Beginn des vorigen Jahrhunderts mehr und mehr auf dem niedersächsischen Lande allgemein einbürgerte, kannte man hier den Weihnachtsmann und das „Christkindlein-Gehen" schon viel früher.

So war der abendliche Umzug des Christkindleins zur Weihnachtszeit bereits um 1700 ein von den Kindern viel geübter wie von den Erwachsenen freudig begrüßter Brauch. Wenn der „Klinggeest", ein dem Zug voraneilender Engel, sein Glöckchen erschallen ließ, dann öffneten sich, als habe man es sehnsüchtig erwartet, bereitwillig die Haustüren in den Städten und Dörfern.

Hinter dem Klinggeest kam dann das „heilige Paar", Josef, ein lang aufgeschossener Junge, in himmelblauem Umhang und gelben Unterkleidern neben Maria, einem etwas kleineren Mädchen, in hochrotem Gewande. Beide trugen zwar miteinander ein mit Tannengrün bekränztes Kripplein, aber daneben stand als „Kindjes" ein kleiner Junge, seinen Verkünder, den goldenen Stern, selber tragend. Diese Gruppe, der sich natürlich einige als Ochs und Esel, den bethlehemischen Viehbestand darstellend, verkleidete Kinder angeschlossen hatten, kamen in die Diele, sagten ihr Sprüchlein auf und sangen danach die stets gern gehörten Weihnachtslieder. Dafür erhielten sie dann Kuchen, Äpfel, Nüsse und hie und da wohl auch einige kleine Münzen, worauf die Gruppe dankbar weiter zog.

– Lang, lang ist es her, auch dieser Brauch gehört wie einst das „Rummelpottgehen" längst der Vergangenheit an und ist in unserer heutig so anspruchsvollen Zeit vergessen. Doch klingt es bei den „Olen" wohl zur Weihnachtszeit immer wieder auf: „Ein letztes Licht am Tannenbaum – der Frieden spricht: Dies ist mein Traum. Die Tage ziehen. Leis geht ihr Schritt – Glück, das mir schien, komm weiter mit!"

Gerhardt Seiffert

720353

Weihnachten im Brauchtum der niedersächsischen Vorfahren

Eine kleine heimatliche Rückschau von Gerhardt Seiffert

Bei vielen Älteren unter uns steigen in diesen Tagen die Erinnerungen an das Weihnachtsfest eigener Kindheit auf. Bei dieser besinnlichen Rückschau kommt ganz besonders zum Bewußtsein, daß die Welt anders geworden ist – kühler, gefühlsarmer und insbesondere hektischer. Was uns vor allem heute fehlt, ist Ruhe und Beschaulichkeit. Eine Gelegenheit zum Nachdenken, aber auch zum Rückblicken, sind die nun vor uns liegenden kurzen Feiertage. Sie mögen aber auch der jüngeren Generation ein Bild davon geben, wie es einstmals bei uns in Sitte und Brauchtum zuging.

Wie eh und je freuten sich besonders die Kleinen auf das Weihnachtsfest; mit leuchtenden Augen blickten die Kinder in den vorangehenden Wochen zu dem prächtigen Abendrot auf und flüsterten sich zu: „Kiek, wat is de Himmel so rot, dat sünd de Engels, se backen's Brot, se backen dem Wiehnachtsmann sien'n Stuten, för alle lüttjen Leckerschnuten."

Der Stuten war ein Kuchengebäck aus derzeit recht sparsam verwendetem Weizenmehl in runder, länglicher oder Kringelform. Auf diese Stuten freute sich jung und alt, denn der Christabend war ein Schlemmerabend und hieß deshalb auch Vullbuksawend, Vollbauchsabend. Nach alter Sitte legten die Kinder ihre Wollmützen auf den Tisch, am Morgen lagen dann die Gaben des „Kindjes oder Kanjes", wie zu ältesten Zeiten das Kind Jesus hieß, darin. Es waren bescheidene Geschenke: Haselnüsse, Äpfel, braune Pfeffernüsse und „Kanjes-Koken", in Förmchen gebackene Küchelchen, die Männer, Frauen und Tiere darstellten.

Eine Beschenkung der Erwachsenen, auch der Dienstboten, ebenso ein Tannenbaum, waren noch kaum bekannt. Dagegen wurden in den Häusern geistliche Lieder gesungen, auch erschien zuweilen eine ältere Person als „Rupert", Knecht Ruprecht, verkleidet, und ließ die Kleinen beten. Es war wohl der Vorfahr des späteren Weihnachtsmannes, der „braven Kindern" in seinem Sack Geschenke brachte. In einigen Gegenden Niedersachsens sang man bis in unsere Zeit hinein noch von dem Weihnachtsmann, der den Sack mit Stuten auf den Schimmel wirft und diesen springen läßt, daß alle Glocken klingen.

Im Hannoverschen schrieb man einst den in der Nacht zum 25. Dezember Geborenen die Gabe des Hellsehens zu, sie vermochten ein „Vorlat" zu verkünden. Bei Celle leuchtete man nach dem Christessen unter den Tisch nach Körnern, wie sie von der Tenne ins Flett an den Sohlen der „Holschen" gebracht wurden. Je mehr man von einer Getreideart fand, desto besser gedieh diese im kommenden Jahr. Wenn ein Mädchen in der Christnacht sich ein weißes Laken umhängte und rückwärts aus dem Zimmer schritt, konnte es die Gestalt ihres künftigen Bräutigams sehen.

In der Südheide begegnete man einer besonders bemerkenswerten Weihnachtsfreude. So ersangen sich die Kinder in Bevensen am Abend des Thomastages, dem 21. Dezember, durch Weihnachtslieder allerlei Gaben, und am 1. Weihnachtstage brachten dort die Kirchgänger einen aus Holz gedrehten hohen Siebenstern zum Christfestgottesdienst, der „Siebensternmette" mit dessen Lichter in der Kirche angezündet wurden. Ein Sinnbild des Himmelswagens oder des Lebensbaumes, dessen Licht die Dunkelheit erhellen und die fern der Heimat Weilenden grüßen sollte.



„Weihnachtsmarkt anno 1857"

wurde diese Illustration betitelt, die im ersten Moment so recht an die „gute, alte Zeit" erinnern will. Damals wie heute freuten sich die Kinder auf das Weihnachtsfest, und auch die Eltern erfaßte ein besonderes Gefühl der Erwartung. Doch die frierenden Männer hinter dem Verkaufstisch standen bzw. saßen dort gewiß nicht aus purer Langeweile, sondern wohl eher deswegen, weil die alte Zeit so gut nun auch wieder nicht war und dringend ein paar Pfennige hinzuverdient werden mußten.

Weihnachtslieder klingen durch das Land

Niedersachsen hat am weihnachtlichen Singen und Klingen einen nicht unbedeutenden Anteil

Wohl ist das Jahr an Festen reich, doch ist keine Zeit des Jahres so erfüllt von Liedern und Geschichten, von Erzählungen und Gedichten, wie gerade die Weihnachtszeit. Niedersachsen hat an diesem weihnachtlichen Singen und Klingen einen nicht unbedeutenden Anteil. Nur die bekanntesten und beliebtesten Weisen dieses Liederschatzes seien hier herausgegriffen.

So hat der Hofkapellmeister der Herzöge Heinrich Julius und Friedrich Ulrich zu Wolfenbüttel, Michael Praetorius, dem alten frommen Weihnachtsliede „Es ist ein Ros' entsprungen" seinen schönen, ewig jungen Klang gegeben. Seine Melodie wurde in der Christnacht des Jahres 1608 zum ersten Male in der Schloßkapelle zu Wolfenbüttel gesungen. Seit jener Zeit ist kein Weihnachtsfest vergangen, an dem nicht von der Gemeinde oder einem Chor diese Melodie zu hören ist.

Dieser Komponist wurde in Lüneburg am 31. März 1747 als Sohn des „Haußbäkkers" Nicolaus Schulz geboren. Früh schon zog es ihn in die St.-Johannis-Kirche, um dort dem Orgelspiel des Kantors und dem Gesang der Sängerknaben zu lauschen. Seine Mutter, eine geborene Gerken aus Bergen bei Celle, verstand

Dem ehrfürchtig-gläubigen Lied „Ihr Kinderlein kommet", das der Kaplan und spätere Domherr von Augsburg, Christoph von Schmid, dichtete, schenkte der Niedersachse Johann Abraham Peter Schulz eine Melodie, die es in den immergrünen Kranz unseres christlichen Singens einflocht.

des Sohnes Liebe zur Musik und brachte ihn zu Johann Christoph Schmügel am Lüneburger Johanneum, der den Jungen im Klavierspielen und Komponieren unterrichtete.

Der berühmte Hofkomponist J. Ph. Kirnberger in Berlin übernahm seine weitere musikalische Ausbildung, nach deren Abschluß und Wanderjahren Schulz bei Prinz Heinrich, dem Bruder des „Alten Fritz", auf Schloß Rheinsberg als Kapellmeister weilte. 1795 ging er als Hofkapellmeister nach Kopenhagen, kehrte aber bald wieder nach Deutschland zurück und starb am 10. Juni 1800 in Schwedt.

Als Opern- und Oratorienkomponist ist J. A. Schulz in Vergessenheit geraten, als Liederkomponist aber ist er bis heute weithin bekannt, am sinnfälligsten in seinem Weihnachtsliede „Ihr Kinderlein kommet".

Das schöne und innige Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht", 1818 in Oberndorf bei Salzburg von Joseph Mohr gedichtet und von Franz Gruber komponiert, war bereits ein Jahr später in der Dorfkirche des niedersächsischen Isernhagen bei Hannover bekannt. Der weit in den Landen herumgekommene fahrende Musikus und Puppenspieler Ferdinand Trollmann hatte es dem Pastor von Isernhagen, Georg L. Meyer, in der Adventszeit vorgespielt und ihm den Text übermittelt. Es gefiel dem Pfarrer so, daß er den fahrenden Sänger bat, das Lied mit dem Kirchenchor einzuüben.

In der Christnacht des Jahres 1819 erzählte Pastor Meyer in der Predigt seiner Gemeinde von dem neuen Weihnachtslied, das im Vorjahr fernab in den hohen Bergen des Salzburgischen entstanden sei. „So höret denn die Worte und ihre Weise und lasset sie in eure Herzen eingehen!", schloß er. Die Orgel begann ihr präludierendes Spiel, dann ertönte auf den Saiten einer Geige, der Geige des Spielmanns Trollmann, die neue Melodie, der Chor fiel ein, und nun erklang es zum ersten Male in Niedersachsen „Stille nacht, heilige Nacht".

„Im nächsten Jahre werden wir alle miteinander dieses schöne Lied singen", sagte der Pfarrer, „und bald wird es in allen deutschen Landen zur Weihnacht gehören, denn dazu ist es angetan." Und die Nachwelt hat diesen Worten des Pastors von Isernhagen bis auf den heutigen Tag recht gegeben.

Dem Träumen der Kinder vom Weihnachtsfest und ihrem heißen Sehnen nach dem Weihnachtsmann hat der Dichter unserer Nationalhymne, Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798-1874), in einem 1835 geschriebenen und von dem Breslauer Komponisten Ernst Richter vertonten Lied, herzlichen und verständnisvollen Ausdruck gegeben. In ihm findet die glückselige Kindes- und Weihnachtsfreude ihren fröhlichen Widerhall und erlösenden Ausklang in dem Jubelruf glücklicher und gläubiger Kinderherzen: „Morgen kommt der Weihnachtsmann, kommt mit seinen Gaben!"

Gerhardt Seiffert

720354

Von Adam zu Christus

24. Dezember: Seit 1650 Jahren Gedächtnistag von Adam und Eva

In den Betrachtungen zum Christfest ist durchweg ein bedeutsames Kapitel unbeachtet geblieben, das in diesem Jahr, dem päpstlich verordneten Erinnerungsjahr (Christi Erdendasein endete vor 1950 Jahren), ungeheuer aktuell ist. Das Kapitel berührt das tiefste Geheimnis des Glaubens und ist kalendarisch mit dem Heiligen Abend, dem 24. Dezember, aufs engste verknüpft. Dieser Tag ist nämlich – seit nunmehr 1650 Jahren – der Gedächtnistag der Stammeltern des Menschengeschlechts: Adam und Eva.

In der engen Beziehung zwischen den Stammeltern der Menschheit und Christus, zwischen den Erzsündern und dem Erlöser, drückt sich das Urverhältnis zwischen Schuld und Sühne aus, welches das eigentliche Menschenschicksal ist. Adam und Eva und alle ihre Nachfahren bis auf den heutigen Tag sind durch die Erlösungstat Christi, durch sein Sühnopfer, von aller Schuld befreit. Christus wird demgemäß auch der „Zweite Adam" genannt, der die Sünde der Welt hinweggenommen hat. So wurde Christus der neue Stammvater der Menschen, die durch den Glauben an ihn erlöst und geheiligt sind. Der hebräische Name „Adam" bedeutet „der Erdgeborene" oder „Erdmann".

Nach der Vertreibung aus dem Paradies, aus dem Garten Eden, erreichten die ersten Stammeltern der Menschheit ein sehr hohes Alter. Die Bibel berichtet, daß Adam im Alter von 930 Jahren das Zeitliche segnete und auf dem Kalvarienberge bei Jerusalem begraben wurde; nach der Legende genau an der Stelle, wo Tausende von Jahren später das Kreuz des Weltheilandes aufgerichtet wurde. Die Kunst hat diese Legende – vor allem in der Malerei – sehr eindrucksvoll zur Darstellung gebracht.

Die Auffindung des heiligen Kreuzes, des Hauptsymbols des Christentums, ist mit dem Namen der Heiligen Helena, der frommen römischen Kaiserin verbunden, die im Jahre 250 in kleinen Verhältnissen geboren wurde und die im Jahre 329 in Konstantinopel gestorben ist. Diese berühmte Heilige der Kirche, deren Gedächtnis am 18. August gefeiert wird, soll das Kreuz des Welterlösers gefunden und den Bau der Grabeskirche in Jerusalem ins Werk gesetzt haben.

Adam und Eva stehen in der Reihe der Heiuligen, die dem „König der Heiligen", dem Christkind in der Krippe huldigen, an erster Stelle. Dies wird durch ihren Gedächtnistag am 24. Dezember, dem Vortag der Christgeburt, sinnfällig zum Ausdruck gebracht. Am 24. Dezember feiert die Kirche seit nunmehr 1650 Jahren die „Vigil", das heißt die „Nachtwache" von Weihnachten in deren Mittelpunkt das Gedächtnis von Adam und Eva steht.

Was zu ihrem Gedächtnis höchste Erwartung ist, findet am Tage danach, am 25. Dezember, tiefste Erfüllung: Christ ist geboren, der zweite Stammvater der Menschheit, der Welterlöser. Das ruft die größte Freude, die Freude der Welt hervor.

Das Christfest, das vor 1650 Jahren zum ersten Male gefeiert wurde, verdrängte rasch die heidnischen Sonnenfeste, den Mithraskult in Rom, der bis dahin mit dem 25. Dezember, dem Festtag des „unbesiegten Sonnengottes" („SOL INVICTUS") verbunden gewesen war.

Der Heilige Abend ist das innigste und zarteste Fest der Christenheit! Es verbindet alle gutwilligen Menschen mit der Botschaft „Friede auf Erden!" Der Heilige Abend entzündet das Licht der Hoffnung und eröffnet der Menschheit den Weg von Adam zu Christus, den Weg aus der Verstrickung zur Befreiung, aus dem Unheil zum Heil, aus der Finsternis zum Licht. Die Christmette, die Mitternachtsmesse, ist der Höhepunkt im kalendarischen Glaubensleben der Christenheit.

Kurt Asendorf

720355

Weihnachten war nicht immer so wie heute

Geschichtliche Betrachtung über das höchste Fest der Christen aus seinen Anfängen heraus

Weihnachten, das Fest des Lichtes und des Sieges, wie wir es heute kennen und feiern, ist es nicht zu allen Zeiten gewesen. Es wurde in der Frühzeit auch nicht zu diesem Termin gefeiert, sondern am 6. Januar, am 11. Tybi, dem Tauftag von Jesus. In der heutigen Zeit ist der 6. Januar der Tag der heiligen drei Könige. Wahrscheinlich besteht zwischen der Urfeier und diesem Tag eine Verbindung. Nach schweren Kämpfen und Streitigkeiten einigte man sich und teilte das Fest.

Nach Epiphanias war Jesus auch am 6. Januar geboren. Da sich nun Geburt und Taufe nicht an einem Tag feiern ließen, beauftragte Basilius den Gregor von Nazians in der Synode von Constantinopel, die Feier des 25. Dezember anzuordnen. Dieser Tag wurde dann als Geburtstag des Herrn von allen Patriarchen und Parteien, selbst Sekten und Ketzern angenommen. Besagter Basilius war Kirchenlehrer und Bischof von Cäsarea. Er starb am 1. Januar 379.

Nur langsam setzte sich die Zweiteilung des Festes durch. Der Patriarch von Alexandrien, Cyrill, hielt im Jahr 432 als erster eine Weihnachtspredigt. Es hat in der Kirche viel Streit gegeben; auch der 25. März, der Tag des Frühlings-Tag und Nachtgleiche, wurde als Geburtstag genannt und in Verbindung mit der Weltschöpfung gebracht. Auch die Wiederkehr der unbesiegbaren Sonne wurde als Erklärung ins Feld geführt. Die Unklarheit zog sich bis in das Mittelalter hin.

Feier war gefährdet

Noch 1643 disputierten Londoner Geistliche, ob man an Weihnachten predigen oder ob man es überhaupt vorübergehen lassen sollte. In einer Schrift von Calderwood, die 1623 erschien, verwirft dieser alle kirchlichen Feste, namentlich will er den 25. Dezember nicht anerkennen.

Noch im Jahr 1700 erfuhr diese Schrift eine Neuauflage. Im Jahr 1663 schreibt Prätorius in den „Weihnachtsfratzen": „Die Weihnachten sind nichts nütze, derentwegen wir sie wohl abschaffen mögen." Er fährt dann fort: „Das sind Calvinisten; ihre Träume und andere Ketzer oder Schwärmer Phantasie, welche theils aus Cromwells Historien erkannt seien."

Von seiten der christlichen Wissenschaften und Historiker ist es aber dann doch bei dem 25. Dezember geblieben, und das Volk hat seinen Teil dazu beigetragen, daß dieser Tag auf der ganzen Erde als schönster Feiertag im ganzen Jahr gilt. –

Die beiden Attribute des Weihnachtsfestes sind der Weihnachtsbaum und die Krippe. Vorläufer waren die Stechpalme (auch Christdorn) genannt, der Lorbeer und Rosmarin. In England ist die Myrthe zur Weihnachtszeit heute noch ein Begriff. Ebenso werden Pommeranze und die Nelke genannt. Im Thüringischen Gesangbuch, das 1861 in Mühlhausen gedruckt wurde, heißt es in dem Lied von Paul Gerhardt: „Ich steh an deiner Krippe hier : es sey auf kränzen aus Violen, mit Rosen, Nelken, Rosmarin."

Der Christ- oder Weihnachtsbaum selbst soll von Luther als Gegengewicht für die Krippe erdacht worden sein und seit dieser Zeit Attribut der Protestanten darstellen, während die Krippe den katholischen Gläubigen das Wahrzeichen zu Weihnachten sein soll.

Der Christbaum wird seit dieser Zeit wohl bildlich dargestellt, so gibt es beispielsweise ein Familienbild Luthers unter dem Weihnachtsbaum, aber der Baum war zu dieser Zeit schon in der Schweiz bekannt, wo man ihn schon am Nikolaustag aufstellte und schmückte.

Typisches Symbol

Im Laufe der Jahrhunderte ist der Weihnachtsbaum dann zum Symbol des Weihnachtsfestes geworden, nicht nur in protestantischen Familien, ebenso wie die Krippe heute in jeder Weihnachtsstube zu finden ist.

Ehe es zur bildlichen Darstellung der Krippe kam, wurde die Geburt Christi durch Laienspiele bekanntgemacht. Dann sollen die ersten Krippen in italien und Spanien geschnitzt worden sein. Die Legende schreibt Franz von Assisi die erste in Holz geschnittene Krippe zu. 1223 soll er sie zum ersten Mal auf seinem Colomoberg bei Riete aufgestellt haben. Bald danach wird die erste Krippe aus Füssen gemeldet. Im Jahre 1846 erscheint von Fr. Karl Grieshaber in Stuttgart ein Buch – „Deutsche Predigten des 13. Jahrhunderts". –

Mit der Krippe müssen auch die Kinderwiegenlieder in Verbindung gebracht werden, von denen es heute kaum noch welche gibt, die aber früher auch in den Familien von Müttern, Großmüttern und Wärterinnen zum Beruhigen der Kinder angestimmt wurden. „Sausaninna, Susananinne" war das bekannteste Lied, von dem eine Strophe noch den 14. Vers des heute bekannten Weihnachtsliedes – „Vom Himmel hoch . . ."bildet.

Um die Krippendarstellung haben sich unendlich viele Geschichten und Legenden gerankt, so daß man sie nicht mehr aufzählen kann. Heilungen und Wunder sollen von manchen ausgegangen sein, auch von Einzelpersonen aus dem Krippenbereich.

Da das Weihnachtsfest im Laufe der Jahrhunderte zum höchsten Fest der Kirchen wurde, geschah zu dieser Zeit immer etwas Besonderes. Die Kirche und der Papst legten ihren prächtigsten Schmuck an. Wenn der Kaiser in Rom war, trug er die Schleppe des Papstes, zwölf Fürsten hielten den Thronhimmel. Zu Weihnachten durften keine Kämpfe stattfinden, Kaiser Friedrich III. empfing zu Weihnachten im Jahr 1468 vom Papst Hut und Schwert, ebenso Franz Prinz von Neapel 1485 von Innozenz VIII.

Hut und Schwert waren besondere Auszeichnungen, die der Papst an weltliche Fürsten zu vergeben hatte. Karl dem Großen wurde zu Weihnachten die Kaiserkrone übergeben. Otto II. wurde 968 zum Papst geweiht. Wilhelm der Eroberer ließ sich am Weihnachtstag krönen. Am 26. Dezember 1611 übernahm Gustav Adolph II. die Regierung in Schweden; am 24. Dezember 1825 begann die Regierung des Zaren Nikolaus in Rußland. –

Fest für Genießer

Besonders in Deutschland war der Pfefferkuchen beliebt, deren berühmtester Herstellungsort Nürnberg war, aber auch in Thorn wurden die Katharinchen gebacken sowie es in Braunschweig spezielle Honigkuchen oder in Aachen die Printen gab. In Breslau erschienen die Originalpfefferkuchen, wie wir sie heute noch kennen.

Die Kirche hatte ausdrücklich zum Essen und Trinken aufgefordert. Es war ein Fest des Sieges und der Freude. Das mußte gefeiert werden. In Clugny herrschte die alte Regel, daß für das Weihnachtsfestmahl die Würdenträger des Klosters – Abt, Cellarius und Dekan – das Amt der Küche übernahmen.

Aus der schönen Sitte wurden aber bald große Sauf- und Freßgelage. Besonders in unseren nordischen Gegenden entartete der Weihnachtsbrauch.

Am 23. Dezember 1739 verbot der König von Preußen das Saufen vor Weihnachten und, „daß am Christabend vor Weihnachten Kirche gehalten, das Quem pastores gesungen werden, und die Leute mit Kronen oder auch Masken egal ob vom Engel Gabriel, Knecht Ruprecht gegangen, noch dergleichen Alfanzereien mehr getrieben werden."

Erst von diesem Zeitpunkt an entwickelte sich das Weihnachtsfest zu dem schönen Fest, wie wir es aus unseren Familien kennen, und wie es seinen Siegeszug über die ganze Erde genommen hat.

Dr. Werner Hübner

720356



Ihren stimmungsvollen Glanz

verbreiten in unzähligen Wohnungen jetzt wieder die Siebenstern-Leuchter von Bevensen. Unter den zum Teil im alten heimatlichen Brauchtum verwurzelten weihnachtlichen Festleuchtern nimmt der Siebenstern von Bevensen einen besonderen Rang ein. Er gehört zu den Lichterpyramiden, die sowohl im skandinavischen Raum wie auch im nord- und südöstlichen Teil des deutschen Sprachgebietes verbreitet sind. Über den Ursprung des Siebenstern-Leuchters ist praktisch nichts bekannt. Manche Volkskundler führen ihn auf mittelalterliches oder sogar germanisches Brauchtum zurück. Fest steht, daß der Siebenstern schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts in Bevensen heimisch war. Damals riet nämlich ein Bevenser Pastor den Kirchgängern, ihre Siebenstern-Leuchter zum morgendlichen Christfestgottesdienst mit in die Kirche zu bringen. Sie fanden Freude daran, und ein besonders schöner, zum Teil noch heute geübter Weihnachtsbrauch war geboren. Inzwischen haben die kunstvoll gedrechselten Siebenstern-Leuchter weit über Bad Bevensen hinaus Freunde gefunden. Hergestellt werden sie in einer Drechslerwerkstatt in Lüneburg.

Foto: Dierssen

720357

Was man anno dazumal schenkte

Eine kleine Kulturgeschichte der Spielzeuge

Puppentheater bei Goethes – Guillotinen als Spielzeug – Die erste Spieleisenbahn – Eine Spielzeug-Frau aus der Steinzeit.

„Man hielt uns Kinder mehr als sonst zu Hause und suchte uns auf mancherlei Weise zu beschäftigen und zu unterhalten. Zu solchem Ende hatte man das von der Großmutter hinterlassene Puppenspiel wieder aufgestellt und dergestalt eingerichtet, daß die Zuschauer in meinem Giebelzimmer saßen, die spielenden Kinder und dirigierenden Personen aber sowie das Theater selbst vom Proszenium an, in einem Nebenzimmer Platz und Raum fanden". So erzählt Goethe es aus seiner Jugend.

Nicht minder hat Goethes Mutter, Frau Aja, später für ihre Enkelkinder gesorgt, denen sie alljährlich „Christkindlein bon bon" und „prächtigen Frankfurter Confekt", vor allem aber auch Spielzeug schickte, damit sie sich „bey den langen Winterabenden amüsieren" konnten. Als aber 1793, am Ende der Französischen Revolution, kleine Guillotinen als Spielzeuge angeboten wurden, schrieb sie aufgebracht an ihren Sohn: „Eine solche infame Mordmaschine zu kaufen, das tue ich um keinen Preis – wäre ich Obrigkeit, die Verfertiger hätten an Halseisen gemußt – und die Maschine hätte ich durch den Schinder öffentlich verbrennen lassen – was! Die Jugend mit so etwas Abscheuliches spielen zu lassen – ihnen Mord und Blutvergießen als einen Zeitvertreib in die Hände geben, nein, da wird nichts draus!" Man kann Parallelen zur Gegenwart finden.

1829 kamen die ersten Spielzeugeisenbahnen aus England. Sie waren Nachbildungen der Stephensonschen Lokomotive samt Kohlentender und Personenwagen aus buntbedruckter Pappe. Das einzige in Deutschland erhaltene Exzemplar befindet sich im Goethe-National-Museum zu Weimar. Englische Verehrer hatten es dem Dichter für seine Enkelkinder geschenkt.

Die erste mechanische Sensation der Spielzeugindustrie war 1824 eine Puppe, die „Mama" sagen konnte. Ihr Erfinder war der aus Regensburg stammende und in Wien lebende Mechaniker Mälzel, ein Freund Beethovens, dem wir auch das Metronom verdanken. Die Nürnberger Spielzeugindustrie griff die Mechanisierung der Spielwaren auf. Schon in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es Spielwaren aus Blech mit Federwerk, das mit einem Schlüssel aufgezogen wurde.

Von alters her haben die Spielzeughersteller Nachbildungen von Tieren geschaffen. Zunächst waren es Pferde, Kühe, Hunde und Schafe. Zur Schafherde gehörte der Hirt, zum Pferd der Reiter oder der Wagen. Ställe, ein Haus, die Wiese, ein ganzes Dorf kamen hinzu. So baute sich die Welt des kindlichen Spielzeuglandes auf. Pferde auf Rädern hatte man schon im alten Griechenland. Spielpuppen aus Ton, sogar mit beweglichen Gliedern, gab es schon um Christi Geburt. Das haben die Ausgrabungen in Pompeji bewiesen. Noch zwei tausend Jahre älter soll die Spielezug-Frau im Museum zu Leyden sein. Diese Frau bedient eine alte Kornmühle, eine der damals üblichen Mahlmulden.

Seit dem 12. Jahrhundert gab es in Deutschland Spielfiguren, die an Schnüren bewegt und in Haustheatern verwendet wurden. Das sind die Puppen, wie auch Goethe sie kannte und benutzte. Geheimnisvoll war die chinesische Puppe, die, auf die Stufe einer Treppe gestellt, sich mit erhobenen Armen nach vorn neigte, mit den Händen auf die tiefere Stufe kam, sich dann langsam überschlug und alsbald eine Stufe tiefer stand und auf diese Weise die ganze Treppe hinunterturnte. Ein System, das wir noch heute als Gag im Spielzeugladen finden. Damals hatte die Puppe im Inneren ein Röhrensystem, in dem Quecksilber so langsam abfloß, daß es den Schwerpunkt der Pumpe langsam verlagerte.

Mühlen und andere Maschinen wurden durch das sogenannte Sandrad gedreht. Das war ein im Spielzeug verstecktes Schaufelrad, auf das aus einem Trichter trockener Sand so rieselte, daß das Rad sich drehte.

Größere Kinder spielten auch gern mit dem Magneten, der Schiffe, Schwäne, Gänse und Enten über das Wasser zog. Auch Baukästen erfreuten sich wie heute großer Beliebtheit, weil man mit ihnen ja etwas schaffen kann. Begehrt waren auch schon immer Lärmspielzeuge, wie ja auch jetzt noch das Kleinstkind gern zur Klapper greift. Im Jahre 1903 brachte der württembergische Kaufmann Richard Steiff die ersten kleinen Bären aus Plüsch mit beweglichen Gliedern heraus. Der Teddybär, der auch im Ausland gern gekauft wurde und wird, war geboren. Die Amerikaner nannten dieses Spielzeug nach ihrem Präsidenten Theodor Roosevelt, der ein leidenschaftlicher Bärenjäger war.

Steiff ging 1923 nach Amerika und starb dort zehn Jahre später. Er war es auch, der den Tretroller für Kinder erfand, die zwar schon gern fahren möchten, aber das Gleichgewicht noch nicht halten können. Forscht man nach dem Urahn des Hubschraubers, so findet man ihn auf einem im Jahre 1560 geschaffenen Gemälde von Peter Breughel. Es befindet sich im kunsthistorischen Museum zu Wien. Ein Kreisel in Kugelgestalt dreht sich um einen herausragenden Stab. An der so verlängerten Achse sind in drei Etagen vier Flügel angebracht. Eine Schnur, die durch ein Bohrloch in das Innere des Kreisels führte und sich um den Stab schlang, wurde schnell so abgezogen, daß die Kugel in rotierende Bewegung geriet. Die Flügel an dem senkrecht gehaltenen Stab wirkten wie Propeller, und der Kreisel kurvte wie ein Flugzeug in die Höhe.

HB

720358



KARL VOSS
zeichnete die Bilder,

Wir haben zu Weihnachten alle etwas Heimweh - nach Hause, und nach - »früher, als wir noch Kinder waren«.

Und darum wird unser Weihnachten auch immer ein »heiliger Abend« und eine »stille Nacht« bleiben.

RUDOLF KINAU

720359



ADVENT

Es treibt der Wind im Winterwalde
Die Flockenherde wie ein Hirt,
Und manche Tanne ahnt, wie balde
Sie fromm und lichterheilig wird,
Und lauscht hinaus, den weißen Wegen
Streckt sie die Zweige hin, bereit –
Und wehrt dem Wind und wächst entgegen
Der einen Nacht der Herrlichkeit.

RAINER MARIA RILKE



MARIEN KIND

Marien Kind im Stalle
Weint im kalten Wind,
Der fährt durch Fugen ein und aus,
Doch weiße Englein lockenkraus,
Die lugen zum Gebälk heraus
Und singen, singen alle:
Schlaf, Marien Kind!

Marien Kind in der Krippen
Schlummert hart auf Stroh,
Marien Kind ist linnenrein,
Marien Haar hat gelben Schein,
Sie wiegt ihr heilig Kindlein ein,
Sie küßt des Knaben Lippen,
Weint und ist doch froh!

Marien Kind auf Erden
Überm Stall ein Stern –
Und ob er voller Sterne wär,
Gottvater deucht sein Himmel leer,
Gottvater schaut zur Erde her –
Über Hirt und Herden
Geht der Glanz des Herrn!

LULU VON STRAUSS UND TORNEY

720360

Reste eines Buches, von denen vorangehende Bilder , Gedichte und Geschichten gerettet werden konnten, wurden im Jahr 1975 in Rehburg auf einem Schutthaufen gefunden. Wer weiß, ob man sich zu späterer Zeit noch an diese Dinge erinnern kann. So gut es noch ging, wurden die Seiten aufgeklebt, um sie der Nachwelt zu erhalten.

720361



720362

Die Heiligen Drei Könige

Von Friedrich Schnack

Wie war das eigentlich mit den drei Weisen aus dem Morgenlande? Waren sie wirklich, wie erzählt wird, aus Persien gekommen? Kann es wahr sein, da es in Persien weder Gold noch Weihrauch, noch Myrrhe gab?

Darüber haben Forscher und Wissenschaftler manches geschrieben. In Ostpersien, so ließen sie verlauten, rage ein Berg mit vielen Ruinen auf seinem Plateau empor. Er habe den Namen „Berg des Herrn" und werde auch noch heutzutage von vielen Pilgern bestiegen. Auf seinem Gipfel warteten sie schweigend drei Tage und drei Nächte auf einen Stern, der ihnen nach der Verheißung, den Beginn eines die Welt erschütternden Ereignisses ankündigen sollte.

Niemand kennt die Ursache dieses Pilgerbrauches, niemand weiß, seit wann er geübt wird. In den Akten des Apostels Thomas steht etwas von einem persischen König Gudnoffar: er habe auf diesem Berge seine Residenz gehabt und nach einer altpersischen Fassung den Namen Gaspadar geführt. Vermutlich ist dieser Name nichts anderes als der des Königs Kaspar, wie einer der drei heiligen Könige hieß.

Wie aber war es mit den Geschenken? Gold wurde in Persien nicht gefunden. Es kam aus dem Nil- und Goldland Nub dorthin. Das ist der Name für Gold im Altägyptischen. Gold war damals schon sehr kostbar, noch viel kostbarer als heute. Im bereits hochentwickelten Griechenland war es zehnmal teurer als Silber. Auch das Weihrauchharz kam nicht aus Persien, sondern aus dem fernen Südarabien, aus Jemen. Sein Wohlgeruch galt als eine Art Heilmittel. Er sollte Gesundheit und langes Leben verleihen. Und auch die Myrrhe stammt nicht aus Persien, sondern von der Ostküste Afrikas, dem heutigen Somaliland.

Die Myrrhe, damals sehr kostbar, war ein Zaubermittel gegen Tod und Verwesung. Ihre Fäulnis hindernde Eigenschaft war dreißigmal stärker als die des konservierenden Salzes. Deshalb wurden die verstorbenen Könige und die Vornehmen mit Myrrhe einbalsamiert. Die drei Naturvorkommen: Gold, Weihrauch und Myrrhe waren selten und daher hoch im Preis: begehrenswerte Importware, in Persien eingeführt. Und wie war das mit dem Stern am Himmel? Er wies ihnen den Weg. Hatten sich die Astronomen jener Zeit mit ihm beschäftigt? War es wirklich ein Stern – oder nur ein legendärer? Stand er am Himmelsbogen?

Man weiß, jene Volkszählung unter dem römischen Kaiser Augustus fand im Jahre sieben unserer Zeitrechnung statt. Die Astronomen haben zurückgerechnet und festgestellt, daß in diesem Jahre die beiden Planetenriesen Jupiter und Saturn in auffälliger Konjunktion – also in dichter Nähe beisammen standen und zwar dreimal: am 29. Mai, am 3. Oktober und zuletzt am 4. Dezember.

Diese Sternenbegegnung fand im Zeichen der Fische statt. Schon 700 Jahre zuvor hatte der Hofastrologe des Königs Hiskia als die Assyrer Ägypten eroberten, geweissagt: „Ein König wird aus Israel kommen, der Frieden bringen wird... Bethlehem-Ephrata, eine der kleinsten unter den Städten Judas, wird seine Geburtsstätte sein".

Die drei Weisen kannten diese Vorhersage und auch die Vorgänge in der Welt der Sterne. Bei der dritten Konjunktion des Jahres Anfang Dezember standen sich Jupiter und Saturn so nahe, daß sie fast zu einem einzigen Stern zu verschmelzen schienen.

Die Karawane der Weisen zog zunächst in Richtung des Sternes nach Jerusalem, wo sie Erkundigungen einzog. Dort war über ein neugeborenes Königskind nichts bekannt. Da zogen sie in der weiteren Richtung des Sternenlaufes nach Bethlehem und fanden ihr Ziel – die Mutter und das Kind.
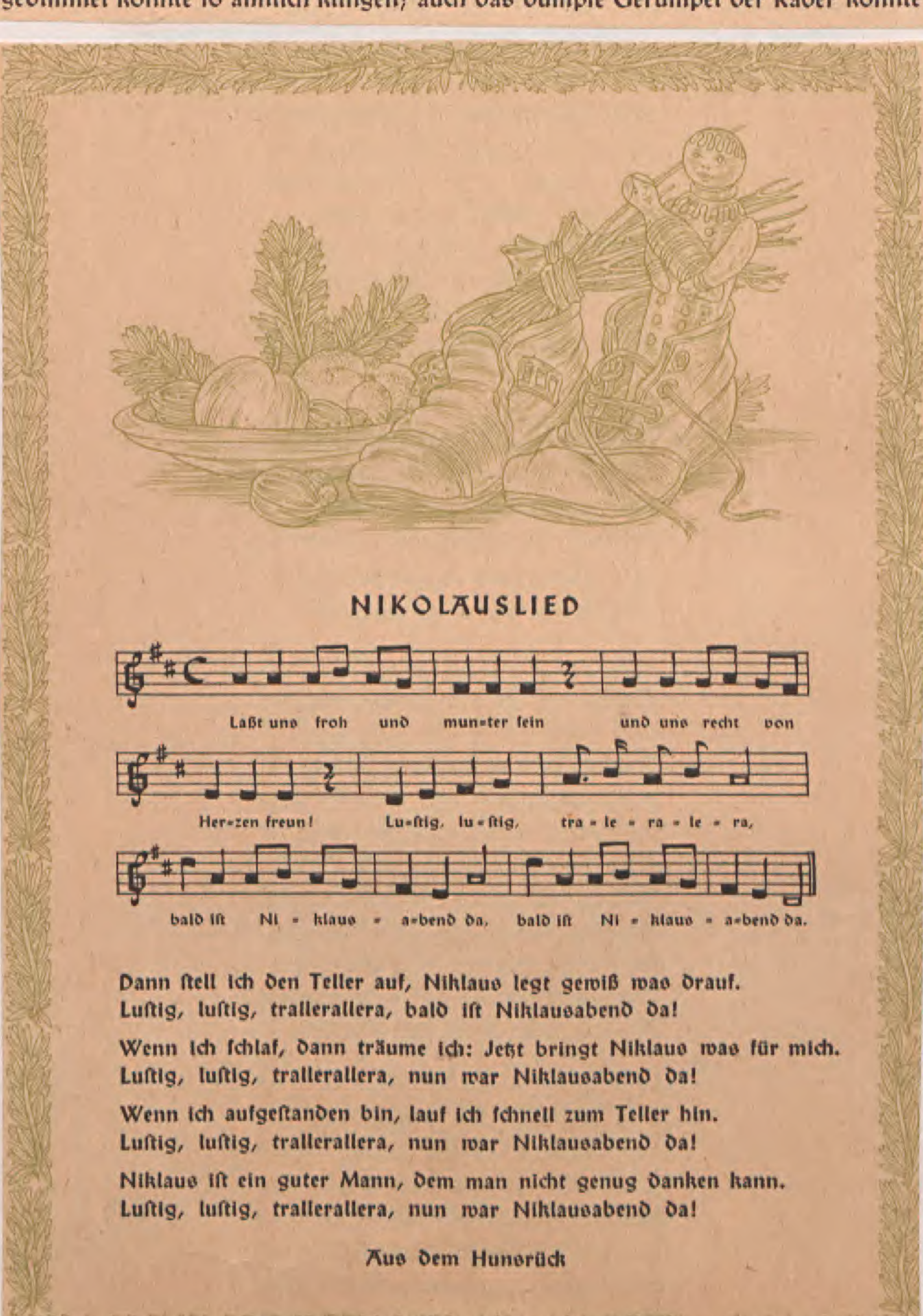
Friedrich Schnack

720363

WEIHNACHTEN AUF DEM MELLEGENBERGE

Er hatte durchaus zur Christmette gewollt, davon war er nicht abzubringen gewesen. Ein Bauer aus der Nachbarschaft, Fried Sanders, fuhr ihn auf dem Planwagen hin. Vor den Rädern des Wagens baumelte die Stallaterne, und der gelbe Schein tanzte in der dunklen Nacht über den Schnee; in kurzen Rucken klingelten die Glöckchen am Kummet des Pferdes. Kuunders saß im Dunkel unter der Plane auf einem geflochtenen Stuhl, still ließ er sich hin- und herschaukeln. Leise knirschten die Wagenräder durch den Schnee. Kuunders hatte die Arme weit gespreizt und hielt sich an den Spanten fest, die in den Eisenringen staken. Unter der tief herabgezogenen Wagenplane sah man nur wenig von der mattweißen Schneenacht. Dort vorn war der dunkle, ruhige Rücken von Sanders, der ihn fuhr. Er saß auf dem Boden des Wagens, die Zügel in der Hand, gleich hinter dem Pferd, und seine Beine hingen neben dessen Schweif herab. Mit zitternden Armen hielt Kuunders sich fest und im Gleichgewicht. Er konnte kaum etwas sehen von dieser wirbelnden Welt vor ihm, verschneite Äcker und an einer Wegkrümmung den schwarzen Streifen einer Baumreihe, die sich am Himmel abhob. Ab und zu wurde das Pferd von einem Schneegestöber verdeckt, hinter dem er jedoch das Klingen der Glöckchen noch hörte.

Bevor sie die Straße, die zur Dorfkirche führt, erreichten, fuhren sie quer durch die Felder. An der Stelle, wo der Weg zum Moor abzweigt – drei Eichen standen dort an der Kreuzung – horchte Kuunders scharf hin, den Kopf zwischen den ausgestreckten Armen weit nach hinten gelegt. Ihm war, als hörte er es. Das Schellengebimmel konnte so ähnlich klingen; auch das dumpfe Gerumpel der Räder konnte



NIKOLAUSLIED

Dann stell ich den Teller auf, Niklaus legt gewiß was drauf.
Lustig, lustig, trallerallera, bald ist Niklausabend da!

Wenn ich schlaf, dann träume ich: Jetzt bringt Niklaus was für mich.
Lustig, lustig, trallerallera, nun war Niklausabend da!

Wenn ich aufgestanden bin, lauf ich schnell zum Teller hin.
Lustig, lustig, trallerallera, nun war Niklausabend da!

Niklaus ist ein guter Mann, dem man nicht genug danken kann.
Lustig, lustig, trallerallera, nun war Niklausabend da!

Aus dem Hunsrück

720364

so ähnlich klingen. Aber nein, von dort hinten, ganz aus der Ferne kam es wie Gesang, tief aus dem Wasser und Moor, aus den verschlossenen Gründen der Erde klang immer wieder ein Läuten auf, mit diesem lange nachhallenden Bronzeton, wie bebende, tiefe Musik: die Glocke, die man zu Weihnachten im Moor hören kann! Je länger desto besser konnte Kuunders das Rumpeln der Räder und das Klingeln der Schellen auseinanderhalten und dahinter dann dieses reine, schwebende Geläut aus der Ferne vernehmen, das in Wellen herüberkam, hierher und dorthin trieb, dessen Nachhall hierher drang unter die Plane, wo die Glocke beim Pfeifen des Windes ganz nahe vor Kuunders Ohr forttönte. So saß er nun mit geschlossenen Augen da und vernahm sie klar und deutlich. Nicht eine Anklage war diese Glocke für ihn und kein Gericht. Kuunders neigte den Kopf, beglückt von dem wirklichen Vorhandensein dieser Christnachtsglocke, die sich in der Erde nicht zum Schweigen bringen läßt und ihre Klänge aus der Tiefe heraussendet, wo sie begraben liegt. Einen Augenblick war es ihm, als wäre all seine Starrheit nun müde geworden, als bräche etwas in ihm zusammen, stürzte ein in einem kurzen, hellen, heißen Jubel, der ihm gleich einer Flamme durch den Leib fuhr.

So kommt er angefahren zu den Bauern, zwischen die Häuser. Dort schimmert ein Licht über dem Schnee, dort eins in der Nacht. Man kann sie mit Namn nennen, die dort wohnen und sich jetzt fertigmachen, um zur Christmette zu gehen. Da sind auch schon Leute unterwegs, sie bringen die Stallaterne mit, um Licht zu haben im Feld. Von allen Seiten kommen sie heran. Man sieht die Lichter schwanken, und lautlos gehen sie aufeinander zu, zögern einen Augenblick, wenn sie sich begegnen und setzen dann ihren Weg gemeinsam fort. Von andern Höfen haben sich ganze Familien im Planwagen aufgemacht, in die man Stühle gestellt hat. Jetzt hört man von allen Seiten die Glöckchen vom Kummet der Pferde. Auch über die Feldwege kommen sie. Vor Kuunders her muß jetzt auch ein Wagen fahren, er hört dessen Räder, sie klingen heller als das tiefere, dumpfere Rumpeln unter ihm. Dann wird ein Gruß vom Weg heraufgerufen, der Gruß dieser Nacht: »Gesegnete Weihnachten!«

Sanders grüßt zurück, und Kuunders freut sich, unter Menschen zu sein und das gleiche Ziel zu haben wie sie.

Und dann dieser Nachmittag in seinem Hause! Er wußte selber nicht, wohin! Denn jetzt traten sie nicht mehr stumm bei ihm ein, jetzt polterten sie herein mit gewaltigem Lärm. Junge Frauen aus der Nachbarschaft waren gekommen, um zu helfen; drei, vier Mädchen standen an der Tür und wiesen den Kindern, all den Mädchen und Jungen, ihren Platz zu: Du dahin, du dahin und du dorthin, weitergehen und jeder gleich an seinen Platz! Die Holzschuhe klappern gewaltig. Das Drängen und Stampfen und Stoßen nimmt kein Ende. Vor der Schwelle liegt ein Rost zum

Abstreichen der Füße, damit nicht der ganze Schnee hereingetragen wird. Die frierenden Kinder erglühen sogleich in der Wärme der überfüllten und lärmenden Küche. Man findet sich kaum noch zurecht, es ist, als wäre sie noch einmal so groß geworden, diese Küche. Von einer Wand zur andern erstrecken sich die langen Tische, mit blaugewürfeltem Tuch gedeckt, und in hellen, bunten Reihen die Teller und Tassen darauf, von überallher zusammengeholt und geliehen. Hoch und duftend prangen da in kurzen Abständen die stattlichen Stapel der Butterbrote, Korinthenstullen mit goldbrauner Kruste, schneeweiß sind die Scheiben innen, rein wie eine Kinderseele, locker und mürbe, so lecker voll und schwer! Wie greifen da die kleinen Hände zu, als es endlich heißt: »Na, dann fangt mal an!« Aus dem Hinterhaus kommt Anna, die Hebamme, eine ganz andere als alltags: Sie trägt

720365



ihre blutrote Korallenkette mit dem goldenen Schloß, aber über ihren Sonntagsstaat hat sie die Ärmelschürze gezogen, um bedienen zu können, und die goldenen Ohrringe hat sie auch angelegt! Sie lacht und nickt. Mit den Händen muß sie sich die Ohren zuhalten vor dem Lärm, vor diesem Brausen, dem hohen, hellen Geplapper und Geschrei, weil es nicht zum Aushalten ist. Der Schnee vor den Fenstern möchte wohl auch dabei sein, hier in dem warmen, fröhlichen Raum, wo die kleinen Hände jetzt die Butterbrote halten und die Mäulchen so gierig in die vollen Stullen beißen mit der fingerdicken Bauernbutter, die sie sonst im Leben nicht bekommen! Es riecht nach Balkenbrei und Schlackwurst, dieser köstliche Duft,

der dem Hungrigen das Wasser im Munde zusammenlaufen läßt. Und da kommen sie aus dem Hinterhaus herein, die jungen Bauerntöchter aus der Nachbarschaft, mit Schalen und Schüsseln voll Balkenbrei, glühendheiß aus der Pfanne, noch brutzelnd und zischend mit der braunen, schwärzlichen, knusprigen Kruste. Nein, jetzt ist keines der Kinder mehr zu halten! Sie fliegen auf, als wären es ihrer noch mehr geworden, sie winken mit Tellern und Gabeln, schreien in einem einzigen gewaltigen gemeinsamen Schrei, der nicht enden will, so durchdringend, daß Lampe und Fensterscheiben erzittern. Und wie die Großen bald lachen müssen, wenn sie zwischen all den Händen ihre Schüsseln halten und die mächtigen Scheiben auf die hochgereckten Teller legen! Teller um Teller geht gefüllt sogleich wieder herunter, und wo die Kinder bedient worden sind, wird es ruhiger und stiller, doch bei allem Schmecken und Schmatzen und Knabbern kommen aus den vollen Mündern noch unverständliche Laute, um doch irgendwie zu bekunden, wie so ganz unsagbar herrlich es schmeckt! So essen sie mit Mund und Hand und Augen, und auch mit der Seele, die ihren Anteil hat. Als sie fast fertig sind und mit dem Weißbrot über die Teller fahren, so daß es braun und fettig wird von den köstlichen Krumen, werfen sie schon einen hastigen Blick zur Seite, ob es wohl noch mehr gibt. Keine Angst, es gibt noch mehr! Es gibt immer noch mehr! Im Handumdrehen sind die Weißbrotstapel verschwunden. Im Handumdrehen erscheinen wieder neue Türme und Berge!

Ebenso rasch haben die Frauen die Last der großen Schüsseln verteilt, aber immer neue kommen hochbeladen aus dem Hinterhaus. Nein, jetzt essen sie schon ruhiger, wenn sie nicht um die Wette zu schlingen brauchen, um nicht zu kurz zu kommen.

Heute nimmt die Herrlichkeit kein Ende, es ist genug da, und es macht gar nichts aus, daß ein paar dreiste Buben, ärgerlich, weil sie nicht mehr können, einige Scheiben Balkenbrei in Papier wickeln und in ihren Kittel oder ihre Tasche stecken für später, wenn sie wieder Hunger danach bekommen. Und mit dem Balkenbrei und der Schlackwurst und der Bratwurst sind sie noch nicht fertig geworden, da kommen schon, lieber Himmel, die Reis- und die Pflaumenkuchen! Hat man denn jemals solche Kuchen gesehen? So viele und so große! Und keine Angst, daß jeder nur ein abgepaßtes Stück bekäme, man bekommt einen halben, einen ganzen, soviel man will. Und essen darf man mit den Fingern, ohne Gabel, darf so in die breiten Stücke hineinbeißen, daß die Ränder bis über die Ohren hinaufragen! Wie durch Butter gleiten die Zähne durch den Kuchen, durch den Vanillereis, und was der Gaumen alles an süßen, herrlichen Dingen schmeckt, ist nicht mit Worten zu sagen! Man hört denn auch nichts als ein unbestimmt jauchzendes Geräusch aus den vollgestopften Mäulchen. Eifrig schlucken sie alle, damit der Mund nur recht rasch frei und dann wieder voll wird. Und neuer Jubel klingt auf, als sie die Milchschokolade riechen, die in dampfenden Kannen ankommt. Die

720366

Tassen werden bis zum Rand gefüllt, und sogleich zieht sich zitternd ein feingekräuseltes Häutchen darüber, so köstlich ist die Sahne! Und noch hört es nicht auf! Alles, aber auch alles gibt es im Hinterhaus: Äpfel und Apfelsinen, Nüsse und Mandeln, Erdnüsse und Feigen und Datteln; Körbe und Schüsseln voll, du lieber Gott, diese irdische Küche ist wahrhaftig herrlicher als der Himmel mit seinem Reisbrei...

Irgendwo in einer Ecke, wo er am bequemsten und ohne viel Drängen einen Platz gefunden hatte, saß Kuunders, zwischen einem Jungen und einem Mädchen. Zuerst hatten sie ihn beide angeguckt, diesen großen Mann, der sich hier zwischen die Kinder setzte. Da sahen sie, daß er ein alter Mann war, der Junge aß sogleich dreist weiter, das Mädchen aber lächelte den alten Bauern an, ein wenig verlegen, doch so verständnisvoll, wie kleine Mädchen wohl alle Leute anlächeln können. Er aß, als würde er dafür bezahlt, sein Leben lang hatte er noch nicht so gegessen! Solche Kost nicht! Er kam mit den Kindern ins Gespräch. Er lachte wie sie. Er aß wie sie. Er legte die lästige Gabel beiseite und griff mit den Fingern zu. Nur als sie mit dem Kuchen kamen, sagte er: »Nein, gebt mir lieber noch ein Stück Balkenbrei!« Und er nahm von den vollen Schüsseln mit zitternden Händen und strahlenden Augen. Ihm wurde ganz warm dabei.

Als es dunkel geworden war und sie das Licht anzündeten, sah er sich erstaunt um in dieser fremden Umgebung. Er glaubte am Ende gar nicht mehr an seinem eigenen Tische zu sitzen. Vielleicht meinte er, bei diesen Kindern zu Gaste zu sein an deren Tisch, weil jetzt Weihnachten war, ein wirkliches und richtiges Weihnachten, mit Glocken, die er unter der Erde gehört hatte, und in einem so schönen und guten Hause, über das der Friede gekommen war und der Überfluß und der gute Wille, von dem geschrieben steht...

ANTON COOLEN

720367

720368

DER BAUER UND DIE MAGD

Vor Jahren hat im einſamſten Teufelsmoor einmal ein armer Torfbauer gewohnt, der hat ſieben lebendige Kinder gehabt, eins immer noch kleiner und unbedarwter als das andere, und da er dabei ſeit Jahr und Tag Witwer geweſen iſt, hat er allen ſieben zugleich Vater und Mutter ſein müſſen. Weil aber ein Menſch nicht alles kann, hätte er trotz ſeiner Armut gern wieder eine Frau genommen, hat auch oft genug nach links und rechts geſehen, um eine zu finden, die er hätte fragen können. Aber da iſt nicht eine geweſen, von der er hätte annehmen können, daß ſie willens geweſen wäre, ſeine Kinder zu verſorgen und zu ihm in ſeine ärmliche Kate zu ziehen, und eine Magd ins Haus zu nehmen, wäre ihm ewig zu teuer geweſen.

Nun hat eine halbe Wegſtunde weit von ſeinem Hauſe ein Mädchen gedient, ſanft und gut, die er um ſein Leben gern zur Frau gehabt hätte. Er hat ſie aber nicht fragen mögen und ſich nicht einmal getraut, ernſtlich an ſie zu denken. Denn wenn ſie auch nicht beſonders ſchön von Angeſicht und nur eine arme Magd geweſen iſt, hat er doch gemeint, daß ſie ihn auslachen und ſtehenlaſſen werde, wenn er jemals hätte ſo verwegen ſein wollen, ſie zu fragen.

Als er nun in den Tagen vor Weihnachten mit ſeinem letzten Schiff voll Torf zur Stadt gefahren iſt, um ſeinen Kindern zu den Feſttagen wenigſtens ſatt Brot auf den Tiſch legen zu können, hat das älteſte ſeiner Kinder, ein Mädchen von gut neun Jahren, nachdem es ſeine Geſchwiſter hungrig zu Bett gebracht und auf den Morgen vertröſtet hat, ſein Umſchlagtüchlein genommen und iſt zum Hauſe und ins Moor hinaus gewandert, ob es nicht irgendeine Hilfe fände und eine mitleidige Seele ihm ein Brot für ſeine Geſchwiſter ſchenken werde. Wenn es dabei auch keine Furcht gekannt hat und der Weg ihm trotz der Dunkelheit zuerſt vertraut genug geweſen iſt, hat es ſich zuletzt doch verirrt und nicht mehr gewußt, wohin es ſich hat wenden ſollen. Als es nun ſtehenbleibt und nicht weiß, was es tun ſoll, um ſich wieder zurechtzufinden, ſieht es auf dem Schiffgraben, an den es gelangt iſt, ein Torfboot näherkommen, kann aber, vor dem Lichtſchein der Laterne darin, nicht recht erkennen, wer es iſt, der es fährt, meint, daß es ſein Vater iſt, der unerwartet früh von der Stadt zurückkommt, und läuft ihm in Feude entgegen. Als es aber näherkommt, erkennt es, daß es ein Fremder iſt, der da ſchweigend und groß auf es zutreibt, erſchrickt und will ſchnell in das Dunkel zurück. Der Fremde aber ruft die Kleine, ſo eigen in Wort und Stimme, daß ſie ſich nicht zu rühren wagt, ſteigt zugleich aus, leuchtet ihr mit ſeiner Laterne ins Geſicht und fragt ſie, ob ſie nicht die kleine Anne Tölken iſt aus der Kate drüben am Stau?

Das Kindlein das zittert vor Kälte und Frost,
Ich dacht mir, wer hat es denn alſo verſtoßt,
Daß man auch heut
Ihm ſonſt keine andre Herberg anbeut?
So geht und nehmet ein Lämmlein vom Gras
Und bringet dem ſchönen Chriſtkindlein etwas!
Geht nur fein ſacht,
Auf daß ihr dem Kindlein kein Unruh nicht macht!

Aus Schleſien

720369

VON DER MUTTERBOTSCHAFT

Die Familie iſt wieder um mich verſammelt, und es iſt Vorweihnachtsſtimmung. Jetzt wird gerade beraten, was ſie mir ſchenken wollen. Ich ſage aber, ich habe ſchon alles von meinem Mann. Und dann wollen ſie mir wieder meinen Brief diktieren, ſind überhaupt ein wenig toll. Kurt freut ſich aufs Feſt wie ein Junge, und wir ſingen Weihnachtslieder die Fülle...

Du, es iſt noch Weihnachtsabend oder ſchon Weihnachtsmorgen. Es riecht nach Tannen und Kerzenbrand, und vor mir ſtehen leere grüne Römer. Auf meinem Weihnachtstiſch iſt mein fünfarmiger Leuchter faſt niedergebrannt. Sein flackerndes Licht fleugt noch über tauſend liebliche Dinge. Viele drollige Sachen für unſer Heim, einen wunderbaren alten Spiegel. Daneben kreucht mein Nerztier, das ich mir, Lieber, um den Hals kriechen laſſe. Dann liegt auf meinem Tiſche ein Wolkenträumlein von einem Brautunterrock... Du? Ob wir wohl ſelbander gehen eines ſchönen Tages über den Berg nach dem Kirchlein?...

Alle hier ſind beflügelt von einer Feſtfreude, und der innere Sonnenſchein, den ein jeder in ſich trägt, der macht goldene Brücken. Ich wärme mich an dieſem Stück Chriſtentum und nehme es entgegen wie ein Märlein. Und dann, weißt du, iſt es ſolch ein Feſt für Frauen, denn dieſe Mutterbotſchaft lebt ja immer noch weiter in jedem Weibe, das iſt alles ſo heilig. Das iſt ein Myſterium, das für mich tief und undurchdringlich und zart und allumfaſſend iſt. Ich beuge mich ihm, wo ich ihm begegne. Ich knie davor in Demut. Das und der Tod, das iſt meine Religion, weil ich ſie nicht faſſen kann. Das muß Dich nicht betrüben, Du mußt es lieben, Lieber. Denn das ſind ja doch die größten Dinge dieſer Erde...

PAULA MODERSOHN-BECKER

»Ja«, antwortet sie, das ist sie, und ist nicht wenig froh, daß der Fremde sie kennt und darum aus der Gegend sein muß, und wird nach wenigen Worten so vertraut, daß sie alle Furcht vergißt, auf seine Fragen ganz offen antwortet und ihm erzählt, daß sie ihre kleinen Geschwister heute ungegessen habe schlafenlegen müssen, auch wie sauer es ihr Vater habe, seine sieben mutterlosen Kinder großzukriegen.

»Hm«, brummt der Fremde da und pliert über sie hinweg ins Dunkle, als müsse er über etwas nachdenken.

»Komm«, sagt er dann. »Wir wollen einmal fragen gehen, ob nicht in den Häusern drüben jemand schon zum Feste gebacken hat«, nimmt die Kleine an die Hand, geht mit ihr zu der nächsten Warf hinauf – dort hat alles schon in tiefem Schlaf gelegen – klopft an das Fenster, hinter dem die Magd schläft, und ruft:

»Margret, wullt du nich upstahn?
Söben lütte Kinner willt ünnergahn!«

Sogleich antwortet es aus der Kammer:

»Söben lütte Kinner sind mi to veel,
Söben lütte Kinner kriegt sacht ehr Deel!«

Da geht der Fremde mit der Kleinen zum nächsten Hause, klopft auch hier wieder ans Fenster und ruft:

»Aleid, wullt du nich upstahn?
Söben lütte Kinner willt ünnergahn!«

bekommt aber dieselbe Antwort wie das erstemal:

»Söben lütte Kinner sind mi to veel,
Söben lütte Kinner kriegt sacht ehr Deel!«

Also müssen sie wieder weiter, und der Fremde geht mit der Kleinen zum dritten Hause.

»Marie, wullt du nich upstahn?
Söben lütte Kinner willt ünnergahn!«

Da hören sie, daß jemand drinnen ans Fenster kommt und herausruft:

720370

720371

»Unnergahn, dat schüllt se nich,
Leet se ok alle Welt in Stich!«

Als der Fremde mit der Kleinen nun vor die Tür tritt, kommt die Gerufene auch schon aus dem Hause, und wenn sie auch noch verwirrt ist von Traum und Nacht und nicht weiß, was sie tun soll, hat sie doch im Vorbeigehen ein Rosinenbrot, wie es zu der Zeit zu Weihnachten in den Häusern gebacken wurde, mit heraus-gebracht, als müsse das so sein, und reicht es dem Kinde. Als aber dabei der Kleinen der Schein der Laterne ins Gesicht fällt und sie erkennt, daß es niemand anders als die kleine Anna Tölken ist aus dem Hause am Stau, wird sie rot und blaß, will das Kind mit einem Worte trösten und nach Hause schicken und sagt:

»Büst du dat, lütt Anna? Gah hen man, min Kind,
So hell schient de Maond, un lies geiht de Wind!«

Denn sie ist es gewesen, die der Vater der Kleinen am liebsten zur Frau genommen hätte, und wenn ihr auch niemand jemals ein Wort darüber gesagt hat, hat sie es doch im stillen gewußt und ihm an den Augen abgesehen.

Der Fremde dagegen ist in demselben Augenblick verschwunden, so daß sie mit der Kleinen allein unter dem sternflimmernden Nachthimmel steht und das Kind nun doch im Ernst nicht hat allein gehen lassen mögen. Als sie aber mit ihm geht und vor das Haus der Kleinen kommt, ist der Bauer gerade aus der Stadt zurückgekommen und will schon davon, um seine Älteste zu suchen. Wie nun der Schein des Feuers vom Herde durch die offene Tür auf die beiden fällt, die ihm entgegenkommen, erschrickt er, wie vorhin die Magd, weiß nicht, was er tun und sagen soll, und stottert:

»Bliw buten, Marie, bliw buten min Deern –
Söben lütte Kinner, wer pleegt de woll geern?«

Da antwortet ihm die Magd, und ihr ist, als könnte sie nicht ein einziges Wort anders sagen:

»Din Kinner, Jan Tölken, up Hei un up Stroh –
Stund nich ok de Krippen in Bethlehem so?«

und geht an ihm vorbei mit der Kleinen ins Haus, als gehöre sie dahin.

Da ist über den Bauern eine so große Freude gekommen, daß er mit der Mütze in der Hand hinter ihr ins Haus gegangen ist, als schritte ein Wesen aus einer anderen Welt vor ihm auf. Über ein Jahr aber ist die Magd seine Frau geworden und seinen Kindern eine Mutter, wie er sie treuer nicht hätte finden können.

WILHELM SCHARRELMANN

720372





AUF DES WEIHNACHTSMANNS SPUREN



In tiefer Nacht
Als niemand wacht,
Ging durch den Tann
Der Weihnachtsmann.
Sein Sack hing schwer
Vom Rücken her
Und schleift im Schnee,
Ganz deutlich seh
Ich seine Spur,
Folgt mir nur!

Hier an diesem Dornenbusch
Ging er eine Strecke,
Deutlich seh ich's, glaubt ihr's nicht?
Folgt mir um die Ecke!
Aber sacht,
Kein Geräusch gemacht!
Hier an diesem Dornenbusch
Blieb der Sack ihm hängen,
Und er mußte mühsam sich
Durch das Dickicht zwängen!

Hier an diesem Dornenbusch
Ist sein Sack zerrissen!
Aus dem Sack
Klick klack, klick klack!
Tröpfelt es von Nüssen! –

Eichhörnchen hat vom Tannenzweig
Das Unglück schon gesehen,
Doch warnt es nicht den Weihnachtsmann,
Es läßt ihn weitergehen.

Er schlägt den Schwanz zum Kringel,
Der kleine braune Schlingel,
Und klettert flink und munter
Vom Tannenbaum herunter.

Nun sitzt er dort in guter Ruh'
Am Weihnachtstisch, seht ihm nur zu,
Knackt Nüsse sehr bedächtig.
Ihr seht, es schmeckt ihm prächtig!

... Vergnügten Gesichts
Tat der Alte, als merkte er nichts,
Dachte an Kinder und frohe Gesichter,
Dachte an Spielzeug und Weihnachtsbaumlichter,
Ging indessen zum Walde hinaus. –
Immer näher an unser Haus
Führte ganz deutlich seine Spur,
Denkt euch nur! –
»Mutter, Mutter, wir haben's gesehen,
Denk doch, des Weihnachtsmanns Spuren gehen
Deutlich bis dicht vor unsere Tür!
Mutter, war er vielleicht schon hier?«
Spricht die Mutter: »Denkt doch mal an,
Eben war bei mir der Weihnachtsmann!
Plötzlich hört ich ein starkes Klopfen,
Öffnete selbst, da trat er ein,
Bat mich, ich möchte den Sack ihm stopfen,
Denkt doch, ihm riß ein Loch hinein!
Und da hat er mir vieles erzählt,
Wie ihm dies und jenes gefehlt.
Aber der Sack war doch noch sehr voll,
Hat auch gefragt, was er hierlassen soll!?
Sachte, Kinder, hübsch artig immer!
Und geht mir nicht an das Weihnachtszimmer!«

PAUL KÄSTNER



720373



720374

O DU FRÖHLICHE WEIHNACHTSZEIT

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Welt ging verloren,
Christ ward geboren,
Freue, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Christ ist erschienen,
Uns zu versühnen,
Freue, freue dich, o Christenheit!

O du fröhliche, o du selige,
Gnadenbringende Weihnachtszeit!
Himmlische Heere
Jauchzen dir Ehre,
Freue, freue dich, o Christenheit!

J. D. FALK

BAUERN-WEIHNACHT

Nun gehen wir zum Vieh im Stall
Und sagen ihm die Weihnacht an,
Damit es auf den Christnachtschmaus
Sich recht von Herzen freuen kann.

Wir binden Garben an das Tor
Dem immerfrohen Sperlingsschwarm,
Und jedem, der vorübergeht,
Steht offen unsre Stube warm.

Wir haben einen Baum im Haus,
Geschmückt mit Zimt- und Zuckerstern,
Darunter kniet die Hirtenschar,
Maria, Josef bei dem Herrn.
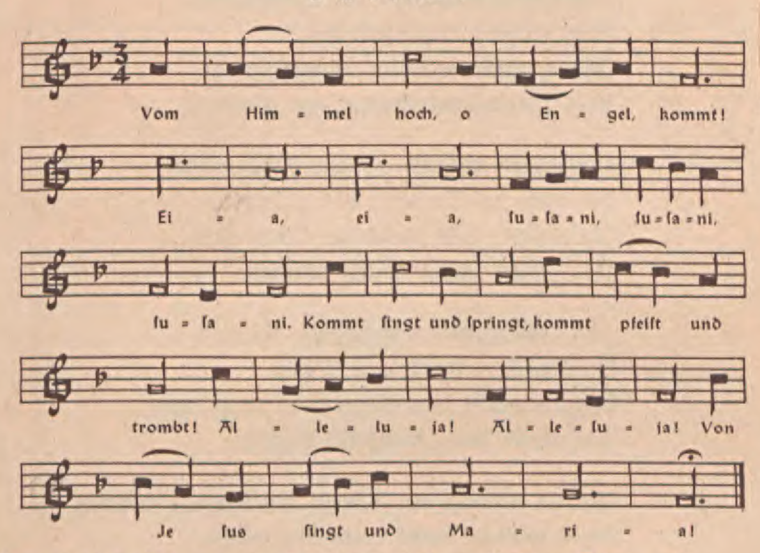
Wir singen alte, fromme Weis,
Wie's unser Ahne tat,
Und beten, daß im nächsten Jahr
Das Korn und alle Frucht gerat.

HANS GÄFGEN

720375



SUSANI



2. Kommt ohne Instrumente nit, bringt Lauten, Harfen. Geigen mit.
3. Die Stimmen müssen lieblich gehn und Tag und Nacht nit stille stehn.
4. Das Lautenspiel muß lauten süß, davon das Kindlein schlafen müß.
5. Singt Fried den Menschen weit und breit, Gott Preis und Ehr in Ewigkeit!

Geistliches Wiegenlied 1625

LEISE RIESELT DER SCHNEE

Leise rieselt der Schnee,
Still und starr ruht der See;
Weihnachtlich glänzet der Wald:
Freue dich, Christkind kommt bald!

In den Herzen ist's warm,
Still schweigt Kummer und Harm,
Sorge des Lebens verhallt:
Freue dich, Christkind kommt bald!

Bald ist heilige Nacht,
Chor der Engel erwacht,
Hört nur, wie lieblich es schallt:
Freue dich, Christkind kommt bald!

EDUARD EBEL



WEIHNACHTSGLOCKEN

Süßer die Glocken nie klingen
Als zu der Weihnachtszeit:
's ist, als ob die Engelein singen
Wieder von Frieden und Freud'.
Wie sie gesungen in seliger Nacht,
Glocken, mit heiligem Klang
Klinget die Erde entlang!

O wenn die Glocken erklingen,
Schnell sie das Christkindlein hört,
Tut sich vom Himmel dann schwingen,
Eilet hernieder zur Erd'.
Segnet den Vater, die Mutter, das Kind.
Glocken mit heiligem Klang
Klinget die Erde entlang!
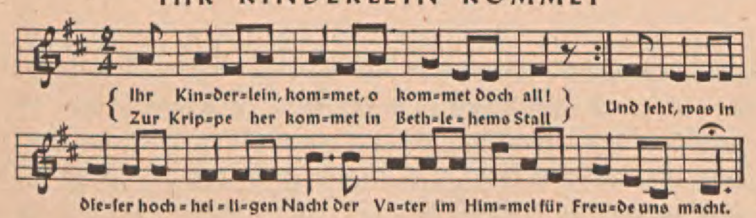
Klinget mit lieblichem Schalle
Über die Meere noch weit,
Daß sich erfreuen doch alle
Seliger Weihnachtszeit,
Alle aufjauchzen mit einem Gesang.
Glocken, mit heiligem Klang
Klinget die Erde entlang!

W. KRITZINGER

720376



IHR KINDERLEIN KOMMET



O ſeht in der Krippe im nächtlichen Stall,
Seht hier bei des Lichtes hellglänzendem Strahl,
In reinlichen Windeln das himmliſche Kind,
Viel ſchöner und holder, als Engel es ſind.

Da liegt es, ach Kinder, auf Heu und auf Stroh,
Maria und Joſeph betrachten es froh;
Die redlichen Hirten knien betend davor,
Hoch oben ſchwebt jubelnd der Engelein Chor.

O beugt, wie die Hirten, anbetend die Knie,
Erhebet die Händlein und betet wie ſie!
Stimmt freudig, ihr Kinder, – wer wollt ſich nicht freun? –
Stimmt freudig zum Jubel der Engel mit ein!

CHR. V. SCHMID

KNECHT RUPRECHT

Von drauß vom Walde komm ich her;
Ich muß euch ſagen, es weihnachtet ſehr!
Allüberall auf den Tannenſpitzen
Sah ich goldene Lichtlein ſitzen;
Und droben aus dem Himmelstor
Sah mit großen Augen das Chriſtkind hervor.
Und wie ich ſo ſtrolcht durch den finſtern Tann,
Da rief's mich mit heller Stimme an:
»Knecht Ruprecht«, rief es, »alter Geſell,
Hebe die Beine und ſpute dich ſchnell!
Die Kerzen fangen zu brennen an,
Das Himmelstor iſt aufgetan,
Alt' und Junge ſollen nun
Von der Jagd des Lebens einmal ruhn;
Und morgen flieg ich hinab zur Erden,
Denn es ſoll wieder Weihnachten werden!«
Ich ſprach: »O lieber Herre Chriſt,
Meine Reiſe faſt zu Ende iſt;
Ich ſoll nur noch in dieſe Stadt,
Wo's eitel gute Kinder hat.«
– »Haſt denn das Säcklein auch bei dir?«
Ich ſprach: »Das Säcklein, das iſt hier;
Denn Äpfel, Nuß und Mandelkern
Eſſen fromme Kinder gern.«
– »Haſt denn die Rute auch bei dir?«
Ich ſprach: »Die Rute, die iſt hier;
Doch für die Kinder nur, die ſchlechten,
Die trifft ſie auf den Teil, den rechten.«
Chriſtkindlein ſprach: »So iſt es recht;
So geh mit Gott, mein treuer Knecht!«
Von drauß vom Walde komm ich her;
Ich muß euch ſagen, es weihnachtet ſehr!
Nun ſprecht, wie ich's hierinnen find!
Sind's gute Kind, ſind's böſe Kind?

THEODOR STORM

EIN BÄUMLEIN GRÜNT...

Ein Bäumlein grünt im tiefen Tann,
Das kaum das Aug' erſpähen kann,
Dort wohnt es in der Wildnis Schoß
Und wird gar heimlich ſchmuck und groß.

Der Jäger achtet nicht darauf,
Das Reh ſpringt ihm vorbei im Lauf;
Die Sterne nur, die alles ſehn,
Erſchauen auch das Bäumlein ſchön.

Da mitten in des Winters Graus
Erglänzt es fromm im Elternhaus.
Wer hat es hin mit einemmal
Getragen über Berg und Tal?
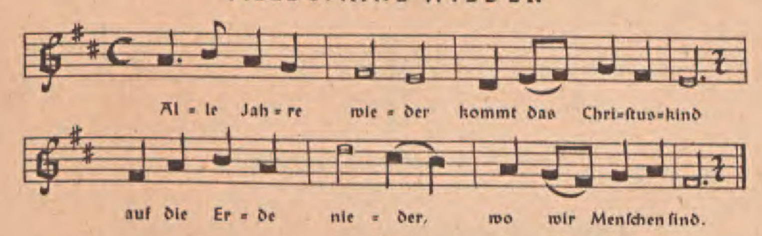
Das hat der heil'ge Chriſt getan.
Sieh dir nur recht das Bäumlein an!
Der unſichtbar heut eingekehrt,
Hat manches Liebe dir beſchert.

MARTIN GREIF

720377



ALLE JAHRE WIEDER



Kehrt mit ſeinem Segen ein in jedes Haus,
Geht auf allen Wegen mit uns ein und aus.

Iſt auch mir zur Seite, ſtill und unerkannt,
Daß es treu mich leite an der lieben Hand.

WILHELM HEY

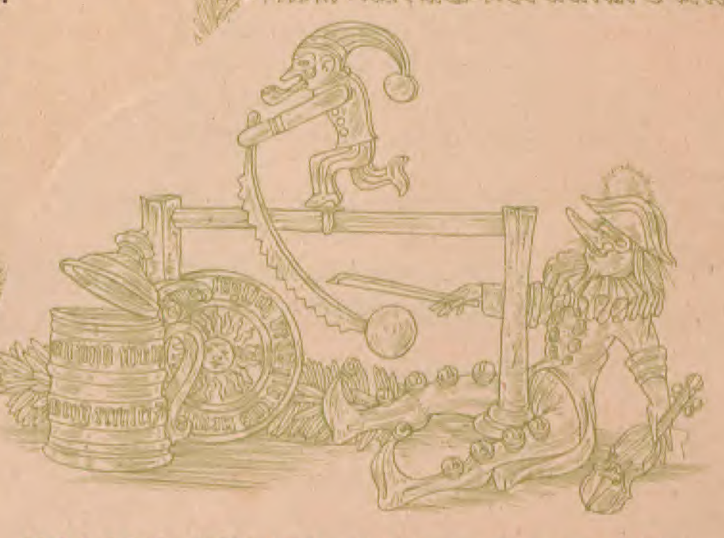
AN DEN HEILIGEN CHRIST

Du lieber, heil'ger frommer Chriſt,
Der für uns Kinder kommen iſt,
Damit wir ſollen weiß und rein
Und rechte Kinder Gottes ſein!
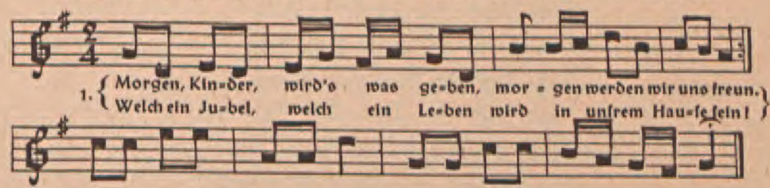
Du Licht, vom lieben Gott geſandt
In unſer dunkles Erdenland,
Du Himmelskind und Himmelſchein,
Damit wir ſollen himmliſch ſein!

Du lieber, heil'ger frommer Chriſt,
Weil heute dein Geburtstag iſt,
Drum iſt auf Erden weit und breit
Bei allen Kindern frohe Zeit!

ERNST MORITZ ARNDT



MORGEN, KINDER, WIRD'S WAS GEBEN



Wie wird dann die Stube glänzen von der großen Lichterzahl!
Schöner als bei frohen Tänzen ein geputzter Kronenſaal!
Wißt ihr noch, wie vor'ges Jahr es am heil'gen Abend war?

Wißt ihr noch mein Reiterpferdchen, Malchens nette Schäferin,
Jettchens Küche mit dem Herdchen und dem blankgeputzten Zinn?
Heinrichs bunten Harlekin mit der gelben Violin.

Wißt ihr noch den großen Wagen und die ſchöne Jagd von Blei?
Unſre Kinderchen zum Tragen und die viele Näſcherei?
Meinen fleiß'gen Sägemann mit der Kugel unten dran?
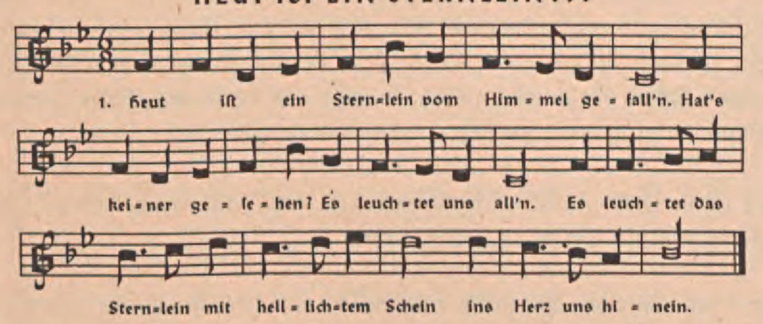
Welch ein ſchöner Tag iſt morgen! Neue Freuden hoffen wir!
Unſre guten Eltern ſorgen lange, lange ſchon dafür.
O gewiß, wer ſie nicht ehrt, iſt der ganzen Luſt nicht wert.

M. F. PH. BARTSCH

720378



HEUT IST EIN STERNLEIN . . .



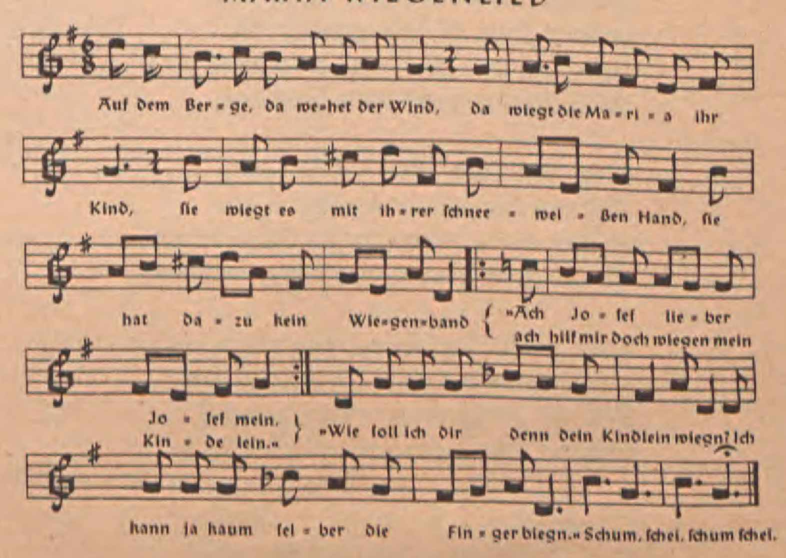
Heut iſt der Himmel zur Erde gekommen.
Hat's keiner verſpürt?
Hat's keiner vernommen?
Es leuchtet der Himmel mit hellichtem Schein.
Ins Herz uns hinein.

Heut iſt ein Leuchten ins Herz uns getragen.
Hat's keiner gefühlt?
Kann's keiner denn ſagen?
Jetzt leuchtet die Weihnacht mit hellichtem Schein
Ins Herz uns hinein.

GOTTFRIED WOLTERS



MARIÄ WIEGENLIED



Aus Oberheſſen und Schleſien

720379

WEIHNACHTSABEND

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll,
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gassen schwoll
Der Kinder Jubel und des Markts Gebraus.

Und wie der Menschenstrom mich fortgespült,
Drang mir ein heiser Stimmlein in das Ohr:
»Kauft, lieber Herr!« Ein magres Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich schrak empor, und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangesicht;
Wes Alters und Geschlechts es mochte sein,
Erkannt ich im Vorübertreiben nicht.

Nur von dem Treppenstein, darauf es saß,
Noch immer hört ich, mühsam, wie es schien,
»Kauft, lieber Herr!« den Ruf ohn Unterlaß;
Doch hat wohl keiner ihm Gehör verliehn.



Und ich? – War's Ungeschick, war es die Scham,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Ehe meine Hand zu meiner Börse kam,
Verscholl das Stimmlein hinter mir im Wind.

Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfaßte mich die Angst im Herzen so,
Als säß mein eigen Kind auf jenem Stein
Und schrie' nach Brot, indessen ich entfloh.

THEODOR STORM

720380

ZUM NEUEN JAHR
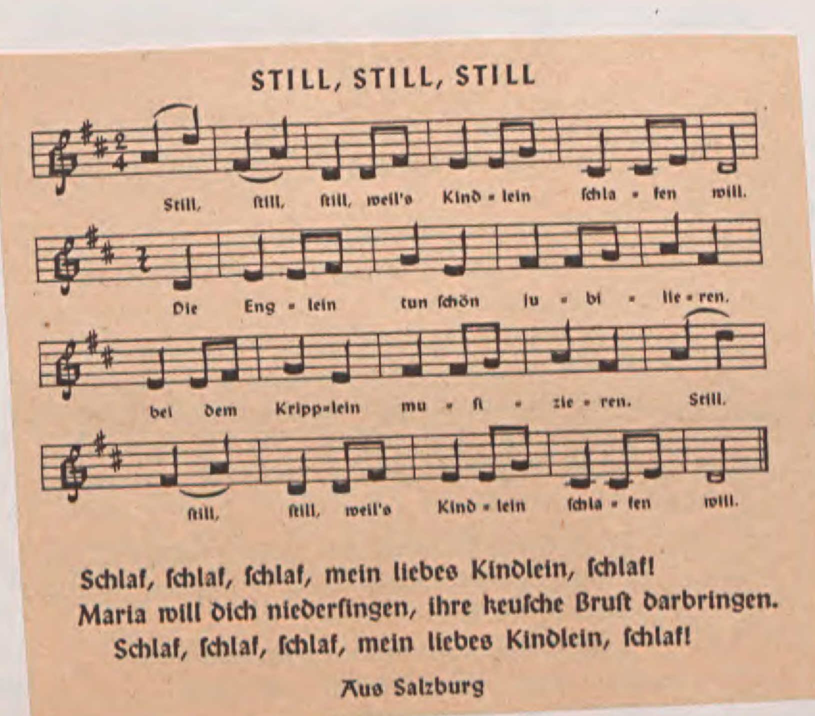
Wie heimlicherweise
Ein Engelein leise
Mit rosigen Füßen
Die Erde betritt,
So nahte der Morgen.
Jauchzt ihm, ihr Frommen,
Ein heilig Willkommen,
Ein heilig Willkommen!
Herz, jauchze du mit!

In Ihm sei's begonnen,
Der Monde und Sonnen
An blauen Gezelten
Des Himmels bewegt.
Du Vater, du rate,
Lenke du und wende!
Herr, dir in die Hände
Sei Anfang und Ende,
Sei alles gelegt!

EDUARD MÖRIKE
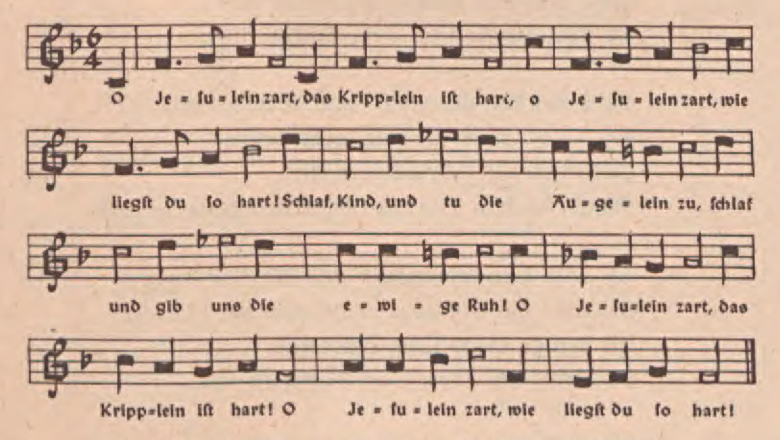


720381


STILL, STILL, STILL
Still, still, still, weil's Kind-lein schla-fen will.
Die Eng-lein tun schön ju-bi-lie-ren.
bei dem Kripp-lein mu-si-zie-ren. Still,
still, still, weil's Kind-lein schla-fen will.
Schlaf, schlaf, schlaf, mein liebes Kindlein, schlaf!
Maria will dich niedersingen, ihre keusche Brust darbringen.
Schlaf, schlaf, schlaf, mein liebes Kindlein, schlaf!
Aus Salzburg

720382



O JESULEIN ZART



Schlaf, Jesulein, wohl, nichts hindern dich soll;
Ochs, Esel und Schaf sind alle im Schlaf.

Der Seraphim singt und Cherubim klingt,
viel Engel im Stall, sie wiegen dich all.

Seid stille, ihr Wind, laßt schlafen das Kind!
All Brausen sei fern, es ruhen will gern.

Nichts mehr sich bewegt, kein Mäuschen sich regt,
zu schlafen beginnt das herzige Kind.

Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts

DIE WEIHE DER NACHT

Nächtliche Stille!
Heilige Fülle,
Wie von göttlichem Segen schwer,
Säuselt aus ewiger Ferne daher.

Was das lebte,
Was aus engem Kreise
Auf ins Weitste strebte,
Sanft und leise
Sank es in sich selbst zurück
Und quillt auf in unbewußtem Glück.

Und von allen Sternen nieder
strömt ein wunderbarer Segen,
daß die müden Kräfte wieder
Sich in neuer Frische regen,
Und aus seinen Finsternissen
Tritt der Herr, soweit er kann,
Und die Fäden, die zerrissen,
knüpft er alle wieder an.

FRIEDRICH HEBBEL

WEIHNACHTEN

Markt und Straßen stehn verlassen,
Still erleuchtet jedes Haus,
Sinnend geh' ich durch die Gassen,
Alles sieht so festlich aus.
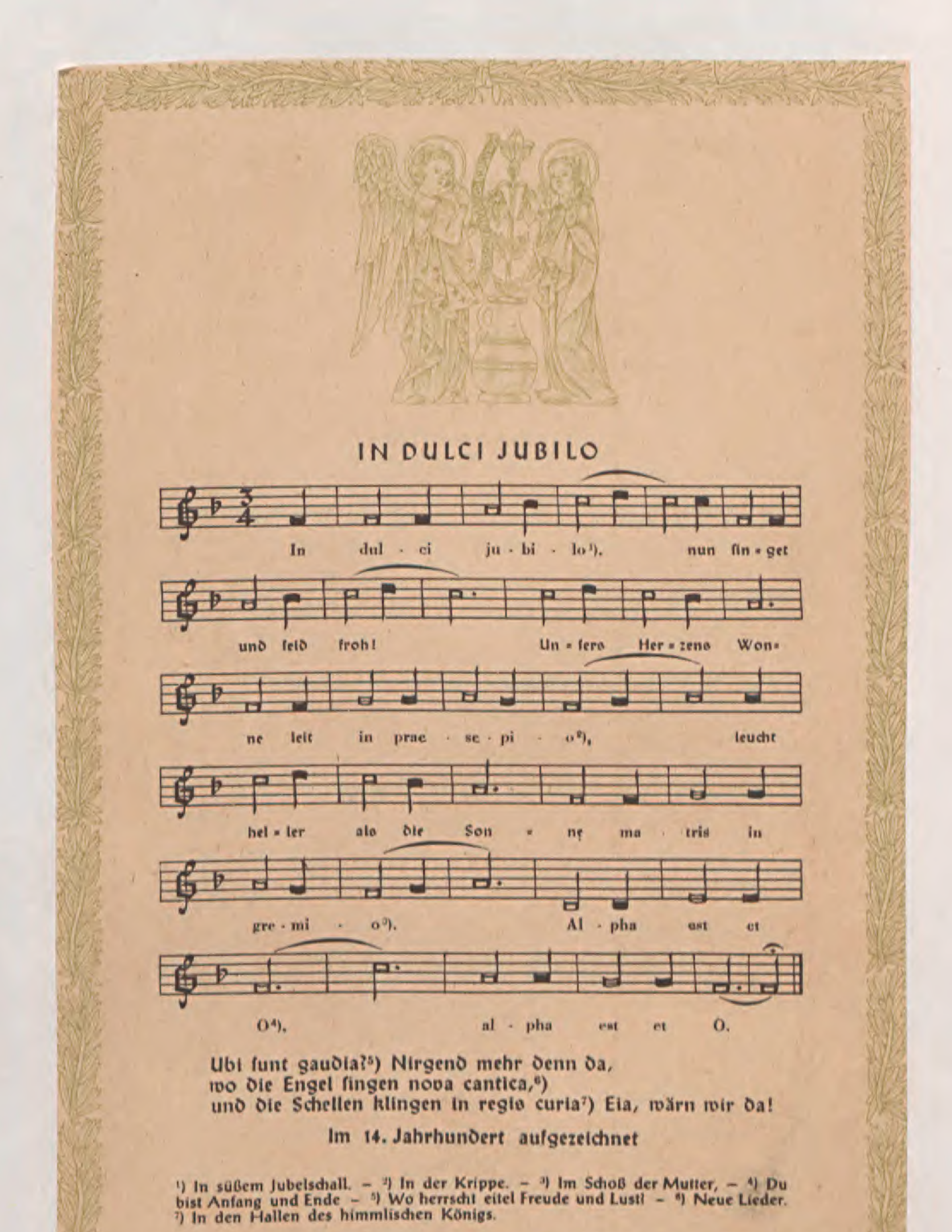
An den Fenstern haben Frauen
Buntes Spielzeug fromm geschmückt,
Tausend Kindlein stehn und schauen,
Sind so wunderstill beglückt.

Und ich wandre aus den Mauern
Bis hinaus ins freie Feld,
Hehres Glänzen, heil'ges Schauern!
Wie so weit und still die Welt!

Sterne hoch die Kreise schlingen,
Aus des Schnees Einsamkeit
Steigt's wie wunderbares Singen –
O du gnadenreiche Zeit!

JOSEPH VON EICHENDORFF

720383
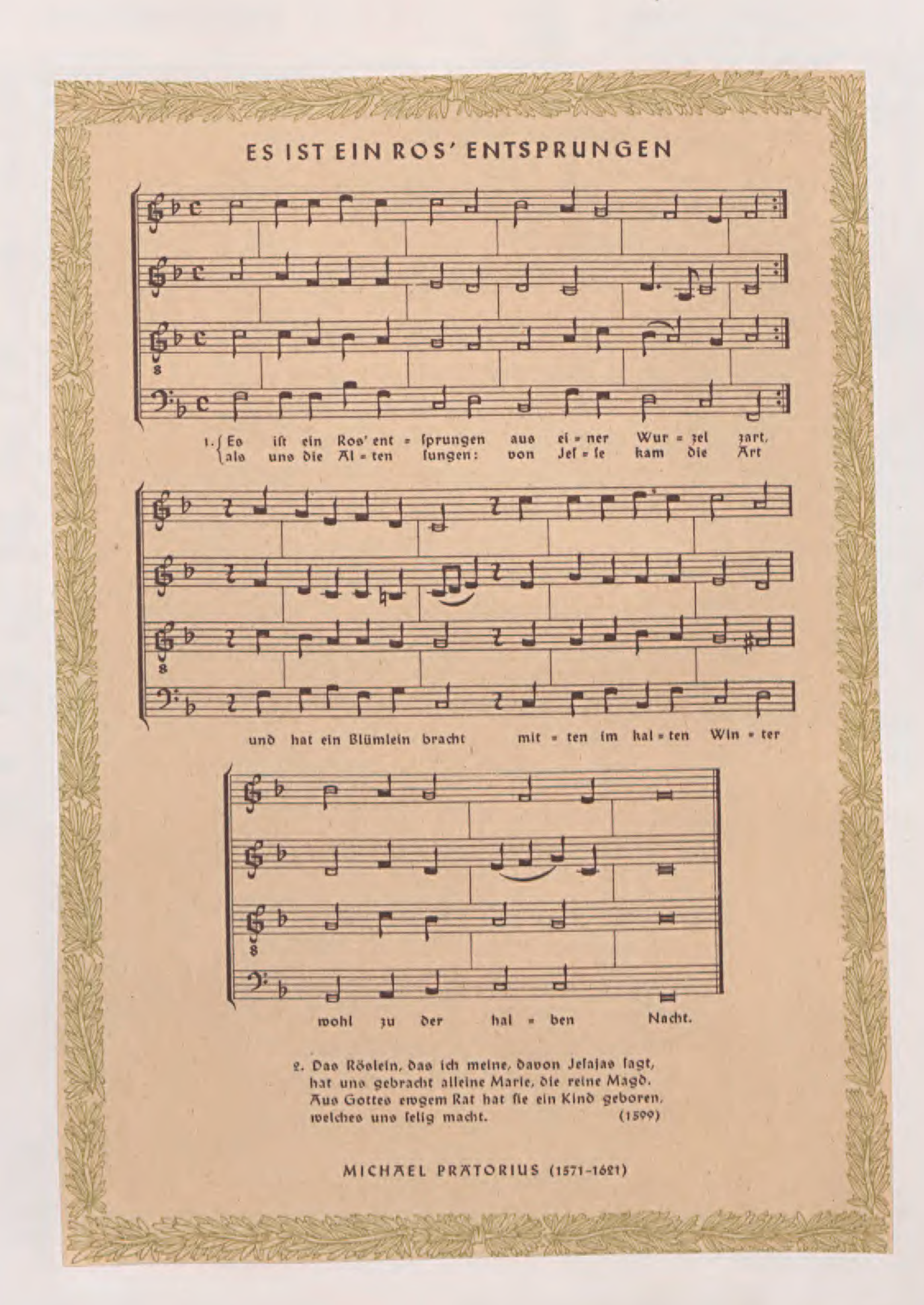


Ubi ſunt gaudia?[5]) Nirgend mehr denn da,
wo die Engel ſingen nova cantica,[6])
und die Schellen klingen in regis curia[7]) Eia, wärn wir da!
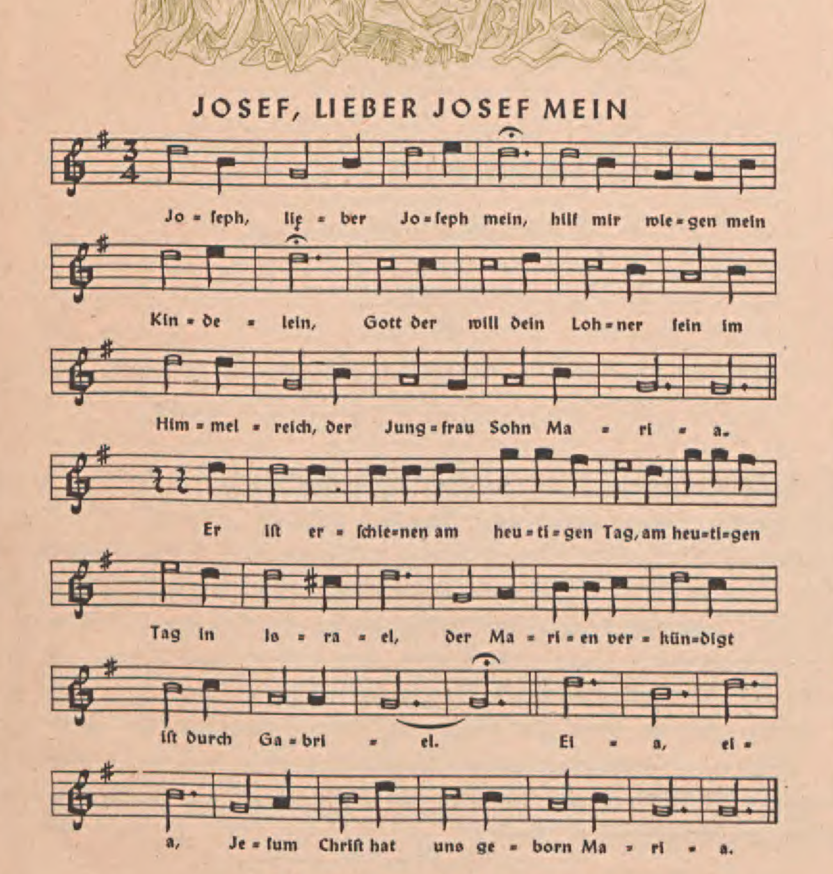
Im 14. Jahrhundert aufgezeichnet

[1]) In süßem Jubelschall. – [2]) In der Krippe. – [3]) Im Schoß der Mutter, – [4]) Du bist Anfang und Ende – [5]) Wo herrscht eitel Freude und Lust! – [6]) Neue Lieder.
[7]) In den Hallen des himmlischen Königs.

720384


ES IST EIN ROS' ENTSPRUNGEN
1. Es ist ein Ros' ent = sprungen aus ei = ner Wur = zel zart,
als uns die Al = ten sungen: von Jes = se kam die Art
und hat ein Blümlein bracht mit = ten im kal = ten Win = ter
wohl zu der hal = ben Nacht.
2. Das Röslein, das ich meine, davon Jesajas sagt,
hat uns gebracht alleine Marie, die reine Magd.
Aus Gottes ewgem Rat hat sie ein Kind geboren,
welches uns selig macht. (1599)
MICHAEL PRÄTORIUS (1571-1621)

720385



Anfang des 17. Jahrhunderts

WEIHNACHTSLIED

Kein Sternchen mehr funkelt,
Tief nächtlich umdunkelt
Lag Erde so bang;
Rang seufzend mit Klagen
Nach leuchtenden Tagen,
Ach! harren ist lang.

Als plötzlich erschlossen,
Vom Glanze durchgossen,
Der Himmel erglüht;
Es sangen die Chöre:
Gott Preis und Gott Ehre!
Erlösung erblüht.

Es sangen die Chöre:
Den Höhen sei Ehre,
Dem Vater sei Preis,
Und Frieden hienieden,
Ja Frieden, ja Frieden
Dem ganzen Erdkreis!

CLEMENS BRENTANO

720386



O TANNENBAUM

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!
Du grünst nicht nur zur Sommerszeit,
Nein, auch im Winter, wenn es schneit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie grün sind deine Blätter!

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du kannst mir sehr gefallen!
Wie oft hat nicht zur Weihnachtszeit
Ein Baum von dir mich hoch erfreut!
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Du kannst mir sehr gefallen!

O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Dein Kleid will mich was lehren:
Die Hoffnung und Beständigkeit
Gibt Trost und Kraft zu jeder Zeit.
O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Dein Kleid will mich was lehren.

ERNST ANSCHUTZ

720387



STILLE NACHT, HEILIGE NACHT

Stille Nacht, heilige Nacht!
Alles schläft, einsam wacht
Nur das traute, hochheilige Paar.
Holder Knabe im lockigen Haar,
Schlaf in himmlischer Ruh.

Stille Nacht, heilige Nacht!
Hirten erst kund gemacht,
Durch der Engel Halleluja
Tönt es laut von fern und nah:
Christ der Retter ist da.

Stille Nacht, heilige Nacht!
Gottes Sohn, o wie lacht
Lieb aus deinem holdseligen Mund,
Da uns schlägt die rettende Stund,
Christ, in deiner Geburt.

Nach JOSEF MOHR

720388

FRIEDE AUF ERDEN

Da die Hirten ihre Herde
Ließen und des Engels Worte
Trugen durch die niedre Pforte
Zu der Mutter und dem Kind,
Fuhr das himmlische Gesind
Fort im Sternenraum zu singen,
Fuhr der Himmel fort zu klingen:
»Friede, Friede! Auf der Erde!«

Seit die Engel so geraten,
O wie viele blutge Taten
Hat der Streit auf wildem Pferde,
Der geharnischte, vollbracht!
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Geister zagend,
Dringlich flehend, leis verklagend:
»Friede, Friede ... auf der Erde!«

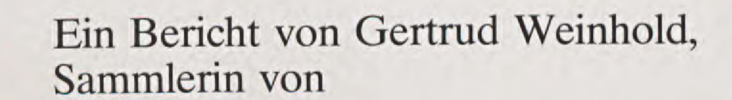
Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

CONRAD FERDINAND MEYER

Ein Bericht von Gertrud Weinhold, Sammlerin von

720389



Weihnachtskrippen und Krippenfiguren

Die schönste Geschichte der Welt – die Geschichte von der Geburt des Erlösers – hat weit ausgestrahlt. Sie hat Tausende von Herzen zu allen Zeiten, in aller Welt gewonnen. Sie hat viele Hände in Bewegung gesetzt, die eine regenbogenbunte Vielfalt von Zeichen und Bildern der Christgeburt schufen. Wahrlich, diese Glaubenszeugnisse der Völker sind sammelnswert. Schon mit einer einzigen Weihnachtskrippe der Volks- und Völkerkunst kommt ein kleiner Schatz in jedes Haus. Und wem es vergönnt ist, schon raummäßig einige von ihnen zu bergen, der hat wirklich eine kleine Schatzkammer. Denn hier verbindet sich das Himmlische mit dem Irdischen. Hier verbirgt sich himmlische Botschaft in einem erdhaften Zeichen, ewige Weisheit in einem irdischen Gewand: So wie die Bibel vom *Wort Gottes* sagt: Schatz in irdenen Gefässen.

Doch, was heißt „raummäßig"? Sagt man doch: Raum ist in der kleinsten Hütte für eine glücklich liebend Paar. So hindern den liebenden, engagierten Sammler keine Erwägungen dieser Art. Er wird Platz finden für seine Lieblinge. Wir erlebten mit, daß einer unserer guten Freunde, Oberstudienrat, Kunsterzieher, an die Zimmerwände seiner Appartementwohnung eine Regalwand nach der anderen baute, aufstockte, immer neue Regalfächer einfügte, paßgerecht für neue Erwerbungen seiner afrikanischen Bronzefiguren und anderer faszinierender Gestalten aus europäischen und überseeischen Ländern.

Und zum Sammeln von Weihnachtskunst und Krippen wäre zu sagen, daß unsere Groß- und Urgroßeltern im Berliner Raum in den sparsamen Maßen ihrer Wohnungen die Erfindung des Hängebodens zum Verwahren ihrer weihnachtlichen Wohnstubenkunst nutzten. Erst neulich erwarben wir wieder auf dem Flohmarkt einen alten Holzkasten samt Krippeninhalt der Stadt Bethlehem, zahlreiche Figuren sowie den Stall; Dinge, die dem freundlichen Händler die 95jährige alte Dame vom Hängeboden herunter ausgehändigt hatte.



▲ *Engel und Jesuskind, süddeutsch, 18. Jh.*

Warum nur Porzellan, Silber und Kristall in den Glasschränken? Darstellungen der Christgeburt sind es wert, herausgestellt und oft betrachtet zu werden. Denn hier ist Nahrung für unser Gemüt, Prägekraft für die Herzen unserer Kinder, Vitamin C für unseren inneren Menschen. In solchen Schränken hat diese liebenswürdige Hauskunst auch zeitweise ihre Verborgenheit, eine gewisse Verhüllung und den Schutz, der diesem sakralen Zeichen zukommt, wie es hier und da auch bei den Ikonen der Fall war.

Vor Jahren fragte ein guter Freund: „Was soll ich in meinen Biedermeierschrank stellen?" „Stellen Sie einige Krippenvorstellungen in die drei Fächer. Öffnen Sie den Schrank hin und wieder für sich und Ihre Kinder und ergötzen sich daran. Nehmen Sie zum Christfest dann die Ihnen liebste heraus, um der Weihnachtsstube zusammen mit dem Christbaum den Mittelpunkt zu geben. Oder gestalten Sie jede Ihrer Stuben festlich durch Aufstellen einer Krippe, auch das Kinderzimmer."

Wir hatten im Elternhaus eine Sitzecke von Prof. Riemerschmidt. Der Eckschrank ergab drei offene Fächer, Räume, heimelige Winkel. Es war ein großes Ereignis für mich, als ich, immer wieder von den Ausbildungsstätten und dem Dienst ins Elternhaus zurückkehrend, in diesem Dreietagenwinkel des Eckschrankes meine erste eigene Krippe aufbauen und diese darin auch bis Lichtmeß stehen lassen durfte. Es waren ganz einfache, aus 1,5 cm starken Brettern gesägte, an den Rändern beschnitzte und farbig gefaßte Figuren, wie sie zu der damaligen Zeit in den zwanziger Jahren beliebt und erreichbar waren. Diese Krippenfiguren waren zusammengetragen, komponiert unter dem Thema „Christgeburt im Walde". Alle Waldtiere eilten zur Krippe: Hirsch und Reh, Fuchs und Hase, Wildschwein und Igel, Mäuschen und Dachs, Braunbär und Hund. Vögel sangen im

720390



◄ *Heimsuchung, Neapel, spätes 18. Jh.*



▲ *Flucht nach Ägypten, München, frühes 19. Jh.*

Tannenhintergrund. Eulen schauten mit großen Augen in das Licht, das vom Kindlein in der Krippe ausging. Eine zweite Krippe, die damals schon aus der Liebe zum Christuskindlein erworben wurde, scheint mir heute wie ein Omen, eine andeutende Prophetie gewesen zu sein, hinweisend auf die spätere Fülle der naiven Krippen aus den Händen der polnischen Volkskünstler, die heute zur Sammlung gehören, die ökumenisch und vergleichend ihren Öffentlichkeitsdienst tun darf. Sie stammte aus der Gegend von Meseritz-Bentschen im früheren Ostbrandenburg und war eine echte naive. Es sprach sich herum, das Gerücht drang auch zu mir, daß man dort irgendwo bei einem alten Mann, der schnitzte, eine Weihnachtskrippe bestellen konnte. Beide Krippen sind den Kriegsereignissen zum Opfer gefallen. „Doch *Gott* kann alles doppelt schön wiedergeben", war die Devise meines geliebten Vaters.



▲ *Mitte eines Krippenretablos, 20. Jh., Oaxaca (Mexiko).*

Damals vor vielen Jahren wurde in der Ausübung eines das Leben ganz erfüllenden Berufes als Leiterin der weiblichen Abteilung einer evangelischen Heimvolkshochschule erkannt, wie eminent bedeutsam – pädagogisch und katechetisch – echtes, gutes und ausstrahlendes Anschauungsmaterial ist. So wuchs nach 1945 der Fundus der Weihnachtskrippen mit anderen Volkskunstdarstellungen des Lebens Jesu und der Heilsgeschichte auf dieses Ziel hin. Es ereignete sich ein großer Segen. Die Hände wurden im Blick auf den wichtigen Dienst von allen Seiten gefüllt.

Reisen führten zu neuen Quellen. In zwölf afrikanischen Ländern, von Äthiopien bis zur Elfenbeinküste, konnten Krippenstudien durchgeführt, bedeutsame Kunstschulen besucht werden, deren einsichtige Professoren, oft Ordensleute, auch die Thematik der Christgeburt den schwarzen Studenten zur Gestaltung empfahlen. Einzelschnitzer wurden aufgesucht: In Lagos der nigerianische Meisterschnitzer Bisi Fakeye, im Hochland von Transvaal und Natal Nelson Mukhuba, Cecil Khumalo, Alfred Mlangeni, einige in Kenia, Uganda, an der Küste von Tansania, Kongo Brazaville, Togo, Ghana. Man war in Negerhütten und suchte und forschte nach diesen Zeugnissen christlichen Glaubens, gläubiger Lebenshaltung in afrikanischen Verkaufszentren.

2000 m hoch in den Anden lernte die Berichterstatterin in Cuzco den berühmten Krippen- und Volkskünstler Hilario Mendivil kennen samt Schwester, Ehefrau und Sohn. Alle Familienmitglieder waren in das künstlerische Schaffen der Figuren einbezogen, deren großer Charme in den Gebärden, Kurven, Formen und Farben besteht, wie sie seit den Zeiten der Kolonisationskunst fast unverändert durch die Vorfahren von Hilario Mendivil weitergegeben wurden. Mexikos Museen und religiöse Volkskunst verzauberten trotz des dreimaligen Aufenthaltes immer wieder von neuem. Der berühmte Töpferort Metepec ergab immer neue Schätze beim Besuch der alteingesessenen Indio-Töpferfamilien und des indianischen Marktes. Man kann sich nicht sattsehen an den farbenleuchtenden Tonkrippen aus Metepec, den herben Figuren der Teodora Blanco im plateresken Stil oder der Familie Timot eo Aguilar, den feingeflochtenen Strohkrippen aus Tzintzuntzan oder den Schilf- und Bin-

Teilansicht eines Aufbaues „Der Traum des Jesuskindes", von Hilario Mendivil, Cuzco (Peru). ►

720391



720392



▲ *Spiel- und Trageszopka von Josef Hulka, Polen.*

senfiguren aus Lerma, den eigenwilligen, starkfarbigen Schnitzwerken von Manuel Jimenez.

Auch Guatemala schenkte Krippenfreude. Zwar war der Weg zu den Töpferinnen in Chinautla – über schmalen, schwankenden Steg, eine Seite Bergwand, die andere ungesichert mit Blick in den Abgrund – nicht ungefährlich; aber die handgeformten Figuren der heiligen Ereignisse in Bethlehem waren in ihrem silberschimmernden Ton den Einsatz wert. Auch die Autofahrt dort 300 km ins Land zur lieben alten Volkskünstlerin Luisa de Paz in Rabinal brachte ihren Ertrag. So könnte man seitenlang von all den Studien- und Sammelfahrten in Afrika, Nord- und Südamerika berichten.

Es ist selbstverständlich, daß es einen zuerst zu den Hauptstätten europäischer Krippenkunst zog. Bildet doch das Eigene die selbstverständliche Grundlage, auf der weitergebaut wird. In Portugal, Spanien, Südfrankreich, Italien, Schweiz, Jugoslawien, Österreich, Tschechoslowakei, Ungarn, Polen, Niederlande, England, Skandinavien wurden die markantesten Krippenkünstler besucht, viele fotografiert, ihre Werke der Sammlung eingegliedert. Es gab Glücksfälle. So bot sich vor Jahren in Venedig ein italienisches Fatschenkindel aus dem 16. Jh. zum Mitnehmen an. Napoli ist nicht nur mit seinen heutigen Volkskrippenfiguren aller Art vertreten. Die Sammlung enthält auch die Hl. Familie, Hirten und Könige sowie Finimenti (Beigaben), meist Fruchtkörbe, aus dem 18. Jh. Auch die ältere Salzkammergutkrippe mit den fast hundertjährigen holzgeschnitzten Krippenfigürchen, deren farbige Fassung nun wie Emaile leuchtet, erscheint uns als großes Geschenk. Da gibt es den „Lippai, steh auf vom Schlaf", den Url mit der Leinwand, Naz mit der Henne und die Gruppe „Voata, loß mi a mitgehn", grad so, wie man von ihnen zur Weihnachtszeit in den Bergbauernhütten unterhalb des Dachsteins singt.

Eine ungarische Landfrau flocht die Wände der Bethlehemhütte aus Weidenzweigen (Ursprung des Wortes „Wand" von winden!). Sie bestickte Windeln des Jesulein und Gardinen des Stalles (natürlich muß der Stall des kleinen *Herrn* Gardinen haben!) mit ihren roten Volkskunstmustern, liebevoll und leuchtend. Auch die bunten Krippen des Glatzer Berglandes gewinnen in ihrer Vielfalt mit all den Volkstypen vergangener Zeiten das Herz. Der früher meist deutsch besiedelte Krippenort Grulich (= heute Kralicki) auf der böhmischen Seite in der heutigen CSSR streute seine Kunst weit in viele europäische Länder, ähnlich wie es sich mit Krippen und Pyramiden aus dem Erzgebirge ereignete. Auch heute noch besteht die Möglichkeit, sich an Krippen aus dem Erzgebirge zu erfreuen – abgesehen von den Geschenken, die uns Verwandte und Freunde aus der DDR machen. Denn auch die in der Bundesrepublik werkenden Erzgebirgler führen die liebenswerte Tradition ihrer Weihnachtskunst weiter. Ebenso hält die Berchtesgadener Handwerkskunst noch kleine Köstlichkeiten in mancherlei holzgeschnitzten Darstellungen der Christgeburt bereit, von Oberammergau ganz zu schweigen,

720393

dessen wundervolle ältere Ware einmal die Kraxenträger bis nach Rußland trugen.

Einem Phänomen gleicht die Fülle der meist naiv geschnitzten Krippen in Polen. Ist es anderswo 5 Minuten vor 12 auf diesem Gebiet, so sproßt und sprießt es dort immer neu, wächst, blüht und gedeiht in großer Fruchtbarkeit landab, landauf. Schon Schuljungen beginnen zu schnitzen. Gucken es ihren älteren Brüdern ab und entwickeln mit Hingabe ihren eigenen Stil. Dazu kommt, daß Wissenschaftler und Pfarrer von Rang dort Laienschaffen und volkskünstlerische Gaben fördern, daß staatliche Stellen Wettbewerbe in den einzelnen Wojwodschaften auch im Blick auf Weihnachtskrippen veranstalten; daß es seriöse Verkaufsstellen, die *Cepelia*- und *Desa*-Läden, selbst in Kleinstädten gibt. Doch vor allem schafft der religiöse, bewußt christliche Lebensgrund der polnischen Bevölkerung den Mutterboden für solche Fruchtbarkeit der heimatlichen Krippenlandschaft. Wem eine Reise ins Land selbst verwehrt ist, der mag es im Rahmen unseres Weihnachtsmarktes am Funkturm in Berlin versuchen (in diesem Jahr vom 3. bis 18. 12.), ob der Verkaufsstand der *Desa (Works of modern Art)* aus Warschau-Warszawa und das große Angebot in zahlreichen Vitrinen, das die Berichterstatterin selbst in Polen aussuchte, ihn nicht verlockt, solch frohes Zeugnis einer liebevoll geschnitzten Krippe „an Land zu ziehen“, der andere folgen könnten.

Weihnachtsengel, von Jan Janik, Beskiden (Polen).



▲ *Engel, Mitte 18. Jh., Innsbruck (Tirol).*

Zu der wundersamen göttlichen Führung des Lebens und Dienstes der Berichterstatterin gehört auch die Aufgabe, im Rahmen des jährlichen Weihnachtsmarktes am Funkturm eine Krippenausstellung aufzubauen. Solcher Dienst mit den Dingen der Sammlung, die ja zusammenwuchsen für christlich-katechetische und ökumenische Aufgaben, begann ganz logisch und folgerichtig mit einer Großausstellung zum 1. Berliner Kirchentag 1951 in 2 Messehallen. Aus dem Eindruck dieser Schau der farbenleuchtenden, innigen und frommen Zeichen und Bilder unter dem Motto „Das Kirchenjahr in Familie und Heimat“ ergab sich dieser offizielle Ruf. 1976 feierten wir das 25jährige Jubiläum dieser Arbeit.

Das Echo der Tausende von Besuchern ist nach wie vor positiv bis zur Begeisterung solcher, deren Horizont den intensiven Arbeitseinsatz, die künstlerische Art der Darbietung und die theologische Sicht ermessen kann. Dem Nachdenkenden ist klar, daß man den in- und ausländischen Besuchern nicht jedes Jahr dasselbe vorsetzen kann. Themen müssen gewechselt, neu erdacht werden. Eine neue Sicht muß aufleuchten. Neue Krippen sind zu präsentieren. Denn wir sind ja evangelische Erwachsenenbildung und unsere Ausrichtung („Werbung“ würde der Geschäftsmann sagen) darf nicht im Leerlauf enden. Die Dinge müssen ankommen, vielleicht sogar über die Augen hinweg das Herz bewegen. So muß die Sammlung ständig vermehrt, geweitet werden. So wuchs die Fülle. So ist sie zu erklären. Diese ruht nun zum großen Teil wohlverpackt in entsprechenden Kartons und Kisten, beschriftet, nach Ländern geordnet, in den modernen, sauberen, verglasten Schränken in einem großen Magazinsaal unter dem gastlichen Dach des Museums für Deutsche Volkskunde Preußischer Kulturbesitz, griffbereit für die nächsten Ausstellungen. Besondere Kastenkrippen, Gruppen, Figuren, Fatschenkindel sind unverpackt aufgestellt. Denn sie werden genutzt in unseren Seminaren, die Bibelstudium und musisch-gestalterische Aufgaben umschließen. Einige Lieblingskrippen umgeben die Berichterstatterin daheim. Fassen wir noch einmal die geistige Grundlage und die



◀ *Christgeburt auf Haiti, Ölmalerei vom naiven Künstler Bottex, Cap-Haitien.*

720394

Ausstrahlung der Weihnachtskrippen unserer Sammlung zusammen.

Bei der Herstellung und dem Gestalten der Weihnachtskrippen wetteifern Innigkeit und Frömmigkeit mit dem Wunsche, alles recht eindrucksvoll und lebensvoll überzeugend darzustellen. Denn die Weihnachtsbotschaft – gläubig und staunend aufgenommen – erweckte ein starkes Echo. Nie gekannte Gaben kommen ans Tageslicht. Aus den heimatlichen Werkstoffen wachsen die Personen der Hl. Familie samt ihrer Umwelt. Zeiten, Völker und Länder werden lebendig. Die Welt wird mit Krippen voller Charme und Naivität beschenkt. Die weihnachtsfrohen Menschen werden nicht müde, vom großen Wunder Gottes zu berichten. Sie erzählen immer wieder die eine uralte und immer neue Geschichte vom Heilandskind in Bethlehem.

Da liegt es als Rothaut auf der Matte. Indiohände modellierten es. Hier schaut es als Eskimokind aus der Pelzhülle. Seehunde vertreten die Rolle der morgenländischen Schafe vor der Iglu-Krippe. Der Duft des Sandelholzes verrät uns die Hl. Familie indischer Herkunft. Das peruanische Christkind trägt die feierliche Tracht edler Kinder der Renaissance. Liebe und Verehrung umsinnen überall die kleine Gestalt: Gott und Mensch zugleich. Ostafrikanische Negerkinder ballen den Lehmkloß. Ihr Jesuskind ist wie ein Gebilde aus dem Sandkasten. Bunte Fetzchen Stoff zeichnen die heilige Person vor den andern aus. Im dunklen Glanz des Ebenholzes leuchtet das Zeichen für den kleinen Herrn der Leute aus Angola.

Der Engelsruf unter dem mitternächtigen Sternenhimmel von Bethlehem: „Euch ist heute der Heiland geboren!“



▲ *Krippenkasten, böhmisches Niederland, Ende 19. Jh.*



▲ *Krippenfiguren von Yoruba-Künstler Bisi Fakeye, Lagos (Nigeria, Westafrika).*

720395

wird wörtlich und ganz real verstanden. So wandern in den Krippen Stier- und Schafhirt Portugals und Spaniens zu diesem Kind. Die Zigeuner in der Camargue sehen es als ihr eigenes an, ebenso die ungarischen Dorffrauen. Es ist in den Schlössern Italiens daheim – auch bei dem alten Müller in Slovenien, bei den Sennen in der Schweiz. Der slowakische Töpfer liebt es und der polnische Volkskünstler. In der russischen Ikonenecke bereitet man ihm einen Ehrenplatz. Auch die österreichische und deutsche Krippenkunst erzählt die Weihnachtsgeschichte unter demselben Motto: Es kam für uns. Es kommt zu uns. Wir sind gemeint. Darum nehmen wir es herzlichlieb auf.

So bietet sich dem Krippensammler die Fülle. Er kann entscheiden, ob er Teile, Teilgebiete sammeln will: nur die Hl. Familie oder allein das Kindlein (was ist ein Kindlein ohne seine Mutter!), die Verkündigung an die Hirten oder die Hl. Drei Könige. Doch er wird immer spüren, daß alles zum Mittelpunkt drängt, zum Kind in der Krippe im Stalle von Bethlehem. Vielleicht wählt er auch aus der Fülle der dafür verwendeten Materialien eine ihm besonders sympathische Art aus: aus Lehm, Ton gebrannt, glasiert, kalt bemalt – aus Gräsern, Stroh, Blattwerk und Früchten gebunden, geflochten, gefügt – aus Flachs, Binse, Bambus, Rohr, Muscheln, Meeresschnecken – aus Borke, mancherlei Hölzern, Ebenholz, afrikanischem Dornholz – aus Papier, Papiermaché, Stoff – Zinn und Wachs – Porzellan und Glas. In unserer Sammlung treffen alle Arten zusammen. Sie sind Grüße für uns vom nahen oder fernen Menschenbruder, dessen Zeugnis unser Herz bewegt.



▲ *Jesuskind, Ebenholz, Makondeschnitzerei, Tansania, Mitte 20. Jh.*

▲ *Bethlehem-Stadt eines Krippenberges, kaschiert, mit holzgeschnitzten Figuren, Hausindustrie, Grulich, Adlergebirge im Glatzer Bergland, zweite Hälfte 19. Jh.*

720396



Mitte einer neapolitanischen Krippe, 18. Jh.

ABBILDUNGEN: GERTRUD WEINHOLD

720397

Weihnachtskrippen...

Eine ganz besonders große profane Krippe ist dem Leben und Treiben der Stadt Überlingen in früheren Jahren gewidmet. Da sind Fachwerkhäuser und enge Altstadtgassen aufgestellt. Am Marktbrunnen ist gerade die Postkutsche angekommen. Viehhändler und Bäcker sind unterwegs, während oben auf den Felsen die Musik spielt und die Ministranten mit dem Pfarrer auf eine Flurprozession gehen. Die Säule des Marktbrunnens wird noch vom Wappen der ehemals freien Reichsstadt geziert. Mit viel Fantasie und künstlerischem Geschick hat man die bei Überlingen befindlichen Heidenhöhlen aus der Steinzeit mit dem Stadtbild und den Altstadtmotiven verquickt. Und überall in den engen Gassen befinden sich unzählige Figuren von Menschen, die einst in sorgfältiger Handarbeit gefertigt worden sind. Die meisten der spätbarocken Figuren sind übrigens flexibel, das heißt, Arme, Beine und Kopf können bewegt werden, so daß man sie verschiedentlich aufstellen kann. Man vermutet, daß diese so gut erhaltenen Figuren ursprünglich von den Franziskanern stammen, wenngleich sie sich später in privaten Sammlungen befanden, bevor sie in den Besitz der Stadt übergingen. Die Krippe, die das Leben in Überlingen darstellt, ist so groß, daß sie fast ein ganzes kleines Zimmer einnimmt. Besonders interessant ist auch die Osterkrippe, die unmittelbar vor dem Eingang zum Festsaal im ehemals Reichlin von Meldeggschen Patrizierhaus steht.



3



4



5



6

Seltene, aber preiswerte Sammelobjekt

Bunte Fensterbilder

Der heute nicht mehr gebräuchliche Begriff Diaphanie (durchscheinendes Bild) war unseren Groß- und Urgroßeltern bestens vertraut. Man sagte auch Lithophanie und meinte damit die transparenten Lithographien. In den Zeitschriften der Zeit, in Familien- und auch Farbzeitschriften, wurden Fenster- oder Transparentbilder oft annonciert und beschrieben. Es kann hier nicht auf die Vorläufer, auf die schönen Diaphanien aus Biskuitporzellan der Empire- und Biedermeierzeit eingegangen werden, davon ein andermal. Von ihnen unterscheiden sich die späteren Fensterbilder, die transparent gemachten Drucke, grundlegend. Diese waren um die Jahrhundertwende die selbstverständliche Zierde des bürgerlichen Heims; man konnte sich keinen Salon vorstellen, in dem nicht – von der Seite durch schwere Plüschvorhänge mit Troddelbesatz eingerahmt – durch ein mehr oder minder großes Fensterbild der Ausblick auf die andere Straßenseite oder den Hinterhof (man denke an das berühmt-berüchtigte Berliner Eckzimmer!) freundlicher und illusionsvoller gemacht worden wäre.

Wie wurden diese Bilder hergestellt? Es waren Chromolithographien, mit der ganzen handwerklichen Qualität ihrer Zeit gearbeitet, die entweder auf dünne Pergaminpapiere oder auf holzfreies Papier gedruckt wurden. Nach dem Drucken wurden sie lackiert und transparent gemacht. Die Rezepte dafür sind in den Zeitschriften um 1926 und auch noch in den Fachbüchern von 1965 zu finden; es ist also keineswegs eine völlig vergessene Kunst, Glasbilder mit Hilfe eines gedruckten Bildes herzustellen. Sie wurden mit Etikettenlack getränkt, 24 Stunden in der Heißluftkammer bei 55° getrocknet und später mit dünnem Fischleim bestrichen, damit sie gut an den Glasplatten haften konnten.

Von großer Wichtigkeit waren die Einfassungen. Für den schmalen Geldbeutel gab es niedliche Hängebildchen mit Nickelumrahmung, aber jedes Bild konnte auch durch eine „Verbleiung mit Leisten und Kanten aus farbigem Kathedralglas" und durch Butzen, Knöpfe und Prismen vergrößert und verschönert werden. Über 15 Kombinationen und Steigerungen waren möglich, vom kleinen Hängebild bis zum Fenstervorsetzer aus Buntglas, der das Tageslicht nur noch gefiltert ins Zimmer ließ.

Die Technik schritt dabei immer weiter voran. Da die Fensterbilder nur von innen einen erfreulichen Anblick gewährten und nicht von außen, kam der Leipziger Buchhändler und Verleger Carl Bolhoevener 1896 auf den Gedanken, zwei bedruckte Transparentbilder übereinander zu legen, um die Farbintensität zu vergrößern. So konnte man auch von draußen Farben sehen und nicht nur ein unbestimmtes Grau. Die Dilettantenkünste – wir haben heute den Ausdruck Hobby dafür – wurden um 1900 in jeder Familie gepflegt. Es wurde gestickt und gestrickt, man betrieb die Kerbschnitzerei und die Bandmalerei. Die Verlage wetteiferten mit Vorlagen und Anleitungen. Hierzu gehörte auch als Do-it-yourself-Empfehlung die Herstellung von Glasbildern: Die gewünschte Chromolithographi wird mit der Bildseite auf das Glas gelegt, Ränder leicht angeklebt und das Ganze mit Kollodium getränkt. Beim Abheben ist es dann möglich, die Kreideschicht (Chromolithographien können nur auf beschichtetem Papier gedruckt werden) vom Papier zu trennen und den Bildträger auf dem Glas zu belassen, zu firnissen und dann mit einem zweiten Glas zu bedecken. Da das Unternehmen Handgeschicklichkeit erfordert, sollte man es zuerst an Liebig-Bildern ausprobieren!



Das führende Unternehmen auf diesem Gebiet war der 1875 gegründete Leipziger Kunstverlag von Grimme & Hempel, eine Werkstatt für Kunstverglasungen in Diaphanie und Buntglas, Fenstervorsetzer, Hängebilder und Scheiben zum Einsetzen. Die Fabrik befand sich in der Kohlenstraße 18, die Ausstellungsräume im Zentrum, Grimmaische Straße 27. Im Gesamtverlagskatalog des Deutschen Buchhandels von 1893 führte er nur 110 Nummern, die in mehreren Formaten und Ausführungen geliefert werden konnten. Sein Katalog von 1894 wies bereits 600 Illustrationen auf; er wurde auch als Prachtkatalog in Buntdruck für 2 M verkauft. Obwohl irgendwo, vielleicht in einer alten Glaserwerkstätte, ein solcher Katalog erhalten geblieben ist?! Der Verlag wurde in den Fachzeitschriften für seine qualitätsvolle Arbeit belobigt, auf der sächsisch-thüringischen Gewerbeausstellung erhielt er 1897 die goldene Medaille. Das Geschäft hatte sich in kürzester Zeit enorm ausgedehnt, es waren mehrere tausend Wiederverkäufer für Grimme & Hempel tätig. Filialen gab es nicht nur in Berlin, Chemnitz, Frankfurt (Main), Köln und Hanno-

um 1900

EIN SJ-BEITRAG VON DR. CHRISTA PIESKE



Illustrirte Zeitung.

Das schönste Weihnachtsgeschenk

sind

Diaphanie-Glasbilder

von

GRIMME & HEMPEL, Leipzig.

Aelteste Kunstanstalt für Diaphanien.

Herrlichste Fensterdecoration für Familien-, Musik-, Speise-, Herren-, Schlafzimmer, Treppenhäuser, Veranden etc. etc. etc.

Anfertigung von Fenstern in Diaphanie und kunstvoller Bleiverglasung, sowie prachtvoller Aetzung.

Amsterdam, Berlin, Chemnitz, Frankfurt a. M., Hannover, Köln a. R., Leipzig, New-York,

An Orten ohne Filialen zu haben in den meisten Kunst- und Luxuswarengeschäften.

Zu den Abbildungen:

Die schwarzweißen Wiedergaben sind entnommen der „Illustrierten Zeitung" vom 17. und 24. November 1894. Farbbilder: linke Seite „Kindheit", rechte Seite „Greisenalter". Einfache Verbleiung mit Posamentengarnituren. Um 1895. Bildgröße 31,5x22 cm.

ABBILDUNGEN VON DER VERFASSERIN UND EVELINDE MANON

FORTSETZUNG VON SEITE 538



den handelnden Figurinen, die an dünnen Stäben von oben her wie Marionetten geführt wurden. Es waren wahre Abenteuer, die sich Kinder mit den papierenen Dingen ersannen. Man brauchte Geduld für diese Arbeiten und konnte zu zweit, dritt und fünft damit spielen und einander mit Ideen ergänzen. Die Puzzles, Zusammensetzspiele aus Karton, zeigten heimatliche und fremde Landschaften, Märchenszenen und Darstellungen aus dem Alltagsleben. Viel Figürliches ließ sich in der Adventszeit falten und basteln, Sterne, Kalender und Krippen. Anschauung als pädagogisches Prinzip hieß zu jener Zeit der Gedanke, der Papierspielsachen zugrunde lag. Man sprach allerdings poetischer von den „Würtz-Gärtlein der Weißheit". Aus China und Japan kamen reizvolle Steck- und Faltspiele sowie Rollbilder und Lampions aus farbigem Karton, aus Seiden-, Reis- und Buntpapieren.
Sammler müssen für schöne und seltene Stücke dieser Kindspapierwaren bereits stattliche Preise zahlen. Was einst zwei, vier und acht Pfennige kostete, gibt es im Antiquitätenhandel kaum unter zehn bis vierzig Mark. Ein englischer Sammlerverein, der sich ausschließlich mit „Papier" befaßt, zählt über 400 Mitglieder, und in San Francisco leben die Nachfolger eines der ersten amerikanischen Kalenderdrucker, Mattison . . . sie haben Papierspielsachen zu Hunderttausenden gesammelt und bewahren sie in vier Zimmern eines alten Herrenhauses auf. Merkwürdigerweise gibt es gerade in Österreich eine stattliche Zahl berühmter Sammlungen. Und die Ruppiner Bilderbögen wurden selbst in London, Paris und auf dem Balkan gehandelt. Daß es bereits Nachdrucke dieser alten Buntpapierbögen gibt, sei nur am Rande vermerkt.

ver, sondern auch in Amsterdam und New York (Broadway 310).

Seine Weihnachtsreklame in der Leipziger Illustrierten von Ende November 1894 war mehr als aufwendig. Nicht nur, daß er mehrere ganzseitige Annoncen eingesetzt hatte, nein, er erhielt darüber hinaus noch im redaktionellen Teil eine ganze Seite mit einer Abbildung! Hier wird „Das schönste Weihnachtsgeschehk" von der glücklichen Familie ausgepackt, man zaubert sich den Frühling in das traute Heim. Ein Lenz voller Licht, Glanz und Farbenfülle überstrahlt fast den Lichterbaum, man gibt sich „der wahrhaft wohltuenden einschmeichelnden Wirkung der Diaphanien" hin. Stets bemühte sich die Firma um die Werke der ersten Künstler ihrer Zeit, nur edelste Malerei durfte in die Welt hinausgehen. Nicht nur der Salon oder das Wohnzimmer wurden geschmückt, Fensterbilder gab es für das Eß- und Herrenzimmer, für das Kinder- und Schlafzimmer und auch für Treppenaufgänge und Veranden.

Welches waren nun die ausgewählten und empfohlenen Bildmotive? Sie stehen in engem Zusammenhang mit dem Wandbild in unserer Zeit. Das Genrebild beherrschte das Feld, daneben das Porträt historischer Persönlicheiten, so von Luther, Bismarck, Mozart, Friedrich Barbarossa, Rudolph von Habsburg, Rembrandt, Raffael, Moltke oder Wilhelm I. und II.

Religiöse Motive fehlen nicht, ihre Auswahl beschränkt sich aber auf die Sixtinische Madonna, auf die Mater dolorosa von Dolci und den Ecce homo von Reni. Viele Landschaftsmotive wurden angeboten. Der Genremaler Hermann Heubner (1843–1915) lieferte vor allem Gebirgsstücke; er war durch seine Holzschnitte in der Gartenlaube und in Schorers Familienblatt bestens bekannt. Der auch 1843 geborene Münchner Genremaler Ludwig Blume-Siebert hatte sich auf die Tieridylle spezialisiert; da gab es die „Hundepost" oder den „Krieg im Frieden". Immer beliebt waren Jahreszeiten-Serien, zum Beispiel die von Woldemar Friedrich (1846–1910), einem Berliner Maler und Illustratoren, dessen Mitarbeit in vielen Zeitschriften von seinem großen Renommée zeugte. Zu diesen Malern gehörte der 1846 geborene Münchner Wilhelm Menzler, dessen „Liebt er mich?" von der Kunstanstalt Hanfstaengl auch als Wandbilddruck herausgegeben wurde. Die Professoren Max Gaisser und Ströhl lieferten humoristische und erbauliche Szenen (Mandolinenspieler im Kloster), womit sie immer Erfolg hatten. Der Frankfurter Genremaler Eugen Klimsch (1839–1896), dessen Oeuvre sehr umfangreich war, steuerte zu den Fensterbildern eine Serie der Lebensalter bei, die er 1895 malte. Solche Diaphanien, von denen je zwei und zwei zusammengehörten, erwiesen sich als ausgesprochene Schlager im Verkauf. Die zweiteiligen Fenster waren für Pendants hervorragend geeignet, so wie Grimme & Hempel bei ihren Inseraten nicht versäumten, mit dem Blick in den Salon auch das geschmückte Fenster einzubeziehen.

Nicht nur an das bürgerliche Heim wurde gedacht, sondern auch an Gewerbebetriebe, Büros und Werkstätten. Natürlich leisteten sich Buch- und Steindrucker den „prachtvollen Fensterschmuck", den ihnen 1899 die Berliner Firma Morgenstern mit dem Buch- und Steindrukkerwappen empfahl. Neben Grimme & Hempel war die Firma Vogler & Kachholz in Wandsbek sehr rege, sie stellte neben Kunstdrucken vor allem Diaphanien her. Sie erlitt durch den Brand ihrer Fabrik im Jahre 1898 einen Schaden von 300 000 M, mußte also über beträchtliche Anlagen verfügen. Auf der Berliner Gewerbeausstellung von 1896 trat sie mit ihren Diaphanie-Fensterbildern und den Plastophanie-Wandbildern (eine Art Reliefbilder) „vorteilhaft in Erscheinung". Filialen besaß sie in Leipzig und Paris. Andere Firmen der sogenannten Luxuspapierbranche widmeten sich diesem Artikel nur gelegentlich. Die Berliner Fabrik von A. & C. Kaufmann führte ihre Ölfarbendrucke auch in Hochpressung und als Diaphanien, auch die weltbekannte chromolithographische Anstalt von Wezel & Naumann in Leipzig, gegründet 1872, hatte neben „Cigarren-Ausstattungen" auch Diaphanien im Repertoire.

Für den Sammler werden Fensterbilder reizvolle Aperçus sein, die seiner Wohnungseinrichtung einen gewissen Pfiff geben können. Leider sind sie selten genug im Handel, bisher waren die Preise mäßig. Die Aussicht, so etwas zu bekommen, ist natürlich auf Flohmärkten größer als bei arrivierten Händlern. Als Randgebiet des bürgerlichen Wandschmucks dürfte ihnen in der Gegenwart ein gewisses Interesse sicher sein.

720398

Therapeutische Berichte

27. JAHRGANG 12 / 1955

Herausgegeben von der Pharmazeutisch-Wissenschaftlichen Abt. »Bayer« Leverkusen

Weihnachtliche Symbolpflanzen

Dr. Lothar Busch, Pharm.-Wiss. Abteilung, Bayer Leverkusen

Weihnachten, Tannenbaum und Lichterglanz sind für uns zu einer so selbstverständlichen Einheit geworden, daß wir uns kaum noch klarmachen, wie ganz verschiedene Bestandteile ihr zugrunde liegen. Der lichtergeschmückte Baum erweist sich bei näherer Betrachtung als das Ergebnis einer jahrtausendealten Entwicklung, die erst seit wenigen Jahrzehnten zu einem gewissen Abschluß gekommen ist. Ein Stück Kulturgeschichte, das beim göttlich verehrten Baum beginnt und beim elektrisch beleuchteten Zimmerschmuck endet.

Heilige Bäume und heilige Haine lassen sich in der Religionsgeschichte fast jedes Volkes nachweisen. Ihr Ursprung liegt in den Frühzeiten animistischen Denkens des Menschengeschlechtes, wie es sich noch heute bei einigen Naturvölkern erhalten hat. Wie Mensch und Tier galten auch Pflanze und Baum als beseelte Wesen. Die Natur wurde noch als wesensgleich und einheitlich empfunden, Ausdruck einer geistigen Entwicklungsstufe, die auch der moderne Mensch in der frühen Kindheit erlebt. Das wunderbare Wachsen der grünenden und blühenden Pflanze aus dem unscheinbaren Samenkorn konnte nur einer inneren Kraft, einer Pflanzenseele, zu verdanken sein, und deshalb gilt die Pflanze dem animistisch denkenden Menschen als Ausdruck der unerforschlichen geistigen Kraft der Natur. Der „Baum des Lebens" ist ein Symbol dieser Weltanschauung, das uns sowohl auf alten assyrischen und ägyptischen Bildern wie in der Weltesche Yggdrasil der Germanen, dem Baum Asoka der Inder und im Baum der Erkenntnis der Juden und Perser begegnet. Während einige Völker die Pflanze als Symbol der Lebenskraft als solcher über lange Zeiten beibehalten, setzt bei anderen später eine Phase der göttlichen Personifizierung ein. Einzelne Pflanzen oder Bäume werden einem Gotte gleichgesetzt oder gelten schließlich als ihm zugehörig. Erinnert sei nur an den Baumkult der Griechen mit seinen Dryaden, Hamadryaden und Oreaden, der sicher der komplizierteste des Altertums war und über das römische Weltreich zahlreiche Völker des Altertums beeinflußt hat. Oft läßt aber auch die Sage Menschen in Bäumen oder als solche weiterleben. So wurde der ägyptische Osiris

720399



Appollo mit dem Lorbeerzweig,
Museo Villa Giulia, Rom

nach dem Tode zum Erikabaum, und Daphne lebte im Lorbeerbaum im heiligen Haine von Antiochia weiter.

In jedem Falle der Pflanzenverehrung wurde aber einer bestimmten Pflanze auch eine bestimmte Kraft zugeordnet, die bei Personifizierungen mit den besonderen Eigenschaften des Gottes identisch war. Diese Kraft konnte sich der Mensch durch Verwendung der Pflanze im guten wie im bösen Sinne nutzbar machen. Der Glaube an die prinzipielle Möglichkeit der Übertragung von Kräften im religiösen Kult ist ja nicht nur bei vorwiegend oder ausschließlich animistisch denkenden Völkern zu finden, sondern auch ein integrierender Bestandteil heutiger religiöser Überzeugung.

Es war aber keineswegs so, daß Pflanzen nur segenbringende Eigenschaften verkörperten, sondern auch übelwollende Geister und Dämonen hatten darin ihren Sitz, wofür als Beispiel nur die Sagen von Medea und Circe angeführt seien, die sich die Kräfte der Unterwelt in bestimmten Pflanzen untertan gemacht hatten. In weit überwiegendem Maße aber galt der Pflanzen- und Baumkult göttlichen Kräften, die dem Menschen förderlich waren. Die fehlende Unterscheidung zwischen vegetativer und animalischer Lebenskraft war die Basis für die Annahme wechselseitiger Übertragungsmöglichkeiten. Die der Pflanze innewohnenden Kräfte gingen auf den Menschen über, während umgekehrt eine der Pflanze erwiesene Verehrung einer Stärkung ihrer göttlichen Kräfte zugute kam. Daraus erklären sich auch die Analogiezauber, die sowohl dem Anlocken der guten wie dem Vertreiben der bösen Geister dienen können.

Bei der Auswahl seiner Symbolpflanzen läßt sich der animistisch denkende Mensch von ihren augenscheinlichen Eigenschaften und von ihrem Nützlichkeitswert leiten. Dabei lassen sich einige Gruppierungen unterscheiden, die auch für die uns hier interessierenden Symbolpflanzen des christlichen Weihnachtsfestes von Bedeutung sind. Als Symbol der Lebenskraft wurden und werden vorwiegend immergrüne Pflanzen verwendet, dem speziellen Fruchtbarkeitsritus dienen Nahrungsmittelpflanzen, und als jüngste Gruppe erscheinen die zum Gesundheitszauber benutzten Heilpflanzen, die als Spezialisierung der ersten Gruppe aufgefaßt werden können. Natürlich finden sich zwischen diesen drei hauptsächlichen Symbolgruppen Überschneidungen und Verschiebungen, die die Deutung erschweren können. Eine weitere Schwierigkeit liegt darin, daß bei jeder Beurteilung des Symbolcharakters einer Pflanze an corticale und subcorticale Wurzeln der Symbolik gedacht werden muß. Damit ist gemeint, daß z. B. die Eiche ohne Schwierigkeiten cortical als Symbol der Kraft und Dauerhaftigkeit verstanden werden kann, während sie subcortical — zunächst nicht so augenscheinlich — sicher auch eine Bedeutung als Phallussymbol hat und deshalb bei Fruchtbarkeitsbräuchen verwendet wird. Naturgemäß gibt es auch hierbei Überschneidungen, doch wird man nicht fehlgehen, wenn man Fruchtbarkeitsvorstellungen in jede Symbolbetrachtung einbezieht. Die eigene Fruchtbarkeit und die der ihn ernährenden Um-

720400

welt waren das Zentralproblem des Frühmenschen, das für ihn gleichbedeutend mit der Frage nach seiner Existenz überhaupt war.

Suchen wir in die Symbolik der zum Weihnachtsfest gebräuchlichen Pflanzen einzudringen, so müssen dabei urchristliche aus Palästina stammende Vorstellungen neben römischen und heidnischen Riten berücksichtigt werden, die alle ihren Niederschlag im heutigen Weihnachtsfest gefunden haben.

Ursprünglich feierte die christliche Kirche am 6. Januar die Taufe Christi im Jordan, also sozusagen die geistige Geburt Jesu. Erst im 4. Jahrhundert wurde das Geburtsdatum Christi auf den 25. Dezember, den dies natalis solis invicti der Römer, also ein Sonnenwendfest, gelegt. Soweit wir wissen, wurde das Weihnachtsfest in Rom im Jahre 354, in Konstantinopel im Jahre 375 und in Antiochia 386 zum erstenmal gefeiert. Auf diese Weise entstand zwischen dem 25. Dezember und dem 6. Januar ein zwölftägiger Festzyklus, der viele heidnische Bräuche einschloß. Die Vota, die Compitalia, die Saturnalia und vor allem die römische Kalendenfeier, das Fest des Jahreswechsels und des Amtsantritts der Konsuln, wurden mit dem Weihnachtsfest verschmolzen. Im nördlichen Europa wurde zweifellos im Mittwinter ein heidnisches Julfest gefeiert, um Frieden und guten Wuchs für das nächste Jahr zu erbitten. Der isländische Geschichtsschreiber Snorre Sturlason berichtet Anfang des 13. Jahrhunderts, daß dieses Fest von dem norwegischen König Hakon dem Guten (940—963) auf den Christtag verlegt wurde. Sicher sind deshalb Elemente des Fruchtbarkeitszaubers auch im nordischen Weihnachtsfest besonders stark verbreitet.

Mangels geschichtlicher Quellen läßt sich nicht mehr genau feststellen, ob das Weihnachtsfest bei allen Völkern an die Stelle eines heidnischen Festes trat oder ob es sich mehr um Neujahrsfeste gehandelt hat, die mit dem christlichen Weihnachten verschmolzen sind. Aus den am Weihnachtsfest verwendeten Pflanzen läßt sich jedoch schließen, daß zahlreiche von Jahresanfangsbräuchen stammen müssen und vom Christentum übernommen worden sind. Dies fiel um so leichter, als noch bis ins 16. und 17. Jahrhundert auch der christliche Jahresanfang am 25. Dezember lag und mit dem Weihnachtsfest zusammenfiel. Auch die gefühlsmäßige und sachliche Nähe der Begriffe Fruchtbarkeit-Segen-Gesundheit-Erlösung macht die Verschmelzung von Jahresanfangsfesten und Weihnachten leicht verständlich.

Etwas Weiteres kommt hinzu. Im Anfang der Christianisierung ging die Kirche oft besonders duldsam gegen die Sitten der heidnischen Völker vor. Papst Gregor I. (590—604) riet, die heidnischen Tempel der Angeln nicht zu zerstören, sondern Altäre darin aufzurichten, damit das Volk zu den gewohnten Stätten käme, und nach Möglichkeit den heidnischen Kultformen christliche Deutungen zu unterlegen.

Durch die Verlegung des Geburtsfestes Christi auf den römischen Sonnenwendtag wurde



Die Anbetung der Hirten, links im Bild Lorbeerblätter. Römisches Sargrelief aus dem Jahre 343

720401



Botticelli

Die Geburt Christi. Engel mit Olivenzweigen
Reproduktion mit freundl. Genehmigung der National Gallery, London

720402

Christus selbst zur Sonne, ein Vergleich, der den Kirchenvätern ganz geläufig war und in den Strahlen der Monstranz seinen symbolischen Niederschlag gefunden hat. In viel größerem Umfang scheint aber die Weihnachtssymbolik der römischen Kalendenfeier zu entstammen. Bei diesem Fest wurden nach mehreren Berichten aus der Kaiserzeit Lorbeer, Ölbaum, Eiche und Myrte verwendet. Eine besondere Bedeutung als Segensbringer hatte dabei, wie in der ganzen Antike, der Lorbeer, der oft auch mit Früchten geschmückt wurde. Man schenkte sich glückbringende Lorbeer- oder Olivenzweige, sogenannte strenae (eine Bezeichnung, die später auf Neujahrsgaben überhaupt angewendet wurde), und schmückte damit die Häuser und Gabentische. Plinius bezeugt, daß der Lorbeer sühnende und unheilabwehrende Bedeutung hatte. Und noch aus dem 6. Jahrhundert berichtet der Byzantiner Johannes Laurentius Lydus, daß man seinen Geschenken zum Weihnachtsfest einige grüne Lorbeerblätter beigab.

Sicher hatten sich die Kalendenfeiern auch schon vor der Einführung des Christentums im römischen Reich ausgebreitet, und Völker, denen der Lorbeer nicht zur Verfügung stand, mußten statt dessen andere grüne Zweige benutzen. So erscheinen als Surrogate des Lorbeers schon in heidnischer Zeit Stechpalme, Buchsbaum, Efeu, Mistel, Rosmarin, Eiche und Tanne. Es handelt sich aber dabei nicht nur um grüne Pflanzen, die gerade in der Jahreszeit zur Verfügung standen, sondern um solche, die wie der Lorbeer die Bedeutung eines Glückssymbols im weitesten Sinne hatten. Der Lorbeer hatte ja eine sehr vielgestaltige magische Funktion, die auch Schutz vor Krankheiten und vor Blitzschlag einschloß.

Dieser Gebrauch des Lorbeers wurde offenbar auch von den Christen für das Weihnachtsfest übernommen, und es ist bekannt, daß der Bischof Caesarius von Arles (um 530) diese heidnische Sitte ebenso wie die Herrichtung von Gabentischen bekämpfte. Der im Jahre 580 gestorbene Bischof Martin von Bracara verbot den in Spanien eingewanderten Sueben das weihnachtliche Schmücken der Häuser mit Lorbeer und Baumgrün. Aber noch aus dem 15. und 16. Jahrhundert sind englische Kirchenrechnungen erhalten, in denen Ausgaben für Lorbeerzweige als Weihnachtsschmuck der Kirchen angegeben sind. An der östlichen Adriaküste werden Lorbeerzweige zum Teil heute noch als Weihnachtsschmuck verwendet. Der Lorbeer, der auch bei uns noch Symbolpflanze, wenn auch mit verlagerter Bedeutung ist, muß also als eine der frühesten weihnachtlichen Symbolpflanzen gelten.

Eine ebenfalls antiken Fruchtbarkeitsvorstellungen entstammende weihnachtliche Symbolpflanze ist die Olive. Schon Ovid berichtet, daß man sich lange vor seiner Zeit zu den Kalenden in Rom mit einem Olivenzweig beschenkte. Von Interesse ist in diesem Zusammenhang auch die altgriechische Eiresione: ein Ölzweig, der mit Bändern, Feldfrüchten, Kuchen, kleinen Öl- und Weinkrügen behängt war und am Jahresanfang vor der Haustür aufgepflanzt wurde, wo er das ganze Jahr verblieb. Bei der öffentlichen Neujahrsfeier wurde ein Olivenzweig von einem Knaben an der Spitze einer Prozession zum Apollotempel getragen und dort aufgehängt. Aber auch bei den alten Hebräern war der Ölbaum Symbol des Friedens und der Erleuchtung, und nur mit seinem Öl wurden im Tempel die Lampen gespeist.

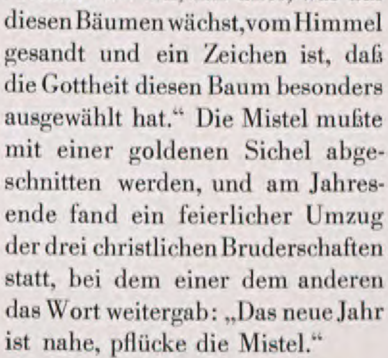
Die Verwendung des Ölbaums zu Weihnachtsbräuchen, die, wie schon gesagt wurde, oft mit Neujahrsbräuchen identisch sind, hat sich über lange Zeit erhalten. Benedikt, Chorherr von St. Peter in Rom, berichtet im Jahre 1142 über das Verschenken von

720403

glückbringenden strenae und von Umzügen von Knaben mit Olivenzweigen, wobei Salz in die Herdflammen gestreut und ein Funkensegen gesprochen wurde. Wie bekannt die symbolische Verwendung von Ölzweigen am Weihnachtsfest noch in der italienischen Renaissance war, zeigt Botticelli's Bild von Christi Geburt mit den Ölzweigtragenden Engeln. In Jugoslawien bestand noch im vorigen Jahrhundert in einigen Gegenden die Sitte, daß am Weihnachtstag ein Bursche mit einem Lorbeer- oder Ölzweig um das Haus ging und dann damit die Bienenstöcke schmückte.

Neben Lorbeer und Ölbaum hat in der Antike auch die Eiche eine gewisse Bedeutung bei den Neujahrsfesten gehabt. Bei den Römern war die Eiche dem Zeus geweiht, der auch als Gott des Blitzes verehrt wurde. Diese Beziehungen der Eiche zum Gewittergott bestanden auch bei den Germanen, und das ostgotische Gesetz bestimmte, daß Eichen und Haselsträucher nicht gefällt werden durften. Am Jahreswechsel kam der Versöhnung des Gewittergottes bei Hirten- und Bauernvölkern eine besondere Bedeutung zu, doch kam die Verwendung von Eichen für die christliche Weihnachtsfeier nicht in Betracht, weil ihr zu dieser Jahreszeit die grünen Blätter, das Symbol der Fruchtbarkeit und des Heils, fehlten. Nur in Bulgarien war es Sitte, am Weihnachtstage eine Eiche zu fällen und davon einen Ast mit einer brennenden Kerze ins Haus zu tragen.

Bei den keltischen Druiden war es nicht so sehr die Eiche selbst wie die auf einer Eiche gewachsene Mistel, und Plinius erzählt: „Sie bilden sich ein, daß alles, was auf diesen Bäumen wächst, vom Himmel gesandt und ein Zeichen ist, daß die Gottheit diesen Baum besonders ausgewählt hat." Die Mistel mußte mit einer goldenen Sichel abgeschnitten werden, und am Jahresende fand ein feierlicher Umzug der drei christlichen Bruderschaften statt, bei dem einer dem anderen das Wort weitergab: „Das neue Jahr ist nahe, pflücke die Mistel."





Diese Pflanze ist eine der ältesten europäischen Symbolpflanzen überhaupt. In der deutschen Sage ist die Winterrute, welche Brunhilde und die gesamte Natur in den Todesschlaf versenkt, mit dem Mistelzweig identisch, mit dem der blinde Wintergott Hödur den lichten Sonnengott Baldur niederstreckte. Der Mistelzweig ist aber gleichzeitig auch das Symbol der Wiederbele-

Buchdeckel aus Elfenbein mit der Geburt Christi. Byzantinisch um 1000. Der junge Lebensbaum im Hintergrund.

720404

bung der erloschenen Sonnenkraft, die in ihm allein lebendig bleibt. Daher stammt der Glaube an die belebende und heilende Kraft dieser Pflanze. Wenn die größte Schwäche der Sonne vorüber war, wurde am Julfest die „Allheilende“ feierlich eingesammelt und damit während der Festzeit die Räume geschmückt.

Ebenso begegnet uns aber „der goldene Stab der Mistel“ auch in der griechischen Mythologie, wo er unter anderem dem Gotte Hermes zur Öffnung der Pforten des Hades diente, wenn er die Toten in das Reich der Schatten begleiten mußte. Die Mistel ist das Vorbild der Zauberrute, aus der sich später die Wünschelrute entwickelte. Besonders wertvoll für diesen Zweck war die auf Haselsträuchern gewachsene Mistel, die dann vielleicht so selten wurde, daß die Haselrute selbst an ihre Stelle trat. Interessant ist, daß sich in der Mistel eine Fruchtbarkeitssymbolik mit einer Totensymbolik verbunden hat, die der heutigen Verwendung der Mistel in der Weihnachtszeit völlig verlorengegangen ist, wenngleich sich alte Vorstellungen über das Erscheinen der Seelen Abgeschiedener in der Weihnachtszeit bis heute erhalten haben.

Pflanzen, die als Abwehrzauber gegen Hexen und böse Geister dienten, also ursprünglich Totenfestsymbole waren, sind auch die Eibe, der Buchsbaum und die Stechpalme. Das Verschenken von mit Buchsbaum geschmückten Äpfeln zu Neujahr wird für Aub in Franken im Jahre 1520 bezeugt, und ähnliches erwähnt 1669 auch Grimmelshausen in seinem „Simplizissimus“. In Schwaben und in der Pfalz wurde nachweisbar im 16. Jahrhundert der Buchsbaum zu Weihnachten in der Stube aufgestellt, während es in der Schweiz die Stechpalme war. Die Kirche deutete die von den Heiden verwendete Stechpalme dahin um, daß die Dornenkrone Christi aus dieser Pflanze geflochten worden sei, wodurch sich eine symbolische Beziehung zum Weihnachtsfest ergab.

Weiter entspringt rein heidnischen Vorstellungen die bei vielen europäischen Völkern nachweisbare Sitte, zu Weihnachten Stroh und Heu auf den Tisch oder auf den Fußboden zu streuen, ein Fruchtbarkeitszauber, der sich durch die gedankliche Verbindung mit dem Stroh in der Krippe zu Bethlehem auch in christlicher Zeit lange erhalten hat. In einer alten skandinavischen Überlieferung heißt es, daß die Haustiere am Weihnachtsabend außer der Reihe Futter bekommen sollen, damit sie sich nicht bei der Jungfrau Maria beklagen, mit der sie in dieser Nacht sprechen können. Oft wird dazu die letzte Garbe der Ernte benutzt, die bei allen nichtslawischen europäischen Völkern eine besondere kultische Verwendung in der Weihnachtszeit fand. Sie soll wohl eine Konzentration der Wuchskraft des ganzen Feldes enthalten und ihre magische Kraft in den „dunklen Nächten“ auf das nächste Jahr übertragen.

Bei den Lappen und auch in Norwegen galt die Engelwurz (Angelica archangelica) als Fruchtbarkeitssymbol für das gesamte Weidewachstum. Auch diese Pflanze stand zeitweise im Mittelpunkt der weihnachtlichen Bräuche. Ihre Bezeichnung Jol oder Jul (auch Aul) läßt zwar die Assoziation zum Julfest aufkommen, aber es kann hier nicht erörtert werden, ob beide Worte den gleichen Ursprung haben.

Wenden wir uns nun der Frage zu, welche weihnachtlichen Pflanzensymbole den jüdischen Gebräuchen entstammen könnten. Sicher hat das Hüttenfest auf die Urchristen eingewirkt. An diesem Tage war der Grund des alten und des neuen Tempels gelegt und Christus geboren. Der Kirchenvater Hieronymus hielt die Christen an, dieses Fest ebenfalls zu feiern, und sagte dazu: „Man soll feiern in Palmzweigen, darin das Zeichen

720405



Mittelteil des Klarenaltars aus dem Kölner Dom mit der Darstellung des neuen Paradiesbaumes in der Geburtsnacht Christi

des Sieges und der Lohn der Tugend enthalten ist, und in den Zweigen des laubreichen Baumes, den die Juden Myrte nennen, wegen der Tötung des Fleisches und der Lüste." Die Kirche begeht von Anfang an mit der Geburt Christi ihre Tempelweihe und ihr Hüttenfest, so daß auch die dabei benutzten Pflanzen zunächst die gleichen waren wie bei den Juden. Da aber für die griechischen und römischen Christen nicht die Palme, sondern der Lorbeer das Siegeszeichen war, konnte sich die Palme zur Weihnachtszeit nicht recht durchsetzen. Sie hat sich aber sonst als christliches Symbol (Palmsonntag) ebenso wie die Myrte (Brautkranz) erhalten. An die Stelle der Myrte ist auch oft der Rosmarin getreten, so in England, Skandinavien und Deutschland, wo er ebenfalls mit Fruchtbarkeitsvorstellungen, die matriarchalische Einflüsse zeigen, zusammenhängt.

Man hat auch angenommen, daß der Paradiesbaum auf die Entwicklung des Weihnachtsbaumes Einfluß gehabt hätte, denn in Christi Geburtsnacht ist der Paradiesbaum der erlösten Menschheit neu gepflanzt worden und trägt frische Äpfel. Tatsächlich erscheint er auch auf vielen Darstellungen von Christi Geburt, wie auf dem Bilde vom Klarenaltar in Köln. Da Christus die Welt von der Sünde erlöst, schafft er gleichsam neue Äpfel. Alte Chroniken berichten, daß am Weihnachtsabend Apfelbäume plötzlich Früchte bringen, und Christus wird oft zusammen mit Apfelbäumen oder Äpfeln dargestellt, wie auf dem Bilde des Jan van Eyck. Diese Gleichsetzung des Paradiesbaumes mit einem Apfelbaum ist aber eine vorwiegend deutsche und keltische Auffassung. In der griechischen Kirche ist es ein Feigenbaum, in anderen südlichen Ländern ein Weinstock oder ein Orangenbaum, so daß das Pflanzensymbol selbst nicht der alttestamentlichen Mythologie entstammt. Vielmehr ist der Apfel ein altes indogermanisches Fruchtbarkeitssymbol, wie die Äpfel der Hesperiden oder die Äpfel der Iduna in der germanischen Sagenwelt zeigen. Auch altenglische Überlieferungen, wonach z. B. auf neuem Gemeindeland ein Apfelbaum gepflanzt werden mußte, sind in diesem Sinne zu deuten. Möglicherweise ist aber der Apfelbaum dann ein Analogiesymbol zum Orangenbaum geworden, der laut Hieronymus von den Juden für den Baum des Lebens gehalten wurde; denn ebenfalls aus England wird berichtet, daß die Kirchen um Weihnachten mit Pomeranzenzweigen (engl. orange tree, Citrus aurantium) geschmückt wurden. Gerade die Verbindung des Apfels mit dem Paradiesbaum hat dazu geführt, daß er sich als Weihnachtssymbol bis in unsere Tage erhalten hat. Zweifellos sind in früherer Zeit auch nicht nur Apfelzweige, sondern ganze Bäumchen vor der Weihnachtszeit zum Grünen gebracht und dann ins Zimmer gestellt worden. Noch

720406

aus dem 19. Jahrhundert sind Verordnungen erhalten, die gegen den Obstbaumfrevel in der Weihnachtszeit einschreiten. In den Barbarazweigen hat sich die Sitte bis heute erhalten.

Wie steht es nun mit unserem Weihnachtsbaum selbst? Seine Ableitung aus den weihnachtlichen Mysterienspielen der Kirche im Mittelalter, bei denen auch ein mit Äpfeln behängter Paradiesbaum auf der Bühne aufgestellt wurde, ist deshalb unmöglich, weil sich der heutige Weihnachtsbaum aus rein häuslichen Sitten entwickelt hat und von der Kirche lange Zeit heftig bekämpft wurde. Erst allmählig ist der Weihnachtsbaum auch in die Kirche eingedrungen, wie die Beziehungen zwischen kirchlichen und volkstümlichen Bräuchen immer wechselseitige waren.



Jan van Eyck: **Die Madonna von Lucca. Links im Bild auf dem Fensterbrett zwei Äpfel.**

In der Antike waren die Pinie wie auch die Tanne das Symbol des Mysteriengottes Attis. Aus einer Villa der Livia, der Frau des Augustus, ist in Rom ein Freskogemälde einer Tanne erhalten, an deren Fuß eine Taube, das Symbol der Venus, sitzt. Bei den im Hintergrund dargestellten Obstbäumen handelt es sich vermutlich um Apfelbäume, so daß hier drei mythologische Komponenten zusammentreffen, die vermuten lassen, daß es sich nicht nur um eine naturalistische Landschaftsdarstellung handelt. Sollte unsere Ansicht richtig sein, so würde es sich um die älteste farbige Darstellung der Tanne als Kultbaum handeln.

In Deutschland genoß die Tanne schon seit den ältesten Zeiten religiöse Verehrung. Das zeigt die wenig bekannte Tatsache, daß der hl. Landolin als Attribut eine Tanne besitzt, weil er bei den heidnischen Alemannen eine heilige Tanne fällte und daraus

720407

ein Kreuz Christi aufrichtete. Auch spricht viel dafür, daß das von Tacitus erwähnte Heiligtum der Marsen „Tanfana" mit Tanne oder Tannenhain sprachlich zusammenhängt.

In Schweden war es nachweislich im Mittelalter üblich, Jul-Bäume oder Jul-Tannen außerhalb der Höfe aufzustellen. Auch die Kiefer fand dazu als altes Feuer- und Sonnensymbol Verwendung. Diese Bräuche werden von Linné in seiner Reisebeschreibung aus Dalarna (1734) bestätigt. Mit Tannengrün umkleidete Leuchter finden sich in Schweden auch in den Zimmern, und oft sind sie mit bunten Eierschalen geschmückt, die wiederum auf uralte Fruchtbarkeitsriten hinweisen.

Nicht historisch ist dagegen der brennende Kerzenbaum, den Scheffel in seinem „Ekkehard" schon für das 10. Jahrhundert beschreibt, ebensowenig wie der Weihnachtsbaum im Hause Luthers. Wir müssen vielmehr annehmen, daß die wesentlichen Elemente: Baum, Lichter und Behang — ursprünglich Äpfel und Backwerk — getrennt seit den frühesten Zeiten des Christentums, wie auch schon bei den römischen Kalendenfeiern, üblich waren, daß der Weihnachtsbaum in seiner heutigen Form aber weit jüngeren Datums ist. Sicher wurden ursprünglich im Zimmer nur Zweige verwendet, während Bäume, wie in Schweden, vielleicht außerhalb des Hauses aufgestellt wurden. Der älteste Hinweis auf das Schlagen von Tannenbäumen zum Weihnachtsfest findet sich merkwürdigerweise wieder im alemannischen Raum, wo dieser Baum offenbar seit der heidnischen Zeit als Fruchtbarkeitssymbol galt. In einer Stadtrechnung von Schlettstadt vom 21. Dezember 1521 sind 2 Schillinge verbucht, die den Förstern für das Bewachen der Wälder gegen unberechtigtes Abschlagen der Tannenbäume gezahlt wurden. Offenbar war der Brauch schon damals so weit verbreitet, daß man besondere Schutzmaßnahmen gegen Waldfrevel ergreifen mußte, wie auch aus anderen, wenig späteren Urkunden hervorgeht. Auch aus dem Salzburgischen ist aus dem Jahre 1525 ein altes Verbot „betreffend das Abhacken des Weihnachtsgrüns" erhalten. Im Jahre 1508 wendet sich der Straßburger Prediger Geiler von Kaisersberg gegen die Sitte „Dannreis in die Stuben zu legen", die er für heidnisch hält. Schon 1494 hatte Sebastian Brant in Straßburg in seinem „Narrenschiff" gesagt:

> „und wer nit etwas nuwes hat
> und um das nuw jor singen gat
> und grün tannris steckt in sin hus,
> der meint, er lebt das jor nit us."

Eine weitere Nachricht aus Straßburg über das Aufstellen von geschmückten Weihnachtsbäumen, allerdings noch ohne Kerzen, findet sich im Jahre 1605, und sie wird oft fälschlich als erster historischer Hinweis angesehen.

Wenn sich der Bischof Anton von Vercelli auch schon im Jahre 925 scharf gegen die Lichter auf den Weihnachtstischen gewandt hat und Lichtsymbole zur Jahreswende weit in die Antike zurückreichen, so ist doch die Verbindung von Licht und Baum recht jung. Wir haben hierbei schon die letzte Stufe der Symbolentwicklung

720408

erreicht, wo es nur noch auf die Schmuckfunktion ankommt, von der wir nicht genau wissen, wann sie sich durchgesetzt hat.

Noch im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts war unser heutiger Weihnachtsbaum der Landbevölkerung in Holstein, Mecklenburg, Pommern und Ostpreußen ganz unbekannt. Aus Bayern wird dies von den Kleinstädten und Dörfern noch für 1855 berichtet, und erst in der zweiten Hälfte trat er seinen Siegeszug in Deutschland und von hier aus in die ganze Welt an.

Schließen wir unsere kleine Betrachtung mit einem Weihnachtsgedicht von Goethe, der als erster den Weihnachtsbaum in seinem „Werther" in die Literatur eingeführt hat:



Das älteste Gemälde eines Tannenbaums aus der Zeit des Augustus.
Erste farbige Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung des Museo Nazionale in Rom.

Bäume leuchtend, Bäume blendend,
Überall das Süße spendend,
In dem Glanze sich bewegend,
Alt und junges Herz erregend,

Solch ein Fest ist uns bescheret,
Mancher Gaben Schmuck verehret,
Staunend schaun wir auf und nieder,
Hin und her und immer wieder.

Goethe, Weihnachten 1821

(Literaturnachweise werden gern zur Verfügung gestellt)

720409



Foto Martin Hesse, Bern

Weihnacht mit zwei Kindergeschichten

von Hermann Hesse

Wir möchten dem Dichter auch an dieser Stelle für seinen Beitrag unseren herzlichsten Dank aussprechen. Die Redaktion

Als unser kleines, stilles Christfest beendet war, noch vor 10 Uhr am Abend des 24. Dezember, war ich müde genug, um mich auf Nacht und Bett und vor allem darauf zu freuen, daß nun zwei ganze Tage ohne Post und ohne Zeitung vor uns lagen. Unsere große Wohnstube, die sogenannte Bibliothek, sah ebenso unordentlich und abgekämpft aus wie unser Inneres, aber viel heiterer, denn obwohl wir nur zu dreien gefeiert hatten: Hausherr, Hausfrau und Köchin, gaben doch das Tannenbäumchen mit den herabgebrannten Kerzen, das Durcheinander von farbigen, goldenen und silbernen Papieren und Bändern und auf den Tischen die Blumen, die übereinandergeschichteten neuen Bücher, die teils straff, teils müde und halb eingesunken an die Vasen gelehnten Malereien, Aquarelle, Steinzeichnungen, Holzschnitte, Kindermalereien und Photographien der Stube eine ungewohnte und festliche Überfülltheit und Bewegtheit, etwas von Jahrmarkt und etwas von Schatzkammer, einen Hauch von Leben und von Unsinn, von Kinderei und Spielerei. Und dazu kam die Luft, die mit Düften ebenso ungeordnet und übermütig beladene Luft mit dem Neben- und Ineinander von Harz, Wachs, Verbranntem, von Backwerk, Wein, Blumen. Des weiteren stauten sich im Raume und in der Stunde, wie es alten Leuten zukommt, die Bilder, Klänge und Düfte von vielen, sehr vielen Festen vergangener Jahre, siebzig und mehr Male hatte seit dem ersten großen Erlebnis die Weihnacht mich wieder besucht, und waren es bei meiner Frau manche Jahre und Christfeste weniger, so war bei ihr dafür die Fremde, die Ferne und Erloschenheit und Unwiederbringlichkeit der Heimat und Geborgenheit noch größer als bei mir. War in den letzten angestrengten Tagen das Schenken und Packen, Beschenktwerden und Auspacken, das Sichbesinnen auf echte und unechte Verpflichtungen (die sich für Vernachlässigung oft unerbittlicher rächen als jene) und die ganze etwas überhitzte und überhetzte Betriebsamkeit einer Weihnachtszeit in unserem ruhelosen Zeitalter schon schwer zu bewältigen gewesen, so war diese Wiederbegegnung mit den Jahren und Festen vieler Jahrzehnte eine noch strengere Aufgabe, doch war es wenigstens eine echte und sinnvolle, und die echten und sinnvollen Aufgaben haben den Segen, nicht nur zu fordern und zu zehren, sondern auch zu helfen und zu stärken. Zumal in einer aufgelösten, am Mangel an Sinn erkrankten und hinsterbenden Zivilisation gibt es ja für den einzelnen wie für die Gemeinschaften kein anderes Heil- und Nahrungsmittel, keine andere Kraftquelle fürs Weiterleben, als die Begegnung mit dem, was allem zum Trotz unsrem Sein und Tun Sinn gibt und uns rechtfertigt. Und bei der Erinnerung an die Feste und Zusammenhänge eines

720410

ganzen Lebens, dem Lauschen auf Klänge und Regungen der Seele bis in die farbige Wildnis der Kindheit zurück, dem Blicken in geliebte längst erloschene Augen erweist sich eben doch das Vorhandensein eines Sinnes, einer Einheit, einer geheimen Mitte, um die wir, bald wissend, bald unwissend, lebenslang gekreist sind. Von den wachs- und honigduftenden frommen Christfesten der Kindheit, in einer, wie es schien, noch heilen, vor Zerstörung sicheren, an ihre Zerstörungsmöglichkeit nicht glaubenden Welt, über alle Wandlungen, Krisen, Erschütterungen und Wiederbesinnungen unseres privaten Lebens wie unserer Epoche hinweg, hat sich in uns ein Kern erhalten, ein Sinn, eine Gnade, nicht an irgendein Dogma der Kirchen oder der Wissenschaften, sondern an das Vorhandensein einer Mitte, um die auch ein gefährdetes und gestörtes Leben sich stets aufs neue ordnen kann, ein Glaube an die Erreichbarkeit Gottes von eben diesem innersten Kern unseres Wesens aus, an die Koinzidenz dieses Zentrums mit der Gegenwart Gottes. Wo er gegenwärtig ist, mag ja auch das Häßliche und scheinbar Sinnlose ertragen werden, denn für ihn ist nirgends Erscheinung und Sinn getrennt, für ihn ist alles Sinn.

Das Bäumchen stand schon lange dunkel und ein wenig dumm auf seinem Tischchen, es brannte seit einer Weile das nüchterne elektrische Licht wie an jedem Abend, da wurden wir vor den Fenstern einer anderen Art von Helligkeit gewahr. Der Tag war wechselnd klar und verhangen gewesen, an den Hängen der Berge jenseits des Seetals standen zuweilen lang hingezogene, schmale weiße Wolken, alle in derselben Höhe, sie hatten fest und unbeweglich geschienen und waren doch, sooft man wieder hinaussah, verschwunden oder umgebaut gewesen, und beim Zunachten hatte es ausgesehen, als würden wir die Nacht über ohne Himmel sein und im Nebel stecken. Aber während wir mit unsrer Feier, unsrem Baum und seinen Kerzen, unseren Geschenken und den immer dichter kommenden Erinnerungen beschäftigt gewesen waren, hatte sich draußen mancherlei zugetragen und abgespielt. Als wir das gespürt und unser Stubenlicht gelöscht hatten, fanden wir draußen in der großen Stille eine überaus schöne, geheimnisvolle Welt liegen. Das schmale Tal zu unseren Füßen war mit Nebel angefüllt, auf dessen Oberfläche ein bleiches aber starkes Licht spielte. Über diesem Nebelballen stiegen die beschneiten Hügel und Berge hinan, alle im selben gleichmäßigen, verteilten, aber starken Lichte stehend, und auf die weißen Tafeln waren überall die kahlen Bäume und Wälder und die schneefreien Felsgestaltungen wie mit spitzer Feder gekritzelte Buchstaben hingeschrieben, stumme, viel verschweigende Hieroglyphen und Arabesken. Oben aber, über alledem, wogte mit vom Vollmond durchschienenem Wolkengewimmel weiß und opalglänzend ein gewaltiger Himmel, unruhig wallend und vom Licht des vollen Mondes beherrscht, der zwischen den geisterhaft sich lösenden und wieder dichtenden Schleiern verschwand und erschien, und wenn er ein freies Stück Himmel erkämpfte, sahen wir ihn umgeben von elbisch kühlen, irisierenden Mondregenbogen, deren gleißend gleitende Farbenfolge sich in den Rändern durchschienener Wolken wiederholte. Perlig und milchig rann und rieselte das köstliche Licht durch den Himmel, glänzte schwächer unten im Nebel wider, wogte im Schwellen und Schwinden wie in lebendigen Atemzügen.

Ehe ich zu Bett ging, die Lampe brannte wieder, warf ich noch einen Blick auf meinen Gabentisch, und wie Kinder am Christabend ein paar von ihren Geschenken mit ins Schlafzimmer und womöglich mit ins Bett nehmen, nahm ich mir auch etwas mit, um

720411

es vor dem Schlafen noch ein wenig bei mir zu haben und zu betrachten. Es waren die Gaben meiner Enkelkinder: von Sibylle, der Jüngsten, ein Staublappen, von Simeli eine kleine Zeichnung, ein Bauernhaus mit einem Sternhimmel darüber, von Christine zwei farbige Illustrationen zu meiner Erzählung vom Wolf, ein kraftvoll hingehauenes Gemälde von Eva und von ihrem zehnjährigen Bruder Silver ein mit seines Vaters Maschine geschriebener Brief. Ich nahm die Sachen mit ins Atelier hinüber, wo ich Silvers Brief noch einmal las, dann ließ ich sie liegen und stieg, mit schwerer Müdigkeit kämpfend, die Treppe zu meinem Schlafzimmer hinauf. Doch konnte ich noch lange Zeit nicht einschlafen, die Erlebnisse und Bilder des Abends hielten mich wach, und die nicht abzuwehrenden Reihen von Vorstellungen endeten jedesmal mit dem Brief meines Enkels, der so lautete:

Lieber Nonno! Ich will Dir jetzt eine kleine Geschichte schreiben. Sie heißt: Für den lieben Gott. Paul war ein frommer Knabe. Er hatte in der Schule schon so viel vom lieben Gott gehört. Er wollte ihm jetzt auch einmal etwas schenken. Paul schaute alle seine Spielsachen an, aber alles gefiel ihm nicht. Da kam Pauls Geburtstag. Er bekam viele Spielsachen, darunter sah er einen Taler. Da rief er: Den schenke ich dem lieben Gott. Paul sagte: Ich gehe hinaus auf das Feld, dort habe ich einen schönen Platz, da wird ihn der liebe Gott sehen und ihn holen. Paul ging auf das Feld. Als Paul im Feld war, sah er ein altes Mütterlein, das mußte sich stützen. Er wurde traurig und gab ihr den Taler. Paul sagte: Eigentlich war er für den lieben Gott.

Viele Grüße von Silver Hesse.

An jenem Abend gelang es mir nicht mehr, die Erinnerung heraufzubeschwören, an die meines Enkels Erzählung mich mahnte. Erst andern Tags fand sie sich von selber ein. Ich erinnerte mich: in meiner Knabenzeit, im selben Alter, in dem jetzt mein Enkel stand, zehnjährig also, hatte ich auch einmal eine Geschichte geschrieben, um sie meiner jüngeren Schwester zum Geburtstag zu schenken, es war außer einigen Knabenversen die einzige Dichtung, vielmehr der einzige dichterische Versuch aus meiner Kinderzeit, der erhalten geblieben ist. Ich selbst hatte viele Jahrzehnte nichts mehr von ihm gewußt, vor einigen Jahren aber war, ich weiß nicht mehr bei welchem Anlaß, dieser kindliche Versuch wieder zu mir zurückgekehrt, durch die Hand einer meiner Schwestern vermutlich. Und obwohl ich mich seiner nur noch undeutlich erinnern konnte, schien mir doch, er habe irgendeine Ähnlichkeit oder Verwandtschaft mit der Geschichte, die mein Enkel mehr als 60 Jahre später für mich verfaßt hatte. Aber wenn ich auch bestimmt wüßte, daß meine Kindergeschichte in meinem Besitz sei, wie sollte ich sie finden? Überall vollgestopfte Schubladen, gebündelte Mappen und Briefhaufen mit Aufschriften, die nicht mehr stimmten oder nicht mehr leserlich waren, überall beschriebenes und bedrucktes Papier aus Jahren und Jahrzehnten her, aufbewahrt, weil man sich zum Wegwerfen nicht hatte entschließen können, aufbewahrt aus Pietät, aus Gewissenhaftigkeit, aus Mangel an Schneid und Entschlußkraft, aus Überschätzung des Geschriebenen, das einmal „wertvolles Material" für irgendwelche neuen Arbeiten abgeben könnte, aufbewahrt und eingesargt, wie einsame alte Damen Kasten und Dachböden voll Schachteln und Schächtelchen mit Briefen, gepreßten Blumen, abgeschnittenen Kinderlöckchen aufbewahren. Unendlich vieles sammelt sich, auch wenn man das Jahr hindurch Zentner von Papier verbrennt, um

720412

einen Literaten an, der nur selten den Wohnort gewechselt hat und in die Jahre gekommen ist.

Aber ich hatte mich nun in den Wunsch festgebissen, jene Erzählung wiederzusehen, sei es auch nur, um sie mit der meines gleichaltrigen Kollegen Silver zu vergleichen oder sie vielleicht abzuschreiben und ihm als Gegengabe zu schicken. Ich plagte mich und plagte meine Frau damit einen ganzen Tag, und wirklich fand ich das Ding am unwahrscheinlichsten Platz. Die Geschichte ist im Jahr 1887 in Calw geschrieben und heißt:

Die beiden Brüder (für Marulla)

Es war einmal ein Vater, der hatte zwei Söhne. Der eine war schön und stark, der andere klein und verkrüppelt, darum verachtete der Große den Kleinen. Das gefiel dem Jüngeren nun gar nicht, und er beschloß, in die weite, weite Welt zu wandern. Als er eine Strecke weit gegangen war, begegnete ihm ein Fuhrmann, und als er den fragte, wohin er fahre, sagte der Fuhrmann, er müsse den Zwergen ihre Schätze in einen Glasberg führen. Der Kleine fragte ihn, was der Lohn sei. Er bekam die Antwort, er bekomme als Lohn einige Diamanten. Da wollte der Kleine auch gern zu den Zwergen gehen. Darum fragte er den Fuhrmann, ob er glaube, daß die Zwerge ihn aufnehmen wollten. Der Fuhrmann sagte, das wisse er nicht, aber er nahm den Kleinen mit sich. Endlich kamen sie an den Glasberg, und der Aufseher der Zwerge belohnte den Fuhrmann reichlich für seine Mühe und entließ ihn. Da bemerkte er den Kleinen und fragte ihn, was er wolle. Der Kleine sagte ihm alles. Der Zwerg sagte, er solle ihm nur nachgehen. Die Zwerge nahmen ihn gern auf, und er führte ein herrliches Leben.

Nun wollen wir auch nach dem anderen Bruder sehen. Diesem ging es lang daheim sehr gut. Aber als er älter wurde, kam er zum Militär und mußte in den Krieg. Er wurde am rechten Arm verwundet und mußte betteln. So kam der Arme auch einmal an den Glasberg und sah einen Krüppel dastehen, ahnte aber nicht, daß es sein Bruder sei. Der aber erkannte ihn gleich und fragte ihn, was er wolle. „O mein Herr, ich bin an jeder Brotrinde froh, so hungrig bin ich.“ „Komm mit mir“, sagte der Kleine und ging in eine Höhle, deren Wände vor lauter Diamanten glitzerten. „Du kannst dir davon eine Handvoll nehmen, wenn du die Steine ohne Hilfe herunterbringst“, sagte der Krüppel. Der Bettler versuchte nun mit seiner einen gesunden Hand etwas von den Diamantenfelsen loszumachen, aber es ging natürlich nicht. Da sagte der Kleine: „Du hast vielleicht einen Bruder, ich erlaube dir, daß er dir hilft.“ Da fing der Bettler an zu weinen und sagte: „Wohl hatte ich einst einen Bruder, klein und verwachsen wie Sie, aber so gutmütig und freundlich, er hätte mir gewiß geholfen, aber ich habe ihn lieblos von mir gestoßen, und ich weiß schon lange nichts mehr von ihm.“ Da sagte der Kleine: „Ich bin ja dein Kleiner, du sollst keine Not leiden, bleib bei mir.“

Daß zwischen meiner Märchenerzählung und der meines Enkels und Kollegen eine Ähnlichkeit oder Verwandschaft bestehe, ist wohl kein Irrtum des Großvaters. Ein Durchschnitts-Psychologe würde die beiden kindlichen Versuche etwa dahin deuten:

720413



Ludwig Richter **Weihnachtsabend**

720414

Jeder der beiden Erzähler sei natürlich mit den Helden seiner Geschichte zu identifizieren, und es erdichte sich sowohl der fromme Knabe Paul wie der kleine Krüppel eine doppelte Wunscherfüllung, nämlich zunächst ein massives Beschenktwerden, sei es mit Spielzeug und Taler oder mit einem ganzen Berg voll Edelsteinen und einem geborgenen Leben bei Zwergen, bei seinesgleichen also, fern von den Großen, Erwachsenen, Normalen. Darüber hinaus aber erdichtet jeder der Märchenerzähler sich auch noch einen moralischen Ruhm, eine Tugendkrone, denn mitleidig gibt er seinen Schatz dem Armen hin (was in Wirklichkeit weder der zehnjährige Alte noch der zehnjährige Junge getan hätte). Das mag wohl stimmen, ich habe nichts dagegen. Aber es scheint mir auch, daß die Wunscherfüllung sich im Bereich des Imaginären und Spielerischen vollziehe, wenigstens kann ich von mir sagen, daß ich im Alter von zehn Jahren weder Kapitalist noch Juwelenhändler war und bestimmt noch niemals mit Wissen einen Diamanten gesehen hatte. Dagegen waren manche Grimmsche Märchen und war vielleicht auch Aladin mit der Wunderlampe mir schon bekannt, und der Edelsteinberg war für das Kind weniger eine Vorstellung von Reichtum als ein Traum von unerhörter Schönheit und Zaubermacht. Und eigentümlich kam mir auch dies vor, daß in meinem Märchen kein lieber Gott vorkommt, obwohl er für mich vermutlich selbstverständlicher und realer war als für den Enkel, der erst „in der Schule" auf ihn neugierig geworden war.

Schade, daß das Leben so kurz und so sehr mit aktuellen, scheinbar wichtigen und unumgänglichen Pflichten und Aufgaben überstopft ist; manchmal wagt man des Morgens ja kaum das Bett zu verlassen, weil man weiß, daß der große Schreibtisch noch übervoll von Unerledigtem liegt und tagsüber die Post den Haufen noch zweimal erhöhen wird. Sonst wäre mit den beiden Kindermanuskripten noch manches amüsante und nachdenkliche Spiel zu treiben. Mir schiene zum Beispiel nichts spannender als eine vergleichende Untersuchung von Stil und Syntax in den beiden Versuchen. Aber für so hübsche Spiele ist nun einmal unser Leben nicht lang genug. Auch wäre es am Ende nicht angezeigt, den um 63 Jahre jüngeren von den beiden Autoren durch Analyse und Kritik, durch Anerkennung oder Tadel vielleicht in seiner Entwicklung zu beeinflussen. Denn aus ihm kann unter Umständen ja noch etwas werden, nicht aber aus dem Alten.



720415

An welcher Krankheit ist Herodes gestorben?

Der große russische Dichter und Arzt A. P. Tschechow veröffentlichte diese kleine Geschichte am 25. Dezember 1892. Soweit wir feststellen konnten, bringen wir unseren Lesern nachstehend die erste Übersetzung aus dem Russischen.

Der unersättliche Leuteschinder, der befohlen hatte, 14000 Kleinkinder totzuschlagen, ging bekanntlich an einer boshaften Krankheit zugrunde, von Umständen begleitet, die bei seinen Zeitgenossen Ekel und Schrecken erregten. Nach Farrar starb er an einer widrigen Krankheit, welche in der Geschichte nur bei solchen Menschen vorgekommen ist, die sich durch ihren Blutdurst und ihre Grausamkeiten entehrt haben. In welchem Ausmaße sein Leiden schrecklich und außergewöhnlich war, sieht man schon daran, daß er 5 Tage vor seinem Tod Selbstmord begehen wollte und in rasender Verzweiflung befahl, seinen ältesten Sohn zu köpfen, wahrscheinlich, um seine starken Schmerzen durch die Schmerzen anderer abzulenken. Auf seinem unerträglichen Krankenlager, aufgeschwollen durch die Krankheit und vor Durst sich verzehrend, mit Geschwüren auf dem ganzen Körper bedeckt und innen wie von einem Feuer langsam verbrannt, noch lebend von der Verwesung verzehrt, von Würmern zernagt, so lag der elende Alte in grimmiger Wut und wartete auf seine letzte Stunde. Nach dem Zeugnis des hl. Theophilaktus hat dieser elende Alte infolge einer Krankheit „seine hinterlistige Seele weggeworfen". Diese Erkrankung war von heftigem Fieber, Anschwellen der Beine, Verschluß der Nasenlöcher, Zittern des ganzen Körpers und hauptsächlich von irgendwelchen zerstörenden Prozessen auf der Haut mit Geschwüren, in welchen Würmer wimmelten, und mit dem Verfaulen aller Glieder verbunden.

Was war das aber für eine Krankheit? Wie soll man sie benennen? Es ist schwer, eine sichere Antwort darauf zu geben, nur auf Grund der Merkmale, die nicht einmal von den Ärzten beschrieben wurden, allein auf Grund einer Überlieferung. Einzeln genommen und im großen und ganzen sind sie alle für sehr viele Krankheiten charakteristisch, zieht man noch dazu das vorgerückte Alter des Herodes in Erwägung, so würden sie auch für unsere gewöhnliche Krätze passen, die zu jener Zeit, als die Ärzte selbst nicht viel mehr als die Kranken von der Medizin verstanden, schreckliche Zerstörungen hervorrief und nicht selten für Lepra gehalten wurde. Eher müßte man aber annehmen, daß es sich hier um irgendein schweres, zweifellos chronisches Leiden handelte. Zuerst traten dabei die örtlichen Erscheinungen auf und danach folgten die allgemeinen, z. B. Fieber, Krämpfe usw. Allem Anschein nach stand am Anfang der schrecklichen Krankheit irgendein Prozeß mit Geschwüren, ein sehr langer und ermattender, ähnlich dem Lupus vulgaris. In der kurzen klinischen Beschreibung, die uns der hl. Theophilaktus zurückließ, wird unter anderem ein Körperteil erwähnt, der offensichtlich zuallererst vom Geschwürsprozess in Mitleidenschaft gezogen wurde, und auf Grund dieser Angaben, oder richtiger gesagt, einer Andeutung, haben manche Ärzte geschlossen, daß Herodes an einer ansteckenden Krankheit mit Geschwüren gestorben ist, die auch in den zivilisierten Ländern in ihrer selten vorkommenden schweren Form bekannt ist und in der Medizin als Phagedänismus bezeichnet wird. Vielleicht ist es auch so.

720416



Evangeliar Otto III. (um 1000) *München, Staatsbibliothek.*

. 720417

Der Verlauf und die Symptome dieser Geschwürskrankheit, die am Anfang begrenzt ist, nachher sich aber über den ganzen Körper ausbreitet, ihr besonders bösartiger Charakter, ihre Hartnäckigkeit und die tiefgreifenden Zerstörungen, die sie im Organismus manchmal hervorruft, können schließlich ein Bild jener widerwärtigen Krankheit und Verwesung geben, welche Farrar erwähnt.

Zur Beschreibung der Herodes'schen Krankheit paßt ebenfalls die Hautpest, die in Europa unbekannt ist und nur in den tropischen Gebieten vorkommt, überwiegend in Cochinchina und auf den Inseln und an der Küste des Roten Meeres. Sie befällt hauptsächlich Menschen, welche durch eine Krankheit schon geschwächt wurden, und ergreift bei unbedeutendsten Hautverletzungen meistens die unteren Körperglieder. Gewöhnlich erkranken bei diesem Leiden die Haut und das Unterhautzellgewebe, bei den nicht seltenen bösartigen Fällen aber verbreitet sich der Geschwürsprozeß nach allen Seiten, zerstört die Muskeln, Sehnen und sogar Knochen, es ist so, als ob der Mensch noch lebend verwest.

Der heilige Nikolaos Thaumaturgos

Seine Heilungen und Wundertaten

Von Dr. med. *C. Heinr. Wendt*

Die dem Westen als Freund der Kinder so vertraute und schon lange ein wenig säkularisierte Gestalt des hl. Nikolaus ist dem christlichen Osten stets eine verklärte himmlische Persönlichkeit mit allen Eigenschaften echter Heiligkeit geblieben. Ein „Spätgeborener“ in der Hierarchie der griechischen Heiligen überflügelt er zu Ende des 9. Jahrhunderts alle anderen Heiligen und rückt als »ὑπεράγιος« („überheilig“) und »ἰσάγγελος« („engelgleich“) in der himmlischen Rangordnung unmittelbar unter die Gottesmutter. Schon im 10. Jahrhundert »ὡς θεός« verehrt, empfängt der Heilige in einer Lobrede des paphlagonischen Bischofs Niketas den höchsten seiner zahlreichen Würdenamen, den des »ἄλλος σωτήρ«, des Zweiten Erlösers, den jeder nächst Gott zum Beschützer begehre (1). In dieser nicht mehr überbietbaren Wertschätzung übernimmt der slawische Osten den „Wundertäter“ (»θαυματουργός«), den „Tschudotworets“, wie ihn Rußland nennt. Es ist mehr als nur ein etwas kühnes Epigramm, wenn es in Rußland oder Bulgarien heißt: Wenn Gott je stürbe, würden wir den hl. Nikolaus zum lieben Gott machen. Überall im christlichen Osten ist er es, der von allen heiligen Personen dem Menschen am nächsten steht. Er ist der Heilige, der schlechthin für alles Verständnis hat und Hilfe weiß; für Sorgen und Kummer, Leid und Schmerz, Fehler und Sünden. Nichts Menschliches ist ihm fremd. Er ist der „Gütige“ („milostiwyj“), der „Hilfsbereite“ („ugodnik“), dessen Bildnis den aus der Heimat Scheidenden in die Fremde begleitet. Als der „Prokurist des lieben Gottes“ mit weitgehenden Vollmachten ausgestattet, vermag

(1) Umfassende Zusammenstellung des Schrifttums bei: *G. Anrich*, Hagios Nikolaos. Der Heilige Nikolaus in der griechischen Kirche. Bd. 1 Texte, Bd. 2 Prolegomena, Untersuchungen, Indices. Leipzig/Berlin 1913 und 1917.

720418



Abb. 1. Der heilige Nikolaus von Lipno. Russische Ikone aus dem 15. Jahrhundert

er überall dort einzugreifen, wo gläubige Bitten ihn herbeiflehen oder wo er von unverschuldeter oder verschuldeter bußfertiger Not erfährt. Alle anderen Heiligen haben ihr besonderes »χάρισμα«, er allein besitzt die »πληρότης«.

Seine historische Gestalt ist wenig greifbar. Die Hagiographie läßt ihn zu Beginn des 4. Jahrhunderts in Patera im kleinasiatischen Lykien zur Welt kommen und am 6. Dezember 352 als Bischof von Myra in Lykien einen friedlichen Tod sterben. Die zahlreichen im 5. bis 7. Jahrhundert entstandenen Viten sind in merkwürdiger Weise verkettet mit der Lebensgeschichte eines im 6. Jahrhundert lebenden Nikolaos, Archimandriten des lykischen Sion-Klosters und späteren Bischofs von Pinara in Lykien. Aus diesen beiden Gestalten entsteht — ein nicht allzu seltenes Ereignis in der östlichen Hagiographie — literarisch und bildlich eine einzige Gestalt von außerordentlich charakteristischem Profil.

Das, was zu dem meteorhaften Aufstieg des Heiligen geführt hat, ist die Art der von ihm verrichteten Wundertaten. An der Spitze stehen — wie stets in der Hagiographie — Heilungswunder. Im christlichen Osten bilden sich erst sehr spät eigentliche Heilpatronate, und selbst dann, wenn die Patronatsinhaber, wie etwa Kosmas und Damian, als „heilige Ärzte" bezeichnet werden können, beschränkt sich ihre Wundertätigkeit keineswegs allein auf die Heilkunde (2). Obwohl die Vita des Nikolaos Sionites erkennen läßt, daß er sich sehr häufig als Krankenheiler betätigt haben muß, berichten die kompilierten Viten des hl. Nikolaos von Myra nur über wenige und dazu völlig in eine phantastische Sphäre gerückte Heilwunder. Zweifellos haben die Verfasser dieser Viten mit der Tendenz, den Charakter des universellen Helferamtes ihres Heiligen besonders hervorzuheben, eine Auswahl getroffen und sich hierbei mit einer einzigen Ausnahme, von der noch die Rede sein wird, dem Wunderhunger ihrer Zeit entsprechend, gerade die Heilwunder ausgesucht, bei denen phantastische Ausschmückung jede reale Deutungsmöglichkeit ausschließt.

Von ganz anderer Art sind die Berichte über Heilungen durch den hl. Nikolaos Sionites. Neben stereotypen Heilwundern finden wir Heilungsberichte aus dem Sion-Kloster, die nach Art der Darstellung durchaus einen historischen Kern haben können. Es sind kleine, sehr exakt geschriebene Krankengeschichten mit Name, Beruf und Herkunft des Kranken, mit Aufzählung der Symptome, die für diese Zeit zugleich auch die Diagnose bedeuteten, und einer kurzen Epikrise. Die Diagnose ist in fast allen Fällen mit „Besessenheit" zu übersetzen. So wird gesprochen von: »πνεῦμα ἀκάθαρτος. πνεῦμα σεληνικόν; πνεῦμα τοῦ δαιμονίου ἀκαθάρτου. πνεῦμα πονερόν«

(2) *C. Heinr. Wendt*, Die heiligen Ärzte in der Ostkirchenkunst, Centaurus, International Magazine of the History of Science and Medizine, 1950, S. 132—138.

720419



Abb. 2. Der heilige Nikolaus von Lipno Russische Ikone aus dem 18. Jahrhundert

sowie einmal von: »παραφρονεῖν«. Es handelt sich also um überwiegend psychische Erkrankungen, deren Behandlung mit exorzistischen Methoden im frühen Mittelalter ja die Domäne der Kirche war. Nur mit »πνεῦμα σεληνικόν« könnte vielleicht die genuine Epilepsie gemeint sein. Bei einem Fall: »παρθένος ξηρά μὴ δυναμένη κινῆσαι τι τῶν μελῶν αὐτῆς; δεινῶς βασανίζει αὐτὴν ὁ δαίμων καὶ ὁλόξηρον αὐτὴν ἐποίησεν; ἄνοιξον τὸ στόμα αὐτῆς« scheinen Lähmung und Aphonie auf Hysterie zu weisen. Die Therapie beschränkt sich im wesentlichen auf Gebet und Kreuzeszeichen, zuweilen begleitet von einer Salbung mit dem Öl der heiligen Lampe »ἔλαιον ἐκ τῆς κανδήλας«. Aber es gelangen auch manuelle Kunstgriffe zur Anwendung wie Festhalten und Zusammenpressen des Kopfes, In-den-Mund-Blasen u. a. (»κρατήσας αὐτόν καὶ σφίγξας τῆς κεφαλῆς ἐπ'αὐτῷ ἀπέλυσεν αὐτόν καὶ ῥήξαν αὐτόν ἀκάθαρτον πνεῦμα ἐβόησεν«.)

Das Auffallende und in unserer wieder so wunderheilungsgewohnten Zeit fast Enttäuschende ist die Tatsache, daß in diesen Berichten nicht, wie etwa bei den Evangelienwundern, von plötzlicher Heilung die Rede ist. In den meisten Fällen tritt die Heilung erst nach einigen Tagen, in zwei Fällen sogar erst nach 40 Tagen ein. Trotzdem haben diese uns gar nicht so wundersam erscheinenden Heilungen durch die Suggestionskraft einer schon zu Lebzeiten als höheres Wesen betrachteten Persönlichkeit zu ihrer Zeit als Wunderheilungen gegolten.

Das einzige Heilwunder des Nikolaos Sionites, das in Form einer Paraphrase in die Vita des Nikolaos von Myra eingegangen ist und in der Ostkirchenkunst auch bildhaften Ausdruck gefunden hat, ist die „Totenerweckung" des Jungmatrosen Ammonios. Ammonios stürzt von der Spitze des Mastes auf das Verdeck und bleibt wie tot liegen. Der hl. Nikolaus erweckt ihn durch sein Gebet zum Leben. Der Verfasser hat seinen Bericht sehr vorsichtig abgefaßt und spricht von »ἦν ὡσεὶ νεκρὸς ἄφωνος«. Erst eine spätere Zeit hat aus dem »ἀνίσταμαι« des zunächst bewußtlos Daliegenden eine echte »ἀνάστασις« gemacht.

Zu den Wundertaten, die in erster Linie die rasche Beförderung des hl. Nikolaus in die höchste Rangstufe der himmlischen Hierarchie veranlaßt und seine Volkstümlichkeit und Sonderstellung begründet haben, sind in der „praxis de stratilates", der ältesten uns überkommenen Nikolaus-Vita, die zugleich auch die Quelle für den bildhaften Ausdruck des Heiligen und für die Darstellungen aus seiner Lebensgeschichte ist, niedergelegt. Diese in fünf verschiedenen Rezensionen überkommene Praxis hat zum Mittelpunkt die Erzählung von der Befreiung dreier zum Tode verurteilter Feldherrn Konstantins des Großen. Diese auf einem Zug gegen aufständische

720420



Abb. 3. Der heilige Nikolaus von Možajsk

Völkerschaften in Phrygien befindlichen Feldherrn müssen, durch widrige Umstände gezwungen, den Hafen Andriake bei Myra anlaufen. Sie werden dort Zeugen eines Nikolauswunders, über das die Viten in sehr verschiedener Form berichten und das in keiner Darstellung der Vita fehlt: Die Errettung dreier unschuldig zum Tode Verurteilter dadurch, daß der Heilige im Augenblick der Exekution dazwischentritt. Als sie selbst später als Beklagte in Haft genommen und verurteilt werden, erinnern sie sich des Bischofs von Myra und erflehen seine Hilfe. Nikolaus erscheint im Traum dem Kaiser Konstantin und dem Präfekten Ablabios und verlangt unter schweren Drohungen die Freilassung der Gefangenen.

Dieses Wunder wurde als so unerhört empfunden, weil Nikolaus nicht etwa als verklärter himmlischer Heiliger im fernen Byzanz erscheint — dies wäre ein durchaus gewohntes Wunder, ein »συνήθης θαῦμα«, gewesen —, sondern weil er dieses Wunder noch zu Lebzeiten als Bischof von Myra zu vollbringen vermag. So erweist sich Nikolaus schon in seinem irdischen Dasein als »αἰθέριος ἄνθρωπος«.

Um diese Hauptwunder des Heiligen gruppieren sich noch etwa sechzig andere Wunder, die in den Viten ganz verschiedene Form und Gestalt finden und die zum größten Teil als Phantasiegebilde griechischer Erzählerkunst wohl nichts anderes sein wollten als Erbauungsliteratur. Nur einige wenige hat man bildhafter Darstellung gewürdigt, die damit verifiziert sind, weil nach der alten Bildauffassung des Ostens nur darstellbar ist, was wirklich gewesen ist.

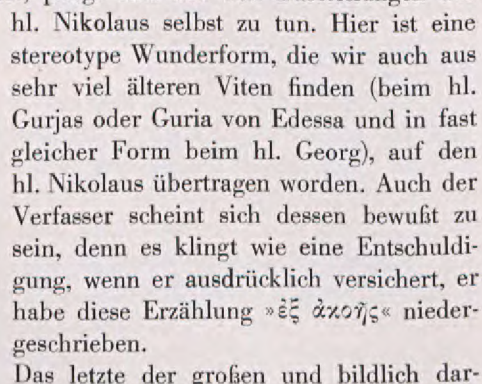
Hierzu gehört die Darstellung des 1. Ökumenischen Konzils, an dem der Tradition nach der hl. Nikolaus teilgenommen hat. Er sieht, wie Arius gegen die heiligen Väter auftritt, ergrimmt und verabfolgt dem Ketzer eine gewaltige Ohrfeige (»ἓν ῥάπισμα«). Arius beschwert sich beim Kaiser und erinnert ihn daran, daß dem die Hand abzuschlagen sei, der sich in Gegenwart des Kaisers an einem anderen vergreife. Nikolaus wird eingesperrt. In der Nacht aber erscheinen ihm Christus und die Gottesmutter und überreichen ihm das Evangelium und das bischöfliche Omophorion. So finden ihn am nächsten Morgen die Bischöfe, und Kaiser Konstantin bittet ihn um Verzeihung. Dieses „Thauma Nikänum" hat für alle Zeiten dem häufigsten Darstellungstypus des Heiligen zwei obligate Attribute — links Christus das Evangelium und rechts die Gottesmutter das Omophorion reichend — eingetragen (vergl. Abb. 1 und 2).

Eine ganze Gruppe von Wundern betrifft Errettungen aus Seenot, die den hl. Nikolaus zum erklärten Patron aller Seefahrer werden ließen. Auf den Vitenbildern (vergl. Abb. 4) finden wir zumeist die Errettung des jungen Demetrius, der mit dem Ruf »ἅγιε Νικόλαε βοήθει μοι« in den Fluten versinkt und besinnungslos durch den Heiligen in sein Haus in Konstantinopel entrückt wird.

720421

Ein zweites Seenotwunder verknüpft sich in eigentümlicher Weise mit dem schon beschriebenen Heilungswunder am Jungmatrosen Ammonios. In dem sogenannten Maler-Handbuch vom Berge Athos (3), das neun Vitenbilder des Heiligen zur Darstellung vorschreibt, heißt es unter: Der Heilige erweckt einen Schiffer im Fahrzeug: „Meer und in demselben ein Fahrzeug, und der Heilige betet darin, und ein toter Schiffer liegt vor ihm, und andere Schiffer um ihn sind in Verwunderung." Meist finden wir jedoch ein kleines Schifflein mit dem Heiligen und den Schiffern ohne irgendeinen Bezug auf das Ammonios- oder Demetrius-Wunder, und es bleibt offen, ob der Maler nicht vielleicht alle Seenotwunder in dieser Darstellung zusammengezogen sieht.

Eine der schönsten und in keiner Darstellung der Vita fehlende Nikolaus-Erzählung ist folgende: Der Jüngling Basileos wird bei nächtlicher Kirchweih am Nikolaustage von einfallenden Arabern gefangengenommen und vom Emir von Kreta zum Mundschenk gemacht. Die Eltern trauern, und die Mutter weigert sich nach Jahresfrist, das Nikolaus-Fest wieder feierlich zu begehen. Als sie sich dann endlich doch hierzu entschließt und die Gäste um den Tisch sitzen, schlagen die Hunde an. Der Vater schleicht hinaus und sieht starr vor Schrecken seinen Sohn in arabischer Tracht mit einem gefüllten Becher vor sich stehen. Er sei, so erzählt Basileos, als Mundschenk seines Amtes waltend, plötzlich von unsichtbarer Gewalt entrückt worden, nachdem ihm einige Zeit zuvor der hl. Nikolaus erschienen sei und ihm Mut zugesprochen habe. Während die Erzählung damit schließt, daß der Vater den wiedergeschenkten Sohn der Mutter und den Gästen zuführt, pflegt dies auf den Darstellungen der hl. Nikolaus selbst zu tun. Hier ist eine stereotype Wunderform, die wir auch aus sehr viel älteren Viten finden (beim hl. Gurjas oder Guria von Edessa und in fast gleicher Form beim hl. Georg), auf den hl. Nikolaus übertragen worden. Auch der Verfasser scheint sich dessen bewußt zu sein, denn es klingt wie eine Entschuldigung, wenn er ausdrücklich versichert, er habe diese Erzählung »ἐξ ἀκοῆς« niedergeschrieben.





Das letzte der großen und bildlich dargestellten Wunder ist die „praxis de tribus filiabus", die Wundererzählung, der die westliche Sitte der Kinderbeschenkung in der Nacht vor dem Nikolaustag entstammt. Ein vornehmer Mann, der völlig verarmt ist, beabsichtigt seine drei Töchter, die er nicht ebenbürtig verheiraten kann, der Schande preiszugeben, um seinen und

(3) *Godeh. Schäfer*, Handbuch der Malerei vom Berge Athos, Trier 1855.



Abb. 4. Der heilige Nikolaus von Sarajsk. Russische Ikone des 15. Jahrhunderts

720422

seiner Töchter Lebensunterhalt zu bestreiten. Der noch jugendliche Nikolaus, eben Erbe eines großen Vermögens geworden, hört davon und wirft nachts dreimal einen Beutel voll Gold in das Haus des Verarmten. Das dritte Mal holt der Vater den enteilenden Wohltäter ein und dankt ihm unter Tränen.

Hier erscheint also eine Erzählung, die gar nichts Wundersames enthält. Und doch ist sie eine der beliebtesten, denn sie entspricht der besonders in den slawischen Ländern volkstümlichen Auffassung vom gütigen und hilfsbereiten Nikolaus, dem „Milostiwyj" und „Ugodnik", der auch dann hilft, wenn er gar nicht angerufen wird.

Wenn auch die Krankenheilungen des Nikolaus in den bildhaften Darstellungen ganz zurücktreten und selbst im Schrifttum von seiner Tätigkeit als allgemeiner Helfer überschattet sind, so spielen seine Reliquien eine um so größere heilspendende Rolle. Schon im 6. Jahrhundert gehörte die kleine Grabkirche des Heiligen, das sogenannte »μαρτύριον« mit zu den berühmtesten Heiligtümern der östlichen Christenheit. Als »ἐν ὅλῳ τῷ κόσμῳ ἰατρεῖον καὶ θεραπεῖον τοῖς πάσχουσι« wurde sie von den Kranken aufgesucht, die das heilende »μύρον«, den Balsam, den die Gebeine des Heiligen spendeten, als Panazee gegen vielerlei Gebresten hoch schätzten. Zu den zahllosen Geheilten gehörte auch der Reichsverweser Johannes, ein Bruder Kaiser Michaels IV. (1034—1041). Auch nach dem Raub der Gebeine des Heiligen durch die Normannen und ihrer Überführung in die Kirche S. Nicolo in Bari im Jahre 1087 haben seine Gebeine bis heute die für heilkräftig gehaltene „Manna di S. Nicola" gespendet.

Schon die ältesten uns überkommenen Darstellungen des Heiligen aus dem 11. Jahrhundert, die Glasmosaiken im Daphni-Kloster bei Athen und in der Kirche von Hosios Lukas in Phokis zeigen den ikonographischen Typus, der für alle Zeiten verbindlich bleibt: Ein auf den byzantinischen Bildern ernst und streng, auf den späteren slawischen Bildern gütig und sanft blickender Greis mit hoher Stirn, lockigem weißem oder grauem Haupthaar und kurzem, breitem Bart. Auf den älteren Bildern stets barhäuptig, vom 18. Jahrhundert an oft mit Krone ausgestattet, trägt Nikolaus ein mit Kreuzen reich besticktes Sakkos über dem Sticharion und ein sehr charakteristisches, mit sckwarzen Kreuzen besticktes weißes Omophorion. In der Linken hält er das geöffnete oder geschlossene Evangelium, während seine Rechte den Segensgestus ausführt. Zu beiden Seiten dieses Brustbild-Types die schon erwähnten Attribute – Christus das Evangelium und die Gottesmutter das Omophorion reichend. Die Beschriftung bringt stets auch den Beinamen des Heiligen, den des „Wundertäters", zumeist stark gekürzt. Diesen nach einem berühmten und wundertätigen Heiligenbilde in der Nähe von Nowgorod (am Ilmensee, Nischnij-Nowgorod an der Wolga) als Nikolaus von Lipno bezeichneten Typus zeigt Abb. 1 auf einer Ikone aus dem 15. Jahrhundert. Wie wenig sich im Laufe der Jahrhunderte der allgemeine Typus des Heiligen ändert, zeigt Abb. 2, eine russische Ikone aus dem 18. Jahrhundert mit dem für diese Zeit üblichen Silberbeschlag, dem Oklad.

Neben diesem bis in unsere Zeit immer wieder dargestellten Nikolaus von Lipno entstehen im 14. bis 15. Jahrhundert in Rußland zwei weitere Typen. Der seltener dargestellte Nikolaus von Možajsk, so genannt nach einer kleinen Stadt zwischen Moskau und Borodino, wo sich das Bild „offenbarte", erschien in der russischen Geschichte oft siegverheißend Feldherrn, Priestern und Soldaten vor der Schlacht.

720423



Abb. 5. Ilja Repin
Das Wunder des hl. Nikolaus (1888)

So erhebt er — ein seltsames Attribut für diesen friedfertigen Heiligen — ein Schwert in seiner Rechten (vgl. Abb. 3).

Häufiger finden wir das Bild des hl. Nikolaus von Sarajsk, so genannt nach einem kleinen Ort im Okagebiet. Der Legende nach im Jahre 1224 aus dem pontischen Chersones nach Rußland gebracht, wird diese Darstellung in der Nowgoroder Ikonenmalerei des 15. Jahrhunderts beliebt. Wiederum als Ganzfigur dargestellt, trägt der Heilige in seiner Linken das Evangelium und segnet mit seiner Rechten. Auf Abb. 4 finden wir zwölf der wichtigsten Nikolauswunder als distinguierte Randbilder. Von links oben nach rechts sind dargestellt: Die Geburt des Heiligen, seine Taufe, sein Eintritt in die Lehre, seine Weihe zum Priester, das Seenotwunder, der Heilige predigt den Gefangenen, die Überführung seiner Gebeine, die Auffindung der Gebeine eines Heiligen, die Rückführung des Knaben zum Tisch seiner Eltern, die Errettung eines Ertrinkenden, die Errettung der drei zum Tode Verurteilten, der Heilige erscheint dem Kaiser Konstantin im Schlaf. Seltsamerweise fehlt das sonst so beliebte Wunder der Bewahrung dreier Mädchen vor der Schande.

Wohl keines der Nikolauswunder hat das russische Volk so sehr bewegt und ihm in schweren Zeiten der blutigen russischen Geschichte die Hoffnung auf den Erretter in letzter Stunde mehr erregt als die Verhütung der Hinrichtung der drei Unschuldigen bei Myra. Ilja Repin hat in seinem berühmten Bilde „Das Wunder des hl. Nikolaus“ (s. Abb. 5) dem Vorgang einen sehr realistischen und packenden Ausdruck verliehen.

Anschrift des Verfassers:
Hannover, Lange Laube 14

720424



Ikone des hl. Nikolaos Thaumaturgos aus dem 15. Jahrhundert

INHALTSVERZEICHNIS

720425



St. Christophorus mit Christkind und Gabenbaum aus dem Jahre 1601.
(Germanisches National-Museum, Nürnberg)

Silvester in aller Welt

Wenn bei uns um Mitternacht des 31. Dezember die letzten Sekunden angebrochen sind, werden allerorts die Sektflaschen entkorkt, um auf ein gutes und erfolgreiches Neues Jahr zu trinken. Danach geht dann der Höllenzauber des Feuerwerks los und gefeiert wird dann bis in die frühen Morgenstunden des neuen Jahres.

Wie feiern nun aber andere Völker den Jahreswechsel?

Sehen wir uns doch einmal ein bißchen um:

Griechenland

Das Glück eines ganzen Jahres hängt von einer Goldmünze ab - glauben zumindest die Griechen. In jeder Silvesternacht warten sie gespannt auf das Schneiden der "Pitta", eines Hefeteigkuchens, in dem der Familienvater vorher eben diese Münze versteckt hat. Wer sie mit seinem Stück erwischt - so der Volksglaube - darf 12 Monate mit viel Gutem rechnen.

Italien

Verletzte und manchmal auch Tote fordern alljährlich die Silvester-Sitten in Rom, wenn in den engen Gassen vor Mitternacht die "Cocco" (unnütz gewordener Hausrat) auf die Straße geschmettert werden: leere Flaschen, zerbrochene Stühle, ausgediente Öfen fliegen (symbolisch für Glück und Unglück des Jahres) aus dem Fenster.

Mit steigendem Wohlstand und zunehmender Verknappung an Straßenfegern verdrängen im "Mitternachtskrieg" Feuerwerkskörper die "Cocci" allerdings immer mehr. Die neue pyromanische Euphorie der Römer droht in den letzten Jahren selbst die traditionelle Schwarzpulver-Leidenschaft der Neapolitaner in den Schatteň zu stellen. Und das bedeutet: 20 Millionen Mark (nicht Lire) werden allein am Tieber in einer Nacht verjuxt.

Brasilien

Zum 51. Mal erlebt Brasiliens größte Stadt dieses Jahr wohl das bekannteste Silvester-Spektakel der Welt. Am 31. Dezember um 23.40 Uhr starten in Sao Paulo die besten Langläufer zu einem 8900-Meter-Rennen durch die abgesperrten Straßen. In den ersten Minuten des neuen Jahres erreichen sie ihr Ziel. Bis zu 300.000 Menschen säumen den Kurs und feuern die Athleten lautstark an. Erst nach dem Silvesterlauf feiern die "Paulistas" dann das neue Jahr.

Dieser Brauch geht auf das Jahr 1925 zurück. Anfangs nahm die Welt kaum Notiz davon, heute ernten die Sieger Weltruhm.

England

"Hogmanay" begehen die Schotten als den größten Feiertag im Kalender. Tausende kommen Silvester aus aller Welt zum alljährlichen Clan-Treffen in ihre Heimat zurück oder versammeln sich wenigstens im Exil. Der Whisky-Umsatz in diesen Tagen übersteigt regelmäßig den aller anderen Spitzenmonate.

Whisky hebt am Silvesterabend zu Hause die Stimmung. Whisky wird auf die Straße geschleppt, wo unter mitternächtlichem Kirchenglockenläuten und Dudelsackmelodien Stockfremde einander die Hände schütteln oder sich küssen. Und Whisky vertreibt in den Stunden nach Mitternacht, in denen jeder jeden besucht, die bösen Geister, von denen es ja in Schottland genügend gibt. Cheers!

Japan

Wie ein aufgeregter Bienenschwarm wirken die Japaner in den letzten Stunden des Jahres. In alle Richtungen schwirren sie, mit Zügen und Autos wollen sie noch den Heimatort erreichen und Silvester bei ihren Verwandten feiern. Das Heim ist mit Pinienzweigen geschmückt: Symbole für Beständigkeit und Tugend. Dazwischen hängt der "Shimenawa", ein gedrehtes Strohseil mit weißen Papierstreifen, um das Haus von bösen Geistern freizuhalten. Jeder zweite Japaner besucht zu Neujahr einen Schrein oder Tempel.

Auf den Ryukyu-Inseln stellen junge Männer in Masken die Geister der Vorfahren dar und ermahnen die Kinder und die Nachbarschaft, sich artig aufzuführen. Um Mitternacht ertönen überall im Land feierliche 108 Glockenschläge, die das Jahr einläuten, die Menschen an ihre 108 bösen Begierden erinnern und sie auf den rechten Weg zurückbringen sollen.

Andere Länder, andere Sitten !

Eines haben jedoch alle Völker gemeinsam: den Wunsch, daß das Neue Jahr ihnen besseres beschert, als das vergangene. Und gefeiert wird das Neue Jahr überall auf der Welt !